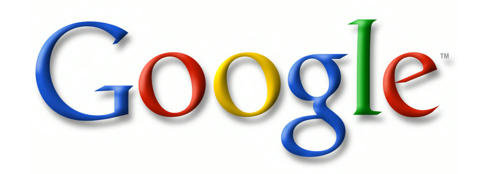
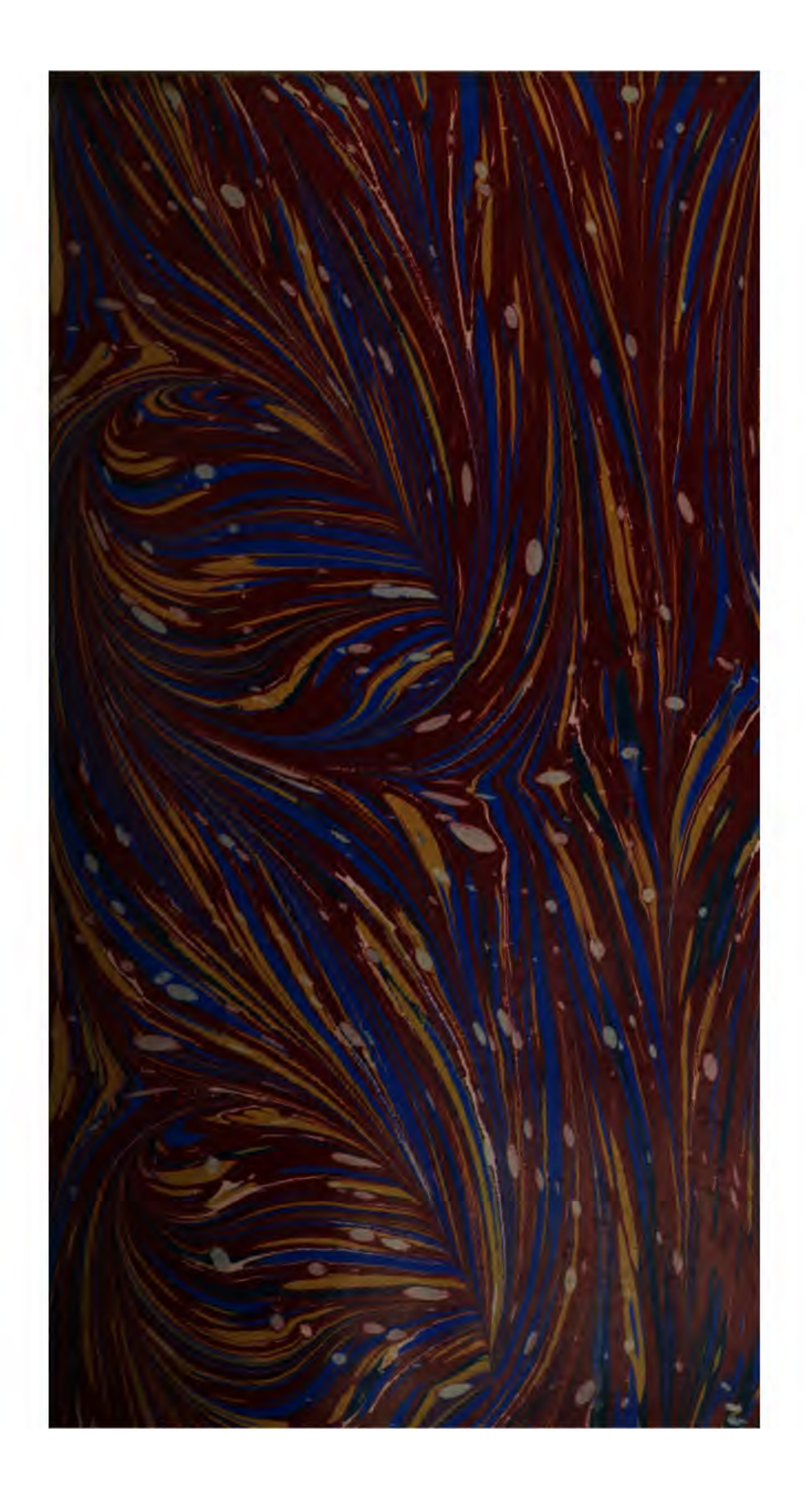
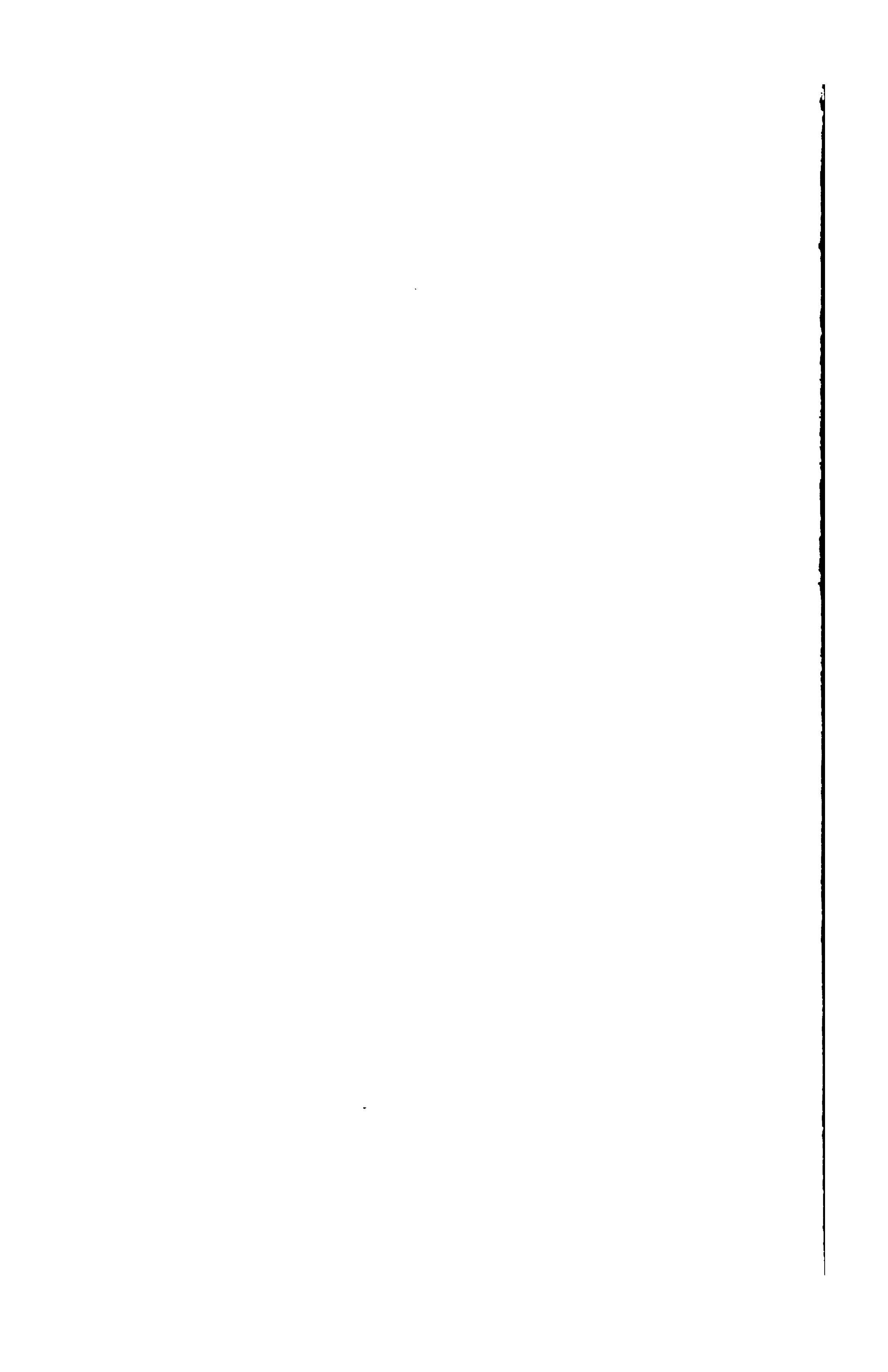
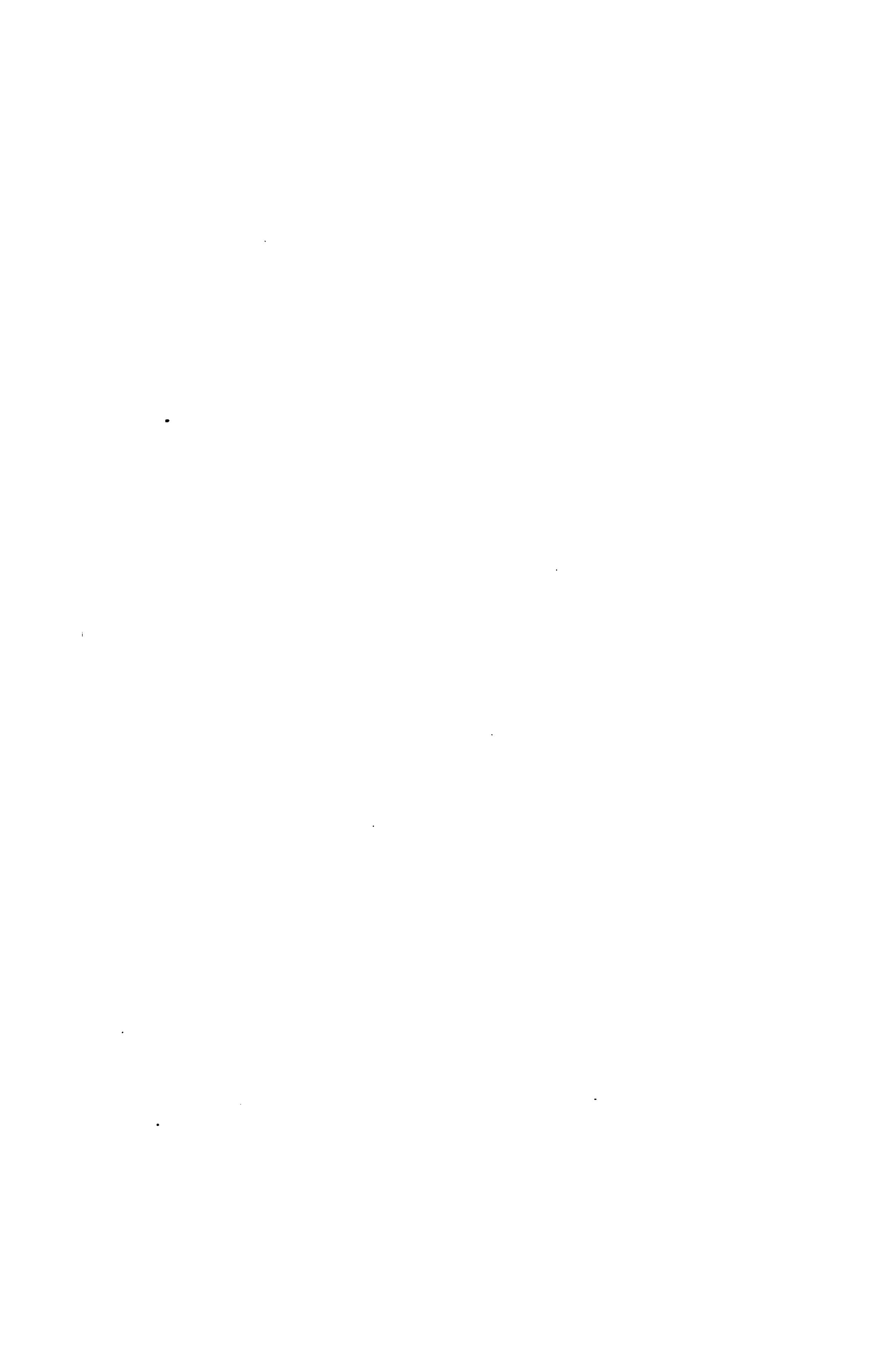





161 f. 29
DOMI
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1885









Geschichte

der

Litteratur Italiens

im

Zeitalter der Renaissance

von

Dr. Gustav Koerting,

ordentl. Professor der romanischen und englischen Philologie
a. d. königl. Akademie zu Münster i. W.

1

Erster Band.

Petrarca's Leben und Werke.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1878.

Petrarca's

Leben und Werke

von

Dr. Gustav Koerting,
ordentl. Professor der romanischen und englischen Philologie
a. d. königl. Akademie zu Münster i. W.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1878.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 JAN. 1935
OF OXFORD

Herrn

Professor Dr. Adolf Ebert

in Leipzig,

seinem hochverehrten Lehrer,

in aufrichtigster Dankbarkeit

der Verfasser.

Vorwort.

Während die Geschichte der politischen Verhältnisse, der Cultur und namentlich der bildenden Kunst Italiens in dem Zeitalter der Renaissance bereits in zahlreichen und vortrefflichen Werken erzählt worden ist, ist auffallenderweise die Geschichte der Litteratur Italiens in diesem Zeitalter noch niemals zum Gegenstande einer eingehenden und zusammenhängenden Darstellung gemacht worden.

Dies soll nun in dem Werke geschehen, dessen erster Band hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird.

Ich beabsichtige, in diesem Werke die Geschichte der Litteratur Italiens — und zwar sowol der italienischen wie der lateinischen, da eine Beschränkung auf die eine von beiden mir völlig unstatthaft erscheint — von Petrarca bis zu Tasso darzustellen. Wohl weiss ich, dass das Zeitalter der italienischen Renaissance auch anders abgegrenzt werden kann, aber ich glaube, unter den verschiedenen Möglichkeiten die berechtigteste erwählt zu haben, und ich hoffe, dass die Kenner der italienischen Litteraturgeschichte mir darin ohne Bedenken beistimmen werden, wesshalb ich auf eine Darlegung meiner Gründe verzichte.

Es erschien mir am angemessensten, den beiden ersten Bänden meines Werkes, welche Petrarca und Boccaccio gewidmet sein sollen, die Form einer Biographie zu geben, sowie ich dies auch bei dem sechsten und letzten, welcher Torquato Tasso behandeln soll, zu thun gedenke. Auch hier sind die Gründe, welche mich zu diesem Verfahren bestimmen, zu deutlich erkennbar, als dass sie einer Erörterung bedürften.

Da ich nicht weiss, ob mir eine Weiterführung meines Werkes vergönnt sein werde, so sehnlichst ich dies auch wünsche, so habe ich diesem ersten Band eine abgeschlossene Form gegeben, so dass er eine Einheit für sich bildet und keiner Fortsetzung und Ergänzung benöthigt ist.

Ich hatte zuerst beabsichtigt, in einer ausführlichen Einleitung allgemeine Betrachtungen über das Wesen, die Entstehung und die Wirkung der Renaissancebildung zu geben, indessen habe ich es später vorgezogen, dieselben an geeigneten Stellen in das Werk selbst zu verweben, um die Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden.

Da ich nicht bloss für Litterarhistoriker von Fach, sondern für das gebildete Publicum überhaupt schreiben wollte, so habe ich nach Möglichkeit sowol alle Specialuntersuchungen als auch alle Polemik von dem Buche fern gehalten und in Bezug auf die Citate mir die thunlichste Beschränkung auferlegt. Ich hoffe aber, dass man nichtsdestoweniger dem Buche die Anerkennung, nach wissenschaftlichen Grundsätzen und mit Benutzung der einschlägigen umfangreichen Litteratur gearbeitet zu sein, nicht werde vorenthalten können. Uebrigens behalte ich mir vor, eine Reihe von Fragen, welche ich jetzt nur flüchtig berühren konnte, später monographisch eingehend zu erörtern.

Aufrichtigen Dank habe ich den Verwaltungen der Königlichen Bibliotheken zu Dresden und Göttingen auszusprechen, welche in liberalster Weise ihre Schätze meiner Benutzung

zugänglich machten und mir dadurch ganz wesentlich die Abfassung meines Buches erleichterten. Zu besonderem Danke aber bin ich dem Bibliothekar der hiesigen Paulina, Herrn Dr. J. Ständer, verpflichtet, welcher mit der grössten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit jeden von mir ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen sich bemühte.

Herzlichst habe ich sodann meinem lieben Freunde, Herrn Dr. Meltzer in Dresden, zu danken, welcher sich in aufopfernder Weise der Durchsicht der Correcturbogen unterzogen hat.

Zu danken habe ich endlich auch meinem verehrten Herrn Verleger, welcher für die Ausstattung des Buches in würdigster Weise gesorgt hat und auf alle meine Wünsche bereitwillig eingegangen ist.

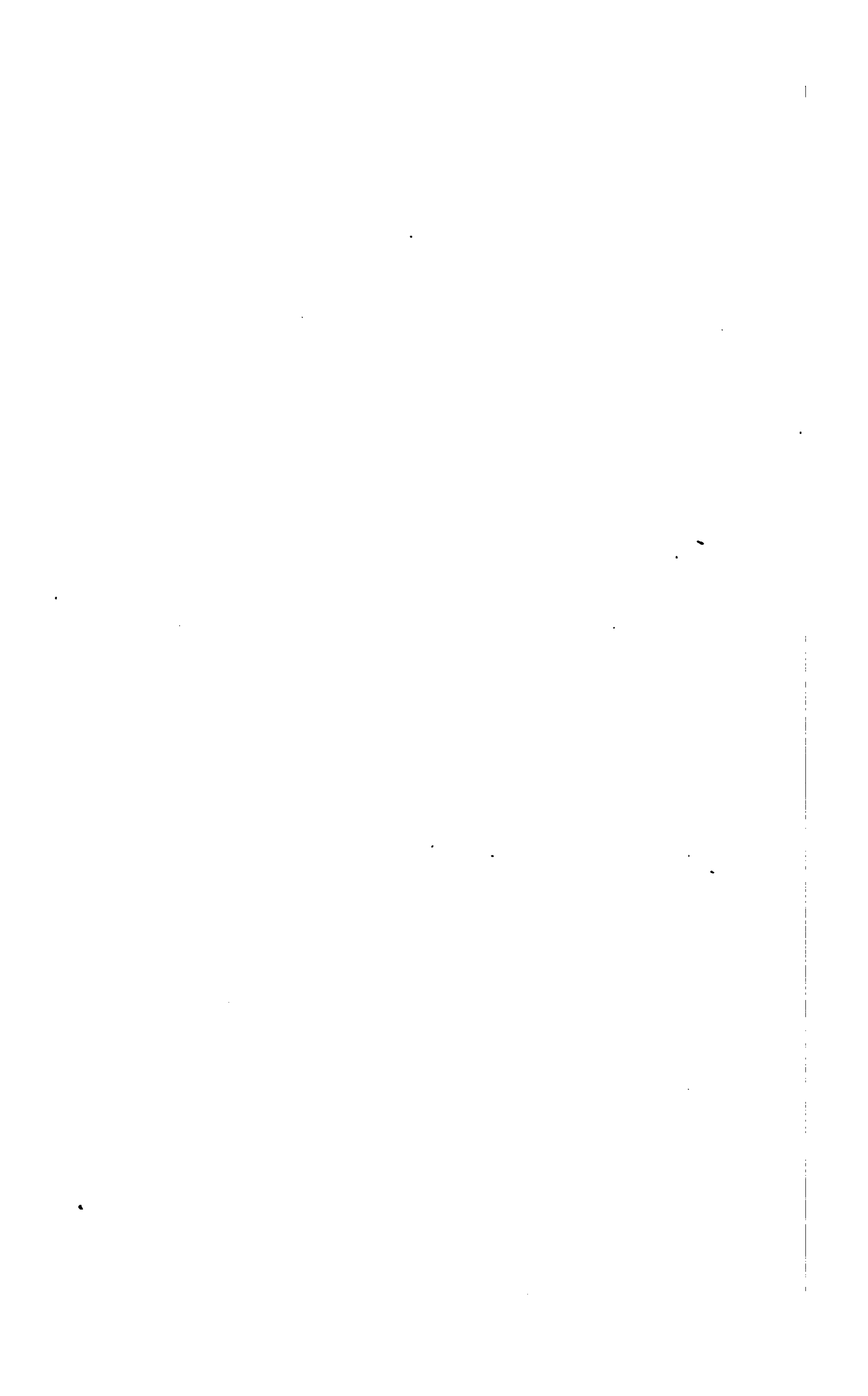
Möge das Buch sachkundige und gerechte Beurtheiler finden und von ihnen der Fortsetzung für würdig erachtet werden!

Möge es mir vergönnt gewesen sein, ein Scherflein beizusteuern zur Förderung der litterargeschichtlichen Wissenschaft!

Münster in Westfalen, am 6. März 1878.

Der Verfasser.

Inhalt.



Erstes Capitel.

Die Quellen für die Biographie Petrarca's.

Wer den Namen Petrarca's vernimmt, gedenkt dabei unwillkürlich zunächst des Sängers des „Canzoniere“, des Dichters jener Sonette und Canzonen, deren klangvolle Strophen Laura's Schönheit feiern und Laura's Tod betrauern. Petrarca's Dichterruhm, den er durch seine lyrischen Poesien sich errungen, und seine romantische Liebe zu Laura sind für Viele und darunter auch für solche, denen der Besitz einer höheren Bildung nicht abgesprochen werden kann, die einzigen Dinge, welche sie, abgesehen von den dürftigen chronologischen Daten des Geburts- und Todesjahres, über das Leben und Wirken des grossen Italieners zu berichten wissen. Dass derselbe auf einen weit höheren Ruhm Anspruch erheben darf, als auf denjenigen, seines Vaterlandes grösster Lyriker gewesen zu sein, ist eben, so nachdrücklich auch die bewährtesten Litterar- und Culturhistoriker wiederholt darauf hingewiesen haben, für die grosse Masse des sogenannten gebildeten Publicums leider noch immer eine, wenn auch vielleicht dunkel geahnte und vermuthete, so doch nicht zum klaren Bewusstsein gekommene Thatsache.

Petrarca gehört der Zahl jener wenigen wahrhaft grossen Männer an, deren Wirken nicht für ein einzelnes Volk noch

für ein einzelnes aus wenigen Jahrzehenden sich zusammensetzendes Zeitalter, sondern für die ganze Menschheit, soweit sie der abendländischen Culturwelt angehört, und für die ganze noch unabsehbare Dauer der modernen Cultur bedeutungsvoll geworden ist. Nicht der „Canzoniere" ist die wahre Basis seines unsterblichen Ruhmes, nicht auf dies Liederbuch gründet sich die weltgeschichtliche Grösse des Mannes. Allerdings würde der „Canzoniere" auch für sich allein genügt haben, des Dichters Namen der fernen Nachwelt zu überliefern, aber es würde dies eine Unsterblichkeit anderer, geringerer Art, eine Unsterblichkeit, um so zu sagen, zweiten Grades gewesen sein, eine Unsterblichkeit, welche nur der litterargeschichtlichen Sphäre angehört haben würde. Ein Petrarca, der Nichts weiter gethan hätte, als dass er die melodischen Lieder des „Canzoniere" gedichtet, würde eben nur für die Litteraturgeschichte Italiens eine grössere Bedeutung besitzen, aber selbst auch für diese eine weit geringere, als sie dem wirklichen Petrarca thatsächlich zukommt, und überdies, was noch wichtiger ist, eine nicht über alle Anfechtungen erhabene. Es ist selbstverständlich nicht hier der Ort, an welchem wir den ästhetischen Werth und die litterargeschichtliche Bedeutung des „Canzoniere" zu besprechen haben, aber wir müssen, um das eben ausgesprochene Urtheil nicht ganz unbegründet zu lassen, doch schon jetzt darauf hinweisen, dass es sehr fraglich erscheinen kann, ob der Einfluss des „Canzoniere" auf die Entwickelung der italienischen Lyrik ein vorwiegend förderlicher und vortheilhafter gewesen ist oder ob nicht vielmehr gerade durch ihn jener oft so geistlose Formalismus und jene oft so widerliche Gefühlsspielerei, an welchen fast alle Lyriker Italiens seit Petrarca's Zeiten gekrankt haben, erzeugt und grossgezogen worden sind. Die „Petrarkisten" sind nach dem Urtheile besonnener Kunstrichter nicht eben die glänzendsten Vertreter der italienischen Litteratur, und die Behauptung, dass durch das Weiterschreiten auf der von Petrarca eingeschlagenen Bahn die italienische Lyrik entnationalisirt und zu einer künstlichen Treibhauspflanze, welche aller natürlichen

Frische und urwüchsigen Duftes ermangele, umgewandelt worden sei, dürfte nicht aller Berechtigung entbehren, so ungereimt es natürlich auch sein würde, Petrarca selbst für die Geistlosigkeit und das Ungeschick seiner Nachahmer verantwortlich machen zu wollen.

Lassen wir indessen die Folgen, welche der Einfluss des „Canzoniere" für die späteren Schicksale der italienischen Lyrik gehabt hat, ganz dahingestellt, so ist doch das Eine unzweifelhaft, dass der „Canzoniere", weil selbst nur lyrische Poesien umfassend, eben auch nur auf die Entwickelung der italienischen Lyrik eine, sei es nun segensreiche, sei es verderbliche, Einwirkung auszuüben vermochte. Es würde demnach seinem Verfasser, wenn derselbe keine weiteren Leistungen aufzuweisen hätte, eine litterargeschichtliche Bedeutung nur für das verhältnissmässig beschränkte Gebiet der Lyrik zugestanden werden können. Nun freilich hat Petrarca in seinem Alter nach dem Vorbilde der „Göttlichen Komödie" Dante's auch eine epische Dichtung, die „Trionfi", verfasst, aber es würde dieselbe, so wenig wir auch ihre eigenthümlichen und grossartigen Schönheiten und die Tiefe ihres Gedankeninhaltes verkennen wollen, doch wenig geeignet gewesen sein, ihm ein Anrecht auf den erhabenen Rang zu verleihen, welcher ihm von der Litteraturgeschichte mit gutem Grunde zuerkannt wird.

Nicht also in demjenigen, was er selbst poetisch geschaffen, ist Petrarca's Grösse und eigenthümliches Verdienst enthalten. Als Dichter steht er an schöpferischer Kraft und Originalität des Denkens weit hinter Dante und selbst auch hinter Boccaccio zurück, so sehr er dieselben auch und namentlich den ersteren in der kunstvollen Beherrschung der Form und in der Meisterschaft über eine noch nicht gefügige Sprache übertrifft. Und dennoch hat er weit Grösseres gethan, als Dante und Boccaccio, Grösseres, als irgend ein anderer Geistesheros des Alterthums oder der Neuzeit: er ist der Schöpfer einer neuen Culturform, der Erzeuger und Begründer der Renaissance geworden und hat dem geistigen Schaffen nicht

bloss seines Volkes, sondern aller Culturnationen des Abendlandes auf Jahrhunderte hinaus das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Es kann seinen Ruhm nicht schmälern, dass, als er das gewaltige Werk der Neuschöpfung der Cultur theils vollzog theils doch vorbereitete, er sich der folgenschweren Bedeutung dessen, was er that, nur unvollkommen bewusst war und dass er selbst mit seiner Persönlichkeit sich nie voll und ganz auf den von ihm neugeschaffenen Culturboden zu stellen wagte, sondern mit seinem Fühlen und Denken theilweise immer in den Anschauungen der früheren Culturperiode verharrte, die Befreiung also, welche er den Anderen brachte, in ihrem ganzen Umfange an sich selbst nie vollzog. Beides, sowol die Unvollständigkeit des Bewusstseins als auch die Scheu, für die eigene Person die letzten Consequenzen der gewonnenen Erkenntniss zu ziehen, war durch die Schwäche der menschlichen Natur bedingt. Noch hat kein Entdecker die volle Tragweite seiner Entdeckung zu ermessen vermocht, noch Niemand die Kraft besessen, sich von seiner eigenen Vergangenheit vollkommen loszulösen. Culturwandlungen vollziehen sich nicht mit einem Schlage, sondern nur langsam und allmählich weicht die ältere ausgelebte Form der Cultur, welche die Vergangenheit beherrschte, der jüngeren lebenskräftigen, welcher die Zukunft gehört. Die Menschen solcher Uebergangszeiten sind selbst auch Uebergangsmenschen, je nach der Beschaffenheit ihrer individuellen Naturanlage und dem Grade ihrer geistigen Entwickelung mehr oder weniger der einen oder der anderen der beiden mit einander ringenden Culturformen sich zuneigend, immer aber beiden gleichzeitig angehörend. Auch die gewaltigsten Geister und selbst diejenigen, welche eine neue Culturform erschaffen, vermögen mit ihrer menschlich beschränkten Persönlichkeit nicht, diesem Naturgesetze der allmählichen Entwickelung sich zu entziehen und den ihnen nothwendigerweise anhaftenden Charakter einer gewissen Halbheit und Unentschiedenheit abzustreifen. Von solchem Gesichtspunkte aus will auch Petrarca beurtheilt sein und man wird es dann nicht nur erklärlich, sondern selbst

natürlich finden, dass sich in seinem Charakter die mittelalterlichen und die modernen Elemente so seltsam mischen, wie wir oft zu beobachten Gelegenheit finden werden. Er ist der Begründer der Renaissancecultur und steht als solcher nur an ihren Eingangspforten, nicht auf ihren Höhen; noch ein ganzes Jahrhundert musste nach ihm dahingehen, bevor im Zeitalter Lorenzo's de' Medici die Renaissancemenschen im vollsten Sinne des Wortes die Weltbühne betraten.

Auch dadurch kann für denjenigen, welcher gerecht zu urtheilen sich bestrebt, Petrarca's Ruhm nicht verkleinert werden, dass an der Grundlegung des stolzen Baues der Renaissancecultur zum Theil vor, zum Theil auch neben ihm unzählige Andere mitgearbeitet haben. Es war das ja in der Natur der Sache begründet. Vorbedingung für jede Culturwandelung ist, dass die Neigung zu derselben und die grössere oder geringere Befähigung, für ihre Verwirklichung zu arbeiten, nicht bloss in einem Individuum, sondern in zahlreichen Individuen vorhanden seien. Auch der grösste Genius würde vergeblich sich bemühen, eine neue Culturform zu schaffen, wenn der Boden für dieselbe noch nicht genügend vorbereitet und die erforderliche Zahl verständnissvoller Mitarbeiter nicht vorhanden ist. Einem solchen Versuche ist das Misslingen und dem, der ihn unternimmt, das Martyrthum gewiss und glücklich mag er sich preisen, wenn wenigstens einige der Saamenkörner, die er ausgestreut, auf fruchtbares Erdreich gefallen sind und Wachsthum für die Zukunft versprechen. Mit diesem tröstenden Bewusstsein durfte ein Sokrates sterben, während so manchem anderen erleuchteten Geiste, der einer unreifen Zeit reife Gedankenfrüchte bot, selbst dieser Hoffnungsblick in die Zukunft versagt blieb. Wie ein jeder Feldherr zum Siege eines Heeres bedarf, so bedarf ein Jeder, welcher der Cultur neue Bahnen anweisen will, zum Erfolge einer Schaar rüstiger Vor- und Mitarbeiter. Noch kein gewaltiges Culturereigniss — nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, nicht Amerika's Entdeckung, nicht die Reformation der Kirche, um nur einige zu nennen — ist in dem Sinne das Werk eines

einzigen Mannes gewesen, dass er deren Entwurf und Ausführung lediglich der eigenen Geisteskraft zu verdanken gehabt und jeglicher Unterstützung durch Andere entbehrt hätte. Es haben vielmehr Gutenberg, Columbus und Luther ihre Vorgänger gehabt, denen sie zum nicht geringen Theile ihre Erfolge verdankten, und Mitstreiter standen ihnen zur Seite, ohne deren Beihülfe ihnen das, was sie unternahmen, unmöglich gelungen sein würde. Ihr Ruhm wird um desswillen nicht gemindert, ebensowenig wie dem Feldherrn der Lorbeerkranz verweigert wird, weil er, um den Sieg zu erringen, der thatkräftigen Mitwirkung seiner Krieger bedurfte. Der siegreiche Führer einer geistigen Bewegung darf mit Fug und Recht auch als ihr Schöpfer gelten: aus dem vorhandenen Gedankenmateriale erschafft er ordnend, sondernd, ergänzend und umgestaltend einen neuen Ideenbau. In solchem Sinne ist Gutenberg der Erfinder des Drucks mit beweglichen Lettern, Columbus der Entdecker Amerika's und Luther der Reformator der Kirche geworden. In solchem Sinne auch ist Petrarca der Begründer der Renaissancecultur.

Das grosse Werk aber der Erschaffung einer neuen Culturform vollzog nicht der Dichter, sondern der Humanist Petrarca, nicht durch den vielgefeierten „Canzoniere“, noch auch durch die „Trionfi“, sondern ganz vorwiegend durch seine so oft und so viel geschmähten lateinischen Schriften hat er die Renaissancecultur und folglich auch die Renaissancelitteratur begründet. Der Beweis hierfür kann nicht an dieser Stelle geführt werden, sondern muss der späteren Darstellung vorbehalten bleiben und wird zum Theil deren hauptsächlichsten Inhalt bilden.

Wer also die Geschichte der italienischen Litteratur im Zeitalter der Renaissance verstehen will, muss der humanistischen Thätigkeit Petrarca's und den aus derselben hervorgegangenen lateinischen Werken die grösste Aufmerksamkeit und das eingehendste Studium zuwenden: es ist dies die unerlässliche Bedingung, um befähigt zu sein, die Wurzeln jener Litteratur zu erkennen und für die Beurtheilung der

aus ihnen üppig erwachsenen Geistesblumen den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Selbst für Petrarca's eigene italienische Poesien kann das volle Verständniss nur durch die Vertrautheit mit seinen lateinischen Schriften erlangt werden. Und wenn diese lateinischen Schriften für die Erkenntniss der Renaissancelitteratur eine so hohe Bedeutung besitzen, so besitzen sie eine solche natürlich auch für die Renaissancecultur überhaupt und vermögen manche anscheinend räthselhafte Erscheinung derselben zu erklären. Von solchen Erwägungen geleitet werden wir in diesem ersten Bande eines Werkes, welches die Geschichte der italienischen Litteratur im Zeitalter der Renaissance erzählen soll, eine eingehende Betrachtung und Würdigung der lateinischen Werke Petrarca's geben, um die in den folgenden Bänden zu entwerfende litteraturgeschichtliche Darstellung vorzubereiten und zu begründen.

Zuvor aber haben wir noch einer anderen Aufgabe uns zu entledigen.

Das volle Verständniss der Werke eines Schriftstellers oder Dichters ist unmöglich ohne eine eingehende Kenntniss seines Lebensganges. Nur eine beklagenswerthe Kurzsichtigkeit kann dies leugnen und die biographischen Berichte als nicht zur Sache gehörig aus der Litteraturgeschichte verbannen wollen. Es sind die Schriftsteller und Dichter keine abstracten Wesen, welche, losgelöst von den Bedingungen des irdischen Daseins und unbeeinflusst von den vielverschlungenen Strömungen der menschlichen Verhältnisse, in dem Aether der Ideen leben und schaffen. Sie sind vielmehr Menschen von Fleisch und Blut, wie die anderen, und auch ihre Entwickelung wird bedingt, wie die der anderen, von Zuständen der irdischen Aussenwelt, in welcher sie leben, und ist abhängig von den Zufälligkeiten und Wechseln ihrer menschlichen Existenz. Der grösste Genius vermag, so lange er in seiner irdischen Erscheinung unter der Menschheit wandelt, den über die Menschheit waltenden Entwickelungsgesetzen sich nicht zu entziehen. Wie die Gestirne des Himmels, so wandeln auch die Menschen, und selbst die grössten unter ihnen, auf vom Ge-

schicke vorgezeichneten Bahnen, doch sind diese Bahnen weit genug, um der individuellen Selbständigkeit eine verhältnissmässige Freiheit der Bewegung zu gestatten und das Gesetz der Schwere, durch welches für die Materie die Schnelligkeit der Fortbewegung bedingt wird, verliert seine Geltung auf dem geistigen Gebiete.

Die Kenntniss von dem äusseren Leben des Autors und von den Zeitverhältnissen, unter welchen es sich abspielte, gibt uns den Schlüssel zu dem Verständnisse seines inneren Lebens und damit zu dem Verständnisse seiner Schriften, welche ja des inneren Lebens Ausflüsse und Ergüsse sind.

Wenn der ausgesprochene Satz allgemein gültig ist, so besitzt er doch in Bezug auf Petrarca noch eine ganz besondere Gültigkeit. Es hat Goethe bekanntlich einmal geäussert, dass ein jedes seiner Gedichte ein Gelegenheitsgedicht sei. Den gegebenen Wink benutzend haben des Dichters Verehrer und Erklärer nun keine Mühe gescheut, für ein jedes Gedicht die äussere Gelegenheit, welche seine Mutter war, aufzuspüren und daraus Fingerzeige und Materialien für die Interpretation zu gewinnen. Ein jeder Deutsche weiss, wie ergiebig dies Bemühen gewesen ist und wie mächtig es das Verständniss unseres grössten Dichters gefördert hat. Das Gleiche lässt von Petrarca sich sagen und auf Petrarca sich anwenden. Fast alle seine Schriften, die Dichtungen natürlich mit inbegriffen, sind Gelegenheitsschriften im goethe'schen Sinne des Wortes, fast alle verdanken sie einer äusseren Gelegenheit, einer von aussen gegebenen Anregung das Dasein. Wie nöthig also ist es zu ihrem Verständnisse, mit diesen äusseren Gelegenheiten, das ist aber mit den äusseren Lebensumständen und Lebenszufällen ihres Verfassers, bekannt zu sein!

Noch etwas Anderes kommt hinzu. Petrarca war eine weiche und durch und durch subjective Natur. In hohem Grade gab er sich äusseren Eindrücken und Einflüssen hin, liess zum grossen Theile sein Fühlen und Urtheilen davon abhängen und seine Stimmung vollends wechselte fast mit dem Wetter: er konnte an einem Tage den schwermüthigsten

Betrachtungen über des Lebens Nichtigkeit und Ziellosigkeit sich hingeben und schon an dem anderen wieder sprühen von Lebenslust und Lebenskraft. Dies stäte Schwanken spiegelt sich getreu in seinen Werken wieder und kann demjenigen, der mit seinen äusseren Lebensverhältnissen nicht vertraut ist, das Bild seines Charakters arg verzerren, in jedem Falle aber das Verständniss erschweren und oft selbst gänzlich behindern. Diese Gefahr ist um so drohender, als Petrarca vermöge der Subjectivität seiner Natur Alles, was er schrieb, wenn er es auch für die Oeffentlichkeit bestimmte, doch im letzten Grunde nur für sich selbst schrieb und in Allem auf das eigene Ich Bezug nahm. Die Gabe der Objectivität war ihm versagt. Er war sich selbst das Maass aller Dinge, beurtheilte Alles vom subjectivsten Standpunkte aus. Daher sein Glaube an den eigenen Genius, der ihn befähigte, frei von wirklich tiefen Zweifeln an der Richtigkeit des Erkannten und Erstrebten, neue Pfade der Bildung und des Wissens aufzusuchen. Muss doch ein Jeder, der Grosses vollführen will, zunächst den Glauben an sich selbst und an die eigene Ueberlegenheit besitzen. Der an sich selbst stets zweifelnden Bescheidenheit, die ängstlich nach Objectivität ringt, ist noch nie Bedeutendes gelungen.

Wie dem aber auch sein mag, Petrarca's unleugbare Subjectivität in Allem, was er geschaffen, legt demjenigen, welcher in das Verständniss seiner Werke einzudringen begehrt, die unerlässliche Pflicht auf, sich zuvor die Kenntniss seines Lebenslaufes zu erwerben. Allzu eng verwachsen ist Petrarca's äusseres Leben mit seinem inneren Leben, mit seinem ganzen Dichten, Denken und Wirken, als dass das Eine von dem Anderen sich sondern, dass das Eine ohne das Andere sich verstehen liesse.

Wir werden demnach zunächst das Leben Petrarca's erzählen, bevor wir an die Analyse und Würdigung seiner Werke herantreten. Wir werden hierbei allerdings darauf verzichten müssen, alle Einzelheiten, soweit sie nicht litterar- oder culturgeschichtliche Wichtigkeit besitzen, zur Darstellung zu

bringen und was wir geben, wird bei aller theilweisen Ausführlichkeit doch immer nur den Charakter einer Skizze tragen und nicht darauf Anspruch erheben dürfen, eine in allen Punkten abschliessende und kritische Biographie sein zu wollen, wie eine solche denn wol auch nur von einem Italiener — möchte es doch ein Fracassetti oder Villari sein! — einstmals wird geschrieben werden können. Der Anlage unseres Buches nach konnte und durfte der biographische Theil desselben nicht als Selbstzweck, sondern nur als ein, allerdings sehr wichtiges, Mittel zum Zwecke des Verständnisses Petrarca's aufgefasst werden. Nicht aber werden wir trotz der uns auferlegten Beschränkung es uns versagen, die biographische Darstellung zuweilen durch litterar- und culturgeschichtliche Betrachtungen allgemeiner Art zu unterbrechen, wenn diese geeignet erscheinen sollten, die im weiteren Verlaufe unseres Buches zu gebende Darstellung der Geschichte der italienischen Renaissancelitteratur vorzubereiten und zu begründen. — —

Die meisten derjenigen, welche es unternehmen, die Lebensgeschichte eines Dichters oder Denkers der fernen Vorzeit zu erzählen, sind vollberechtigt zu der Klage, dass sie durch die Spärlichkeit und Lückenhaftigkeit des überlieferten biographischen Materiales sich auf Schritt und Tritt in ihrer Darstellung behindert sehen und in Folge dessen nur allzu oft zu Hypothesen ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt sind. Um aus der Fülle der vorhandenen nur ein Beispiel herauszugreifen, so denke man daran, wie unendlich Vieles und wie Wichtiges in Shakespeare's Biographie trotz des angestrengtesten Sammlerfleisses und des bewunderswerthesten Scharfsinnes verdienstvoller Forscher noch immer unaufgehellt und räthselhaft ist und vermuthlich für alle Folgezeit auch bleiben wird. Im höchsten Grade dürftig ist fürwahr die Summe dessen, was in der Lebensgeschichte des grössten britischen Dichters und des grössten Dramatikers der modernen Culturwelt als authentische und urkundlich belegbare Wahrheit bezeichnet werden darf und keine, wenn auch noch so geistvollen

Hypothesen vermögen uns für den Mangel positiver Daten zu entschädigen.

Der Biograph Petrarca's besitzt kein Recht zu solcher Klage und weit entfernt, dass er durch die Dürftigkeit des vorhandenen authentischen Materiales in seiner Arbeit behindert würde, wird er vielmehr fast durch die überreichliche Fülle desselben in Verlegenheit gesetzt. Dies Material ist überdies das denkbar werthvollste, denn es besteht aus Briefen Petrarca's selbst und zwar aus Briefen, welche, mit verschwindend geringen Ausnahmen, in Bezug auf ihre Aechtheit in keiner Weise angezweifelt werden können. Es umfassen die uns erhaltenen Briefsammlungen nahezu 600 Briefe [1]) von zum Theil beträchtlichem Umfange und es sind hierbei die in metrischer Form abgefassten Episteln, deren Zahl 67 beträgt, noch nicht mit eingerechnet.

Wenn durch irgend Etwas, so erhält Petrarca durch diese seine umfangreiche Correspondenz ein wohl begründetes Anrecht auf den Ehrennamen des ersten modernen Menschen. Briefe schreibt nur wer den Drang nach Mittheilung lebendig in sich fühlt, wer vermöge eines entwickelten Bewusstseins von der eigenen Individualität das subjective Empfinden und Fühlen für interessant und wichtig genug hält, um dasselbe schriftlich zu fixiren und der Aussenwelt mitzutheilen. Die Epistolographie findet nur in solchen Zeiten eifrige Pflege, in denen die Individualitäten streben, in ihrer Eigenartigkeit sich nach aussen hin geltend zu machen und zur Anerkennung zu bringen, in denen ferner die subjectiven Empfindungen und Gefühle der Individuen so stark und lebhaft sind, dass sie einer Expansion, eines Ergusses nach aussen hin bedürfen. Solche

[1]) Epistolae de rebus familiaribus 368, Epistolae Seniles 124, Variae 69 (wovon in Fracassetti's Ausg. 4 dem Appendix zugewiesen sind), Epistolae sine titulo 15 (in den baseler Ausgaben 20, von denen aber Fracassetti vier — no. 2, 3, 4 und 7 — in den Appendix zu den Familiares und einen — no. 20 — unter die Seniles aufgenommen hat, wobei zu bemerken ist, dass in der baseler Ausgabe von 1581 in der Zählung der Epistolae sine titulo zwei Versehen stattgefunden haben: epist. 5 ist als 4 bezeichnet und epist. 8 gar nicht mitgezählt worden).

Zustände haben aber nur in den modernen Zeiten stattgefunden, während sie dem Alterthume, so lange dasselbe den eigentlich antiken Charakter bewahrte, sowie dem Mittelalter, abgesehen von einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme, fremd geblieben sind und fremd bleiben mussten, denn die Menschen sowol der altgriechischen und altrömischen Culturperiode (welche sich einerseits etwa bis zum peloponnesischen und andererseits bis zum zweiten punischen Kriege erstreckt) als auch diejenigen des Mittelalters besassen eine zu wenig entwickelte Individualität und fühlten sich zu sehr als dienende Glieder grosser staatlicher und religiöser Verbände, als dass sie das Bedürfniss empfunden hätten, ihren subjectiven Gefühlen Ausdruck zu verleihen und, wenn sie es doch empfanden, so wählten sie dafür die näher liegenden und natürlicheren Formen der Lyrik, nicht die im Vergleich damit schwerfällige und zu breiten Reflexionen herausfordernde Form des Briefes. Zu beachten ist ferner, dass auch in den modernen Zeiten die Freude am Briefschreiben nicht immer gleich stark gewesen ist, sondern sehr verschiedene Grade der Intensität besessen hat. Am üppigsten blüht die Epistolographie in solchen Perioden, in denen die Cultur bedeutende Wandlungen zu vollziehen im Begriffe steht und in denen folglich einerseits die Unzufriedenheit mit überlebten, aber noch nicht abgestorbenen Zuständen und andererseits die unbestimmte halb freudige halb bange Erwartung einer nahen, aber noch nicht in scharfen Umrissen sich zeigenden Neugestaltung der Dinge besonders lebhaft empfunden werden. Es ergreift dann alle Denkenden der Drang, sich über das, was das Innere so mächtig bewegt, auszusprechen und mitzutheilen, den überquellenden Betrachtungen des reflectirenden Verstandes und den wechselnden Empfindungen des erregten Herzens eine äussere Ableitung zu geben, und der Brief gewährt der Befriedigung dieses Bedürfnisses die bequemste und dehnbarste Form. Daher die lebhafte Correspondenz in den Zeitaltern der Renaissance, der Reformation und der philosophischen Aufklärungsbewegung im achtzehnten Jahrhundert. Auch innerhalb der mittelalter-

lichen Cultur findet sich einmal ganz isolirt eine ähnliche, freilich rasch vorübergehende Periode, es ist diejenige, welche man als die karolingische Vorrenaissance bezeichnen könnte. Karl der Grosse bemühte sich, germanisch-christliche und antik-römische Cultur in eine höhere Einheit zu verschmelzen. Das grossartige Unternehmen hatte, weil es um viele Jahrhunderte verfrüht war, nur einen zeitweiligen und auf enge Kreise beschränkten Erfolg, indessen war die durch dasselbe angeregte Bewegung der Geister doch stark genug gewesen, um eine Epistolographie zu erzeugen, welche in Alcuins Briefsammlung eine beachtenswerthe Höhe erstiegen hat. So erscheint die Epistolographie stets zu Zeiten, in denen die moderne Cultur in Geburtswehen liegt und sie vermag einen nicht verächtlichen Gradmesser für die Intensität geistiger Bewegungen und Strömungen abzugeben. So kann auch die Tiefe jener mächtigen Geistesbewegung, deren Endergebniss die Renaissancecultur und also die moderne Cultur überhaupt war, an der Epistolographie des Humanismus ermessen werden. Der Brief war für die Humanisten die beliebteste Form des schriftlichen Gedankenausdruckes und kein anderer Zweig der Litteratur ist von ihnen mit grösserem Eifer gepflegt worden. Der Brief bot ihnen die Möglichkeit rascher und bequemer Gedankenübergänge, die Möglichkeit, viele und ungleichartige Materien mit einem gemeinsamen äusseren Rahmen zu umfassen und nach subjectivem Behagen die einen nur flüchtig zu streifen, die anderen dagegen in aller Breite und Ausführlichkeit zu erörtern, er bot ihnen endlich die Möglichkeit, dem Streben nach Formenschönheit zu genügen und alle Mittel rhetorischer und stylistischer Kunst in reichem Wechsel zur Anwendung zu bringen. Im Briefe auch konnten sie den ihnen meist nur allzu sehr anhaftenden Mangel wirklich schöpferischer Genialität und Originalität am besten verhüllen und am leichtesten sich selbst und Andere mit dem Scheine der Productivität täuschen, während in Wahrheit doch allermeist nur Reproduction stattfand.

An der Spitze der Humanisten und also am Eingange der modernen Cultur steht auch in dieser Beziehung Petrarca.

Petrarca's Briefe, soweit er selbst sie für die Nachwelt erhalten wissen wollte, und soweit sie auch in der That allein sich erhalten haben, sind in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl durchaus nicht Briefe in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. sie waren nicht vorwiegend dazu bestimmt, den Adressaten Mittheilungen über die äusseren Lebensverhältnisse ihres Verfassers zu machen. Es war ein ausdrücklich ausgesprochener, wenn auch freilich in der Praxis oft genug verleugneter Grundsatz Petrarca's, die Erörterung häuslicher und rein persönlicher Angelegenheiten, namentlich aber solcher, welche sich auf finanzielle Verhältnisse bezogen, aus seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen auszuschliessen [1]), und ebenso wollte er grundsätzlich die Namen der etwa von ihm angegriffenen Persönlichkeiten verschweigen [2]). Konnte er, wenn er einem Freunde schrieb, es nicht vermeiden, auch hauswirthschaftliche Fragen zu besprechen, so that er dies, um den stylvollen Brief nicht durch solche Quisquilien zu entwürdigen, auf einem beigelegten Blättchen und vermuthlich in italienischer Sprache [3]). Es sollten eben seine Briefe keine banalen Privatbriefe, sondern Schrifstücke von litterarischem Werthe und allgemein interessantem Inhalte sein. Seneca, nicht Cicero war in dieser Beziehung sein Vorbild. Um die litterarische Bedeutung seiner Episteln auch äusserlich zum Ausdruck zu bringen, bediente er sich für die Abfassung derselben nicht der italienischen Vulgärsprache, welche von ihm, dem Dichter des „Canzoniere", seltsam genug als unwürdig der Verwendung für ernste Production erachtet ward, sondern durchaus nur des Lateins, welches er möglichst den antiken Stylmustern nachzubilden strebte, wenn er auch freilich aus leicht ersichtlichen Gründen in diesem Streben nicht die gleichen Erfolge erzielte wie die späteren Humanisten. Italienische Briefe Petrarca's haben sich nicht

[1]) Ep. Fam. XVIII 7. XX 2. Sen. XIII 12. XIV 6.
[2]) Ep. Sen. XIV 14 (16).
[3]) Ep. Fam. XVIII 7. XX 2.

erhalten und aller Wahrscheinlichkeit nach eben auch nie existirt; diejenigen, welche man ihm hat beilegen wollen, sind ohne Ausnahme apokryph und zum Theil Fälschungen der plumpesten Art[1]).

Hätte nun Petrarca an dem Grundsatze, seine Briefe jedes privaten Charakters zu entkleiden, streng festgehalten, so würden dieselben eben solche moralphilosophische Abhandlungen und Tractate geworden sein wie Seneca's Episteln an Lucilius es sind, welche mit Briefen eben nur das gemeinsam haben, dass sie eine Adresse an ihrer Spitze tragen. Der Biograph würde dann aus der ganzen so umfangreichen Correspondenz nur ein höchst kärgliches Material zu gewinnen vermögen. Glücklicherweise indessen besitzt nur ein, wenn auch nicht unbeträchtlicher, Theil der Briefe diesen Charakter der von allen persönlichen Beziehungen abstrahirenden Allgemeinheit. ein grosser Theil dagegen gibt, wenn auch untermischt mit breiten moralphilosophischen Reflexionen und Excursen, doch auch persönliche Mittheilungen in wünschenswerthester Ausführlichkeit, und es fehlen auch keineswegs Briefe, welche sich geradezu als gewöhnliche Privatbriefe bezeichnen lassen. Es war eben Petrarca eine viel zu subjective Natur, als dass er es vermocht hätte, consequent von seiner Persönlichkeit zu abstrahiren, und viel zu sehr war er von der Humanisteneitelkeit erfüllt, als dass er nicht gern jede sich darbietende Gelegenheit benutzt hätte, um von seinem eigenen lieben Ich und dessen Befinden zu reden, selbst in seinen wissenschaftlich sein sollenden Schriften hat er dieser Versuchung nicht immer widerstehen können. Seiner epistolographischen Thätigkeit hat übrigens dies Hineinziehen der eigenen Persönlichkeit den entschiedensten Vortheil gebracht: es haben dadurch die Briefe Natürlichkeit, Frische und Lebendigkeit erhalten.

Enthalten sonach Petrarca's Briefe werthvollstes biographisches Material in reicher Fülle, so bleibt doch immerhin Eins zu beklagen: Petrarca schrieb, wie dies subjectiv angelegte

---

[1]) vgl. Fracassetti in der prefaz. zu den lett. delle cose fam. p. 6 ff.

und ihrer eigenartigen Individualität sich bewusste Menschen stets thun, weit mehr für sich selbst, als für seine Adressaten. Man könnte seine Briefe niedergeschriebene Selbstgespräche nennen, welche nur zufällig mit einem Briefcouvert bekleidet sind. Es war ihm eben bei seiner Correspondenz nur darum zu thun, dem eigenen Drange nach Fixirung der ihn bewegenden Gedanken zu genügen, und wenig kümmerte es ihn, ob diese Gedanken auch für seine Correspondenten hinreichendes Interesse haben würden, zumal er voraussetzen durfte, dass für viele seiner Freunde nicht sowol der Inhalt, als die Form, der zierliche Styl, das Wesentliche sei. So vermisst man denn in seinen Briefen durchaus ein liebevolles und gemüthvolles Eingehen auf die Individualitäten der betreffenden Adressaten und ein Anbequemen an die verschiedenen Anschauungs- und Gefühlsweisen derselben. Es sind diese Briefe an Personen gerichtet, welche den verschiedensten Ständen, Lebensaltern und Berufen angehörten und welche zu Petrarca in den verschiedenartigsten Beziehungen standen, nichtsdestoweniger sind sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sämmtlich in dem gleichen Tone abgefasst, nur dass natürlich die conventionellen Formen der Anrede bald mehr bald weniger vertrauliche sind. Die individuelle Färbung fehlt eben gar sehr, mag sie auch hier und da allerdings zu finden sein. Es ist doch höchst bezeichnend, dass man sich selbst von Männern, wie etwa Socrates, Laelius und Simonides, welche ja Petrarca selbst als seine vertrautesten Freunde bezeichnete und welche dies in gewissem Sinne wirklich auch gewesen sind, auf Grund der so zahlreichen an sie gerichteten Briefe kein lebensvolles Charakterbild zu entwerfen vermag; sie behalten für unsere Vorstellung immer etwas Schattenhaftes und Unbestimmtes und es ist uns nicht recht möglich, die Natur ihrer Beziehungen zu Petrarca deutlich zu erkennen. Selbstverständlich leidet unter diesem Umstande auch unsere Kenntniss der Lebensverhältnisse Petrarca's ganz wesentlich und vermag über eine gewisse Einseitigkeit nicht hinwegzukommen: wir sehen nur immer den Helden auf der Bühne,

aber nicht den Chor, der aus dem matten Dämmerlichte des Hintergrundes nie hervortritt; wir hören nur immer den Helden seine Gedanken und Gefühle aussprechen, vermögen dies aber nicht dadurch zu ergänzen, dass wir auch über das Denken und Fühlen der ihm zunächst stehenden Genossen uns unterrichten, und wir entbehren demnach wichtiger Momente für die allseitige objective Beurtheilung unseres Helden selbst. Es tritt noch ein anderer Umstand störend hinzu. Trotz aller seiner Subjectivität lässt sich Petrarca in seinen Briefen doch nur selten zu wirklichen Herzensergiessungen, zu rückhaltslosen Selbstbekenntnissen hinreissen, er bleibt vielmehr immer in einer gewissen Reserve und ist darauf bedacht, eine theatralisch würdevolle Haltung sich zu bewahren, es widersteht seiner Eitelkeit, von der olympischen Höhe des Parnasses zu dem Niveau gemeiner Menschlichkeit herabzusteigen. So tragen denn seine Briefe, mit Ausnahme der wenigen, in denen er den Ausbruch lebhafter Gefühle nicht zurückzuhalten vermocht hat, immer den Charakter des auf den Effect Berechneten und Affectirten, sie sind nicht innerlich wahr und natürlich genug und lassen den Leser oftmals im Zweifel, ob sich wirkliche Empfindung oder nur die rhetorische Nachahmung einer solchen in ihnen ausspricht, ob ihr Verfasser sein wahres Antlitz oder die Maske des declamirenden Schauspielers den Blicken zeigt. Natürlich thut diese stete Ungewissheit, welche sich leicht bis zum sittlichen Unwillen über den ihr zu Grunde liegenden Mangel an Wahrheitsgefühl steigern kann, einer objectiven Beurtheilung Petrarca's schweren Eintrag und kann wol selbst zuweilen die Lectüre der Briefe verleiden.

Vermag man es indessen mit dem Geiste selbstgefälliger Eitelkeit, welcher aus diesen Briefen athmet, sich zu versöhnen, so wird man schwerlich eine interessantere und abwechslungsreichere Lectüre finden können, zum mindesten aber keine, welche für die Geschichte der Cultur und selbst auch der politischen Verhältnisse des späteren Mittelalters reichhaltigere und in anmuthigerer Form gegebene Belehrung gewährte. Wie unendlich weit ist der Kreis der Dinge, welche

in den Briefen theils ausführlich erörtert theils wenigstens in ihren Hauptbeziehungen skizzirt werden! wie unendlich mannigfaltig sind die besprochenen Gegenstände! da werden bald religiöse oder philosophische oder hochpolitische Fragen eingehend behandelt, bald wieder philologische und historische Untersuchungen angestellt, bald auch Vorkommnisse des alltäglichen Lebens im liebenswürdigsten Plaudertone erzählt. So wechselt der Inhalt bunt und unterhaltend wie die vielfarbigen Bilder eines Kaleidoskopes und unmöglich ist es, dass den Leser das Gefühl der Langweile beschleiche. Je weiter man lesend vordringt, desto lebhafter wird das Interesse erregt und gespannt, desto anschaulicher und immer vollständiger tritt das Bild einer fernen, aber bedeutungsvollen Culturperiode vor das geistige Auge. Wahrlich, in dieser Briefsammlung liegt das werthvollste und zum Theil noch unausgebeutete culturgeschichtliche Material in solchen Massen aufgehäuft, dass auch wer nur blindlings hineingreift sein Wissen mit köstlichen Fundstücken bereichert. Indessen auch abgesehen von dem Inhalte, welches Interesse bietet selbst die Form dar! wie mannigfach sind die von dem Meister der Rhetorik zur Anwendung gebrachten Gestaltungen des Styls! wir finden alle Gattungen desselben vertreten und, wenn auch freilich die ernste und gehobene, etwas auf Stelzen einherschreitende Diction durchaus vorherrscht, so fehlen doch die leichteren und gefälligeren Arten keineswegs, selbst die gemüthliche Plauderei [1], der schalkhafte Humor [2] und die in eleganteste Form gefasste Schmeichelei [3] sind in nicht allzuwenigen Beispielen vorhanden. Die Latinität ist freilich nicht eben classisch zu nennen und mag dem pedantischen Philologen oft genug abstossend erscheinen, wer aber frei von einer engherzigen Voreingenommenheit sie würdigt, wird nicht umhin können ihr die grossen Vorzüge anmuthiger Geläufigkeit und aus-

---

[1]) z. B. Ep. Fam. VII 3. XX 9. Var. 21. 56. Sen. IV 3 u. a.

[2]) z. B. Ep. Fam. I 9. 10. III 13. IX 3. XX 1. 12. XXI 10. Var. 44. Sen. V 3 u. a.

[3]) z. B. Ep. Fam. IV 3. X 6. XXI 1 u. a.

geprägter Individualität zuzugestehen. Petrarca ahmte nicht, wie so viele der späteren Humanisten, sklavisch antike Stylmuster nach, und engte sich also nicht ein auf einen streng zugemessenen Vorrath von Worten und Wortverbindungen, sondern, sein Schriftstellerrecht im vollsten Maasse brauchend, handhabte er das Latein als eine lebende Sprache und schuf sich in ihm, unbehemmt von ängstlicher Scheu vor etwaigen Barbarismen, einen individuellen und originalen Styl, auch dadurch ein Anrecht auf den Ruhm, der Begründer einer neuen Cultur zu sein, sich erwerbend. Die Sprache der Schriftsteller des Mittelalters entbehrte, wenn wir von einigen wenigen Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen, hier absehen dürfen, der individuellen Färbung, sie war conventionell und formelhaft oder aber eine ungeschickte mechanische Nachahmung der Diction irgend eines lateinischen Autors. Petrarca zuerst sprengte die Fesseln steifer Convention und wagte es, auch der sprachlichen Form das Gepräge seiner Individualität aufzudrücken. Er ist dadurch, obwol er nur in einem Idiome des Alterthums geschrieben hat, doch auch für die Entwickelung der modernen Prosa bedeutungsvoll geworden: er hat den Weg gewiesen, auf welchem die prosaische Rede aus den Banden todten Formelwesens befreit, vergeistigt und individualen Neigungen und Bedüfnissen angepasst werden konnte. Vielleicht ist selbst Petrarca's Einfluss auf die Entwickelung der Prosa ein grösserer oder doch ein segensreicherer gewesen, als derjenige, den er auf die Entwickelung der Poesie ausgeübt hat. Leider traten die meisten der ihm nachfolgenden Humanisten nicht in die von ihm vorgezeichnete Bahn, sondern legten sich, auf Individualität und Freiheit des Styles verzichtend, die Fesseln des Ciceronianismus an und schufen so ein neues Formelwesen, welches sich in Bezug auf seine Wirkung nicht eben sehr von dem mittelalterlichen unterschied und zu dessen Zerstörung dann später gewaltige Anstrengungen erforderlich waren, ja selbst noch gegenwärtig erfordert werden.

Nachdem wir auf den vorangehenden Seiten die Bedeutung der Briefe Petrarca's in biographischer und litterargeschicht-

licher Beziehung hoffentlich nicht allzu unzulänglich skizzirt haben, erübrigt es uns, einige Worte über die Abfassungszeit, Eintheilung und Ueberlieferung derselben zu sagen.

Bereits oben wurde bemerkt, dass Petrarca selbst seine lateinischen Briefe für die Oeffentlichkeit oder, um diesen etwas unbestimmten Ausdruck zu vermeiden, für einen weiteren Leserkreis, nicht etwa bloss für den einzelnen Empfänger bestimmte. Es geht dies — ganz abgesehen von der inneren Beschaffenheit der Briefe, welche, wie wir oben sahen, dafür zeugt — aus zwei Stellen unzweifelhaft hervor. Petrarca gibt einmal in einer Epistel den Geburtsort seines Freundes Sokrates in der lateinischen Namensform „Annea Campiniae“ an und wiederholt dabei den letzteren Namen ganz ausdrücklich, „damit nicht etwa ein unwissender Leser glaube, es sei Campanien gemeint“ [1]). Bezeichnender noch ist die zweite Stelle. In einer Zuschrift an Sokrates äussert er, dass er die Briefe, welche er an den Cardinal Talleyrand und zwar auf dessen ausdrücklichen Wunsch in schmucklosem Style geschrieben habe, nicht weiter verbreitet sehen möchte und aus diesem Grunde auch keine Copien von ihnen aufgehoben habe [2]). Auch an eine später zu veranstaltende Sammlung seiner Briefe hat Petrarca gewiss von vornherein gedacht, denn es würde sonst zwecklos gewesen sein, dass er sich Abschriften derselben aufbewahrte. Jedenfalls schätzte er selbst seine Briefe sehr hoch und maass ihnen einen bleibenden Werth bei; als ihm einmal einer derselben abhanden gekommen war, war er darüber ganz untröstlich und erging sich in so bitteren Klagen, als wenn es sich um den Verlust eines unsterblichen Werkes handelte [3]). Noch weit höheren Werth aber besassen die Episteln und zwar, wie man nicht zweifeln kann, hauptsächlich ihres zierlichen Styles wegen in den Augen der Freunde und Verehrer Petrarca's, ja es wurde ein solcher Cultus mit ihnen getrieben, dass sogar die Sicherheit ihrer

[1]) Ep. Fam. IX 2.
[2]) Ep. Fam. XIV 2.
[3]) Ep. Fam. V 16.

Beförderung darunter litt. Der Dichter klagt oft schmerzlich darüber, dass seine Briefe, bevor sie den Bestimmungsort erreichten, von Briefliebhabern aufgefangen und abgeschrieben, ja auch ganz zurückbehalten würden [1].

Interessant würde es sein, über die Art und Weise der damaligen Briefbeförderung eingehende Kenntniss zu besitzen, leider aber sind wir auf einige vereinzelte Angaben beschränkt. Eine regelmässige Postverbindung gab es jedenfalls damals nicht, so erwünscht eine solche auch für den blühenden Handel und den regen Briefverkehr gewesen sein würde. Man war lediglich auf Boten angewiesen, welche zum Theil wol aus der Briefbeförderung ein Gewerbe machten, zum Theil aber sich nur gelegentlich damit befassten. Pilger, wandernde Mönche und durchreisende Couriere übernahmen ebenfalls, wenn sie darum ersucht wurden, die Beförderung von Privatbriefschaften. So mag im Allgemeinen namentlich in den Mittelpunkten des politischen und kirchlichen Lebens, wie Avignon, Rom, Mailand und Venedig, immer Gelegenheit zur Beförderung der Correspondenz vorhanden gewesen sein, doch musste man freilich einer verlässlichen Regelmässigkeit entbehren. Zuweilen fehlte es doch an Boten [2], und die Briefe mussten dann entweder lange liegen bleiben [3] oder es galt einen Briefträger zu improvisiren. So benutzte Petrarca einmal seinen Koch als solchen [4] und ein anderes Mal bediente er sich reisender Kaufleute [5]. Die Beförderung selbst war, da sie bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Transportmittel von vielen Zufälligkeiten abhing, oft eine sehr langsame. So war einmal ein Brief von Parma nach Mailand vierzehn Tage unterwegs [6] und ein anderes Mal traf ein am 3. Februar von Avignon abgegangener

---

[1]) Ep. Fam. XVIII 7. XX 6. Var. 4. Ep. Sen. XVII (nach Fracassetti) 3.
[2]) Ep. Fam. XX 6. XXII 13.
[3]) Ep. Sen. XVI. 1.
[4]) Ep. Fam. VIII 4.
[5]) Ep. Sen. I 3.
[6]) Var. 8.

Brief erst am 23. März in Arquà bei Padua ein[1]). Im Allgemeinen jedoch scheint die Bestellung verhältnissmässig ziemlich rasch erfolgt zu sein, da, wäre dies nicht der Fall gewesen, die Correspondenz der damaligen Zeit kaum einen so lebhaften Aufschwung genommen haben würde, denn auch der leidenschaftlichste Briefschreiber wird seiner Liebhaberei überdrüssig, wenn er nicht auf eine leidlich rasche und sichere Beförderung seiner Episteln rechnen kann. Dem blinden Zufall mag Niemand die Kinder seines Geistes anvertrauen.

Noch einer Aeusserlichkeit werde hier gedacht. Während des Mittelalters hatte man sich im Briefstyl der Anrede in der zweiten Person des Plurals „Vos" bedient. Petrarca kehrte zu dem classischen Singular „Tu" zurück[2]) und wandte ihn consequent an, nur hier und da liess er sich durch unumgängliche Rücksichten auf die conventionellen Verhältnisse bestimmen, seinen Grundsatz zu verleugnen[3]).

Im Jahre 1359[4]), als eine durch trübe Zeitverhältnisse veranlasste schwermüthige Stimmung ihm den Gedanken an eine Ordnung seines etwaigen litterarischen Nachlasses nahe legte, fasste Petrarca den Plan, seine bis dahin verfassten Briefe, soweit sie ihm noch der Erhaltung werth erschienen — denn eine grosse Anzahl überlieferte er nebst anderen Papieren den Flammen — in eine Sammlung zu vereinigen, und diese unter dem Namen „Freundesbriefe[5])" seinem Jugendfreunde Sokrates zu widmen. Mit Hülfe eines sachkundigen Freundes unternahm er es, die wüst durch einander liegende Masse seiner Briefschaften zu ordnen[6]), doch erst nach zwei Jahren, im Beginn des Jahres 1361[7]), kam das mühselige Werk zum

[1]) Ep. Sen. XV 1.

[2]) Ep. Fam. XXIII 14. Var. 32. Sen. XV 1.

[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 336 f.

[4]) Zeitbestimmung nach Ep. Fam. XX 7, wozu Fracassetti's Note Lett. fam. IV p. 279 f. zu vergleichen.

[5]) So dürfte vielleicht der lat. Titel: „epistolae de rebus familiaribus" am kürzesten und besten zu übersetzen sein.

[6]) Ep. Fam. praef. und XX 7.

[7]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 201 f.

Abschlusse und konnte er in einem Schlussbriefe [1]) die in einem stattlichen Bande vereinigte Sammlung der „Freundesbriefe“ auf's Neue seinem Sokrates widmen. Da indessen der letztere bereits im Mai 1361 starb, so scheint die Absendung der ihm zugedachten Gabe unterblieben und sogar durch irgend welchen Zufall die mühsam zu Stande gebrachte Sammlung wieder in ihre einzelnen Bestände aufgelöst, wenn nicht vernichtet worden zu sein. Denn durch eine solche Annahme allein lässt es sich erklären, dass Petrarca einige Jahre später, wie er selbst in einem höchst wahrscheinlich im October 1365 verfassten Briefe berichtet [2]), abermals mit der Sammlung der Freundesbriefe beschäftigt war und diese durch einen talentvollen jungen Mann, den er in sein Haus aufgenommen hatte, ordnen und copiren liess. Es würde demnach eine doppelte Redaction dieser Briefsammlung, eine provisorische in den Jahren 1359—61 vorgenommene und eine definitive im Jahre 1365 vollzogene, anzunehmen sein, wodurch es auch begreiflich werden würde, dass sich in der uns vorliegenden Sammlung eine Anzahl Briefe befindet, deren Abfassung mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in die Jahre 1362—1365 anzusetzen ist [3]).

Dass die Sammlung der „Freundesbriefe“ von Petrarca selbst in vierundzwanzig Bücher eingetheilt worden sei, ist höchst wahrscheinlich, da bereits Sicco Polentone in seiner kurzen Biographie Petrarca's, welche er bald nach dessen Tode verfasste, dieser Eintheilung ausdrücklich erwähnt [4]). Die Ordnung der Aufeinanderfolge der einzelnen Briefe sollte nach Petrarca's Absicht die chronologische sein [5]), nur die an mehrere berühmte Männer des Alterthums gerichteten Episteln wurden der Gemeinsamkeit ihres Inhaltes wegen davon aus-

[1]) Ep. Fam. XXIV 13.

[2]) Ep. Fam. XXIII 19, vgl. die ausführliche Note Fracassetti's Lett. fam. V p. 91 ff.

[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 202.

[4]) Mehus, Vit. Ambr. Camald. p. 190.

[5]) Ep. Fam. XXIV 13.

genommen und ohne Rücksicht auf ihre Entstehungszeit in das 24. Buch verwiesen. Wie uns die Briefe gegenwärtig in den besten Handschriften vorliegen, ist nun allerdings im Grossen und Ganzen die chronologische Anordnung gewahrt, im Einzelnen aber finden sich nachweisbar zahlreiche Abweichungen, welche wol durch Irrungen Petrarca's selbst veranlasst worden sein dürften, denn, da die meisten Briefe kein Jahresdatum tragen, so war selbst für ihren Verfasser die Gefahr, sie nach unbestimmten Erinnerungen an eine falsche Stelle einzureihen, unleugbar vorhanden.

Eine Anzahl Briefe, welche in Bezug auf die Zeit ihrer Abfassung den „Freundesbriefen“ hätten eingefügt werden müssen, für deren Aufnahme aber der Band, in welchen die in den Jahren 1359—61 veranstaltete Sammlung eingetragen ward, keinen Raum mehr bot, vereinigte Petrarca in einen besonderen Band und legte ihnen den Namen der „vermischten Briefe (epistolae variae)“ bei, vermuthlich weil er bei ihrer Zusammenstellung auf die Chronologie keine Rücksicht nahm und Briefe sehr verschiedener Entstehungszeiten durcheinander mischte [1]).

So hatte also Petrarca im Jahre 1361, bezugsweise 1365, seine bis zu dieser Zeit geschriebenen Briefe in eine grosse Sammlung und einen derselben beigegebenen Ergänzungsband vereinigt. Da er aber voraus sah, dass er, wenn das Leben ihm erhalten bleibe, auch fernerhin noch epistolographisch thätig sein werde, so beschloss er, die nach Abschluss der „Freundesbriefe“ zu schreibenden Episteln zu einer neuen Sammlung, welche den Titel „Altersbriefe (epistolae de rebus senilibus)“ führen sollte, zu verbinden und dieselbe seinem florentiner Freunde Francesco Nelli oder, wie er ihn vertraulich nannte, Simonides zuzueignen [2]). Noch dreizehn Jahre hindurch war es (seit 1361) dem unermüdlichen Briefschreiber, der

[1]) Ep. Fam. XXIV 13.

[2]) Ep. Fam. XXIV 13 und Ep. Sen. I 1; durch den bereits im Jahre 1363 erfolgten Tod des Simonides wurde die Widmung keineswegs aufgehoben, sondern von Petrarca vielmehr ausdrücklich erneut. Ep. Sen. III 1.

trotz wiederholter guter Vorsätze[1]) es nie vermochte, Zahl und Umfang seiner Episteln zu beschränken, vergönnt, für die neu begründete Sammlung Material zu liefern und sie hat in Folge dessen ebenfalls einen stattlichen Umfang, wenn auch bei weitem nicht den gleichen wie die „Freundesbriefe", erreicht[2]). Die Eintheilung in 17 Bücher ist, da sie bereits von Sicco Polentone erwähnt wird[3]), jedenfalls auf Petrarca selbst zurückzuführen.

Zu den erwähnten drei Briefsammlungen tritt nun noch eine vierte, allerdings wenig umfangreiche, aber inhaltlich interessante hinzu. Petrarca war in der Theorie sein ganzes Leben hindurch ein leidenschaftlicher Gegner der avignonesischen Curie und verfolgte sie mit erbittertem Hasse, während er praktisch immer ein leidlich gutes Verhältniss mit ihr zu unterhalten verstand. Nichts wäre verkehrter, als — was es indessen doch bisweilen geschehen ist — Petrarca's Erbitterung gegen das avignonesische Papstthum aus tief liegenden Motiven ableiten und ihn etwa gar als einen Vorläufer der Reformation betrachten zu wollen. Er ist vielmehr, wie wir späterhin eingehender beweisen werden, stets ein guter und seiner Kirche treuer, ja selbst bigotter Katholik gewesen und nie hat er Zweifel an der Wahrheit der kirchlichen Dogmen gehegt, noch weniger jemals solche ausgesprochen. Auch nicht dem Papstthum an sich galt sein Hass, sondern er galt eben lediglich dem avignonesischen Papstthume. Den für Rom und dessen weltgeschichtliche Bedeutung bis zur Schwärmerei begeisterten Humanisten schmerzte es in tiefster Seele, dass die ewige Stadt wie eine verstossene Gattin in trauriger Vernachlässigung langsam dahin sterben sollte, während ein bis dahin fast unbekannter Flecken an der provenzalischen Rhone zu dem erhabenen Range einer Hauptstadt der Christenheit erhoben ward. Das war es, was ihn bekümmerte und das hauptsächlich auch war es, was ihn so scharfsichtig machte für das ver-

---

[1]) Ep. Fam. XVI 11. Ep. Sen. XI 4.
[2]) vgl. S. 11, Anm.
[3]) vgl. S. 23, Anm. 4.

weltlichte Gebahren der avignonesischen Curie und das allerdings heillos unsittliche Leben des grössten Theiles ihres Clerus. Einer römischen Curie gegenüber würde er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht als strenger Sittenrichter aufgetreten sein, zumal er in derartigen Dingen nicht eben feinfühlig war und ruhig lange Jahre an dem Hofe solcher Tyrannen wie der Correggi und der Visconti verbrachte, ohne an den entsetzlichen Vorgängen, welche sich dort vor seinen Augen abspielten, sonderlichen Anstoss zu nehmen. Persönlich durchaus ehrenhaft und, besonders in seinen späteren Jahren, sittlichen Idealen mit allem Ernste nachstrebend, war Petrarca doch ein Kind seiner Zeit und als solches pflegte er an die Handlungen der Menschen nicht den moralischen Maassstab anzulegen. Die Menschen der beginnenden und mehr noch der entwickelten Renaissancecultur urtheilten vorwiegend nach ästhetischen, nicht nach ethischen Normen. Es ist das eine überaus wichtige Thatsache, auf welche wir wiederholt werden zurückkommen müssen.

Wie dem aber auch sein möge, der sonst so duldsame Petrarca hegte gegen die Curie von Avignon den leidenschaftlichsten Hass, war indessen klug und berechnend genug, demselben keinen offenkundigen Ausdruck, der ihm Gefahr hätte bringen können, zu verleihen. Allerdings gestattete er sich in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen sowie in seinen sonstigen Schriften und Dichtungen Ausfälle genug gegen das ihm verhasste „Babel des Abendlandes", aber es waren diese doch verhältnissmässig zahm und liessen eine milde Deutung zu. Die ganze Schaale seiner sittlichen Entrüstung leerte er in einer Reihe von Briefen an seine vertrautesten und übrigens, was höchst beachtenswerth ist, sämmtlich dem geistlichen Stande angehörigen [1]) Freunde, welche Briefe er aus Vorsicht [2]) nicht mit Aufschriften versah, nicht während seines Lebens in weiteren Kreisen bekannt werden

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 69.

[2]) vgl. die ausführliche Darlegung Petrarca's selbst in der praefatio der epist. sine tit.

lassen wollte und sie daher auch in seine grossen Briefsammlungen nicht mit aufnahm. So bilden sie denn eine kleine separate Sammlung, welche für die Sitten- und Kirchengeschichte der avignonesischen Periode die höchste Wichtigkeit besitzt. Für Petrarca's Biographie hingegen ist sie von geringer Bedeutung und seinem Nachruhme ist sie entschieden nachtheilig gewesen, indem sie darthut, wie sehr ihm der Muth der Ueberzeugung, die wahrhaft sittliche Grösse mangelte. Hätte er die schweren und sicherlich gut begründeten Anschuldigungen, welche er in diesen Briefen gegen Curie und Clerus erhebt, offen, wenn auch in maassvoller Weise, ausgesprochen, so würde dies eine muthige und hoch verdienstliche That gewesen sein und er würde selbst sich schwerlich dadurch einer ernsten Gefahr ausgesetzt haben. Hatte doch auch Dante mit scharfen Waffen das verweltlichte Papstthum bekämpft ohne von dessen Rache getroffen zu werden! Und überdies, darf ein sittlich tüchtiger Mann an sein Leben und seine äussere Wohlfahrt denken, wenn es die innere Ueberzeugung gilt? Es ist wirklich unerfreulich und betrübend, sich vorstellen zu müssen, wie Petrarca mit der Curie stets in gutem äusseren Einvernehmen bleibt und es nicht verschmäht, Beneficien von ihr sich ertheilen zu lassen, wol auch, mindestens indirect, solche zu erbitten, trotzdem aber, gleichsam hinterrücks, sie im Geheimen mit allen Waffen einer erbitterten Rhetorik angreift und nicht den Muth besitzt, seinen Namen unter die Kriegsschriften zu setzen. Diese Handlungsweise muss unbedingt als feig und charakterlos bezeichnet werden, so bereit man auch sein mag, Entschuldigungsgründe gelten zu lassen, deren wichtigster in der Erwägung bestehen dürfte, dass Petrarca mit vollem Rechte sich zu einem anderen Werke berufen meinen mochte, als zu dem einer kirchlichen Reformation und dass er in dieser Erkenntniss sich verpflichtet glauben konnte, ein religiöses Martyrthum von sich abzuweisen. Jedoch, wenn er empfand, dass ihm die Kraft mangele, eine sittliche Reform der Kirche selbt nur anzubahnen, so hätte er auch die titellosen Briefe nicht schreiben sollen, denn ohne

den Hintergrund eines ernsten sittlichen Willens ähneln dieselben sehr einer chronique scandaleuse. Oder meinte er vielleicht, die von ihm immer und immer wieder angerathene Rückkehr der Curie nach Rom würde das Heilmittel gegen alle ihre Gebrechen sein? Dann würde man seine Kurzsichtigkeit beklagen müssen, aber dennoch ist es höchst wahrscheinlich, dass er wirklich solche naive Ueberzeugung hegte.

Kehren wir indessen von diesen Fragen, welche später nochmals in einem weiteren Zusammenhange zu erörtern sein werden, zu der äusseren Geschichte der Briefsammlungen Petrarca's zurück. Es bietet uns dieselbe in ihrem ferneren Verlaufe ein merkwürdiges Beispiel für den Wechsel des litterarischen Geschmackes dar. Wir haben oben gesehen, wie sehr Petrarca's Briefe zur Zeit ihres Entstehens bewundert und wie eifrig sie gelesen wurden. Es geschah dies auch noch in den ersten Jahrzehenden nach seinem Tode, wie die aus dieser Zeit stammenden zahlreichen Handschriften beweisen. Selbst Papst Gregor XI. bemühte sich, wie das von ihm am 11. August 1374 an den Cardinaldiacon Guglielmo von Sant' Angelo gerichtete Breve bezeugt, um die Erlangung eines vollständigen Exemplars [1]). Bald aber erblich des lateinischen Stylisten Petrarca's Stern vor der aufgehenden Sonne des Ciceronianismus. Dem jüngeren Humanistengeschlechte behagte der eigenartige, mit dem Makel des Barbarismus behaftete Styl des Altmeisters nicht mehr und die Mehrzahl seiner lateinischen Werke, unter diesen die Briefe, gerieth in halbe Vergessenheit. Die Zahl der Gesammtausgaben der lateinischen Schriften Petrarca's ist, wenn man sie mit der unabsehbaren Ausgabenmenge des „Canzoniere" vergleicht, eine verschwindend geringe [2]) und kann beweisen, dass selbst die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht vermochte, das Andenken an die grossen Verdienste Petrarca's um die Er-

---

[1]) vgl. Fracassetti's prefaz. zu den Lett. fam. p. 4 Anm.

[2]) Ein Verzeichniss derselben sowie der Specialausgaben der Briefsammlungen b. Fracassetti in dem proleg. p. VII ff. der lateinischen und in der prefaz. p. 19 ff. der ital. Ausg. der Ep. Fam.

weckung des Humanismus in gebührender Weise zu beleben. Schlimmer aber noch als die geringe Zahl dieser Ausgaben war ihre innere Beschaffenheit: veranstaltet unter gröbster Vernachlässigung der allerelementarsten Grundsätze der Textkritik gaben sie einen arg verstümmelten und in kläglichster Weise entstellten Text, der das Verständniss auf Schritt und Tritt erschwerte, ja stellenweise selbst unmöglich machte. Namentlich die bekannten baseler Ausgaben, welche in den Jahren 1541, 1554 und 1584 erschienen, sind erfüllt von den unglaublichsten und sinnstörendsten Druckfehlern, deren fast jede Seite mehrere Dutzende aufweist. Es war nur eine natürliche Folge dieser traurigen Thatsache, dass sich allmählich immer mehr und mehr die landläufige Meinung von der Ungeniessbarkeit und Werthlosigkeit der lateinischen Schriften Petrarca's ausbildete und festsetzte.

Selbst noch in unserer, den litterarischen Erzeugnissen der Vorzeit ein so eifriges und fruchtbringendes Studium widmenden Gegenwart ist die Ehrenschuld gegen die Manen Petrarca's, eine würdige Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, noch nicht abgetragen worden. Ja selbst die Lieder des „Canzoniere“ harren in ihrer grossen Mehrzahl noch einer endgültigen textkritischen Feststellung, denn bis jetzt ist eine solche durch Carducci's sachkundige Hand nur den „politischen und moralischen Reimen“ zu Theil geworden[1]). Ein günstiger Stern hat es indessen gefügt, dass seit einigen Jahren wenigstens die Briefsammlungen Petrarca's zu ihrem grössten Theile der Verwahrlosung entrissen worden sind, in welcher seine übrigen lateinischen Werke, mit einziger Ausnahme der „Africa“[2]) und des überhaupt erst neuerdings veröffentlichten Buches über die berühmten Männer des Alter-

[1]) Rime di Fr. P. sopra argomenti storici, morali e diversi. Saggio d'un testo critico etc. ed. Carducci. Florenz 1876.

[2]) In der von Corradini im Auftrage der Stadt Padua herausgegebenen Festschrift zum 500jährigen Petrarcajubiläum, „Padova a Fr. Petrarca“. Padua 1874.

thums [1]), noch gegenwärtig schmachten. Giuseppe Fracassetti, einer der hervorragendsten Gelehrten des modernen Italiens, hat in den Jahren 1859—1863 die „Freundesbriefe“ sowie die „vermischten Briefe“ in dem lateinischen Urtexte zum ersten Male vollständig [2]) auf Grund der besten Handschriften herausgegeben [3]) und sich dadurch, so viel auch im Einzelnen an dem von ihm gegebenen Texte kritisch zu bessern sein dürfte, das hohe Verdienst erworben, den ersten lesbaren und im Grossen und Ganzen zuverlässigen Text der beiden hochwichtigen Briefsammlungen geboten zu haben. Dieser lateinischen Ausgabe folgte als Ergänzung und Erläuterung eine italienische Uebersetzung auf dem Fusse nach [4]). Der Hauptwerth der letzteren Arbeit besteht in den ausführlichen Noten, mit denen der Uebersetzer die einzelnen Briefe begleitet und allseitig erläutert hat. Es ist das in diesen Anmerkungen verstreute Material ein so überaus reichhaltiges und werthvolles, ein von so ausserordentlichem Sammlerfleisse und bewundernswürdiger Detailkenntniss zeugendes, dass man beklagen muss, es in so verzettelter Form gegeben zu sehen: zu einem einheitlichen und zusammenhängenden Ganzen verbunden würde es eine ebenso vollständige als anziehend geschriebene Biographie Petrarca's ergeben haben. Eine Hauptaufgabe Fracassetti's bestand in der Feststellung der Abfassungszeit der einzelnen Briefe, denn, wie bereits einmal bemerkt ward, entbehren die meisten derselben eines Jahresdatums. Mag man nun immerhin eine nicht unbeträchtliche Anzahl der von Fracassetti gegebenen Datirungen mit gutem Grunde als irrig und andere mindestens als nicht genügend erwiesen bezeichnen können, so wird man doch zugestehen müssen, dass er im Wesentlichen die schwierige Arbeit mit Geschick und Besonnenheit erledigt

[1]) de viris illustribus vitae ed. L. Razzolini. Bologna 1874.

[2]) Früher kannte man von den Ep. Fam. nur die ersten 8 Bücher!

[3]) Fr. Petrarcae epistolae de rebus familiaribus et variae ed. Jos. Fracassetti, Florenz 1859—63. 3 voll.

[4]) Lettere delle cose familiari volgarizzate etc. da Gius. Fracassetti. Florenz 1863—67, 5 Bde.

und durch sie einen festen und unverrückbaren Grund für die Chronologie des Lebensganges des grossen Dichters gelegt hat.

Die „Altersbriefe" sind von Fracassetti nur in italienischer Uebersetzung, welcher wie derjenigen der „Freundesbriefe" ein eingehender Commentar beigefügt ist, herausgegeben worden [1]). Für den lateinischen Originaltext ist man daher noch immer auf die jämmerlichen baseler Ausgaben beschränkt. Diese letzteren geben übrigens die Briefsammlung nicht einmal in ihrem ursprünglichen Umfange wieder, indem mehrere der längeren Episteln ausgeschieden und als selbständige Tractate unter Specialtiteln den Prosawerken im engeren Sinne eingereiht worden sind [2]). Die Zahl der Bücher ist dadurch von 17 auf 16 reducirt worden [3]). Von einer Herausgabe der culturgeschichtlich doch so wichtigen und interessanten „Briefe ohne Aufschrift" hat Fracassetti ganz absehen zu müssen geglaubt, weil ein solches Unternehmen „eines katholischen und verständigen Mannes unwürdig" sei (proleg. p. V). Bei aller Achtung für den religiösen und sittlichen Rigorismus des hochverdienten Gelehrten meinen wir doch, dass sein Verfahren ein unbegründetes war. Die katholische Religion würde durch eine neue Herausgabe der Epistolae sine titulo, da diese ja die Dogmen völlig unangefochten lassen, nicht im mindesten geschädigt, ebenso wenig die öffentliche Sittlichkeit irgendwie gefährdet werden können und übrigens wäre auch der Schatten einer Gefahr beseitigt worden, sobald der Herausgeber die Beifügung einer italienischen Uebersetzung unterlassen hätte. Die Wissenschaft soll über engherzige Bedenken erhaben sein.

Nur die an Cola di Rienzo und an das römische Volk gerichteten Episteln, welche bisher fälschlich den „Briefen ohne

---

[1]) Lettere senili di Fr. P. volgarizzate etc. da Gius. Fracassetti. Florenz 1869—70, 2 Bde.

[2]) de republica optime administranda = Sen. XIV 1, de officio et virtutibus imperatoris = Sen. IV 1, de obedientia ac fide uxoria mythologia = Sen. XVII 3, de avaritia vitanda = Sen. VI 7 und 8.

[3]) Das 14. und 15. Buch der ursprünglichen Sammlung sind unter Auslassung des ersten Briefes des 14. Buches (de republica optime administranda) zu einem Buche, dem 14., verschmolzen.

Aufschrift" beigezählt wurden, hat Fracassetti in einem Anhange zu der lateinischen Ausgabe der „Freundesbriefe" veröffentlicht. In diesen „Appendix" sind ausserdem noch einige andere bis dahin entweder gar nicht oder doch nur ungenügend veröffentlichte Briefe Petrarca's sowie dessen Testament aufgenommen worden [1]).

Es ist somit durch Fracassetti's verdienstliche Bemühungen nahezu das gesammte umfangreiche Material der Prosabriefe in einer mustergültig zu nennenden Weise neu edirt und commentirt worden. Künftigen Forschern bleibt es vorbehalten, Einzelnes zu berichtigen und zu ergänzen.

Als eine weitere hochwichtige Quelle für Petrarca's Biographie tritt die in drei Bücher geordnete und 67 Briefe umfassende Sammlung seiner lateinischen poetischen Episteln, welche er dem neapolitanischen Freunde Barbato von Sulmo widmete, hinzu. Zu beklagen ist nur, dass dieselbe bis jetzt noch in keiner würdigen und selbst auch nur bescheidenen Anforderungen genügenden Ausgabe vorliegt, denn die von Rossetti veranstaltete und mit einer italienischen Uebersetzung sowie mit einem Commentar begleitete [2]) leidet an den wesentlichsten inneren und äusseren Mängeln, namentlich entbehrt sie in empfindlicher Weise jeder Uebersichtlichkeit. Einem anderen Orte müssen wir es jedoch vorbehalten, die poetischen Briefe nach Inhalt und Form eingehender zu würdigen.

Auch die übrigen lateinischen Werke Petrarca's können und müssen für die Geschichte seines Lebens nutzbar gemacht werden, denn in allen finden sich einzelne nicht unwichtige Angaben, und einige, besonders aber die Gespräche „über die Weltverachtung" [3]) (eine dem heiligen Augustin abgelegte

---

[1]) Der dritte dieser Briefe, die beiden Gespräche „de vitae suae dispositione" enthaltend (t. III p. 506—513), wird von Fracassetti mit Unrecht Petrarca beigelegt, er ist vielmehr nach Petrarca's eigenem Zeugnisse (Sen. XIV 4 = XV 3) von Lombardo da Serico verfasst.

[2]) Poemata minora Fr. P. quae extant omnia etc. ed. Dom. Rossetti Mailand 1819, 1821 und 1824.

[3]) de contemtu mundi.

Beichte) und die allegorischen Dichtungen der „Bucolica“ [1]), gewähren sogar die wichtigsten Aufschlüsse über seinen Entwickelungsgang und die wechselnden Phasen seines Seelenlebens. Selbst aus den italienischen Dichtungen kann manches werthvolle Material entnommen werden, indessen muss man dabei mit der grössten Vorsicht verfahren, da der Dichter nur allzusehr bemüht gewesen ist, die Wirklichkeit durch die Hülle der Allegorie zu verbergen, und da überdies in Liedern berichtete Vorgänge und ausgesprochene Empfindungen niemals als schlechthin wahr angenommen werden dürfen. Gerade bei einem so durch und durch subjectiven Dichter wie Petrarca müssen wir uns sehr hüten, die Dichtungen etwa als eine Art Tagebuch betrachten zu wollen. Wenn irgend ein Poet, so verstand es der Sänger des „Canzoniere“, Gefühle sich anzuempfinden und Seelenstimmungen künstlich zu erzeugen.

Als die Hauptquellen für die Kenntniss des Lebens Petrarca's müssen durchaus die verschiedenen Sammlungen der prosaischen und poetischen Briefe betrachtet werden; die übrigen Werke besitzen nur den Werth von Nebenquellen, wenn auch allerdings die „Bucolica“ und die „Bücher über die Weltverachtung“ sehr wichtige Nebenquellen sind. Selbst eine noch nicht erwähnte Schrift, welcher man versucht sein könnte die grösste Wichtigkeit für die Biographie beizumessen, besitzt doch nur einen untergeordneten Werth.

Petrarca trug sich mindestens seit dem Jahre 1355 [2]) mit dem Gedanken, eine Geschichte des eigenen Lebens zu schreiben, jedoch erst im späten Alter, jedenfalls erst nach dem am 19. December 1370 erfolgten Tode des Papstes Urban V., unternahm er die Ausführung und es war ihm nicht vergönnt, das spät begonnene Werk zu vollenden: vermuthlich durch den Tod verhindert, vermochte er die Erzählung nur bis zu seiner im Jahre 1351 erfolgten Rückkehr nach Vaucluse fortzuführen.

---

[1]) Edirt von Rossetti in der oben citirten Sammlung t. I.
[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 234 f.

Es enthält dies Fragment einer Selbstbiographie, welches den bezeichnenden Titel eines „Briefes an die Nachwelt" führt[1]), nur wenige Angaben, welche uns nicht durch die „Freundesbriefe" in grösserer Ausführlichkeit überliefert würden, und es ist demnach in biographischer Hinsicht nicht eben sonderlich wichtig. Eine desto grössere Bedeutung darf dasselbe in cultur- und litterargeschichtlicher Beziehung beanspruchen. Petrarca, als er sein eigenes Leben zu erzählen begann, that etwas, was, wie er selbst bemerkt[2]), vor ihm Niemand gethan hatte, mindestens nicht seit den Zeiten des Alterthums. Freilich gibt er an, die Schrift nur verfassen zu wollen, um sich gegen mancherlei Vorwürfe, welche man auf Grund einiger seiner Handlungen, namentlich aber wegen seines langjährigen Verweilens an dem Hofe der Visconti gegen seinen sittlichen Charakter erhoben hatte, zu rechtfertigen[3]), aber, so mitbestimmend eine solche Absicht auch immerhin gewesen sein mag, das Hauptmotiv war sicherlich ein anderes, es war der Wunsch, das Andenken an die eigene Persönlichkeit der Nachwelt zu überliefern und dadurch dem Nachruhme eine dauernde Grundlage zu verleihen. Unerträglich war dem das eigene Ich selbstgefällig bewundernden Manne, dass er, der im Leben so hoch Gefeierte, er, der lorbeergekrönte Dichter, er, der Erneuerer des Alterthums, er, der Freund endlich so vieler Fürsten, nach dem Tode etwa der Vergessenheit anheimfallen könnte, dass die Nachwelt etwa nicht mehr sich erinnern würde, wo und wann Francesco Petrarca geboren worden und wie tugendhaft und ruhmvoll sein Leben gewesen sei. Nicht von diesem schrecklichen Loose betroffen und der mühsam erstrebten Unsterblichkeit beraubt zu werden — das war es, was er durch den Brief an die Nachwelt erreichen wollte. Daran wird Niemand zweifeln, wer Petrarca aus seinen Werken näher kennt oder wer auch nur eben den

[1]) Epistola ad posteros, enthalten in Fracassetti's Ausg. der Ep. Fam. I p. 1—11 sowie in der ital. Uebersetzung Lett. fam. I p. 201—212.

[2]) Ep. Var. 25: „quod ante me, ut arbitror, fecit nemo".

[3]) Invect. in med. praefat; Ep Var. 25.

Brief an die Nachwelt aufmerksam gelesen und wahrgenommen hat, wie aus jeder Zeile desselben Hochmuth und Eitelkeit unter der Maske devoter Bescheidenheit hervorblicken.

Die Menschen des Mittelalters, der ausgeprägten geistigen Individualität und mehr noch des Bewusstseins derselben entbehrend, waren nicht begierig nach jener irdischen Unsterblichkeit, welche durch das Schwert oder die Feder errungen wird, sie trachteten nur der himmlischen nach. Hochbegabte Dichter und Geschichtsschreiber strebten so wenig, im Andenken der Nachwelt fortzuleben, dass sie oft ihre Werke nicht einmal mit ihren Namen unterzeichneten, so dass wol die ersteren, nicht aber die letzteren uns überliefert worden sind. Das ist auch der Grund, wesshalb das Mittelalter den Begriff des geistigen Eigenthums gar nicht kannte, wesshalb Dichter und Geschichtsschreiber so ganz unbedenklich die Werke ihrer Vorgänger fortsetzten oder selbst umgestalteten ohne diese auch nur zu nennen, geschweige dass sie den ursprünglichen Verfassern die Ehre der Erfindung und Conception zuerkannt hätten. Man betrachtete eben Geisteswerke als Dinge, an denen Niemandem ein Eigenthumsrecht zustehe und mit denen frei zu walten und zu schalten einem Jeden völlig erlaubt sei.

Ganz andere Anschauungen hegten und begründeten für die Folgezeit die Schöpfer der Renaissancelitteratur, die Humanisten. Ihnen war die durch geistiges Schaffen errungene Unsterblichkeit in der irdischen Welt das höchste der Ziele, das ruhmvolle Fortleben in den ungemessenen Zeiten der Zukunft der sehnlichste Wunsch, ruhmloser Vergessenheit anheimzufallen die quälendste Furcht. Sie, die Erwecker der antiken Welt, dachten und empfanden eben auch nach antiker Weise und die Begierde nach Ruhm, welche einst die Menschen des Alterthums beherrscht und zu grossen Thaten begeistert hatte, flammte in ihrer Brust zu neuem kraftvollen Leben auf. Wie für die Menschen des Mittelalters das Seelenheil im Jenseits, so war für die Menschen der Renaissance der Ruhm bei der Nachwelt der Zielpunkt alles Strebens und Trachtens und es wurden für sie die Begriffe des Ruhms und der Tugend

identisch: wer den Ruhmeskranz sich errungen, der allein galt als der tüchtige Mann, gleichviel welcher Mittel er sich bedient hatte. Freilich gab man sich oft den Anschein, als verachte man in philosophischer Erhabenheit den Ruhm, aber gerade die Geflissentlichkeit, mit welcher man dies that, ist der stärkste Beweis für das Gegentheil, denn von Dingen, die man wirklich geringschätzt, pflegt man nicht so viel zu sprechen. Cicero's „Traum des Scipio" wurde das Evangelium des Humanismus und der Renaissance; die in der merkwürdigen Schrift gepredigte Lehre von einem überirdischen seligen Dasein, in welches einzugehen nur dem ruhmgekrönten Manne vergönnt ist, der über die verachtete Masse der Durchschnittsmenschen sich erhoben hat, verdrängte mehr und mehr den Glauben an das christliche Himmelreich, welches nur den Armen am Geiste sich öffnen soll.

Von solchen Vorstellungen erfüllt strebten die Menschen der Renaissance, die irdische Persönlichkeit durch Wort und Schrift im Andenken der Nachwelt zu verewigen, denn der Ruhm haftet ja an der Persönlichkeit: schwindet ein Name aus der Menschen Gedächtnisse, so schwindet damit auch der Ruhm dessen, der ihn einst getragen, selbst wenn das Werk, durch welches der Ruhm gewonnen ward, noch fortbesteht. Die Erkenntniss freilich, dass nur Lied und Schrift dem Ruhme Dauer zu verleihen vermögen, war auch dem Mittelalter nicht fremd und sie ist von den Dichtern desselben oft genug ausgesprochen worden [1]), aber man verwerthete sie meist nur für die Vergangenheit und, um so zu sagen, im collectiven Sinne: man feierte die Thaten der Vorfahren oder diejenigen des ganzen Volkes im Gedichte, auf die Verewigung der eigenen Persönlichkeit aber nahm man keinen Bedacht und bemühte sich nicht darum. Oft genug geschah es, dass derselbe Dichter, der durch sein Lied die Namen der Helden einer sagenhaften Vorzeit der Nachwelt überliefern wollte und auch wirklich überliefert hat, den eigenen Namen nicht nannte.

[1]) z. B. von Wace im Eingange des Roman de Rou.

Wer kennt des Rolandsliedes oder der Nibelungen Verfasser? Und wenn es auch der gelehrten Forschung schon gelungen sein oder noch einstmals gelingen sollte, ihre Namen zu entdecken, so wird man sie sicherlich nicht in dem Texte der Lieder selbst finden, die Dichter haben sich eben nicht genannt [1]).

So war denn Petrarca der erste seit den Tagen des Alterthums, welcher durch seinen „Brief an die Nachwelt" die Verewigung der eigenen Persönlichkeit angestrebt hat. Er eröffnet die seitdem unabsehbar gewordene Reihe der ruhmbegierigen Männer, welche, um ja nicht etwa des Biographen und des von ihm auszustellenden Antheilscheines auf die Unsterblichkeit zu entbehren, sich der Arbeit selbst unterziehen und ihre eigenen Biographen werden. So bildet die „Epistel an die Nachwelt" einen Markstein in der Geistesgeschichte der Menschheit, sie kennzeichnet scharf und bestimmt die Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ihr Verfasser aber ist der erste moderne Mensch. — —

Da, wie durch das bisher Erörterte genügend klar gelegt worden sein dürfte, das von Petrarca selbst in seinen Briefsammlungen und sonstigen Werken für seine Biographie gelieferte Material mehr als hinreichend genannt werden muss, um darauf eine wahrheitsgetreue und vollständige Erzählung seines Lebensganges zu begründen, so befindet sich sein Biograph, namentlich wenn er nur eine Skizze zu entwerfen beabsichtigt, in der glücklichen Lage, auf anderweitiges Material im Allgemeinen verzichten zu dürfen, wenn auch an einzelnen Stellen die Herbeiziehung desselben unerlässlich sein wird. Im Wesentlichen kann und muss Petrarca's Leben auf Grund seiner eigenen Angaben erzählt werden und das soll denn auch auf den folgenden Blättern geschehen.

Zahlreich oder vielmehr zahllos sind die Biographen, welche Petrarca von dem Jahre seines Todes ab bis zur Ge-

[1]) Dass der am Schlusse der „Chanson de Roland" genannte Turoldus nicht ihr Verfasser sein kann, wird als selbstverständlich angenommen

genwart gefunden hat. Es würde zwecklos sein, hier eine Liste derselben entwerfen zu wollen und überdies ist eine solche auch bereits mehrfach gegeben worden[1]. Die Biographien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts können, da sie meist nur den „Brief an die Nachwelt“ mit grösserer oder geringerer Treue reproduciren und ihn höchstens durch einige Angaben von sehr zweifelhafter Zuverlässigkeit ergänzen, als so ziemlich werthlos bezeichnet werden[2]. Selbst die von Boccaccio verfasste Vita Petrarca's (herausgegeben von Rossetti in dem Werke: Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio, Triest 1828) ist inhaltlich herzlich unbedeutend, schon um desswillen, weil sie sich nur bis zum Jahre 1344 erstreckt, und sie ist weit mehr ein Panegyrikus als eine Biographie zu nennen, wie sie denn wol auch nur dem Zwecke dienen sollte, Petrarca's Rückberufung nach Florenz zu veranlassen (vgl. Rossetti p. 352). — Von den Biographen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts verdienen nur Alessandro Vellutello (Vita e costumi del P. Venedig 1525), Ludovico Beccadelli (ca. 1560, seine Vita bei Tomasini Petr. Rediv. p. 213), Filippo Tomasini (Petrarcha Redivivus. Padua 1635 und 1650) und der Deutsche Schroderen oder Schrödern (Fr. Petrarcae etc. vita. Mannsfeld 1622) eine besondere Erwähnung. — Bedeutende Fortschritte machte die Petrarcabiographie im achtzehnten Jahrhunderte durch die fleissigen und kritikvollen Abhandlungen des Barons Joseph de la Bastie (in den Mém. de l'Acad. des inscript. et belles lettres

---

[1] Zuletzt in löblicher Kürze von Fracassetti, Lett. fam. I. p. 32.

[2] Es sind: Domenico Aretino b. Mehus p. 131 ff. u. 197, Colluccio Salutati (dessen Werk verloren, vgl. Mehus p. 228), Filippo Villani b. Mehus p. 195 (ein anderer Text separat edirt u. d. T. Vitae Dantis, Petrarcae et Boccacci. Florenz 1826, p. 41—66), Paolo Vergerio b. de Sade t. III pièces justif. p. 13, Sicco Polentone b. Mehus p. 198, Leonardo Bruno Aretino b. Tomasini Petr. Rediv. p. 207, Giannozzo Manetti (ed. Mehus. Florenz 1747 u. d. T. Specimen hist. lit. florent.), Antonio da Tempo (ed. Marsand in der Biblioteca petrarchesca) u. Squarciafichi (ed. in den baseler Gesammtausgaben) — Die angebliche Vita von Luigi Peruzzi b. Bruce-Whyte, hist. des lang. rom. (Paris 1841) t. III. p. 370—380 ist eine grobe Fälschung.

t. 24 und 27) und namentlich durch das grundlegende, noch immer unentbehrliche Werk des Abbé de Sade (Mémoires pour la vie de P., Amsterdam 1764—67. 3 Bde. 4), dessen Werth freilich durch die Menge der darin niedergelegten wunderlichen Hypothesen und die theilweise mehr als zweifelhafte Aechtheit der zu Grunde gelegten Urkunden wesentlich beeinträchtigt wird [1]). Die zu seiner Zeit zu Tage geförderten sicheren Ergebnisse der Forschungen über Petrarca's Leben fasste in übersichtlicher Form und mit besonnener Kritik Baldelli zusammen in dem Buche „del Petrarca e delle sue opere" (Florenz 1797).

Unter den Biographien, welche in unserem Jahrhunderte, bevor Fracassetti die Briefsammlungen herausgab, erschienen sind, ist die von L. G. Blanc in Ersch und Gruber's Encyclopädie (Sect. 3. Thl. 19. p. 204—254 J. 1844) gegebene zweifellos die tüchtigste Arbeit. Ambrogio Levati's Buch „Viaggi di Fr. P." (Mailand 1820. 5 Bde.) ist ein interessanter Roman, aber kein Geschichtswerk. Des Engländers Thomas Campbell's Buch „Life and times of P." (London 1843. 2 Bde.) ist völlig werthlos.

Auf Grund der Fracassetti'schen Ausgaben und Uebersetzungen der Prosabriefe, durch welche erst eine wirklich wissenschaftliche Biographie ermöglicht worden ist, haben geistvolle und anziehend geschriebene Skizzen des Lebens und Wirkens Petrarca's entworfen A. Mézières (Pétrarque, étude d'après de nouveaux documents. 2ème éd. Paris 1868) und Ludwig Geiger (Petrarca. Leipzig 1874). Ein sehr inhaltsreiches Essay über Petrarca hat endlich Feuerlein neuerdings in der Sybel'schen „Historischen Zeitschrift" (Bd. 38. p. 103 ff.) gegeben.

Das Petrarcajubiläum des Jahres 1874 veranlasste das Erscheinen mehrerer sehr werthvoller Schriften über einzelne

---

[1]) Einer eingehenden und scharfen, zuweilen aber auch ungerechten Kritik unterzog das trotz aller seiner Schwächen doch hoch verdienstliche Werk des gelehrten Franzosen Tiraboschi im fünften Bande seiner Storia della lett. ital.

Episoden des Lebens des Dichters[1]) sowie die Herausgabe einiger seiner bis dahin noch nicht veröffentlichten lateinischen Schriften[2]), denen auch für die Biographie manches interessante Material zu entnehmen ist.

---

[1]) 1. C. Romussi, Petrarca a Milano. 2. A. Ronchini, la dimora del P. in Parma. 3. A. Malmignati, P. a Padova, a Venezia e ad Arquà 4. (Cittadella e Corradini) Padova a F. P. 5. (Ateneo Veneto) P. e Venezia. vgl. L. Geiger in der Beilage der Allg. Ztg. vom 26. Febr. 1875.

[2]) Scritti inediti di Fr. P. ed. A. Hortis. Triest 1874.

Zweites Capitel.

Die Jahre der Kindheit und ersten Jugend.

Im Septembermonate des Jahres 1301 leuchtete an dem westlichen Himmel über Florenz ein Komet, der nach dem Aberglauben damaliger Zeit von den Astrologen als untrügliches Vorzeichen schweren Unheils für Italien und für die Stadt Florenz insbesondere betrachtet wurde, um so mehr, als bereits zwei Mal in diesem Jahre, im Januar und im Mai, die Planeten Saturn und Mars im Zeichen des Löwen, dem Sternbilde Italiens, zusammengetroffen waren und als im Januar der Mond ebenfalls im Zeichen des Löwen sich verfinstert hatte[1]).

Und der Aberglaube sollte diesmal Recht behalten! Das von ihm verkündete und gefürchtete Unheil nahte rasch! Am Allerheiligentage desselben Jahres noch zog Karl von Valois, des französischen Königs Philipp des Schönen Bruder, an der Spitze von 500 französischen Rittern in Florenz ein und liess sich wenige Tage darauf die Herrschaft über die Stadt übertragen[2]). Den Frieden sollte er dem Auftrage des Papstes Bonifaz VIII. gemäss dem parteizerrissenen Gemeinwesen bringen, aber in Wahrheit brachte er den wildesten Bürgerkrieg,

[1]) Giov. Villani, lib. VIII c. 47 b. Muratori Script. rer. ital. XIII. p. 375.
[2]) Villani, VIII c. 48. p. 375 f.

sowie er, von einer gleichen Ironie des Schicksals verfolgt, auf dem im April des nächsten Jahres unternommenen Zuge nach Sicilien statt des erhofften siegreichen Kampfes nur schimpflichen Frieden sich zu gewinnen vermochte[1]).

Die Aufgabe eines Friedensvermittlers fasste der französische Prinz in seltsam verkehrter Weise auf, denn, statt die streitenden Parteien der Schwarzen und der Weissen zu versöhnen, duldete und beförderte er es, dass die erstere, deren Haupt der aus der Verbannung heimgekehrte rachgierige Corso Donati war, die Herrschaft an sich riss und in bis dahin unerhörter Weise gegen ihre politischen Gegner wüthete. Alle Weissen, welche irgendwie durch Geburt oder amtliche Stellung oder Vermögen Bedeutung besassen, wurden unter den nichtigsten Vorwänden und unter schamlosester Verhöhnung aller Rechtsformen geächtet, in die Verbannung getrieben und ihrer Güter beraubt, ja selbst ihre Häuser wurden zerstört und ihre etwaige Rückkehr auf florentinisches Gebiet ward mit den härtesten Leibesstrafen nicht bloss bedroht, sondern vorkommenden Falles auch wirklich geahndet[2]).

Unter den Hunderten, welche das traurige Loos der Verbannung traf, befanden sich auch Dante Alighieri[3]), der bereits nach wenigen Jahren und dann für alle Folgezeit als Italiens grösster Dichter gefeiert werden sollte, und Ser Petracco, des Parenzo aus Incisa Sohn, welcher bestimmt war, dem zweitgrössten italienischen Dichter das Leben zu geben: an dem gleichen Tage, dem 27. Januar 1302, verloren Dante und Petracco ihre schöne Heimath für immer[4]).

---

[1]) Villani, VIII c. 49. p. 379: Messere Carlo venne in Toscana per paciaro e lasciolla in guerra ed andonne in Cicilia per guerra fare e reconne vergognosa pace.

[2]) Villani, VIII c. 48. p. 375—378, vgl. Perrens, Histoire de Florence (Paris 1877) t. III. p. 66 ff.

[3]) Ueber die Schreibweise des Namens Alighieri vgl. Fraticelli, Storia della vita di Dante (Florenz 1861), c. 2. p. 13—31.

[4]) Ueber das Datum der Verbannung Dante's vgl. die bei Fraticelli a. a. O. p. 136 ff. abgedruckten Urkunden. Petrarca sagt ausdrücklich, dass

Die Vertriebenen wandten sich theils nach Pistoja, theils nach Pisa, theils auch nach Arezzo [1]). Wie alle diejenigen, welche im politischen Parteikampfe unterliegen, glaubten auch sie, dass ihre Niederlage nur eine zeitweilige sei, und erhofften sie eine baldige glückliche Wendung ihres Geschickes. An wiederholten Versuchen, mit gewaffneter Hand sich die siegreiche Rückkehr zu erzwingen, liessen sie es nicht fehlen, und einmal schien ihr Streben von dem Erfolge gekrönt werden zu sollen. Am Morgen des 20. Juli 1304 gelang es den Weissen, bis zu den Thoren von Florenz, ja zum Theil bis in die Stadt selbst vorzudringen, und, wäre ihr Unternehmen überlegter und planmässiger gewesen, der Sieg würde ihnen kaum entgangen sein, während in Folge dieses Mangels der mit mehr Kühnheit als Klugheit gewagte Versuch kläglich scheiterte und mit wirrer Flucht der allzu rasch Entmuthigten endete [2]). Nach diesem Schlage konnten die Weissen die Rückkehr in die Vaterstadt nur etwa noch von der Hülfe des Kaisers erhoffen, doch auch diese Hoffnung erlosch, als am 24. August 1313 Heinrich VII. zu Buonconvento starb. Die Florentiner aber feierten seitdem lange Jahre den 20. Juli als öffentlichen Festtag [3]), sie feierten dadurch ohne ihr Wissen zugleich den Geburtstag eines ihrer grössten Dichter. —

Ser Petracco hatte in der altberühmten, freundlich gelegenen Etruskerstadt Arezzo eine Zuflucht gesucht und gefunden. Hier bewohnte er mit seiner Gattin auf einer in der inneren Stadt belegenen Strasse, „Gartenstrasse" genannt [4]), ein einfaches, wenig geräumiges Haus [5]). In diesem Hause

---

sein Vater und Dante „uno die atque uno civili turbine" vertrieben worden seien. (Ep. Fam. XXI. 15.) Nach Dino Compagni freilich (b. Muratori, IX p. 502) wären Dante und Petrarca erst im April verbannt worden.

[1]) Villani, VIII 48. p. 378: chi n'andò a Pisa e chi a Arezzo e chi a Pistoia.

[2]) Villani, VIII c. 72. p. 405—408, vgl. Perrens, a. a. O. III. p. 99 ff.

[3]) cf. Ep. Sen. VIII 1.

[4]) Epist. Sen. XIII 3: „in intimo vico civitatis, qui Hortus vulgo dicitur".

[5]) Petrarca, ibid: „domus haud sane ampla seu magnifica, sed qualis exulem decuisset".

wurde ihm an demselben 20. Juli — einem Montage und dem Tage der heiligen Margarethe — und beinahe in derselben frühen Morgenstunde, als die Weissen vor und in Florenz für ihre Rückkehr erfolglos fochten, ein Sohn geboren, der einst nach nicht ganz vier Jahrzehenden als der gefeierte Francesco Petrarca die Dichterkrone auf dem Capitol empfangen sollte.

Petrarca nennt das Jahr und den Tag seiner Geburt zu wiederholten Malen [1]) mit solcher Deutlichkeit und Genauigkeit, dass an der Richtigkeit dieser Angabe vernünftigerweise nicht gezweifelt werden kann. Am ausführlichsten spricht er sich über seine Geburt und die sie begleitenden Umstände in dem Briefe aus, welchen er am 20. Juli 1366, also an seinem zweiundsechzigsten Geburtstage, an Boccaccio schrieb (Epist. Sen. VIII 1), um ihm seinen Eintritt in das vermeintlich so ominöse dreiundsechzigste Lebensjahr zu melden, ein Brief, der in vielfacher Beziehung hoch interessant ist.

Seiner im Vergleiche mit Italiens stolzen Metropolen kleinen und ärmlichen, wenn auch altehrwürdigen Geburtsstadt hat Petrarca sich nie geschämt, und es gereichte ihm zur hohen Freude, dass er sie im Jahre 1350, als er von Rom zurückreiste, zum ersten (und, soviel wir wissen, auch letzten) Male wiedersehen konnte. Die Aretiner aber waren stolz auf ihren rasch berühmt gewordenen Landsmann und wussten ihn noch bei seinen Lebzeiten gebührend zu ehren. Noch vor dem Jahre 1350 ward verfügt, dass sein Geburtshaus unverändert zu erhalten sei, und solche Pietät mag den Dichter, als er bei seiner Anwesenheit in dem genannten Jahre davon Kenntniss erhielt, wol noch mehr erfreut haben, als der festliche Empfang, der ihm bereitet ward [2]). Bis auf den heutigen Tag ist das Haus, in welchem Petrarca geboren, im Wesentlichen unversehrt erhalten worden und im Jahre 1810 ward es mit einer Gedenktafel würdig einfachen Inhaltes geschmückt.

Die Verehrung, welche die Aretiner dem grössten Sohne

---

[1]) Epist. ad post., Epist. Sen. VIII 1 und XIII 3.

[2]) Epist. Sen. XIII 3.

ihrer Stadt zollten, blieb nicht unbelohnt. Als Arezzo nach der Schlacht bei Marengo den Franzosen noch Widerstand zu leisten wagte, eroberte Napoleon die Stadt mit Sturm, gewährte aber, um das Andenken Petrarca's zu ehren, den Bürgern eine allgemeine Amnestie [1]). So walteten Petrarca's Manen schützend über seine Geburtsstadt.

Es wird hier der geeignete Ort sein, um über Petrarca's Vorfahren und Aeltern das Wenige zu sagen, was sich überhaupt darüber sagen lässt.

Von seinen Vorfahren spricht Petrarca, der in seinen Briefen und auch in seinen sonstigen Schriften so gern sich über persönliche Verhältnisse verbreitet und so redselig bald diese, bald jene Episode aus seinem Lebensgange berichtet, mit einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme nie. Es könnte dies auffallend erscheinen und vielleicht selbst der Vermuthung Raum geben, dass Petrarca seiner Vorfahren sich geschämt habe, wenn nicht zu berücksichtigen wäre, dass er während seines ganzen Lebens fern von der florentinischen Heimath geweilt hat und in Folge dessen in keiner näheren Verbindung mit seinen dort lebenden väterlichen und mütterlichen Verwandten stehen konnte, wodurch ihm einerseits die Kenntniss etwa vorhandener Familientraditionen sehr erschwert und andererseits auch sein Interesse an der Geschichte der Familie überhaupt sehr geschwächt werden musste. Ueberdies hat Petrarca augenscheinlich wenig Familiensinn besessen: in jungen Jahren schon älternlos geworden und auf sich allein angewiesen, von Kindheit an, ja noch vor der Geburt, losgelöst von seiner alten Heimath, ganz neue Bahnen des Lebens und Denkens einschlagend und das berechtigte Bewusstsein in sich tragend, ausserhalb der Gedankenkreise seiner Zeit zu stehen — wie konnte ihm da ein behagliches Zurückdenken in die Vergangenheit seines Geschlechtes Bedürfniss sein und wie konnte es ihm irgend welchen Reiz gewähren?

---

[1]) vgl. Pétrarque à Vaucluse et histoire de cette fontaine par un ancien habitant de Vaucluse (Paris XIII od. 1804) p. 391.

Der einzige Vorfahr, dessen Petrarca gedenkt, ist sein väterlicher Urgrossvater Garzo. Von ihm erzählt er einmal gelegentlich [1], dass er ein frommer, rechtlicher und, soweit dies ohne wissenschaftliche Bildung möglich, auch ein kluger Mann gewesen sei, der still und einfach zu Incisa gelebt habe, bis er in dem selten hohen Alter von 104 Jahren gerade an seinem Geburtstage und in demselben Zimmer, in welchem er einst das Licht der Welt erblickt hatte, friedlich und gottergeben entschlummert sei.

Der Sohn dieses Garzo war Parenzo und des Parenzo's Sohn wiederum Petracco, Petrarca's Vater [2].

Auch von seinem Vater berichtet Petrarca nur Weniges, und es lässt sich daraus erschliessen, dass sein Verhältniss zu ihm ein wenig vertrauliches und inniges gewesen ist. Mancherlei Ursachen mögen hierzu mitgewirkt haben: zunächst der äusserliche Umstand, dass Petrarca die Jahre seiner Kindheit und die ersten Jünglingsjahre nicht unter der unmittelbaren väterlichen Obhut verbrachte, ferner der Gegensatz der Anschauungen, welcher zwischen Vater und Sohn unzweifelhaft bestand und der sich kurz als Gegensatz des Realismus und des Idealismus bezeichnen lassen dürfte, endlich vielleicht auch — wir werden das demnächst zu erörtern haben — die ungewöhnlich grosse Differenz in dem beiderseitigen Lebensalter. Hervorgehoben muss jedoch werden, dass, wenn auch das Verhältniss zwischen Vater und Sohn allem Anschein nach ein etwas kühles und wenig herzliches war, dies sich doch nie zu einem offenen äusseren Zerwürfnisse gesteigert, dass vielmehr, soweit wir zu urtheilen vermögen, Petracco seinem Sohne stets die väterliche Liebe und dieser wieder dem Vater stets die schuldige Achtung bewahrt hat. Gewiss ist jedenfalls, dass Petracco seine Vaterpflichten nie verabsäumt und dass er nach bestem Wissen und Vermögen für die

---

[1]) Epist. Fam. VI 3.

[2]) Weitere genealogische Einzelheiten sehe man bei Fracassetti, Lett. fam. I. p. 214 f.

Erziehung und Ausbildung seines Sohnes Sorge getragen hat, wenn auch schwerlich geleugnet werden kann, dass, als er den Sohn für die juristische Laufbahn bestimmte, er dessen geistige Anlagen und Neigungen sehr unrichtig beurtheilte.

Nach alledem, was wir von Petrarca's Biographen erfahren, war der alte Petracco ein durchaus ehrenwerther und thätiger Mann und ein tüchtiger Jurist, welcher als Notar bei dem florentinischen Staatsarchive delle Riformagioni [1]) ein angesehenes Staatsamt bekleidete und wegen seiner hervorragenden geistigen Begabung und seltenen Beredtsamkeit wiederholt mit Gesandtschaften in schwierigen Angelegenheiten betraut wurde [2]). Dass Petracco einer höheren wissenschaftlichen Bildung nicht entbehrte, bezeugt auch Petrarca selbst, der ihn uns als einen grossen Verehrer Cicero's schildert und urtheilt, der Vater habe es bei seiner reichen Begabung unter günstigeren äusseren Verhältnissen, wenn er weniger von Familien- und Vermögenssorgen belästigt worden wäre, wol viel weiter bringen können in humanistischer Bildung [3]).

Dass aber Petracco auch, wie sein berühmter Sohn, von der Schwäche der Eitelkeit nicht frei war, beweist die folgende kleine von Petrarca erzählte Anekdote. In seinem fünfzigsten Jahre entdeckte Petracco einzelne graue Haare auf seinem Haupte, er wurde durch diese Wahrnehmung ganz bestürzt und verkündete das seiner Meinung nach vorzeitige Ergrauen den Nachbarn als etwas ganz Merkwürdiges und Unnatürliches [4]).

Aus den vorstehenden Angaben, so kärglich sie auch sind, erkennt man doch, dass Petrarca einige Eigenschaften wenigstens im Keime von seinem Vater ererbt hat: die Liebe zu humanistischen Studien, die Beredtsamkeit und die kleine Schwäche der Eitelkeit, vielleicht auch eine gewisse — von

[1]) Ueber dieses Institut vgl. Perrens, a. a. O. III p. 67. Note 1.

[2]) vgl. Fil. Villani b. Mehus, p. 195, Janozzus Manettus b. Tomasini, p. 195 u. Leonardo Aretino, ibid. p. 207.

[3]) Epist. Sen. XV (in Fracassetti's Uebersetzung XVI) 1.

[4]) Epist. Fam. VI 3.

ihm selbst freilich immer in Abrede gestellte — Neigung zu geschäftlicher Thätigkeit, aus welcher es sich erklären würde, dass er so oft die ihm theuere Einsamkeit von Vaucluse und Parma mit dem geräuschvollen Leben an fürstlichen Höfen vertauschte und sich wiederholt zur Uebernahme politischer Missionen bestimmen liess.

In welchem Jahre Petracco geboren ward und wie alt er folglich bei der Geburt seines Sohnes war, lässt sich leider nicht ermitteln. Petrarca nennt einmal[1]) seinen Vater jünger als den im Jahre 1265 geborenen Dante, wonach Petracco im Jahre 1304 höchstens etwa 39 Jahre alt, vermuthlich aber beträchtlich jünger gewesen sein würde. Dem widerspricht indessen eine andere Angabe. In einem jedenfalls im Jahre 1368 geschriebenen Briefe[2]) an seinen Jugendfreund, den Erzbischof Guido Settimo von Genua, gedenkt Petrarca eines Ausfluges nach Vaucluse, den er als Knabe während seines Aufenthaltes in Carpentras unternommen hatte, und erwähnt hierbei, dass sein Vater damals ungefähr ebenso alt gewesen sei, wie er gegenwärtig selbst. Da nun Petrarca im Jahre 1368 64 Jahre alt war und da ferner die Zeit seines Aufenthaltes in Carpentras aller Wahrscheinlichkeit nach in die Jahre 1315—1319 fällt, so würde demnach Petracco's Geburtsjahr zwischen 1251 und 1255 anzusetzen sein und Petracco wäre folglich bei der Geburt seines Sohnes schon ein älterer Mann von 49 bis 53 Jahren gewesen. Man sieht, beide Angaben, welche an sich ja für gleich authentisch gelten müssen, lassen sich unmöglich mit einander vereinigen und, da auch auf textkritischem Wege der Widerspruch nicht gehoben werden kann, so muss es subjectivem Ermessen anheimgestellt bleiben, welche Angabe man für die richtige halten will. Wahrscheinlichkeitsgründe würden sich sowol für die eine als für die andere geltend machen lassen. Sollte Petracco wirklich gegen fünfzig Jahre älter gewesen sein, als sein Sohn, so wäre es leichter erklärlich, wenn der letztere

[1]) Ep. Fam. XXI 15.
[2]) Epist. Sen. X 2.

zu dem Vater nie in ein recht inniges Verhältniss zu treten vermochte.

Demjenigen, was im Obigen über Petrarca's Vater gesagt worden ist, dürfte sich passend eine kurze Bemerkung über den Namen „Petrarca“ und seine Schreibweise anschliessen.

Als Sohn des Petracco (familiäre Namensform für Pietro) hätte Petrarca sich Francesco Petracchi oder Petracchi allein nennen müssen. Warum er den letzteren Namen in Petrarca umänderte, ist völlig unklar, und nur vermuthen lässt sich, dass er es des Wohllautes wegen oder um dem Namen eine gewisse, nicht mehr zu enträthselnde symbolische Bedeutung zu verleihen, gethan habe [1]).

Dass aber die Schreibweise Petrarca mit c vor derjenigen mit ch den Vorzug verdient, geht, trotz aller Argumente, welche Fortunius Licetus in seiner weitschweifigen Dissertation in Tomasini's „Petrarca redivivus“ p. 249–270 zu Gunsten des ch vorgebracht hat, unwiderleglich aus Petrarca's von ihm selbst verfasster Grabschrift hervor, in welcher der Genetiv Petrarcae in dem Reime mit parce und arce steht und folglich uns zur Annahme des Nominativs Petrarca nöthigt [2]).

Der Schreibweise der Handschriften, welche allerdings wol vorwiegend Petrarcha ist, darf dem erwähnten Beweise gegenüber keine Auctorität beigelegt werden, zumal uns beglaubigte Autogramme des Namens fehlen. —

Weniger noch als über Petrarca's Vater wissen wir über seine Mutter, und es muss das in Anbetracht dessen, dass er seine Kindheitsjahre fast ausschliesslich unter der mütterlichen Pflege und Obhut verbrachte, recht befremdlich erscheinen. In seinen Briefen, aus denen sich für so viele und darunter zum Theil ihm persönlich ziemlich fernstehende Persönlichkeiten ein reiches biographisches Material gewinnen lässt, gedenkt Petrarca seiner Mutter nur zweimal und weiss von ihr nichts weiter zu berichten, als dass sie ihn unter grossen Schmerzen

[1]) Vgl. Janozzus Manettus b. Tomasini, Petr. red. p. 195 und 198.

[2]) Vgl. Fracassetti, Epist. Fam., prolegom. p. I Note.

und mit Gefährdung ihres eigenen Lebens geboren habe, also beinahe nur das Selbstverständliche [1]). Ausserdem ist noch ein lateinisches Gedicht Petrarca's auf den Tod seiner Mutter vorhanden (in den baseler Ausgaben der gesammten Werke der siebenten poetischen lateinischen Epistel des ersten Buches unmittelbar angefügt), aber es enthält dasselbe kaum mehr als eine sehr allgemein gehaltene und schablonenmässige Lobpreisung, welche warme und natürliche Empfindung gar sehr vermissen lässt, und wir können daraus an positiven Angaben nur die folgenden entnehmen: dass Petrarca's Mutter mit Vornamen Eletta hiess, denn sie wird in Vers 5 „electa Dei tam nomine quam re" genannt, dass durch ihren Tod Petrarca und sein Bruder ganz verwaist wurden, wie aus Vers 15 und 16 unzweifelhaft hervorgeht [2]), dass sie folglich ihren Gatten überlebte und dass sie endlich ein Lebensalter von nur 38 Jahren erreichte, denn Petrarca erklärt Vers 35 f. — eben kein poetischer und feinfühliger Gedanke! —, ihr so viel Verse widmen zu wollen, als die Zahl ihrer Lebensjahre betrage [3]), und das Gedicht besteht aus 38 Hexametern.

Der gewöhnlichen, aber freilich durch nichts beglaubigten Tradition zufolge hiess Petrarca's Mutter Eletta Canigiani, wonach sie einer sehr angesehenen Familie — war doch im Jahre 1297 ein Cino Canigiani Gonfaloniere von Florenz gewesen — angehört haben würde, und ist sie kurze Zeit nach ihrem Gatten, etwa im Jahre 1326, gestorben. Diese letztere Angabe combinirt mit der oben erwähnten Petrarca's würde als ihr Geburtsjahr das Jahr 1288 ergeben, sie wäre demnach, als sie Francesco's Mutter wurde, erst 16 Jahre alt gewesen und ihre Vermählung mit Petracco müsste, da sich doch kaum glauben lässt, dass sie erst im Exile erfolgt sei, mindestens zwei bis drei Jahre früher angesetzt werden, so dass Eletta bereits im

[1]) Epist. fam. praef. und Epist. Sen. X 2.

[2]) „me fratremque parens dulcissima fessos Pythagorae in bivio et rerum sub turbine linquis".

[3]) „versiculos tibi nunc totidem, quot praebuit annos Vita, damus".

Alter von 13 bis 14 Jahren Frau geworden wäre, was nach italienischen Verhältnissen, namentlich der damaligen Zeit, allerdings wohl denkbar, aber doch nicht recht wahrscheinlich ist.

Nun aber ist in dem Archivio generale de' contratti zu Florenz unter den Protokollen des Ser Rustichello di Guido Bandino da Leccio eine vom 25. Mai 1331 datirte Urkunde gefunden worden, durch welche eine „Nicolosa, Wittwe des verstorbenen Ser Petracchi Parenzi aus Ancisa und Tochter des verstorbenen Vannis Cini Sigoli", einen Specialbevollmächtigten ernennt mit dem Auftrage, dass derselbe in ihrem Namen alle diejenigen liegenden Güter ihres verstorbenen Gatten in Besitz nehmen solle, auf denen ihre Mitgift hypothekarisch angelegt sei [1]).

Wenn diese Urkunde ächt ist, was füglich nicht in Zweifel gezogen werden kann, so muss man, da der in ihr erwähnte Petracco Parenzi aus Ancisa doch gewiss mit Petrarca's Vater identisch ist, annehmen, dass Nicolosa Petrarca's Mutter gewesen sei, welche hiernach im Jahre 1331 noch gelebt haben würde. Etwa zu glauben, dass Nicolosa eine nach dem Tode der Mutter Petrarca's geehelichte zweite Frau Petracco's sei, ist, um von anderen Gründen, welche dagegen sprechen würden, ganz abzusehen, schon um desswillen unstatthaft, weil Petracco das Vermögen einer zweiten Gemahlin nimmermehr auf seinen vom Staate confiscirten Gütern in Florenz hypothekarisch hätte anlegen können.

Ist hiernach, wie es allen Anschein hat, unter Nicolosa wirklich Petrarca's Mutter zu verstehen, so ist sehr schwer abzusehen, wie mit den Angaben der Urkunde diejenigen der gewöhnlichen Tradition und Petrarca's selbst vereinbart werden können.

Die Differenz der Namen freilich hat de Gubernatis zu erklären versucht [2]). Davon ausgehend, dass Nicolosa offenbar

[1]) vgl. über diese Urkunde und die daran sich knüpfenden Fragen die lichtvolle Untersuchung Fracassetti's, Lett. fam. I. p. 217 ff.

[2]) vgl. A. Tobler im Jahrb. f. roman. u. engl. Spr. u. Litt. XV 4. p. 469.

eine Koseform für Nicola sei, hält er den von Boccaccio überlieferten Namen Lecta (Lieta) für eine Kürzung einer anderen Koseform „Nicoletta“ desselben Namens Nicola, die von Petrarca gegebene Namensform Electa aber nur für eine sinnige Umwandelung von Lecta. Die Formen „Vannis Cini“ italianisirt er, was gewiss zulässig, in Vanni oder Gianni (= Giovanni) di Cino und lässt hieraus durch Umstellung und Verschmelzung den Namen Cinigiani entstehen, von welchem seiner Meinung nach Canigiani nur eine falsche Lesung wäre. Der Name „Sigoli“ bleibt unerklärt.

Unbeschadet aller Anerkennung, welche man dem unleugbaren Scharfsinne de Gubernatis' zollen mag, wird man doch schwerlich durch seinen etwas gar zu künstlichen und noch dazu unvollständigen Erklärungsversuch das Problem für gelöst erachten können.

Grössere Schwierigkeiten noch als aus der Differenz der Namen erwachsen aus dem Datum der Urkunde. Wenn Petrarca's Mutter im Jahre 1331 wirklich noch unter den Lebenden war, so musste sie, selbst wenn sie auch noch in demselben Jahre gestorben sein sollte, bei ihrem Tode doch sicherlich ein höheres Alter, als das von 38 Jahren, erreicht haben, denn wir würden sonst zu der absurden Annahme gedrängt werden, dass sie, geboren im Jahre 1293, bereits um 1301 oder spätestens im Januar 1302 [1]), also in einem Alter von höchstens neun Jahren, Petracco's Gattin und im Alter von elf Jahren Petrarca's Mutter geworden sei.

Wie sind diese argen Widersprüche nun zu lösen? Bei der Kärglichkeit des uns vorliegenden Materials bleibt absolut nichts Anderes übrig, als entweder die Urkunde, trotzdem dass sie die diplomatischen Merkmale der Aechtheit an sich trägt, oder Petrarca's Gedicht, trotzdem dass auch dieses durchaus mit keinem Kennzeichen einer Fälschung behaftet ist, für unter-

---

[1]) Bei später erfolgter Verehelichung würde ihre Mitgift nicht auf den florentinischen Gütern ihres Gatten hypothekarisch haben angelegt werden können.

geschoben zu erklären oder aber, und das dürfte immerhin das Wahrscheinlichste sein, anzunehmen, dass Petrarca sein Gedicht entweder nicht vollendet habe, oder dass dasselbe doch nur unvollständig überliefert worden sei, dass also die Zahl der uns vorliegenden Verse nicht identisch sei mit der Zahl der von Electa (oder Nicolosa) erreichten Lebensjahre. Für die letztere Annahme würde namentlich der Umstand sprechen, dass das Gedicht in der Fassung, in welcher es uns überliefert ist, offenbar eines angemessenen Schlusses entbehrt [1]).

Verhehlen darf man sich aber nicht, dass die Annahme, Petrarca's Mutter habe das Jahr 1326 und die Rückkehr ihres Sohnes aus Bologna nach Avignon um längere Zeit überlebt, gar manche Bedenken gegen sich hat. Wie konnte es, muss man fragen, geschehen, dass Petrarca, wenn ihm nach 1326 die Mutter noch mehrere Jahre erhalten blieb, ihrer in seinen uns vorliegenden Briefen, deren erster doch vom 18. April spätestens des Jahres 1326 datirt ist, nirgends gedenkt? wie konnte es ferner geschehen, dass Petrarca, soviel wir wissen, nie in den Besitz seines mütterlichen, der Urkunde zufolge in Florenz fundirten Erbes eingetreten ist? wie konnte, als die florentinische Regierung im Jahre 1351 ihm die väterlichen Güter zu restituiren beschloss [2]), es unerwähnt bleiben, dass er einen Theil derselben als Erbe seiner Mutter bereits besass oder doch ein Anrecht darauf hatte? oder sollte vielleicht Nicolosa im Jahre 1331 ihr Recht geltend zu machen nicht vermocht und ihren Specialbevollmächtigten vergebens ernannt haben? Es ist das nicht recht wahrscheinlich, da ihr ja bereits im Jahre 1305 die Rückkehr nach Incisa gestattet und vielleicht selbst ein dortiges Landgut ihres Gatten überlassen worden war.

Wir stehen hier eben vor Räthseln, welche zu lösen

[1]) Eine noch andere Lösung schlägt Fracassetti Lett. fam. I. p. 221 vor. Er will die Verszahl des Gedichtes auf Eletta's Tod auf Petrarca's Lebensjahre beziehen, wonach also dies Gedicht im Jahre 1342 abgefasst worden und Eletta erst damals gestorben wäre. Gegen diese Annahme sprechen lebhaft die im Folgenden erwähnten Bedenken.

[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 40.

wir nur dann vermögen werden, wenn etwa durch einen glücklichen Zufall uns neues Material geboten werden sollte.

Soviel indessen darf man wol auch jetzt schon behaupten, dass Petrarca — wir müssen uns freilich bescheiden, zu wissen, aus welchen Gründen —, wie zu seinem Vater, so auch zu seiner Mutter in keinem näheren und vertraulicheren Verhältnisse stand. Der Vorwurf der Impietät wird ihm kaum erspart bleiben können, denn, möge die Mutter auch sonst welche Fehler besessen haben, Petrarca hätte ihrem Andenken wol herzlichere Worte widmen sollen, als jene frostigen achtunddreissig Hexameter. Welchen Einfluss die Mutter auf die geistige Beanlagung und Ausbildung ihres Sohnes etwa ausgeübt haben mag, lässt sich, da alle Anhaltspunkte fehlen, nicht einmal vermuthen.

Von Petrarca's Aeltern wenden wir uns zu seinen Geschwistern. Des einen Bruders Petrarca's, Gherardo, werden wir im Laufe der folgenden Erzählung so oft gedenken müssen, dass wir uns hier füglich nähere Angaben über ihn ersparen können. Nur das Eine möge bereits hier bemerkt werden, dass Gherardo allem Vermuthen nach einige Jahre jünger gewesen ist als Francesco und vielleicht im Jahre 1307 zu Incisa geboren wurde [1]. Ausser ihm besass Petrarca noch einen zweiten Bruder, der aber schon in sehr zartem Alter wieder verstarb [2], und eine Halbschwester, Selvaggia, welche sich bereits im Jahre 1324 mit einem Florentiner, Namens Giovanni, Sohn des verstorbenen Tano di Summofonte, vermählte und übrigens nie mit ihrem berühmten Halbbruder irgend welche Beziehungen unterhalten zu haben scheint [3].

Nachdem wir uns also über Petrarca's Vorfahren, Aeltern und Geschwister unterrichtet haben, nehmen wir den kaum erst angesponnenen Faden seiner Lebensgeschichte wieder auf.

In seiner Geburtsstadt Arezzo verbrachte der kleine Francesco oder Checco, wie er mit ächt florentinischer Koseform

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 226.
[2]) Epist. Fam. II 1 u. IX 2.
[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 224 f.

genannt wurde [1]), kaum das erste Halbjahr seines Lebens, denn bereits im Februar 1305 siedelte seine Mutter, welcher die Rückkehr in das florentinische Gebiet gestattet worden war, nach dem nur vierzehn Miglien von Florenz entfernten Incisa über [2]). Francesco war auf der Reise der Obhut eines kräftigen jungen Knechtes anvertraut, welcher, um das Knäblein nicht beim Reiten zu verletzen, dasselbe — wie einst Metabus die Camilla (Virg. Aen. XI 552 ff.) — in Tücher eingewickelt an einem Knotenstocke hängend trug; nichtsdestoweniger gerieth das Kind in die grösste Lebensgefahr, als bei dem Durchreiten des Arno das Ross des Dieners strauchelte, dieser selbst herabstürzte und beinahe sammt seiner lebendigen Last im Strudel ertrunken wäre; nur mit Mühe gelang die Rettung [3]). So wurde Petrarca, der schon bei seinem Eintritte in das Leben von Hebammen und Aerzten als todt aufgegeben worden war [4]), zum zweiten Male auf wunderbare Weise dem Leben erhalten. Die kleine Stadt Incisa, südöstlich von Florenz an der Strasse nach Arezzo im Arnothale gelegen, war, wie bereits erwähnt, Petracco's Heimath, und hier besass derselbe ein Landgut, welches, sei es nun, weil vielleicht seine Brüder Graziano und Lapo an dem Besitze desselben Antheil hatten, oder weil vielleicht das Vermögen seiner Gattin hypothekarisch darauf stand [5]), der Confiscation entgangen war. Auf diesem väterlichen Besitzthume und also auf heimischem Boden verlebte Petrarca die nächstfolgenden sechs Jahre und vermuthlich noch einige Monate darüber [6]), und es ist dieser Aufenthalt in der toscanischen Heimath gewiss nicht ohne Einfluss auf seine geistige Entwickelung, besonders aber auf die sprachliche gewesen. Sehr sinnig hebt die an dem noch erhaltenen, wenn auch sehr

[1]) vgl. Leonardo Aretino b. Tomasini, p. 207.

[2]) Epist. ad post. p. 4.

[3]) Ep. Fam. praef. p. 18 f.

[4]) ibid.

[5]) Bekannt ist ja, dass auch Dante's Gattin Gemma der Aufenthalt in Florenz gestattet wurde und ihr ein Theil ihres eigenen oder ihres Gatten Vermögens erhalten blieb.

[6]) Epist. ad post. p. 4.

ruinenhaften Wohnhause Petracco's im Jahre 1842 angebrachte Inschrift hervor, dass innerhalb seiner Mauern der grosse Dichter die ersten Laute der Muttersprache habe ertönen lassen [1]).

Petrarca stand während dieser ersten Kinderjahre jedenfalls unter der alleinigen Obhut der Mutter, denn der Vater durfte als Geächteter das Gebiet der florentinischen Republik nicht betreten, wenn auch wol, wie in der oben erwähnten Inschrift es geschehen, sich vermuthen lässt, dass er zuweilen, von Gatten- und Vaterliebe getrieben, heimlich in die Vaterstadt gekommen sei, um Gemahlin und Kinder zu umarmen. Vielleicht auch reiste Petrarca's Mutter öfters zu ihrem Gatten, der vermuthlich während dieser Zeit in dem Bestreben, sich eine neue Lebensstellung oder auch die Rückkehr nach Florenz zu erringen, ein unstätes Wanderleben führte. Dass jedenfalls das Ehepaar nicht ausser aller Verbindung stand, wird schon durch die höchst wahrscheinlich im Jahre 1307 erfolgte Geburt Gherardo's bewiesen.

Dauernd vereinigt wurde die Familie aber erst im Jahre 1312 wieder, als Petracco die Seinen und also auch den damals achtjährigen Francesco zu sich nach Pisa kommen liess. Eine bleibende Stätte jedoch sollte den Verbannten hier nicht gegönnt sein [2]). Petracco fand vermuthlich in Pisa nicht die Möglichkeit des Wirkens und Erwerbens, wie er sie wünschen musste, und so fasste er nach kaum einjährigem Aufenthalte im Jahre 1313 den Entschluss, das Vaterland ganz zu verlassen und sein Glück im fernen Auslande, jenseits des Meeres, in Avignon zu suchen [3]). Aus welchem Grunde gerade Avignon von ihm zur neuen Heimath erkoren wurde, entzieht sich jeder Vermuthung. Gemeinhin wird angenommen, dass Petracco in der päpstlichen Residenz reichlichen Verdienst

---

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 214.

[2]) Jedenfalls war auch der Zug Heinrich's VII. nach Italien ein Motiv für Petracco, nach dem ghibellinischen Pisa überzusiedeln und ebenso Heinrichs VII. Tod für ihn ein Grund, Italien zu verlassen.

[3]) Epist. ad post. p. 4.

durch juristische Thätigkeit gewinnen zu können gehofft habe [1]), aber man übersieht hierbei, dass Avignon im Jahre 1313 gar nicht päpstliche Residenz war. Papst Clemens V. hatte während seines unruhvollen Pontificates (5. Juni 1305 bis 20. April 1314) abwechselnd in Bordeaux, Lyon, Poitiers, Montpellier, Avignon und Carpentras residirt und erst sein Nachfolger Johann XXII. (erwählt am 7. August 1316 zu Lyon) verlegte am 2. October 1316 den Sitz der Curie dauernd nach Avignon [2]). Möglich ist es aber allerdings, dass auch schon der nur zeitweilige Aufenthalt des Papstes Clemens V. in Avignon genügte, um Petracco die Uebersiedelung dorthin als vortheilhaft erscheinen zu lassen. Jedenfalls muss Avignon schon damals eine Anziehungskraft auf erwerbslustige Italiener ausgeübt haben, denn wir wissen, dass auch der Vater Guido Settimo's, des Jugendfreundes Petrarca's, gleichzeitig mit Petracco aus Luni nach Avignon übersiedelte [3]).

Wie dem auch sein mag, Thatsache ist, dass Petracco im Winter des Jahres 1313, als sein Sohn Francesco neun Jahre alt war [4]), mit seiner Familie nach Avignon sich begab. Die Reise dahin, für welche der nähere und wohlfeilere Seeweg gewählt wurde, war nicht ohne Gefahr, indem in der Nähe von Marseille das Schiff, von winterlichen Nordstürmen umhergetrieben, dem Untergange nahe kam [5]), ein Missgeschick, von welchem Petrarca im späteren Leben noch öfters heimgesucht werden sollte [6]) und wodurch sich seine fast krankhafte Abneigung gegen Seereisen [7]) leicht erklärt.

---

[1]) Sicco Polentone b. Mehus p. 199 lässt ihn, abgeschmackt genug, die Uebersiedelung „mercaturae gratia" vornehmen.

[2]) vgl. Christophe, Geschichte des Papstthumes im vierzehnten Jahrhundert (aus dem Französischen übersetzt von J. Ritter, Paderborn 1853), I p. 144—242.

[3]) Ep. Sen. X 2.

[4]) Ep. ad post. p. 4, im Widerspruche damit gibt Petrarca Ep. Fam. praef. p. 19 an, dass er damals erst sieben Jahre alt gewesen sei, was offenbar auf einem Gedächtniss- oder Schreibfehler beruht.

[5]) Ep. Fam. praef. p. 19.

[6]) de Rem. utr. fort. lib. II praef.

[7]) Ep. Fam. V 5 u. Itin. Syr. praef.

So wurde denn Petrarca noch in zarter Jugend aus seiner italienischen Heimath nach Frankreich verpflanzt, zu welchem ein eigenthümliches Geschick alle die drei grossen italienischen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts in nahe Beziehungen gesetzt hat: Dante studirte längere Zeit in Paris[1]) und Boccaccio wurde bekanntlich in Paris, vermuthlich von einer Französin, im Jahre 1313 geboren[2]). Und es sind diese Beziehungen nicht bloss äusserliche gewesen, sondern es lässt sich unschwer nachweisen, dass die genannten Dichterheroen Italiens auch in ihrem poetischen Schaffen von den litterarischen Einflüssen Frankreichs, welches sich ja damals des Besitzes der reichsten, vielseitigsten und ausgebildetesten Litteratur aller westeuropäischen Länder rühmen durfte, keineswegs unberührt geblieben sind, wenn sie auch freilich mit der gewaltigen Originalität ihres Geistes sich von allen Fesseln sclavischer Nachahmung frei zu halten und neue, bisher nie betretene Pfade des Denkens und Dichtens zu erschliessen vermocht haben. Für Petrarca insbesondere ist es gewiss nicht bedeutungslos gewesen, in das Vaterland der Troubadourpoesie versetzt worden zu sein, denn es mag dies, wenigstens in Verbindung mit anderen Factoren, dazu beigetragen haben, dass er als Dichter sich vorzugsweise der Lyrik zugewandt und in dieser seine unvergänglichsten Lorbeeren errungen hat. Freilich, als Petrarca den südfranzösischen Boden betrat, war die Blüthe der provenzalischen Poesie längst dahingewelkt in den Stürmen der wilden Albingenserkriege, durch welche die Provence ihrer politischen Selbständigkeit beraubt und die Weiterentwickelung des provenzalischen Volkslebens gehemmt ward. Indessen die Sprache, in welcher die Troubadours gesungen, war nicht erstorben, sondern lebte noch klangvoll in dem Munde des Volkes, gewiss noch wenig geschädigt durch das Vordringen des nordfranzösischen Idiomes, und der provenzalischen Poesie war unter der Pflege der Dichterakademieen von Toulouse und anderen

---

[1]) vgl. Fraticelli, Storia della vita di Dante, p. 176.
[2]) vgl. Landau, Giovanni Boccaccio (Stuttgart 1877), p. 3.

Städten noch eine schöne Nachblüthe während des vierzehnten, ja selbst auch des funfzehnten Jahrhunderts beschieden[1]). Freilich war diese nachgeborne Poesie der Provenzalen eine künstliche Schöpfung, eine Treibhauspflanze, aber es würde ungerecht sein, ihr allen Werth absprechen zu wollen, und namentlich darf man nicht vergessen, dass durch sie die formale Technik des Dichtens zu einem vorher wol noch nie und nirgends dagewesenen kunstvollen und wohldurchdachten Systeme ausgebaut worden ist, dass das grosse theoretische Werk der „Leys d'amors" eine Schöpfung des vierzehnten Jahrhunderts ist[2]), wenn auch die Bausteine dazu von früheren Zeiten geliefert worden sind. Man mag ja nun mit vollem Rechte tadeln, dass bei den späteren Provenzalen, wie dies beim Niedergange einer Litteratur stets zu geschehen pflegt, die Verskunst in Verskünstelei ausgeartet sei, die Thatsache, dass auch noch diese späteren Provenzalen die Schöpfer und Lehrmeister der festen Formen und Gesetze der modernen romanischen Poesie gewesen sind, bleibt nichtsdestoweniger bestehen, und dass dies ein hohes Verdienst in sich schliesst, wird Niemand leugnen wollen, der da erwägt, wie sehr die romanischen Sprachen bei ihrer Unfähigkeit zu einem Versbaue nach den einfacheren antiken und germanischen Principien derartiger künstlicher Formen und Gesetze für Reim und Strophenbildung bedurften, um dem poetischen Gedankenausdrucke Ebenmaass, Rundung und Klarheit verleihen zu können. Es trug demnach die provenzalische Poesie auch noch im vierzehnten Jahrhundert befruchtende Keime in sich und dem werdenden Dichter Petrarca konnte es nur zum Vortheile gereichen, frühzeitig mit ihr vertraut zu werden. Nehmen wir an, Petrarca hätte, statt in dem Lande der Troubadours, in Italien, etwa innerhalb der florentinischen Stadtmauern, die Jahre seiner Jugend verlebt, würde er dann wol eben der Meister der Sprache und der

[1]) vgl. K. Bartsch, Grundriss zur Geschichte der provenzalischen Litteratur (Elberfeld 1872), p. 72 ff.

[2]) Nach K. Bartsch ibid. p. 90 wurden die Leys d'amors noch vor 1347 begonnen und gegen 1350 beendet.

poetischen Form geworden sein, als welchen wir ihn bewundern? würde es ihm dann gelungen sein, auf dem Gebiete der Lyrik in dieser Beziehung einen Dante zu übertreffen, der doch sonder Zweifel der gewaltigere Geist und genialere Sprachbildner war? Schwerlich dürfte Jemand diese Fragen zu bejahen geneigt sein, dann aber wird dadurch indirekt anerkannt, dass Petrarca seinen Dichterruhm, soweit derselbe auf der Formenvollendung seiner Poesien beruht, zum nicht geringen Theile der provenzalischen Schule verdankt.

Wenn oben Petrarca's Uebersiedelung nach Avignon als eine Uebersiedelung nach Frankreich bezeichnet worden war, so ist dies nur nach der heutigen, nicht aber nach der damaligen politischen Geographie richtig. Die Stadt Avignon bildete im Jahre 1313 — und auch noch weiterhin, bis sie im Jahre 1348 von der neapolitanischen Königin Johanna für 80,000 Goldgulden dem päpstlichen Stuhle verkauft ward [2]), — einen Bestandtheil der Grafschaft Provence, welche selbst wieder, freilich eben nur dem Namen nach, ein Lehen des arelatischen Königreiches war und folglich der Theorie nach unter der Oberhoheit des römisch-deutschen Reiches stand [3]). Graf der Provence war vom Jahre 1309 ab, um es bis zum Jahre 1343 zu bleiben, der König Robert von Neapel, der Enkel jenes Karl von Anjou, welcher einst den Hohenstaufen das schöne Reich entrissen hatte. Es war sonach der neapolitanische König Petrarca's Landesherr, ein Umstand, welcher wohl beachtet werden muss, wenn man die späteren intimen

---

[1]) Bei dem obigen Raisonnement ist die etwaige Existenz einer originalen, von provenzalischem Einflusse unberührt gebliebenen Litteratur im zwölften Jahrhundert (vgl. Carlo Baudi di Vesme „di Gherardo da Firenze e di Aldobrando da Siena", Turin 1866, und Cesare Guasti „i primi poeti italiani" im Archivio stor. ital. III 7 p. 69—104) unberücksichtigt geblieben, weil, selbst wenn eine solche (was doch immer noch sehr zweifelhaft bleibt) wirklich existirt haben sollte, dieselbe doch bereits zu Dante's Zeit eine ganz verschollene war (cf. Dante, Vita Nuova, §. 25) und desshalb auf die weitere litterarische Entwickelung keinen Einfluss auszuüben vermochte. (Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. v. 12. Mai 1877.)

[2]) vgl. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, IV p. 673.

[3]) vgl. Höfler, Die Avignonesischen Päpste (Wien 1871), p. 17.

Beziehungen des Dichters zu dem Fürsten verstehen will. Dass übrigens der thatkräftige König Robert nicht etwa bloss dem Namen nach über Avignon herrschte, wird schon dadurch bewiesen, dass er in den Jahren 1318 bis 1324 daselbst sogar seine Residenz aufschlug[1]).

Avignon, an dem linken Ufer der Rhône — das rechte Ufer war bereits damals französischer Herrschaft unterworfen — malerisch gelegen, ist auch heute trotz mancher historisch interessanter Baudenkmale, welche es besitzt, keineswegs eine schöne Stadt zu nennen[2]), und im Jahre 1313 wird dies, wie leicht zu denken, noch weit weniger der Fall gewesen sein. Auch später noch, als längst die Curie es zu ihrem Sitze erkoren hatte, war es eine kleine, schon durch ihre Lage auf einem Felsplateau von sehr mässigem Umfange eingeengte Stadt, welche sich von den Verwüstungen der in den Albingenserkriegen erduldeten dreimonatlichen Belagerung noch immer nicht zu erholen vermochte. Nur mit Mühe und sehr allmählich konnten der Papst, die Cardinäle und die Curialbeamten in ihr geeignete Wohnungen finden[3]). Die Strassen waren eng, schmutzig und erfüllt von übeln Gerüchen. Die Schilderungen, welche Petrarca an vielen Stellen seiner Briefe[4]) von Avignon, dem „Babylon" seiner Phantasie, entwirft, sind in den düstersten Farben gemalt, wobei freilich berücksichtigt werden muss, dass Petrarca Avignon bitterlich hasste, weil es Rom des alten Vorrechtes, der Sitz der Curie zu sein, beraubt hatte.

Petrarca's Uebersiedelung nach Avignon bildet, da mit ihr zugleich seine erste Kindheit endet, einen so natürlichen Abschnitt in seinem Leben, dass man hier gern einen Augenblick verweilt, um zu forschen, ob vielleicht über sein Kindesalter irgend welche kleine Anekdoten überliefert sind, welche

---

[1]) vgl. Leo, a. a. O. IV p. 652 f.

[2]) Eine höchst anschauliche Schilderung des heutigen Avignon mit vergleichenden Rückblicken in die Vergangenheit gibt Gregorovius im fünften Bande seiner „Latinischen Sommer".

[3]) vgl. Christophe, a. a. O. I p. 179 f.

[4]) z. B. Ep. Fam. XIII 8. u. XVI 10.

uns einen Einblick in das Jugendleben des berühmten Mannes gestatten würden. Leider aber ist das Ergebniss solchen Forschens ein mehr als kärgliches, denn, so gern auch Petrarca im späteren Alter in seinen Briefen sich zurückversetzte in die schönen Jahre seiner Jugend, so that er dies doch mit verschwindend wenigen Ausnahmen immer nur in allgemein betrachtender und nicht in erzählender Weise, das behagliche Ausplaudern von Begebenheiten aus der Kindheit und Jugend, an welchem z. B. der alternde Goethe seine Freude fand, hat er nicht geübt, er, der sonst so darauf bedacht gewesen, auch die äussere Geschichte seiner eigenen Persönlichkeit der Nachwelt zu überliefern, hat doch die Anfänge dieser Geschichte im Dunkel verbleiben lassen. Möchte er doch eine „Vita Nuova" geschrieben haben! Nur zwei kleine Begebenheiten seiner ersten Kindheit sind es, welche Petrarca uns überliefert. In einem Briefe an den Kaiser Karl IV.[1]) erzählt er gelegentlich, wie ein berühmter Astrolog ihm als Knaben prophezeiht habe, er werde sich einst die Gunst fast aller Fürsten seines Zeitalters gewinnen, eine Prophezeihung, welche sich im vollsten Maasse bewahrheiten sollte. Auch eine andere Hindeutung auf die Zukunft sollte sich erfüllen. Als Petracco mit den Seinen bereits in Avignon lebte, wurde ihm die Abbildung eines damals in Florenz geborenen an die siamesischen Zwillinge erinnernden Monstrums[2]) zugesandt, er zeigte dieselbe dem kleinen Francesco[3]) und zupfte ihn dabei am Ohre, damit er sich die wundersame Sache hübsch merken und einst seinen Kindern erzählen solle. Petrarca hat sie denn auch wirklich, indem

[1]) Ep. Fam. XXIII 2.

[2]) Es war (nach Petrarca's Schilderung Rer. mem. lib. IV c. 9) ein „puer bicorpori effigie, geminis capitibus, quaternis manibus, circa genitales partes connexus, sic quod non amplius quam in geminos pedes desineret." Das Monstrum lebte „decem bis totidemque dies". Ein Steinbild desselben wurde an der Treppe des Hospitals angebracht und mit einer von Petrarca mitgetheilten Inschrift versehen.

[3]) Petrarca bezeichnet sich als „puer septimum annum agens", was den positiven Angaben der Epist. ad post. gegenüber unmöglich richtig sein kann, so auffallend auch die Uebereinstimmung mit der praef. zu den Ep. Fam. p. 19 ist. Vgl. S. 57 Anm. 4).

er ihr einen Platz in seinem Buche „von den merkwürdigen Dingen“ einräumte, nicht nur seinen Kindern, sondern auch den Enkeln und den fernsten Nachkommen erzählt.

In Folge der oben hervorgehobenen Kleinheit der Stadt Avignon waren jedenfalls Familienwohnungen daselbst nur schwer und zu hohen Preisen zu erlangen, zumal da, seitdem Papst Clemens V. vorübergehend in Avignon residirt hatte, eine grosse Anzahl von Gebäuden für kirchliche Zwecke in Beschlag genommen und der privaten Benutzung entzogen worden sein mochten. Es war demnach eine sehr erklärliche Maassregel, dass der gewiss in recht dürftigen finanziellen Verhältnissen lebende Petracco seine Familie aus dem theueren Avignon nach dem nur wenige Stunden nordöstlich davon entfernten Carpentras übersiedeln liess, während er selbst, durch geschäftliche Rücksichten gebunden, in Avignon verblieb [1]). Carpentras war eine kleine, aber vermuthlich sehr freundliche, von Papst Clemens V. auf mehrfache Weise, z. B. durch die Anlage von Springbrunnen, geschmückte Stadt [2]), überdies auch Hauptstadt einer kleinen Provinz [3]). Petrarca sagt, dass das Leben daselbst ungemein ruhig, angenehm und ungebunden gewesen sei [4]).

Während seines vierjährigen Aufenthaltes in Carpentras, welcher wahrscheinlich die Jahre 1315—1319 umfasste, empfing nun Petrarca auch den ersten regelmässigen Schulunterricht [5]).

Es unterhielt damals — ein Beweis, dass die italienische

---

[1]) Epist. ad post. p. 5.

[2]) vgl. Christophe, a. a. O. I p. 228.

[3]) Ep. Sen. X 2.

[4]) ibid.

[5]) Die Zeit des Aufenthaltes Petrarca's in Carpentras lässt sich folgendermaassen bestimmen: im Jahre 1326 verliess er nach seiner eigenen Angabe, Epist. ad post. p. 5, 22 Jahre alt Bologna, nachdem er dort drei Jahre (von 1323 ab) und vorher je vier Jahre in Montpellier (von 1319 ab) und in Carpentras (von 1315) zugebracht hatte. Hiernach muss die Angabe Ep. Fam. XX 4, wonach er bei der Uebersiedelung nach Montpellier erst zwölf Jahre alt gewesen sein würde, als irrthümlich erachtet werden, zumal sie auch an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet.

Colonie in Avignon und Umgegend schon eine recht zahlreiche gewesen sein muss — ein gewisser Convennole oder Convenevole [1]) aus Prato in Toscana zu Carpentras eine Elementar- und Lateinschule, deren Schüler nun auch Petrarca wurde. Dieser Convennole war so recht der Typus eines Schulmeisters — soll er doch nach Petrarca's, allerdings wol übertreibender Aussage [2]) damals bereits sechzig Jahre lang sein Geschäft betrieben haben — und daneben ein originaler Kauz, der den Ehrgeiz besass, unsterbliche Werke schreiben zu wollen, aber nie mehr als die hochtönenden Titel und das Vorwort fertig brachte. Doch existirt in der florentiner Büchersammlung der Magliabecchiana handschriftlich ein grösseres lateinisches Gedicht, eine Aufforderung an den König Robert enthaltend, das verfallende Rom zu erretten, welches von Mehus (p. 208—211) nebst anderen Werken mit nicht eben überzeugenden Gründen dem Convennole beigelegt wird. Sollte Mehus doch das Richtige gefunden haben, so würde durch das Carmen das Urtheil Villani's bestätigt werden, wonach der Schulmeister von Prato und Carpentras eben nur ein mittelmässiger Dichter, „vix mediocris poeseos peritus", war [3]). Wenn aber Convennole auch keine dichterische Genialität besass, so lebte er doch wenigstens in einer Weise, wie geniale Dichter leider oft gethan: er war unvermögend, Ordnung in seinen Finanzen zu halten und musste, um seine Existenz zu fristen, oft zu Anleihen bei den Vätern seiner Schüler seine Zuflucht nehmen. Der alte Petracco unterstützte, so lange er lebte, den bedürftigen Mann nach Kräften und später that Petrarca dasselbe, da er jedoch oft selbst nicht über hinreichende Geldmittel verfügte, so gab er dem alten Lehrer statt des Geldes Bücher, welche dieser dann verpfändete, aber nach geraumer Zeit immer wieder richtig einlöste und ihrem Besitzer zurückbrachte. Einmal aber, als Petrarca ihm die von Raimondo Soranzio erhaltene

[1]) Der Name ist uns nur von Fil. Villani (b. Mehus p. 195) überliefert.
[2]) Epist. Sen. XV 1.
[3]) vgl. über Convennole's lat. Gedichte auch Tirabeschi, Storia della lett. it. V. p. 799 ff.

Handschrift der Bücher Cicero's über den Ruhm, sowie einen anderen werthvollen, vom Vater ererbten Cicerocodex gegeben hatte, liess sich Convennole durch seine Armuth verleiten, die Bücher zu verkaufen. Vergebens wartete Petrarca auf die Rückgabe seines Eigenthums und, als er endlich den wahren Sachverhalt und zugleich auch, dass Convennole nach seiner Heimath Prato zurückgereist sei, erfuhr, waren alle seine Bemühungen, die Bücher wieder zu erlangen, vergeblich [1]). So sind Cicero's hochberühmte „libri de gloria" der Nachwelt verloren gegangen [2]). Convennole starb, vermuthlich im Jahre 1340 oder 1344 [3]), zu Prato, seine Mitbürger ehrten ihn, indem sie ihm den Lorbeerkranz des Dichters auf den Sarg legten [4]) und Petrarca baten, ihm die Grabschrift zu verfassen [5]).

Dieser Convennole also war es, welcher den Knaben Petrarca zuerst in den Elementargegenständen und später in der lateinischen Grammatik und Rhetorik unterrichtete [6]). Sehr anregend und eindringend ist dieser Unterricht, der sich sicherlich in den althergebrachten pedantischen Formen mittelalterlich scholastischer Wissenschaft bewegt haben wird, keinesfalls gewesen, vergleicht doch Petrarca selbst seinen Lehrer mit dem horazischen Wetzsteine, welcher, obwol selbst des Schneidens nicht fähig, doch das Eisen zu schärfen vermöge [7]), ein Gleichniss, in welchem allerdings auch ein gewisses Lob der pädagogischen Begabung des Lehrers eingeschlossen ist. Trotz des mangelhaften Unterrichtes machte der begabte Knabe rasche Fortschritte und las bereits eifrig den Cicero, als seine

[1]) Epist. Sen. XV 1.

[2]) Petrarca wegen seiner dem früheren Lehrer bewiesenen Gefälligkeit der leichtsinnigen Verschleuderung werthvoller Handschriften anzuklagen, wie C. Witte gelegentlich der Anzeige von Landau's Boccaccio in der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 6. Juli 1877 (Beilage) gethan, ist doch wol ungerechtfertigt.

[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 454 und die dort gegebenen Citate.

[4]) Eine Dichterkrönung wurde damit nicht vollzogen, vgl. Tiraboschi, a. a. O. p. 801.

[5]) Ep. Sen. XV 1.

[6]) ibid.

[7]) ibid., cf. Horat. A. P. v. 304 f.

Mitschüler noch so leichte Autoren wie den lateinischen Aesop und die Weltchronik des Prosper Aquitanus (letztere wol nur in einem Auszuge) traktirten[1]; den Inhalt dessen, was er las, verstand er freilich noch nicht, aber es fesselte ihn die „Süssigkeit“ der Sprache und die Klangfülle des Periodenbaues[2], für welche der künftige formengewandte Dichter und Stylist ein von Natur feingebildetes Ohr besessen haben muss.

Petrarca's Mitschüler und Jugendfreund in Carpentras war Guido Settimo, der Sohn eines, wie schon oben (p. 57) erwähnt, mit Petracco befreundeten und ebenfalls nach Avignon ausgewanderten Genuesen[3]. Die Knaben schlossen hier einen Freundesbund, der über fünf Jahrzehende bis zu Guido's Tode — er starb im Jahre 1368 als Erzbischof von Genua — währte und dessen Innigkeit durch zahlreiche erhaltene Briefe Petrarca's an Guido[4] bezeugt wird. Petrarca schildert den Freund als einen Mann, in dessen gebrechlichem Leibe ein gewaltiger Geist wohne und der ein guter Mann im vollsten Sinne des Wortes sei[5].

Mit Guido vereint unternahm Petrarca von Carpentras aus auch den ersten Ausflug nach Vaucluse. Es war einmal seiner Gewohnheit nach Petrarca's Vater zum Besuche nach Carpentras gekommen und mit ihm ein Oheim Guido's. Den letzteren, der wahrscheinlich der Gegend noch unkundig war — Petrarca nennt ihn einen „Fremdling“ (advena) — überkam die Lust, die schon damals ihrer Schönheit wegen berühmte Quelle der Sorgue zu besuchen. Als die Knaben von diesem Plane hörten, baten sie so sehr, an dem Ausfluge theilnehmen zu dürfen, dass man ihnen schliesslich willfahrte. Man setzte sie auf Pferde und gab einem jeden einen handfesten Knecht mit, der zur Wacht und zum Schutze hinter ihnen aufsass.

[1] Ep. Sen. XV 1.
[2] ibid.
[3] Ep. Sen. X 2.
[4] Ep. Fam. V 16. 17. 18. XVII 3. 4. 5. XIX 8. 9. 10. 16. 17. XXIII 12. Sen. X 2. Der letztgenannte Brief enthält, wie man bereits bemerkt haben wird, die werthvollsten Angaben über Petrarca's Lebensgang.
[5] Ep. Sen. V 1.

So ging denn die Reise vor sich, nicht ohne dass Petrarca's Mutter, deren Einwilligung nur mit Mühe hatte erlangt werden können, einige Befürchtungen und Besorgnisse äusserte [1]). Als man nach Vaucluse zur Quelle der Sorgue kam, wurde der Knabe Petrarca durch die so eigenartige Schönheit des Ortes so mächtig ergriffen, dass er in seinem Herzen sich gelobte, einst als Mann dies stille Thal dem Geräusche der Städte vorziehen zu wollen. Des Knaben Gelübde hat der Mann später auch wirklich erfüllt, und noch weit mehr hat er gethan: er hat dem Thale der Sorgue die ewige Weihe verliehen und es für alle edlen Herzen zu einer heiligen Stätte gemacht. — Leider wissen wir ausser dem Wenigen, was so eben erzählt ward, nichts Weiteres über Petrarca's Aufenthalt in Carpentras, welcher als seine Gymnasialzeit bezeichnet werden könnte und vermuthlich bis zum Jahre 1319 [2]) währte.

Der Besuch der Hochschulen war damals noch nicht, wie gegenwärtig, an die Erfüllung bestimmter Vorbedingungen und namentlich an den Nachweis eines gewissen Minimalmaasses gelehrter Kenntnisse gebunden, sondern so ziemlich unbeschränkt dem subjectiven Ermessen anheim gestellt, ein Zustand, welcher bei der vorwiegend formalistischen Natur auch des höheren Unterrichtes im Mittelalter und den von den heutigen abweichenden Institutionen der Universitäten nicht eben sonderlich bedenklich war. Als daher Petracco wahrnahm, dass sein Sohn im Lateinischen genügende Kenntnisse besitze, hielt er es für angemessen, ihn, trotz seiner grossen Jugend, doch schon die akademischen Studien beginnen zu lassen und sandte ihn zu diesem Zwecke auf die berühmte Hochschule des benachbarten Montpellier. Ueber die Wahl des Studiums ist der fünfzehnjährige Knabe gewiss nicht befragt worden und, wenn es geschehen, hätte doch mit Fug und Recht auf sein ohne Sachkenntniss abgegebenes Urtheil kein Werth gelegt werden kön-

---

[1]) Bei der Erzählung dieses kleinen Abenteuers hat Petrarca auch einmal ein herzliches Wort für seine Mutter, er nennt sie „mater omnium optima, quas quidem viderim". Ep. Sen. X 2.

[2]) vgl. S. 63, Anm. 5.

nen. Der Vater bestimmte ihn für die juristische Laufbahn, sei es, dass er damit den Traditionen der Familie und eigener Vorliebe folgte, sei es, dass er dadurch, was ihm bei seinen misslichen Vermögensverhältnissen von Bedeutung sein musste, den Sohn am schnellsten der finanziellen Selbständigkeit zuführen zu können hoffte. Das Studium der Rechtswissenschaft war damals neben demjenigen der Theologie jedenfalls dasjenige, welches dem nicht durch vornehme Geburt und den Besitz eines beträchtlichen Vermögens Begünstigten die ehrenvollsten und glänzendsten Aussichten eröffnete. Petracco sorgte demnach vom praktischen Gesichtspunkte ausgehend in bester Weise für Francesco's Zukunft, wenn er ihn dieses Studium ergreifen liess, und für Petrarca's spätere äussere Lebensverhältnisse, für seinen so eifrig gepflegten Verkehr mit fürstlichen Persönlichkeiten und seine mannigfache Betheiligung an Staatsgeschäften, ist es gewiss nur vortheilhaft gewesen, dass er in seiner Jugend nach des Vaters Wunsche eine juristische Bildung empfangen hatte.

Montpellier, wo nun Petrarca die ersten vier Jahre seines akademischen Lebens zubrachte[1]), war damals eine sehr blühende und friedliche Stadt, welche, mit Ausnahme eines kleinen dem französischen Herrscher gehörigen Theiles, unter der Botmässigkeit des Königs der Balearen stand[2]). Es ist ein ziemlich vergebliches Bemühen, nachzuforschen, welche der gefeierten Rechtsgelehrten damaliger Zeit wol Petrarca's Lehrer in Montpellier gewesen sein mögen, vergeblich nicht bloss deshalb, weil bei der Kärglichkeit des betreffenden Materials irgend sichere Schlüsse nicht gezogen werden können — die von de Sade aufgestellten Behauptungen sind reine Phantasiegebilde[3]) —, sondern auch, weil aller Wahrscheinlichkeit nach keiner der Professoren, deren Vorlesungen Petrarca besuchte, irgend welchen nachhaltigen Einfluss auf seine geistige Entwickelung ausgeübt hat. Der junge Petrarca ging eben

---

[1]) Epist. ad post. p. 5. (Vgl. Savigny, Gesch. d. röm. Rechts III p. 352.)
[2]) Epist. Sen. X 2.
[3]) de Sade, Mém. I p. 37, vgl. Tiraboschi, a. a. O. V p. 686 f.

seine eigenen Bildungswege. Mochte er auch vielleicht, als er die Hochschule bezog, sich in jugendlicher Unkenntniss der Verhältnisse ohne sonderliches Widerstreben dem Wunsche des Vaters gefügt haben, er fühlte bald instinctiv, dass er nicht zum Juristen, sondern zum Humanisten bestimmt sei, und vernachlässigte über der Lectüre der Classiker des Alterthums die Pandecten und das Corpus Juris. Nicht, dass er gegen die Rechtswissenschaft an sich eine Abneigung besessen, dass er ihre hohe Bedeutung und ihren engen Zusammenhang mit der Kenntniss des ihm so werthen römischen Alterthums verkannt hätte, — nicht dies war der Fall, die Theorie der Jurisprudenz wusste er vielmehr recht wohl zu würdigen und zu schätzen, aber der Gedanke, einst die juristische Praxis ausüben und sich in die Fesseln des verknöchertesten Formalismus, welche die damalige Rechtswissenschaft trug, dauernd schlagen lassen zu sollen, flösste ihm einen unbesiegbaren Widerwillen ein und ganz richtig mochte er herausfühlen, dass seiner durchaus ideal und subjectiv, ja sentimental angelegten Natur alle diejenigen Eigenschaften fehlten, welche für die Geschäftspraxis nun einmal erfordert werden [1]. Der Jurist muss, soll er tüchtig in seiner Wissenschaft und von seinem Berufe befriedigt sein, vorwiegend Verstandesmensch sein, Petrarca aber war durchaus Gemüthsmensch, und schweren inneren Zwiespalt hat er sich dadurch erspart, dass er nach erlangter Selbständigkeit auf die juristische Laufbahn verzichtete. Es ist, um Petrarca's Handlungsweise begreiflich, ja selbstverständlich zu finden, gar nicht einmal nöthig, besonderes Gewicht auf die Zustände der damaligen Zeit zu legen und hervorzuheben, wie damals die Rechtswissenschaft rein formalistisch aufgefasst und nahezu handwerksmässig betrieben wurde [2], auch heute noch unter wesentlich anderen und besseren Verhältnissen wird ein wirklicher Dichter schwerlich ein guter Jurist sein können: der Pegasus scheut eben die Kanzleiluft und den Actenstaub. Auch

---

[1]) Epist. ad post. p. 5. Ep. Fam. IV 16.
[2]) vgl. Tiraboschi, a. a. O. V p. 378 ff.

darf nicht übersehen werden, wie schon Petrarca's fein ausgebildeter stylistischer Formensinn sich schaudernd abwandte von der Rohheit und Barbarei des juristischen Lateins [1]).

Es ist leicht erklärlich, dass Petracco, nach Allem, was wir von ihm wissen, ein praktischer Mann und tüchtiger Jurist, die Abneigung seines Sohnes gegen das rechtswissenschaftliche Studium mit grossem Verdrusse bemerkte und möglichst energisch dagegen einzuschreiten suchte. So kam er einstmals — es ist das ja die bekannte von Petrarca selbst (Sen. XV 1) so anschaulich erzählte kleine Familienscene — unverhofft zu seinem Sohne nach Montpellier [2]), um ein Exempel zu statuiren. Vergeblich hatte der nichts Gutes ahnende Petrarca seine geliebten Bücher möglichst gut versteckt, der Vater fand sie doch und warf sie in das Feuer, nur den Virgil und Cicero's Rhetorik entriss er, gerührt durch seines Sohnes heisse Thränen, wieder den Flammen und gestattete ihm, wenn auch nicht bedingungslos, die Lectüre wenigstens dieser Schriften.

Nach vierjährigem Aufenthalte in Montpellier begab sich Petrarca, wahrscheinlich im Jahre 1323, auf Wunsch seines Vaters, zur Fortsetzung seines juristischen Studiums auf die nach derjenigen von Paris damals berühmtesten Universität von Bologna und hörte hier Vorlesungen über das gesammte Civilrecht [3]). Mit dem Herzen aber war Petrarca in Bologna jedenfalls ebenso wenig bei dem Rechtsstudium, als er in Montpellier es gewesen war, und er wird sich jetzt um so lieber so viel wie nur irgend möglich seinen humanistischen Neigungen überlassen haben, als er nun eine direkte Ueberwachung von Seiten seines Vaters nicht mehr zu befürchten hatte. So scheint er denn auch nur zu Einem der juristischen Professoren in nähere Beziehungen getreten zu sein. Dieser

---

[1]) vgl. die hübsche Erzählung Petrarca's Ep. Fam. XIII 5. Dass übrigens Petrarca, wenn es sein musste, doch juristisches Latein zu schreiben verstand, beweist seine Petition an den venetianischen Senat b. Fracassetti, Lett. fam. V p. 376.

[2]) Petrarca gibt keinen Ort an, aber die Wahrscheinlichkeit spricht unbedingt für Montpellier, vgl. Tiraboschi, a. a. O. V p. 687. Dagegen will de Sade (I p. 44) die Handlung ohne Grund nach Bologna verlegen.

[3]) Epist. ad post. p. 5.

Eine war der hochgefeierte Canonist Giovanni d'Andrea[1]). Petrarca verblieb auch nach seinem Weggange von Bologna mit ihm noch in einem Briefwechsel[2]), der freilich ein hässliches, für beide Parteien wenig rühmliches Ende nahm. Ein so guter Kenner des Kirchenrechts Giovanni auch war, um seine Kenntniss des classischen Alterthums war es mehr als misslich bestellt und er behauptete in dieser Beziehung in seinen Schriften und wol auch in seinen Vorträgen gelegentlich Dinge, welche allerdings einem jeden Philologen Entsetzen einflössen müssen. Dass er den Anekdotensammler Valerius Maximus unter die Moralphilosophen versetzte, mag noch allenfalls verzeihlich erscheinen, aber dass er Cicero und Plato unter die Dichter zählte, dass er Ennius und Papinius Statius für Zeitgenossen hielt und dass er Plautus und Naevius überhaupt nicht kannte, das zeugt allerdings von einer grenzenlosen Ignoranz. In einem an Giovanni gerichteten Briefe[3]) tadelte Petrarca diese groben Irrthümer und rügte zugleich, dass Giovanni, statt sich mit seiner Specialwissenschaft, in welcher er ja Tüchtiges leiste, zu begnügen, auch in andere Wissensgebiete hineinpfusche, um mit einer übel verdauten, allumfassenden Gelehrsamkeit und kritiklos zusammengelesenen Citaten prunken zu können. Dass Petrarca hierbei sachlich vollkommen im Rechte war, ist ja ganz zweifellos, nichtsdestoweniger berührt die hochmüthige Art und Weise, mit welcher er sich zum Richter über den weit älteren und trotz aller Schwächen doch hochverdienten Mann aufwirft, überaus unangenehm.

In Bologna führte Petrarca, jetzt des vollen Jugendgenusses fähig geworden, gemeinsam mit seinem Bruder Gherardo, der gewiss auch schon in Carpentras und Montpellier sein Studiengenosse gewesen war, ein frohes und glückliches Studentenleben, dessen er sich noch im Alter gern erinnert hat. Es

---

[1]) vgl. Tiraboschi, a. a. O. V p. 466—478; Savigny, a. a. O. p. 582 ff.

[2]) Es sind an Giovanni d'Andrea gerichtet Ep. Fam. IV 15 u. 16. V 7. 8 u. 9. Der der Ordnung nach erste Brief (IV 15) ist ohne Zweifel in Wirklichkeit der letzte gewesen.

[3]) Epist. Fam. IV 15.

herrschten damals, was in jenen Zeiten wilder und wirrer Parteikämpfe in Italien eben nicht häufig geschah, in Bologna friedliche und behagliche Zustände. Die Thore der Stadt blieben — so ungefährdet erschien der Friede — bis in die späte Nacht hinein geöffnet, so dass die von ländlichen Streifereien heimkehrenden Studiosen immer bequem Eingang fanden, waren sie aber ja einmal verschlossen, so wurde der verfallende Wall von den Jünglingen leicht überklettert und keine Mauer stellte sich ihnen entgegen, denn einer solchen glaubte die sich sicher fühlende Stadt nicht zu bedürfen [1]). Wie sehr sollte sich dies idyllische Glück Bologna's späterhin in das Gegentheil wandeln! Petrarca sollte es noch erleben, dass die Stadt, von Kriegselend und Seuchen heimgesucht, gänzlich verarmte und verfiel [2]) und dass ihre berühmte Hochschule beinahe zu existiren aufhörte, bis sie durch Papst Urban V. neu begründet wurde [3]).

Von Bologna unternahm Petrarca einmal mit einem seiner Lehrer — vielleicht Giovanni d'Andrea — einen Ausflug nach Venedig [4]) und auch hier gewahrte er nur glückliche und behäbige Verhältnisse, denn die stolze Lagunenrepublik stand damals, noch nicht geschwächt durch den furchtbaren Kampf mit Genua (1350—1355), auf dem Höhepunkte ihrer mittelalterlichen Macht und Herrlichkeit.

Von Natur sehr geneigt, Freundschaften einzugehen [5]), und treu in der Bewahrung derselben, gewann sich Petrarca während seiner Studienzeit in Bologna mehrere Freunde, mit denen er dann in der innigsten und durch Briefwechsel eifrig unterhaltenen Verbindung blieb. Es sind unter diesen namentlich zu nennen Tommaso Caloria [6]), der schon im Jahre 1341 verstarb, Luca Cristiano, der spätere Propst der Antonius-

---

1) Epist. Sen. X 2.
2) Epist. Sen. X. 2.
3) Epist. Sen. VII 1.
4) Epist. Sen. X 2.
5) Epist. Sen. IX 2., vgl. Ep. Fam. XXI 9.
6) An ihn sind gerichtet Ep. Fam. I 1. 6. 7. 8. 9. 10. III 1. 2.

kirche in Piacenza[1]) und wol auch der im Jahre 1349 von Mörderhand gefallene Florentiner Mainardo Accursio, von Petrarca vertraulich Olimpio genannt[2]). An Tommaso Caloria von Messina richtete Petrarca den ersten seiner uns erhaltenen Briefe[3]), in welchem sich bereits seine ganze charakteristische Denkweise ausspricht und welcher von der geistigen Reife des noch nicht zweiundzwanzigjährigen Verfassers ein rühmliches Zeugniss ablegt. Auch Giacomo Colonna, der schon nach wenigen Jahren zum Bischof von Lombes erhoben werden sollte, studirte gleichzeitig mit Petrarca in Bologna, ein näheres Verhältniss zwischen den beiden jungen Männern bildete sich jedoch damals noch nicht. Die goldenen Tage von Bologna erreichten früher, als Petrarca wol vermuthet haben mochte ihr Ende. Die Nachricht von dem Tode Petracco's, ihres Vaters, rief Francesco und Gherardo nach Avignon zurück, und so verliessen sie am 26. April 1326[4]) die ihnen lieb gewordene Musenstadt und schieden bald darauf zum zweiten Male von ihrem italienischen Vaterlande.

Petrarca's erste Jugendjahre, wenn wir dieses Wort im engeren Sinne fassen, können hiermit als abgeschlossen betrachtet werden und es beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens.

---

[1]) An ihn sind gerichtet Ep. Fam. IX 6. 7. 14. XIV 3. 4. App. 6.

[2]) An ihn sind gerichtet Ep. Fam. VIII 2. 3. 4. 5. (XI 12?)

[3]) Ep. Fam. I 1, datirt vom 18. April, jedenfalls 1325.

[4]) Epist. ad post. p. 5. Das Datum bestimmt sich nach Epist. Fam. IV 1.

Drittes Capitel.

Die Wanderjahre der Jugend und die ersten Jahre in Vaucluse.

(1326—1341.)

Durch das Ableben Petracco's, welchem vermuthlich seine Gattin bald im Tode nachfolgte [1]), wurde Petrarca ganz verwaist und die Frage, was nun zu beginnen sei, trat in ihrer vollen Schroffheit an ihn heran. Das väterliche Vermögen, ohnehin kaum mässig zu nennen [2]), wie das aus Petracco's Lebensschicksalen, seiner Verbannung und seinem Umherirren in der Fremde, ja sehr begreiflich ist, wurde durch die Habsucht der Testamentsvollstrecker so geschmälert, dass ihm wenig mehr übrig blieb, als eine schöne Cicerohandschrift, einst das Lieblingsbuch seines Vaters, welches von den Ordnern des Nachlasses als werthlos unbeachtet geblieben war [3]). Seine juristischen Kenntnisse, welche immerhin, wie spätere Vorkommnisse beweisen, nicht ganz unbeträchtlich gewesen sein mögen, praktisch zu verwerthen, mochte und konnte der Jüngling aus den oben (S. 69) angegebenen Gründen sich nicht

[1]) Vgl. S. 50 ff. Dass Petrarca's Mutter nicht etwa während seines Aufenthaltes in Montpellier oder Bologna gestorben sein kann, sondern dass er bei ihrem Tode anwesend war, geht aus v. 37 des oben erwähnten „breve panegyricum defunctae matris“ hervor.

[2]) Ep. ad post. p. 2: „fortuna mediocris et (ut verum fateor) ad inopiam vergens“.

[3]) Ep. Sen. XV 1.

entschliessen. Es blieb ihm demnach kaum etwas Anderes übrig, als in den geistlichen Stand einzutreten, welcher ihm bei den damaligen gesellschaftlichen und kirchlichen Zuständen und zumal in Avignon, dem Sitze der Curie, jedenfalls eine ehrenvolle äussere Stellung und, auch ohne Bekleidung eines bestimmte Pflichten auferlegenden Amtes, eine auskömmliche Existenz sicherte. So empfing er denn (und mit ihm wahrscheinlich auch sein ja in gleicher Lage befindlicher Bruder Gherardo) die geistlichen Weihen und entschied dadurch über seine Zukunft. Es ruht ein gewisses seltsames Dunkel auf diesem wichtigen Schritte Petrarca's: er selbst, sonst so gesprächig, hat sich über diesen Punkt nie ausgesprochen und auch seine Biographen gehen darüber ausnahmslos wie über etwas Selbstverständliches ganz flüchtig hinweg. Die Thatsache jedoch, dass Petrarca die vollen Priesterweihen erhalten hat, lässt sich schlechterdings nicht anzweifeln: sie wird dadurch bewiesen, dass er im späteren Leben verschiedene kirchliche Pfründen und Aemter erlangte und dass er selbst erzählt, ein Bischofsstuhl sei ihm wiederholt nicht bloss angeboten, sondern fast auch aufgedrungen worden[1]). Würde das nicht für beweiskräftig erachtet werden, so liessen sich leicht noch weitere Gründe anführen, so z. B. Petrarca's eigene Angabe, dass er die Messe celebrirt habe[2]). Ebenso dürfte es unzweifelhaft sein, dass Vermögenslosigkeit Petrarca's Hauptmotiv für die Annahme der Tonsur gewesen ist[3]). Vom streng moralischen Standpunkte aus mag man gewiss ein Recht besitzen, eine solche Handlungsweise als leichtfertig und verwerflich zu bezeichnen, doch darf man, will man gerecht urtheilen, nicht übersehen, dass Petrarca eine von Haus aus tief und auf-

[1]) Epist. Sen. IX 2. Apol. contra cuiusd. Gall. calumn. p. 1181.

[2]) de otio relig. lib. II pag. 361 („accessit opportuna necessitas, divinas laudes atque officium quotidianum — — celebrandum").

[3]) Vgl. Dominicus Aretinus b. Mehus p. 197 und Janozzus Manettus b. Tomasini p. 199. Der erstere führt noch einen anderen höchst seltsamen Grund an: „ne uxoris voces querulae — — hunc sacris Musis deditum lacerarent", als wenn man nicht auch im Laienstande Cölibatär sein könnte.

richtig religiös angelegte Natur war[1]) und dass demzufolge der Eintritt in den Priesterstand nicht eben sehr gegen seine Neigung und keineswegs gegen seine innere Ueberzeugung erfolgt sein wird. Dass allerdings Petrarca nicht in allen und namentlich nicht in den früheren Perioden seines Lebens einen priesterlich ernsten und sittenstrengen Lebenswandel geführt hat, ist vollkommen richtig, mag aber mit der Anschauungsweise damaliger Zeit, welche an den geistlichen Stand rigorose Anforderungen nicht zu stellen pflegte, und auch mit der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur billigerweise entschuldigt werden. Grosse Männer darf man nicht nach engherzigen Grundsätzen beurtheilen wollen und nicht von ihnen fordern, dass sie uns in allen Beziehungen ein nachahmungswürdiges Vorbild darbieten sollen.

Wahrscheinlich noch in demselben Jahre[2]), in welchem Petrarca seine Aeltern verlor und in dem er das geistliche Kleid anlegte, trat er zuerst in nähere Beziehungen zu einem Manne, welcher auf die Gestaltung seines späteren Lebens den grössten Einfluss ausüben sollte. Gleichzeitig mit Petrarca studirte in Bologna, wie wir bereits erwähnten, Giacomo Colonna, der jüngste und siebente Sohn jenes alten Stefano Colonna, der damals, nach mannigfach wechselnden Schicksalen, an der Spitze des altberühmten, für die Geschichte der Stadt Rom so bedeutungsvollen adligen colonnesischen Geschlechtes stand. Auch das wurde bereits oben erwähnt, dass sich ein näheres Verhältniss zwischen den beiden jungen Männern in Bologna nicht gebildet habe, hier muss aber nun hinzugefügt werden, dass Giacomo damals doch Petrarca wenigstens gesehen, ihn an seiner Kleidung als einen Commilitonen erkannt

---

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 68—74; quellenmässige Beweise für die oben aufgestellte Behauptung werden in einem späteren Abschnitte gegeben werden.

[2]) Epist. Sen. XV 1 „circa vigesimum secundum annum dominorum Columnensium — — familiaritatem domesticam nactus eram". Die Lesart ist in Zweifel gezogen und „sextum" für secundum vermuthet worden (vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 279 f.), aber doch wol mit Unrecht, vgl. Epist. ad post. p. 6.

und, bestochen von der körperlichen Wohlgestalt des jungen Mannes, ein günstiges Vorurtheil für ihn gefasst hatte [1]). Es war demnach natürlich, dass, als er ihn bald darauf in Avignon wiedersah, er sich für ihn interessirte und ihn an sich zu ziehen suchte, zumal wenn er erfahren hatte, dass sein Interesse einem Landsmanne und einem in bedrängten äusseren Verhältnissen lebenden angehenden Dichter gelte, denn dass Petrarca damals — in seinem 22. Jahre — bereits poetische Versuche gewagt hatte, darf, obwol es sich nicht streng beweisen lässt, doch als selbstverständlich angenommen werden. Die Gleichheit des Alters, der Studien und des Standes — denn auch Giacomo hatte dem Rechtsstudium obgelegen und trug das priesterliche Gewand — sowie die dadurch theilweis bedingte Gleichheit des Denkens und Empfindens musste ebenfalls dazu beitragen, die Freundschaft zwischen dem armen Kleriker und dem Sohne des vornehmen und reichbegüterten adligen Hauses zu knüpfen. Vorläufig freilich wird Giacomo kaum in der Lage gewesen sein, etwas Erhebliches für seinen neugewonnenen Freund thun zu können, da ihn, wie wir bald sehen werden, Aufträge des Papstes nach Italien riefen. Die Freundschaft aber zwischen Giacomo und Petrarca währte bis zu des ersteren bereits im Jahre 1341 erfolgten Tode und wird durch mehrere noch vorhandene Briefe Petrarca's bezeugt [2]). Noch am Spätabende seines Lebens, lange Jahre nach des Freundes Tode, entwarf Petrarca in einem vom 27. April, vermuthlich des Jahres 1374, datirten Briefe ein Charakterbild Giacomo's, wie es schöner und rühmlicher nicht gedacht werden kann [3]).

Während wir bei dem Entstehen dieses Freundschaftsbundes uns einen Augenblick wenigstens verweilten, wollen wir, wahrscheinlich sehr gegen das Erwarten des Lesers, ein

---

[1]) Epist. Sen. XV 1.

[2]) Ep. Fam. I 5. II 9. IV 6. Ep. poet. lat. I 7. Der letztgenannte Brief ist von der höchsten Wichtigkeit und beweist, welches Vertrauen Petrarca dem Colonnesen schenkte.

[3]) Epist. Sen. XV 1., vgl. XV 4 und Fam. IV 12.

anderes Ereigniss nur flüchtig berühren, obwol es mit Recht als das folgenreichste im Leben Petrarca's und als das bedeutungsvollste für seinen Dichterruhm erscheinen kann. Am 6. April des Jahres 1327[1]) — seiner eigenen, nachweisbar aber irrigen Angabe zufolge[2]) einem Charfreitage — erblickte Petrarca in der St. Clarakirche zu Avignon während der Frühmette zum ersten Male die Frau[3]), deren Namen „Laura" mit dem seinen sich für alle Folgezeit unlösbar verbinden sollte.

Nicht hier, wo wir nur die äusseren Umrisse des Lebens Petrarca's zu zeichnen unternehmen, scheint uns der geeignete Ort zu sein, um seine Liebe zu Laura zu erzählen und die räthselhafte Natur derselben zu ergründen. Wir behalten uns dies für denjenigen Abschnitt dieses Buches vor, in welchem wir seine italienischen Dichtungen, die schönen Früchte jener Herzensneigung, zu besprechen gedenken. Nur insoweit werden wir bis dahin Laura's und der ihr vom Dichter gewidmeten Neigung erwähnen, als die letztere auf den äusseren Lebensgang Petrarca's von Einfluss gewesen ist.

Um auf diesen Lebensgang zurückzukommen, müssen wir einen Blick auf einige wichtige politische Ereignisse des Jahres 1328 werfen.

Am 17. Januar 1328 setzte der deutsche König Ludwig der Baier, seinem Widersacher Papst Johann XXII. trotzend, die ihm von dem römischen Volke dargebotene Kaiserkrone unter feierlichem Gepränge auf sein Haupt und am 18. April wagte er es, in einem Parlamente den Papst als Ketzer und Antichrist für des Stuhles Petri verlustig zu erklären[4]). Die Rache des so schwer beleidigten Pontifex liess nicht lange auf sich warten. Am 22. April erschien auf dem Platze vor der

[1]) Sonett I 157, Trionf. della Morte I v. 133 und die Postille des Virgil b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 242 f.

[2]) Sonett I 3 u. 40.

[3]) Bereits hier möge bemerkt werden, dass wir die immer und immer wieder, zuletzt noch von Geiger aufgestellte Hypothese von der Jungfräulichkeit Laura's durchaus verwerfen.

[4]) Villani X c. 54 u. 68 b. Muratori XIII p. 632 f. u. p. 641 f., vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom u. s. w. VI p. 146 f. u. 154 f.

Kirche San Marcello der junge Giacomo Colonna, päpstlicher Caplan und Canonicus vom Lateran, verlas vor mehr als tausend Römern die gegen den Kaiser und dessen Anhänger erlassene Bannbulle, erbot sich, die Wahrheit der darin ausgesprochenen Anschuldigungen gegen Jedermann und nöthigenfalls mit dem Schwerte zu erweisen und heftete eigenhändig die Bulle an die Kirchenpforte. Darauf stieg er zu Ross und ritt mit seinen vier maskirten Gefährten nach Palestrina zurück, die ihm nachgesandten Bewaffneten des Kaisers vermochten nicht mehr, ihn einzuholen [1]).

Der Papst liess die kühne That des jungen Priesters nicht unbelohnt: er verlieh ihm, sei es noch 1328 oder in dem darauf folgenden Jahre, das Bisthum von Lombes, einer kleinen Stadt, südwestlich von Toulouse und südöstlich von Auch in gleicher Entfernung von ungefähr je zehn Meilen an den Ufern der Save und an den äussersten nördlichen Ausläufern der Pyrenäen gelegen.

So wurde Petrarca's Freund, noch vor Erreichung des kanonischen Alters, zum Bischof erhoben. Im Frühjahre 1330 [2]) rüstete er sich, sein Bisthum zu besuchen, und lud Petrarca ein, ihn zu begleiten, welcher Einladung dieser natürlich gern Folge leistete. Die Reise nach Lombes war trotz des oft trüben Wetters eine sehr heitere [3]) und wie hätte es auch anders sein können, wenn zwei geistvolle und froher Lebenslust geneigte junge Männer, in inniger Freundschaft verbunden und aller niederen Sorgen überhoben, die paradiesischen und gerade in Frühlingspracht erglänzenden Gefilde Südfrankreichs durchzogen? Leider müssen wir alle Einzelheiten der Reise uns aus der eigenen Phantasie ergänzen; nur das Eine lässt sich mit einiger Bestimmtheit vermuthen, dass zu Toulouse, der alten Hauptstadt der Provence, ein längerer Aufenthalt

---

[1]) Villani X 69 b. Muratori XIII p. 648, vgl. Gregorovius, a. a. O. VI p. 156 f.

[2]) Zeitbestimmung nach Sen. X 2 („quarto postquam Bononia redieram anno — — Pyrenaeos colles adii."); Ep. ad post. 6.

[3]) Ep. Sen. X 2.

genommen wurde [1]), und gern mögen wir uns vorstellen, mit welchem lebhaften Interesse Petrarca von den Bestrebungen der dortigen, sechs Jahre vorher constituirten Dichtergesellschaft des consistori de la gaya sciensa [2]) Kenntniss nahm. In Lombes aber verlebte Petrarca in dem Genusse der schönen Natur [3]), für deren Reize er ja so empfänglich war, einen, wie er selbst sagt [4]), beinahe himmlischen Sommer, welcher ihm noch dadurch verschönt wurde, dass er mit zwei trefflichen Männern, die sich, wie er selbst, in dem Gefolge des Bischofs befanden, damals einen innigen Freundschaftsbund für das Leben schloss [5]).

Die neuen Freunde, welche Petrarca zu Lombes im Hause des Bischofs sich gewann, waren sehr verschiedenen Ländern entsprossen. Der Eine, eigentlich Ludwig geheissen, von Petrarca aber, wir wissen nicht warum, Sokrates genannt, stammte aus einem am linken Ufer des Rheines gelegenen Orte der Niederlande, Campinia Annaea [6]); der gewöhnlichen Annahme nach, die sich freilich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen lässt, würde darunter der Flecken Kempen in der Nähe von Herzogenbusch zu verstehen sein. Von Geburt war also Sokrates nach der von Petrarca getheilten römischen und italienischen Anschauung jedenfalls ein Barbar, aber durch Erziehung und Lebensgang war er, obwol er Italien, das Land seiner Sehnsucht, nie betreten zu haben scheint, völlig zum Italiener geworden und wollte selbst als solcher gelten [7]). Die innige und vertrauensvolle Freundschaft, welche Petrarca einunddreissig Jahre hindurch mit Sokrates bis zu dessen im Jahre 1361 [8]) erfolgten Tode unterhielt [9]), beweist,

---

[1]) Ep. Sen. X 2.
[2]) v l. K. Bartsch, Grundriss u. s. w. p. 74.
[3]) vgl. Rime sopra argomenti storici etc. ed. Carducci (Livorno 1876), Sonett 2 (p. 5).
[4]) Epist. ad post. p. 6.
[5]) Ep. Sen. I 2 (b. Fracassetti).
[6]) Ep. Fam. IX 2.
[7]) Ep. Fam. IX 2. Ep. Sen. I 2 (3).
[8]) Ep. Sen. I 1 (praef.).
[9]) de vit. sol. II 10, 1. Trionfo d'am. III v. 68 ff.

dass derselbe ein trefflicher und hochgebildeter Mann gewesen sein muss. Wol keinem Freunde, höchstens etwa Giacomo Colonna ausgenommen, hat Petrarca ein so uneingeschränktes, Nichts verbergendes Vertrauen geschenkt wie Sokrates, an keinen hat er so viele und so inhaltsvolle Briefe gerichtet wie an ihn [1]), wie er denn ja auch ihm die Sammlung der Epistolae familiares zugeeignet hat. Sokrates' äusserer Lebensgang scheint vom Jahre 1330 ab ein sehr stiller und ereignissloser gewesen zu sein: er lebte allem Vermuthen nach dauernd und ruhig zu Avignon, vielleicht irgend ein bescheidenes Amt, etwa eine Secretairstelle bei einem Prälaten oder einer kirchlichen Behörde bekleidend.

Der andere der neu gewonnenen Freunde Petrarca's war ein Vollblutrömer Namens Lello, von Petrarca aber in Erinnerung an die Freunde der Scipionen Laelius genannt, der Sohn des Pietro Stefano [2]), einer alten ghibellinischen und den Colonnesen treu ergebenen Adelsfamilie Roms angehörig und ein Günstling des greisen Stefano Colonna [3]). Giacomo Colonna hatte sich vermuthlich im Jahre 1328 während seines Aufenthaltes in Italien mit Lelio befreundet und ihn dann mit sich nach Avignon genommen, ihm, wie es scheint, die Stelle eines Secretairs übertragend, denn Lelio's Werkzeug war die Feder, wenn er sie auch zeitweilig im Getümmel der römischen Stadtkämpfe mit dem Schwerte vertauschen mochte [4]). Jedenfalls verblieb Lelio in dem Dienste des Bischofs von Lombes bis zu dessen frühen Tode im Jahre 1341. Später — vermuthlich im Jahre 1348 und 1349 nach dem Ableben des Cardinals Giovanni Colonna — kehrte er für immer in seine römische Heimath zurück, in welcher er Gatte und Vater wurde [5]) und

[1]) Es sind an Sokrates gerichtet: Ep Fam. I praef. V 13. 14. 15. VII 3. 6. VIII 7. IX 2. 9. X 2. XI 7. XIV 2. XVI 3. 7. XX 15. XXI 9. XXII 8. 9. XXIII 13. XXIV 13. Var. 14. Ep. poet. lat. III 27. 28. 32.

[2]) Ep. Var. 49.

[3]) Ep. Fam. XIX 4.

[4]) Ep. Fam. III 20.

[5]) Ep. Fam. XVI 8.

als Berather des jungen Stefanello Colonna eine nicht unbedeutende politische Rolle spielte [1]). Auch an Lelio hat Petrarca zahlreiche Briefe gerichtet [2]), doch scheint sein Verhältniss zu ihm ein nicht ganz so inniges gewesen zu sein, wie dasjenige zu Sokrates, welcher letztere wol die weichere gemüthvollere Natur besass. Gestorben ist Lelio im Jahre 1363 [3]), über das Alter jedoch, welches er erreichte, sind wir nur auf Vermuthungen angewiesen, jedenfalls ist es nicht glaublich, dass er bedeutend älter gewesen sei als Petrarca [4]). Von Sokrates dagegen wissen wir, dass er gleichaltrig mit Petrarca war [5]).

Im Herbste 1330 kehrte der Bischof Giacomo mit seinen Freunden von Lombes nach Avignon zurück und hier machte er jetzt Petrarca mit seinem ältesten Bruder, dem schon im Jahr 1327 zum Cardinale erhobenen Giovanni Colonna bekannt. Auch den alten Stefano, den Vater Giovanni's und Giacomo's, einen Mann von altrömischer Kraft, Hochherzigkeit und Starrheit des Charakters, lernte Petrarca im Winter 1330—31 kennen [6]). So befreundete sich Petrarca immer mehr mit der einflussreichsten und mächtigsten Familie des römischen Adels und, da dieselbe ein edles Vergnügen darin fand, eine Mäcenatenrolle zu spielen, so war solche Befreundung ein hohes Glück zu nennen, wie er auch dies stets dankbar anerkannt hat [7]), selbst als er später durch politische Gründe den Colonnesen entfremdet wurde. Zum grössten Danke aber war Petrarca gewiss dem Cardinal Giovanni verpflichtet. Dieser hochgebildete und edle Kirchenfürst nahm den jungen Dichter, ohne ihm, wie es scheint, irgend welche bestimmte Verpflichtungen aufzuerlegen, ganz in sein Haus auf und befreite

---

[1]) Ep. Fam. XV 1. vgl. XIX 4.

[2]) Ep. Fam. III 20. 21. 22. IV 13. VII 5. IX 10. XV 1. 8. 9. XVI 8. XIX 3. XX 12. 13. 14. Sen. II 4. 5. Ep. poet. lat. II 8.

[3]) Ep. Sen. I praef.

[4]) Ep. Fam. XX 12 kann nicht, wie Fracassetti Lett. fam. I p. 479 will, für die gegentheilige Behauptung angeführt werden.

[5]) Ep. Fam. IX 2.

[6]) Zeitbestimmung nach Ep. Fam. V 3.

[7]) vgl. z. B. Ep. Fam. VII 13.

ihn dadurch von allen Sorgen um die äussere Existenz[1]), erwies ihm die Güte eines Vaters und die Liebe eines Bruders[2]) und würdigte ihn des ehrendesten Vertrauens[3]). Wie innig sein Verhältniss zu Petrarca auch dann noch blieb, als dieser sich selbständig gemacht und nach Vaucluse zurückgezogen hatte, beweisen so manche kleine Züge, die wir gelegentlich erfahren. So übersandte Petrarca einmal dem Cardinale 66 kleine Fische, die er selbst in den Gewässern der Sorgue gefangen, und fügte ein anmuthiges lateinisches Gedicht von ebensoviel Versen bei[4]), der Cardinal dagegen machte dem Dichter einen schönen Hund zum Geschenke, wofür Petrarca dann wieder mit einer poetischen Epistel dankte[5]). Die Zahl der Briefe in Prosa und Versen an den Cardinal ist eine beträchtliche[6]). — Giovanni Colonna starb im Sommer des Jahres 1348 an der Pest.

Durch des Cardinals Edelmuth vor der rauhen Noth des Lebens völlig gesichert, konnte sich der lebenskräftige und der Sinnenlust durchaus nicht abgeneigte[7]) Petrarca nun einem frohen und glücklichen Jugendleben überlassen, dem es auch an Uebermuth und Ausschreitungen nicht gefehlt haben mag und auf welches der gereifte und strengeren sittlichen Grundsätzen huldigende Mann später nicht mit allseitiger Befriedigung zurückblickte. Ein gar anschauliches Bild von diesem heiteren und mitunter thörichten Jugendtreiben entwirft Petrarca selbst in einem an seinen Bruder Gherardo gerichteten, vom 25. September höchst wahrscheinlich des Jahres 1348[8]) datirten Briefe[9]), in welchem er namentlich der gecken-

[1]) Epist. ad post. p. 6.
[2]) ibid.
[3]) vgl. den Ep. Fam. V 2 erzählten Vorfall.
[4]) Ep. poet. lat. III 4.
[5]) Ep. poet. lat. III 5.
[6]) Ep. Fam. I 3. 4. II 12. 13. 14. 15. IV 4. 5. 9. 12. V 2. 3. 4. 5. 6. VII 13. Ep. poet. lat. I 10. II 15. III 1. 4. 5.
[7]) Epist. ad post. p. 2.
[8]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 496.
[9]) Epist. Fam. X 3.

haften Sorgfalt gedenkt, die von ihm und seinem Bruder damals der Toilette gewidmet wurde; in kleinem Rahmen entwirft er in diesem Briefe ein interessantes Culturgemälde und weiss gar trefflich das Porträt des avignoneser Stutzers zu zeichnen, der, um durch zierlich frisirtes Haar und gewählte Kleidung natürliche Vorzüge zur grösseren Geltung zu bringen und schöne Augen an seine Erscheinung zu fesseln, seinem Leibe oft arge Qualen auferlegt und z. B. manche Nacht auf den Schlaf verzichtet, damit nur ja die kunstvoll gebrannten Locken nicht gedrückt und beschädigt werden.

Gern aber dürfen wir glauben, dass bei einem Petrarca solche Jugendlust und Jugendtändelei sich nicht steigerte bis zu wüstem Treiben und bis zum Vergessen höheren Strebens. Dass Petrarca auch damals sich eifrig gelehrten Studien widmete, beweist die staunenswerthe Fülle der in seinen lateinischen Schriften niedergelegten Kenntnisse: solchen Reichthum des Wissens vermochte sich nur zu erwerben, wer die Arbeitsfähigkeit der Jugend auszunützen und mit der Lust den Ernst zu mischen verstand. Und neben der strengen Wissenschaft ward damals gewiss auch der Poesie ihr Recht, so manches Sonett und so manche Canzone, die wir jetzt bewundernd lesen, ohne dass wir ihre Abfassungszeit zu bestimmen vermöchten, mag damals entstanden sein, sind ja doch die späteren Jugendjahre, in denen die Phantasie von manchen Schlacken der ersten Jugend geläutert, aber von dem nüchternen Verstande noch nicht, wie dann im gereiften Mannesalter, in ihrem freien Fluge gehemmt wird, so recht die Zeit der dichterischen Vollkraft, so recht die Zeit der höchsten dichterischen Fruchtbarkeit.

Zur grössten Förderung aber gereichte dem jungen Gelehrten und Dichter der Umstand, dass er — was er selbst freilich in seltsamer Verblendung oft beklagt hat — in Avignon lebte. Hier in der päpstlichen Residenz, auf deren Strassen Kleriker und Laien hohen und niederen Standes aus allen Landen zusammentrafen und ein buntes hochinteressantes

Völkergewühl bildeten[1]), fand er stete geistige Anregung und erweiterte sich sein Gesichtskreis weit hinaus über die mittelalterlich kleinstädtischen Grenzen; hier in dem gastlichen Hause des Cardinals, dem Vereinigungspunkte in wissenschaftlicher oder politischer Beziehung bedeutender Männer, wurde ihm gesellschaftliche Unterhaltung geboten, wie sie seiner Neigung entsprach und seinen Studien förderlich war; hier endlich wurde ihm auch, Dank seiner Verbindung mit den Colonnesen, rasch und voll die äussere Anerkennung seiner Bestrebungen und Leistungen zu Theil, deren gerade er so sehr bedurfte, um sich zu weiterem Schaffen ermuthigt zu fühlen. Alles das aber war unter damaligen Verhältnissen nur in Avignon möglich; denn Avignon war eben damals die einzige Weltstadt, die einzige Stadt, welche in Bezug auf ihre Bevölkerung keinen national und local beschränkten, sondern einen kosmopolitischen Charakter trug. In jeder anderen Stadt, auch in seiner Vaterstadt Florenz, hätte Petrarca's Genie verkümmern müssen, würde nicht in seiner Eigenartigkeit sich haben entfalten können: eingeengt in dem Banne kleinstädtischer Anschauungen und kleinbürgerlichen Treibens, hineingezogen in das wirre, von engherzigen Gesichtspunkten beherrschte Leben und Kämpfen der Parteien, würde er es nimmer vermocht haben, der Schöpfer des Humanismus zu werden und dadurch die Fesseln der mittelalterlichen Beschränkung und Gebundenheit des Denkens zu sprengen, er würde sich vielmehr, so darf man vermuthen, verloren haben in eifriger Beschäftigung mit localpatriotischen Interessen und hätte vielleicht statt der wirklich von ihm verfassten lateinischen Werke eine langathmige Stadtchronik oder auch, als muthmasslicher Inhaber eines Canzlerpostens, Berge pomphafter Staatsschriften producirt, deren Inhalt in dem bekannten lächerlichen Mäuslein des Horaz bestanden haben würde.

Gewiss, es war ein hohes Glück für Petrarca und für die

---

[1]) vgl. Ep. poet. lat. III 3 v. 13 ff. Die Schattenseiten dieses Völkergewühles sind treffend geschildert in Epist. poet. lat. III 23 u. II 2 v. 21 ff.

Nachwelt, dass er frühzeitig der Kirchthurmspolitik und dem Factionsgezänk seiner Heimath entrissen und auf eine höhere Warte des Denkens gestellt wurde. Nur dadurch hat er vermocht, seine culturgeschichtliche Mission zu erfüllen. Auch Dante und Boccaccio mussten, um ihren Platz in der Weltlitteratur erringen und Bedeutung nicht nur für das italienische Volk, sondern für die gesammten Culturvölker erlangen zu können, der Enge des Weichbildes von Florenz entrückt werden.

Mit gutem Grunde löst die Vorsehung die begabtesten Geister von dem Boden ihrer Heimath los und gibt ihnen statt eines beschränkten Stadt- oder Landgebietes die ganze Welt zum Vaterlande, einen Theil ihres Erdenglückes dadurch allerdings höheren Zwecken opfernd, sie aber reichlich entschädigend durch den Glanz unsterblichen Ruhmes.

Es drängt die Frage sich auf, ob Petrarca nicht etwa in Avignon ausser den oben genannten Freunden, welche ihm durch ihre Liebe und durch die Ermöglichung eines angenehmen Gedankenaustausches das Leben wol zu verschönen, aber bei ihrer unzweifelhaft weit geringeren und von keiner reiferen Lebenserfahrung unterstützten geistigen Begabung keinen bestimmenden Einfluss auf seine Entwickelung auszuüben vermochten, nicht auch Männer gefunden habe, welche vermöge ihrer gereiften Einsicht und einer in einem langen thätigen Leben erworbenen Weisheit fördernd auf sein Streben einwirken und ihn auf die seinem Genius angemessenen Bahnen hinweisen konnten. Wenigstens ein solcher Mann kann genannt werden. Es war dies ein gewisser Giovanni aus Florenz, von dessen Lebensschicksalen wir freilich nichts weiter sicher wissen, als dass er fünfzig Jahre hindurch das Amt eines päpstlichen Scriptors bekleidete. Petrarca erwähnt seiner in einem Briefe [1]) als eines durch die Lauterkeit seines Charakters, die Freundlichkeit seines Wesens und seine milde Beredtsamkeit ausgezeichneten Mannes und gedenkt dankbar des heilsamen Einflusses, den derselbe auf seine innere Ent-

[1]) Epist. Sen. XV (b. Fracassetti XVI) 6.

wickelung und seine wissenschaftliche Ausbildung ausgeübt habe, namentlich aber erinnert er sich mit Freuden daran, wie trefflich Giovanni es verstand, ihn, wenn er zuweilen muthlos war und daran verzagte, sich jemals über die Mittelmässigkeit erheben und etwas Aussergewöhnliches leisten zu können, zu ermuthigen und ihm zu zeigen, dass gerade durch dies zeitweilige Verzagen und die Erkenntniss der eigenen Schwäche und Unwissenheit die Bürgschaft für das Vorhandensein eines tiefer angelegten und höher befähigten Geistes gegeben sei.

Und noch ein zweiter Mann darf berechtigten Anspruch erheben, hier genannt zu werden. Ein greiser Rechtsgelehrter in Avignon, Raimondo Superanzio oder Soranzio — vielleicht ein Angehöriger des bekannten venetianischen Adelsgeschlechtes — hatte zu dem jungen Petrarca eine väterliche Zuneigung gefasst und verkehrte viel mit ihm. Freilich war Raimondo in wissenschaftlicher Beziehung ein ganz einseitiger Jurist, der von den lateinischen Autoren nur den Livius kannte und liebte, während er von den übrigen nichts wissen wollte, aber er war ein durch und durch ehrenhafter Charakter, ein Mann, der in der strengen Geradheit seines Wesens alle krummen Wege verschmähte und seine Ansichten mit grösstem Freimuthe Jedermann, selbst dem Papste gegenüber aussprach und also in dieser Hinsicht für Petrarca ein edles Vorbild sein konnte. Die grosse Bibliothek, welche er besass, stellte er seinem jungen Freunde in der liberalsten Weise zur Verfügung und schenkte ihm sogar einige Schriften des Varro und des Cicero, unter den letzteren die Bücher über den Ruhm, welche dann freilich durch Convennole's Unredlichkeit verloren gingen (s. S. 65)[1].

So verlebte Petrarca nach allen dem, was wir so eben erörtert haben, in Avignon glückliche Jahre des Genusses, des Studiums, des poetischen Schaffens und der eigenen Weiterentwickelung. Auch die Liebe zu Laura warf, so scheint es, damals noch keinen Schatten in sein Lebensglück, denn noch

[1]) Ueber Raimondo Soranzio vgl. Ep. Fam. XXIV 1. Sen. XV (XVI) 1 und den an ihn gerichteten Brief Fam. I 2.

hatte er nicht durch moralische Reflexionen jenen Zwiespalt in seinem Inneren erregt, der später so herbe Seelenqual ihm bereiten sollte, noch waren ihm keine Zweifel aufgestiegen, ob seine Liebe und die Hoffnung, sie belohnt zu sehen, nicht etwa ein sündiges Vergessen seiner Christen- und Priesterpflichten seien, noch glaubte er in jugendlichem Leichtmuth der Neigung seines Herzens sich voll und ganz hingeben zu dürfen.

Aber dennoch sehnte sich Petrarca hinaus aus dem glücklichen Leben in Avignon: sein Geist war nicht geschaffen zu langem behaglichen Verweilen an einem Orte, sondern strebte immer hinaus in die Ferne und häufiger Ortswechsel war ihm geradezu Bedürfniss [1]). Wie von innerer Unruhe getrieben ist er sein ganzes Leben hindurch, namentlich in den Jahren der Jugend und des früheren Mannesalters, welche sich geradezu als die Wanderjahre bezeichnen lassen, von Ort zu Ort gezogen, sich nirgends eine bleibende Heimath gründend und immer, um so zu sagen, an mehreren Orten gleichzeitig wohnend. Gewiss haben ja auch äussere Gründe, darunter nicht zum geringsten die Hoffnung, noch unbekannte Handschriften classischer Autoren aufzufinden, zu dieser Unstätheit des Lebens beigetragen, aber als hauptsächlichstes Motiv müssen wir doch eine angeborne Lust am Reisen betrachten. Petrarca ist eben, wie in so vielen anderen, so auch in dieser Beziehung der erste moderne Mensch. Wie noch in unserer Gegenwart alle Menschen der abendländischen Culturwelt, wenn sie sich nur ein wenig über die Trägheit geistiger Mittelmässigkeit erheben, den Trieb in sich fühlen, immer Fremdes und Neues zu sehen und ihrem Anschauungskreise die grösstmögliche Universalität zu verleihen, wie noch wir in der Jetztzeit, von nervöser Unruhe getrieben, so oft als nur möglich hinauseilen in die Ferne und gern die Beschwerden und Unbequemlichkeiten der Reise eintauschen gegen das ruhige Verbleiben im behaglich eingerichteten Heim, so empfand auch Petrarca diesen Drang und ward

[1]) vgl. Ep. Sen. VI 2. IX 2. Fam. XV 4.

von derselben Unruhe beherrscht und das um so mehr, als er, ein Träger neuer, seinen Zeitgenossen noch fremder, ja selbst unverständlicher Ideen, sich schon deshalb nirgends wirklich heimisch fühlen konnte, wenn auch vielleicht dieser Grund ihm selbst nie klar zum Bewusstsein gekommen sein mag. Er war eben ein Fremdling in der Welt, wie sie damals war, der Bürger einer neuen Zeit, die erst nach ihm kommen sollte, und dies liess ihn nie und nirgends zum ruhigen Behagen und Verweilen gelangen. Ganz ebenso wie er streuten ja auch seine geistigen Erben und Nachkommen, die Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, in einem unstäten Wanderleben bald hier, bald dort die Saat humanistischer Bildung aus. Wie hätte sonst auch die Renaissance von Italien aus so rasch die gesammte romanische und germanische Culturwelt zu durchdringen vermocht? Sesshaftigkeit der Humanisten würde den Humanismus bald zu einem zopfigen italienischen Gelehrtenthum haben verknöchern lassen und die Keime der Renaissancebildung würden in Italien vertrocknet sein, statt befruchtend über weite Lande verweht zu werden und üppigen Culturpflanzen das Dasein zu geben. —

Dem inneren Drange folgend und von der „Begier Vieles zu sehen“ [1]) geleitet, unternahm also Petrarca im Frühjahre 1333 [2]) seine erste grössere Reise. Allerdings, dürften wir einer einzelnen Stelle [3]) folgen, so würde er bereits in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, also 1329, einmal nach der Schweiz und Belgien gereist sein. Da jedoch Petrarca dieser angeblichen Reise sonst nirgends weiter gedenkt, da es ferner sehr auffallend sein würde, wenn er nach kaum vier Jahren zum zweiten Male nach dem damals doch wenig anziehenden Belgien gereist sein sollte, und da endlich nachweisbar Petrarca sich mehrfach chronologische Irrthümer in selbstbiographischen

---

[1]) Ep. ad post. p. 6.

[2]) Drei Jahre nach dem Aufenthalte in Lombes, wie Ep. Fam. I 5 ausdrücklich angegeben wird, vgl. Fracassetti, Lett. fam I p. 282.

[3]) Ep. Sen. XV_1 (XVI) 1, vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 208.

Angaben zu Schulden kommen lässt[1]), so glauben wir vollberechtigt zu sein, wenn wir auch hier einen Rechnungsfehler annehmen, jene vermeintliche Reise vom Jahre 1329 mit derjenigen vom Jahre 1333 identificiren und demgemäss die erstere ebenso in das Reich der Fabel verweisen, wie etwa die seltsame Angabe des Janozzus Manettus, dass Petrarca nach der Rückkehr von Bologna vier Jahre lang in Toulouse humanistischen Studien obgelegen habe[2]).

Petrarca hatte die Mittel zu seiner Reise sicherlich von seinem Gönner, dem Cardinal Giovanni Colonna, erhalten und erwies sich diesem dadurch dankbar, dass er ihm von seinen Reiseeindrücken und Beobachtungen häufige und ausführliche briefliche Mittheilungen machte, denn der Cardinal hatte gewünscht, dass Petrarca ihm über Alles, was es auch sein möge und ohne Rücksicht darauf, ob es sich lateinisch stylvoll ausdrücken lasse, Bericht erstatte[3]). Es ist sehr zu beklagen, dass von diesen Reisebriefen Petrarca's sich nur zwei[4]) erhalten haben, denn man kann aus denselben ersehen, welche gute Beobachtungsgabe er für das Neue und Fremde, das er sah und hörte, besass und wie anschaulich und anziehend er das Beobachtete darzustellen verstand. Eine ganze Reihe solcher Briefe würde unschätzbaren Werth für unsere Kenntniss der damaligen Culturzustände besitzen.

Das nächste und anfangs vermuthlich allein in's Auge gefasste Ziel der Reise war Paris, schon damals eine grosse volkreiche Stadt und Sitz einer hochberühmten Universität, welche der Sage nach von Alcuin, Carls d. Gr. Lehrer, gegründet worden war[5]). Petrarca betrat die Stadt, von welcher er so

---

[1]) vgl. z. B. S. 62 Anm. [3]) u. S. 63 Anm. [5]).

[2]) b. Tomasini, p. 197. Vermuthlich hat Manettus die Stelle in der Schrift de mult. et sui ips. ign. p. 1148: „mox Bononiam, post Tolosam et Parisios, Pataviumque et Neapolim (adii), ubi studia tunc florebant" missverstanden.

[3]) Ep. Fam. I 4 (ed. Frac. I p. 47).

[4]) Ep. Fam. I 3 u. 4.

[5]) Ep. Sen. X 2; apologia contra Galli calumn. p. 1191, vgl. Budinszky, Die Universität Paris u. s. w. (Berlin 1876), p. 6 u. 10.

viele Wunderdinge gehört hatte, mit derselben hochgespannten Erwartung wie einst „Apulejus das thessalische Hypata" und wir dürfen wol annehmen, dass dieselbe nicht enttäuscht wurde, denn im Vergleich zu Avignon und Bologna mochte Paris allerdings auch damals schon das Bild eines imposanten Gegensatzes gewähren. So durchwanderte Petrarca denn eifrig die Seinestadt und besichtigte Alles, was nur irgend merkwürdig war; wenn der Tag dazu nicht genügen wollte, nahm er selbst die Nacht zu Hülfe [1]).

An angenehmem Umgange mit gelehrten und ihm sympathischen Männern wird es ihm während seines Aufenthaltes in Paris gewiss nicht gemangelt haben. Lehrten doch damals, wie schon stets in früheren Zeiten [2]), eine Anzahl italienischer Professoren an der dortigen Hochschule, unter ihnen der spätere Canzler Roberto de' Bardi aus Florenz, der im Jahre 1333 einer der drei Provisoren des lombardischen Collegiums war [3]).

Unter diesen italienischen Gelehrten, welche Petrarca damals kennen lernte, befand sich einer, der auf seine weitere Entwickelung einen grossen und heilsamen Einfluss ausüben sollte. Es war dies der Augustinermönch Dionigi, aus dem toscanischen Flecken Borgo San Sepolcro gebürtig, ein trefflicher Mann, dem nicht nur eine umfassende Gelehrsamkeit — er trug Theologie und Philosophie an der Hochschule vor —, sondern auch die Gabe der Weissagung nachgerühmt wurde [4]). Petrarca wählte ihn, wie sich mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, wenn auch nicht streng beweisen lässt [5]), zu seinem Beichtvater, enthüllte ihm sein innerstes Fühlen und Denken und bekannte ihm auch seine Liebe zu Laura sowie seine Zweifel über die sittliche Berechtigung dieser Leidenschaft, welche jetzt, vielleicht in Folge des Herausreissens aus dem

---

[1]) Ep. Fam. I 3.

[2]) apolog. contra Galli calumn. p. 1191.

[3]) vgl. Budinszky, a. a. O. p. 202 f.

[4]) Ep. poet. lat. I 13. Villani, X 85 b. Muratori XIII p. 654, vgl. Tiraboschi V p. 184 ff. Fracassetti, Lett. fam. I p. 424 ff.

[5]) Ep. Fam. IV 1.

gewohnten Lebenskreise' und der sich daraus ergebenden Reflexionen, in seinem Herzen aufzukeimen begannen. Dionigi tröstete ihn mit mildem Zuspruche, forderte ihn auf, seine Leidenschaft thatkräftig zu bekämpfen und schenkte ihm, um ihm einen sicheren Pfad zur Erlösung von einander widerstreitenden Seelenbewegungen zu zeigen, des heiligen Augustinus Confessionen in einer schönen Handschrift kleinen Formates [1]. Petrarca gewann das Buch bald sehr lieb — mit vollem Rechte mochte er in Augustin einen Geistesverwandten erkennen — und trug es immer bei sich; erst im späten Alter schenkte er das von Dionigi erhaltene Handexemplar seinem jungen Freunde Luigi Marsili [2].

Es begann jetzt jener Zwiespalt in dem Innern Petrarca's, der sein ganzes späteres Leben hindurch fortbestanden und den er nie wahrhaft zu überwinden vermocht hat, so oft er es sich auch mit allen Mitteln der Rhetorik glauben zu machen versuchte. Es rangen in ihm der mittelalterliche und der moderne Mensch. Der erstere wollte sich bedingungslos und zerknirscht dem religiösen Gebote beugen und fügen, in demuthsvoller Gläubigkeit allein sein Seelenheil erstreben und einzig den Sinn auf das Jenseits richten, während der letztere, auf die menschliche Natur und auf die Rechte der Individualität sich berufend, es wagen wollte, im modernen Sinne des Wortes „Mensch" zu sein und auch die Dinge des Diesseits schön und begehrenswerth zu finden, so dass derselbe Mann fast mit demselben Athemzuge Liebe und Ruhm als die höchsten Güter pries und dann wieder als nichtigen Tand und als einen das Seelenheil höchlichst gefährdenden Teufelstrug verdammte. Es spricht dieser Zwiespalt sich in allen Schriften Petrarca's aus, nicht zum mindesten auch in seinen italienischen Dichtungen, schärfer jedoch in den lateinischen Werken und am entschiedensten in seinen merkwürdigen Selbstbekenntnissen, welche in den „Gesprächen über die Verachtung der

[1] Ep. Fam. IV 1.
[2] Ep. Sen. XIV 6 (b. Fracassetti XV 7).

Welt" niedergelegt sind. Petrarca zeigt uns eben — es ist dies für seine Beurtheilung überaus wichtig und wir werden noch öfter und eingehender darauf zurückkommen müssen — ein Doppelgesicht, das eine dem Mittelalter, das andere der Neuzeit zugewandt, keinem der beiden so grundverschiedenen Zeitalter ganz und voll angehörend, sondern die Anschauungen und Empfindungen beider in seiner Brust vereinigend, aber nicht versöhnend. Mit Fug und Recht darf er der erste moderne Mensch genannt werden, weil er es in vielen und wesentlichen Beziehungen gewesen ist, aber es fehlte viel, dass er in allen Beziehungen es war: starke Bande, die er nicht zerreissen konnte und nicht zu zerreissen strebte, verknüpften ihn noch mit dem Denken und Empfinden der mittelalterlichen Zeiten und so besitzen denn diese, denen er ja durch die Jahreszahlen seines Lebens angehört, auch ein wirklich begründetes Anrecht auf ihn. In diesem steten Schwanken zwischen zwei verschiedenen Zeiten, in diesem unentschieden gebliebenen inneren Kampfe, den kein Sieg gekrönt, ist Petrarca's höchste Stärke, zugleich aber auch seine grösste Schwäche enthalten, seine ganze so eigenartige Stellung und Bedeutung.

Kehren wir nun zur äusseren Lebensgeschichte Petrarca's zurück!

Der Aufenthalt Petrarca's in Paris kann, da ja die ganze weite Reise nur wenige Monate währte, ein nur kurz bemessener gewesen sein. Im Allgemeinen scheint die französische Hauptstadt keinen allzu günstigen oder doch mindestens keinen sympathischen Eindruck auf den Dichter gemacht zu haben, denn, obwol er ihre Grossartigkeit gern zugestand, so meinte er doch, dass ihr Ruhm übertrieben sei und zum grossen Theile auf französischer Prahlerei beruhe[1]), und der Gedanke an eine etwaige Uebersiedelung nach Paris hatte für ihn durchaus nichts Verlockendes[2]), wesshalb er auch später

[1]) Ep. Sen. X 2: „(Lutetia) licet semper fama inferior et multa suorum mendaciis debens, magna tamen haud dubie res fuit".

[2]) vgl. Ep. Fam. XV 8.

wiederholten Einladungen des französischen Königs keine Folge leistete.

Von Paris aus ward die Reise nach dem fernen Nordwesten, nach den Niederlanden und Niederdeutschland, fortgesetzt. Es ist schwer zu sagen, welcher Beweggrund eigentlich Petrarca in diese für ihn, den Südländer, so entlegenen und damals höchstens durch ihren lebhaften Handel und ihren regen Gewerbfleiss sich auszeichnenden Lande geführt habe. Hatte er Aufträge des Cardinals Giovanni oder der Curie dort zu erledigen? oder liess er sich nur von jener Reiselust treiben. welcher jedwedes Ziel willkommen ist, am willkommensten aber ein solches, dessen Erreichung, weil mühevoll und beschwerlich, höheren Ruhm verheisst?

Wie dem auch sein mag, die Reise ging zunächst nach Gent, damals eine blühende Handels- und Fabrikstadt, welche. wie Paris, von Julius Cäsar gegründet zu sein sich rühmte. und sodann durch die Webereibezirke Flanderns und Brabants nach Lüttich. Hier verweilte sich Petrarca mit seinen Gefährten einige Zeit, um zwei ihm noch unbekannte Reden des Cicero, die er dort auffand, zu copiren, aber es ward ihm schwer, in der „guten Barbarenstadt" die nöthige Tinte aufzutreiben und, als er endlich solche erhielt, war sie schlecht und crocusgelb [1]), woraus indessen nicht, wie oft geschehen, auf den tiefen Verfall der Studien vor dem Auftreten der Humanisten geschlossen werden darf, da die Sache sich auf andere Weise befriedigend erklären lässt [2]). Von Lüttich aus begab sich Petrarca nach Aachen, dem einstigen Herrschersitze Karls des Grossen, dessen Grab in der Münsterkirche er besuchte. Hier erzählten ihm die ihn führenden Priester die anmuthige Sage von dem Edelsteine, durch dessen Zauberkraft der grosse Frankenherrscher bewogen wurde, an den Aachener Quellen seine Residenz zu gründen. Der Stein nämlich besass die Kraft, Liebe zu demjenigen zu erwecken, der ihn bei sich trug

[1]) Ep. Sen. XV (XVI) 1.

[2]) vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter (2. Aufl. Leipzig 1875), p. 200 f.

und war, nachdem ihn zuerst eine Frau und später ein Priester besessen hatte, von dem letzteren in eine der Quellen versenkt worden, in Folge dessen nun Karl diesen Ort vor allen andern lieb gewann [1]). Die nächste grössere Stadt, in welcher Petrarca im weiteren Verlaufe der Reise sich länger aufhielt, war Köln. Hier sah er nicht ohne Staunen, wie am Vorabende des St. Johannistages die Kölnerinnen nach altem Brauche, um alles im bevorstehenden Jahre drohende Unheil abzuspülen, Hände und Arme in der Rheinfluth wuschen, und er bekennt, dass die Schönheit dieser Frauen ihn zu fesseln vermocht haben würde, wäre sein Herz noch frei gewesen. Mehrere Tage hindurch durchwanderte er die alte, von Marcus Agrippa gegründete Römerstadt, bewunderte den damals und ja auch heute noch unvollendeten Dom und verglich das Kölner Capitol mit dem römischen. Am 30. Juni reiste er von Köln ab bei so sonnigem und staubigem Wetter, dass er nach dem von Virgil [2]) besungenen „Schnee und Frost des Rheines" sich sehnte. Um nach Frankreich zurückzukehren, durchritt er, unbekümmert um die von Krieg und Räubern drohenden Gefahren, den düsteren Ardennerwald und vielleicht dichtete er wirklich, wie die gewöhnliche Tradition es behauptet, auf diesem Ritte das herrliche 124. Sonett. Welch' eigenartiges Bild darf sich unsere Phantasie da entwerfen! Der italienische Dichter reitet auf ungebahntem Pfade in dem dunkeln nordischen Gebirgswalde, jeden Augenblick muss er gewärtig sein, von wilden Kriegern überfallen zu werden und mit dem Schwerte sein Leben schützen zu müssen, er aber reitet ruhig dahin, in süsse Träumereien versunken, der fernen Geliebten gedenkt er, ein jeder Baum zaubert ihm ihre Gestalt, ein jeder Ton ihrer Stimme süssen Klang hervor!

---

[1]) Ep. Fam. I 3., vgl. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Paris 1865), p. 384 f. (Hierbei sei gelegentlich bemerkt, dass das Datum von Ep. Fam. I 3: XI Kal. Jun. natürlich dem 22. Mai und nicht, wie Fracassetti, Lett. Fam. I p. 167, 268 u. 272 angiebt, dem 22. oder 21. Juni entspricht.)

[2]) Verg. Ecl. X 47.

Ungefährdet und wohlbehalten langte Petrarca am 8. August in Lyon an, von wo aus er am folgenden Tag den Brief an den Cardinal Giovanni richtete, dem die oben mitgetheilten Einzelheiten über seine Reise entnommen sind [1].

Es war vereinbart gewesen, dass Petrarca, wenn er nach Avignon zurückgekehrt sei, seinen Freund, den Bischof Giacomo von Lombes, nach Rom begleiten solle [2], indessen in Lyon erfuhr er durch einen Diener des Cardinals Giovanni, dass Giacomo bereits abgereist sei, um seine Familie, die Colonnesen, in dem Blutrachekriege gegen ihre Erbfeinde, die Orsini, welcher nach dem Kampfe bei Cesano (oder Castel Cesario) am 6. Mai 1333 entbrannt war [3], mit seinem Rathe zu unterstützen.

So musste denn Petrarca, wenn auch mit schwerem Herzen, auf die erhoffte Romfahrt vorläufig verzichten und nach Avignon zurückkehren, wo er allem Vermuthen nach in der früheren Weise im Hause des Cardinals Giovanni fortlebte, nur dass ihn jetzt nach dem, was in Paris geschehen war, der holde Leichtsinn der Jugend verlassen haben und grösserem Ernste gewichen sein mochte. Aus dem lebensfrohen Jüngling war jetzt ein nachdenklicher Mann geworden, der, obwol vergeblich, seine Jugendliebe niederzukämpfen sich bemühte und allein die höchsten Ziele des menschlichen Daseins, sittliche Vollkommenheit und unsterblichen Ruhm, fortan erstreben wollte.

Es war in einer hocherregten Zeit, dass Petrarca nach Avignon zurückkehrte. Papst Johann XXII. hatte die Absicht kund gegeben, den Sitz der Curie, wenn auch zunächst noch nicht nach Rom, so doch wenigstens nach Italien, nach Bologna,

[1]) Ep. Fam. I 4.

[2]) Ep. Fam. I 4 u. 5.

[3]) vgl. Rime sopra arg. storici etc. ed. Carducci p. 16 f.; Villani, X c. 220 b. Muratori XIII p. 734; Gregorovius, a. a. O. VI p. 187 f., Fracassetti, Lett. fam. I p. 412 f.; der letztere und Carducci geben fälschlich den 22. Mai als den Tag des Kampfes bei Cesano an. Der Sieger von Cesano war nach Petrarca's wol zuverlässiger Angabe der junge Stefano Colonna, nach Villani dagegen Stefanuccio, der Sohn des Pietro Sciarretta und Grossneffe des alten Stefano (siehe den Stammbaum bei Fracassetti, Lett. fam. II 281, vgl. III p. 371 f.).

zurückzuverlegen, und der König Philipp VI. von Frankreich hatte in einem am 26. Juli 1333 abgehaltenen grossen Consistorium durch seine Gesandten feierlich gelobt, im Jahre 1336 mit 20,000 Reitern und 50,000 unberittenen Kriegern einen Kreuzzug in das Morgenland unternehmen zu wollen [1]). So glaubte man an dem Vorabende grosser Ereignisse zu stehen und fromme Gemüther gaben sich überschwänglichen Erwartungen hin. Auch Petrarca, von Jugend auf zu religiösem Enthusiasmus geneigt, wurde von frohen Hoffnungen ergriffen und verkündete in einem klangvollen Sonette [2]), dass des grossen Karls Nachfolger bereits die Waffen ergriffen habe, um „Babels Hörner zu zerstücken", und dass bald Bologna und dann das edle Rom den Statthalter Christi in seinen Mauern wiedersehen werde. Indessen weder die eine noch die andere Hoffnung sollte sich erfüllen. Papst Johann XXII. starb nach einem beinahe zwanzigjährigen ereignissvollen Pontificate am 4. December 1334 und, wenn auch der neue Papst Benedict XII., erwählt am 20. December 1334 und consecrirt am 8. Januar 1335 [3]), sich längere Zeit mit dem Gedanken trug, die Pläne seines Vorgängers, insbesondere die Uebersiedelung nach Rom, zur Ausführung bringen zu können, so musste er doch bald in Folge politischer Ereignisse davon abstehen. Vergebens war es, dass Petrarca, der sein ganzes Leben hindurch, in einer seltsamen Mischung von kirchenpolitischem Idealismus und antiker Romschwärmerei befangen, das Verweilen der Curie in Avignon als ein schweres Unheil betrachtete, den Papst in zwei lateinischen Episteln [4]) beschwor, nach Rom den Stuhl Petri zurückzuversetzen; vergebens führte er ihm in der ersten dieser Dichtungen die Stadt Rom allegorisch als eine trauernde und in Gram sich verzehrende Matrone vor, welche ihren in der Ferne weilenden Gatten, den Papst,

---

[1]) vgl. Christophe, Geschichte des Papstthumes pp., übersetzt von F. Ritter (Paderborn 1853) I p. 319 f. und II 18 f.

[2]) Rime sopra argom. storici etc. ed. Carducci p. 19 f.

[3]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 30.

[4]) Ep. poet. lat. I 2 und 5.

flehentlich bittet, endlich doch zu ihr zurückzukehren und ihr leidvolles Wittthum zu enden. Benedict XII. konnte ebenso wie seine Nachfolger, an welche Petrarca Zuschriften des gleichen Inhaltes richtete, den Bitten des Dichters nicht willfahren, auch dann nicht, als endlich der von Johann XXII. entzündete theologische Streit über die seligmachende Anschauung [1]) durch die Bulle „Benedictus Deus“ vom 4. Februar 1336 entschieden worden war [2]). Die wenig friedlichen vielverworrenen Verhältnisse Italiens konnten mit Recht damals die Rückkehr der Curie nach Rom als nicht rathsam erscheinen lassen. So verblieb denn der Papst nach längerem Schwanken definitiv in Avignon und gab diesem Entschlusse auch dadurch äusseren Ausdruck, dass er von italienischen Meistern einen Palast von grossartigen Dimensionen und künstlerischer Ausschmückung für die päpstliche Residenz errichten liess. Diesem Beispiele folgend erbauten auch die Cardinäle glänzende Paläste theils in Avignon theils in dem nahen Villeneuve auf dem gegenüberliegenden französischen Rhôneufer und die Curie schien sonach, zum tiefsten Schmerze Petrarca's, für ewige Zeiten an Avignon gefesselt [3]). Wenn somit Petrarca's poetische Episteln an den Papst ihr eigentliches Ziel verfehlten, so blieb doch die erste derselben in anderer Beziehung nicht ganz erfolglos. Der Papst verlieh dem Dichter, um ihm seinen Dank und sein Wohlwollen auszudrücken, durch eine Bulle vom 25. Januar 1335 ein Canonicat zu Lombes [4]). So empfing Petrarca seine erste kirchliche Präbende und damit das hohe Glück finanzieller Unabhängigkeit, dessen er bis dahin hatte entbehren müssen, wenn er auch keineswegs durch dieses Benefiz (und ebenso wenig durch die später erhaltenen) in die Lage versetzt wurde, Reichthümer aufhäufen zu können [5]).

[1]) über den Inhalt dieser Streitfrage vgl. die recht bündige und klare Angabe Petrarca's Ep. poet. lat. I 5. v. 91 ff.

[2]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 40 f.

[3]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 39 f.

[4]) vgl. de Sade I p. 260 f., II p. 39 f.

[5]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 52 f. und III p. 313.

In demselben Jahre sollte ein politisches Ereigniss, welches sich in Parma abspielte, für Petrarca folgenreich werden.

Die Herrschaft über die Stadt Parma war lange Jahre hindurch der Gegenstand erbitterter und wechselvoller Kämpfe zwischen den beiden mächtigen Familien der Rossi und der Correggi gewesen und endlich hatte sich, wie das so häufig geschieht, ein Dritter der schönen Beute bemächtigt. Am 21. Juni war Alberto della Scala, Bruder des Mastino della Scala, Herren von Verona, an der Spitze von 3000 Reitern in die Stadt eingezogen und hatte für sich und seinen Bruder von derselben Besitz genommen [1]), wodurch Orlando und Marsilio de' Rossi aus der bis dahin innegehabten Herrschaft verdrängt wurden. Die Scaligeri übertrugen die Regierung der neugewonnenen Stadt dem Guido di Correggio, ihrem Oheim von väterlicher Seite. Die besiegten Orlando und Marsilio de' Rossi aber, denen sich auch ihr Bruder Ugolino, der Bischof von Parma, anschloss, wandten sich nach Avignon, um bei dem Papste als dem Oberlehnsherrn des mathildischen Tusciens gegen die Räuber ihrer vermeintlichen Rechte Klage zu führen. Infolge dessen erachteten es auch die Scaligeri, um einem etwaigen ihnen ungünstigen Schiedsspruche des Papstes vorzubeugen, für angezeigt, ebenfalls einen Gesandten und Vertreter ihrer Ansprüche nach Avignon zu senden und sie erwählten als solchen Guido's Bruder Azzo di Correggio, welchem als Begleiter und vermuthlich als Wortführer der gelehrte Guglielmo da Pastrengo beigegeben wurde. Die beiden Gesandten wurden, wie leicht erklärlich, in Avignon mit ihrem Landsmanne Petrarca bekannt und gewannen von dessen Beredtsamkeit eine so günstige Meinung, dass sie ihn baten, die Vertheidigung ihrer Sache vor dem päpstlichen Consistorium zu übernehmen. Man darf wol annehmen, dass der Dichter, dem ja alle Juristerei und advocatorische Praxis von jeher verhasst gewesen war, sich gegen ein derartiges Ansinnen heftig gesträubt haben

[1]) vgl. Joannes de Cornazanis, hist. Parm. fragm. b. Muratori, t. XII p. 740.

mag; endlich aber willigte er doch ein und verfocht die Rechte der Scaligeri so geschickt, obwol in maassvollster Weise, dass Alberto und Mastino im Besitze Parma's vom Papste bestätigt wurden [1]. Es ist bedauerlich, dass uns alle nähere Kenntniss von dieser juristischen Thätigkeit Petrarca's abgeht und dass wir demgemäss nicht zu beurtheilen vermögen, ob die Argumente, welche Petrarca zu Gunsten seiner Clienten vorbrachte, wirklich sachlich begründete oder, wie man vermuthen möchte, vorwiegend rhetorische waren. Grosse Kunst und Gewandtheit werden jedenfalls erforderlich gewesen sein, um die Ansprüche der Scaligeri als berechtigt erscheinen zu lassen, und wir dürfen demnach annehmen, dass Petrarca die Schulen der Juristen von Montpellier und Bologna doch nicht ohne allen Erfolg besucht hatte. Dass er aber durch seine Theilnahme an diesem Rechtshandel sich die Gunst der Scaligeri und Correggi gewann, war ebenso natürlich, als dass späterhin der Bischof Ugolino ihm nicht eben freundlich gesinnt war und eine grosse Abneigung gegen ihn fasste, welche auch ein langer entschuldigender Brief des Dichters (Ep. Fam. IX 5) nicht zu zerstören vermochte. Die Missstimmung Ugolino's gegen ihn musste Petrarca um so peinlicher empfinden, als er später, nachdem er geistliche Würden in Parma erhalten hatte, zu demselben in ein amtliches Verhältniss trat und in ihm seinen directen Vorgesetzten anzuerkennen hatte.

Mit Azzo di Correggio und Guglielmo da Pastrengo aber schloss Petrarca damals einen dauernden Freundschaftsbund und es erscheint daher angemessen, einen Blick auf die Persönlichkeit dieser beiden Männer zu werfen. Von Azzo di Correggio werden wir im Laufe unserer Erzählung noch wiederholt sprechen müssen und werden dabei Gelegenheit haben, zu sehen, wie er im politischen Leben eine mindestens sehr zweideutige, jedenfalls aber sehr abenteuerliche Rolle spielte, in deren Verlaufe es ihm gelang, sich der Herrschaft über Parma zu bemächtigen und dieselbe mehrere Jahre hin-

[1] Ep. Fam. IX 5.

durch zu behaupten. Ein günstiges Urtheil über diesen Mann zu fällen, welcher, soweit es sich ersehen lässt, in seinem politischen Handeln einzig von dem crassesten Egoismus sich leiten liess und jegliche Moral verhöhnte, ist vom sittlichen Standpunkte aus unmöglich, aber nichtsdestoweniger wird man anerkennen müssen, dass er glänzende Geistesgaben besass und im Privatleben manche liebenswürdige Eigenschaften des Charakters entfaltete, denn sonst würden das reiche Lob, welches Petrarca ihm gespendet [1]), und die treue Freundschaft, welche er ihm bewahrt hat, geradezu unerklärlich sein. Mag man immerhin hierbei auch billig in Anrechnung bringen, dass Petrarca für so manche erwiesene Wohlthat Azzo zu Dank verpflichtet gewesen sei, so wird man doch nimmermehr annehmen dürfen, dass er mit einem gänzlich unbedeutenden und verächtlichen Menschen so eng sich habe befreunden können. Wie es aber geschehen konnte, dass Petrarca den Mangel an wahrer Sittlichkeit bei dem Freunde so gänzlich übersah, das wird, hoffen wir, an einem anderen Orte sich genügend erklären. Uebrigens war Azzo, als er im Jahre 1335 zum ersten Male nach Avignon kam, noch Kleriker und verblieb auch noch mehrere Jahre hindurch, mindestens bis 1338, im geistlichen Stande [2]), trat aber später, wir wissen nicht, wann und wie, aus demselben aus und lebte nun ganz nach Laienart, wurde auch Gatte und Vater mehrerer Söhne. Sein späteres Leben war, wie wir schon andeuteten, ein sehr wechselvolles, wie das so vieler der kleinen italienischen Tyrannen damaliger Zeit. Nachdem er die Herrschaft über Parma verloren, lebte er, halb Thronprätendent, halb politischer Flüchtling, bald an dem Hofe der Scaligeri zu Verona, bald an dem der Visconti zu Mailand, immer den Träumen eines ruhelosen Ehrgeizes sich hingebend und kein Mittel zu dessen Befriedigung

---

[1]) vgl. Ep. Var. 19. Ep. poet. lat. III 27. v. 44—95 und Canzone 4. in den Rime sopra argomenti storici etc. Bemerkt muss hierbei werden, dass Petrarca die gegen Azzo erhobene schwere Beschuldigung eines an Mastino begangenen Verrathes für unbegründet erachtete, vgl. Ep. Var. 19.

[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 526.

scheuend, aber doch selten glücklich in der Wahl seiner Mittel. So führte er ein unbefriedigtes und unruhiges Dasein, zeitweilig emporgetragen von den Wogen des Glückes, meist aber versinkend in der Fluth des Missgeschickes, bis zu seinem wahrscheinlich im Jahre 1362 [1]) erfolgten Tode. Mit Recht konnte Petrarca sein Buch „über die Heilmittel gegen Glück und Unglück" gerade diesem Manne widmen, denn in höherem Grade als er hat kaum Jemand die Launen und Wechselfälle des Geschickes erprobt. Azzo erscheint uns als ein Vorläufer jener hochbegabten und eigenartigen, zugleich aber durch und durch unsittlichen oder vielmehr jedes sittlichen Bewusstseins entbehrenden Renaissancemenschen, als deren vollendetster und zugleich abschreckendster Typus ein Cesare Borgia gelten kann.

Ein Mann ganz anderer Art, obwol auch bereits von der Renaissanceluft angehaucht, war Azzo's Begleiter Guglielmo, gebürtig aus dem Flecken Pastrengo im Veronesischen [2]). Er war, so scheint es wenigstens, eine stille und friedliche Gelehrtennatur, fast nach der Art der späteren sesshaft gewordenen Humanisten. Nachdem er eine gute Jugendbildung empfangen und unter des berühmten Oldrado da Ponte [3]) Leitung juristischen Studien obgelegen hatte, übernahm er das Amt eines Notars und Richters zu Verona und wurde von den Scaligeri wiederholt in schwierigen Angelegenheiten als Gesandter nach Avignon geschickt. Sonst führte er in Verona ein behagliches den Wissenschaften und der Familie — denn er war glücklicher Gatte und Vater — gewidmetes Stillleben, dem er sich nur ungern entreissen liess, so dass selbst der Gedanke, zum Jubelfeste 1350 nach Rom zu wallfahrten, wozu Petrarca ihn mit eindringlichen Bitten bestimmen wollte [4]), wenig Verlockendes für ihn hatte. In seiner wissenschaftlichen Thätig-

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 531 ff.
[2]) vgl. über ihn die ausführliche Notiz bei Tiraboschi, V p. 534—540.
[3]) vgl. Tiraboschi, V. p. 536 ff.
[4]) Ep. poet. lat. III 34.

keit verfolgte Guglielmo eine encyklopädische Richtung. Abgesehen von mehreren kleineren lexikalischen Werken verfasste er ein Verzeichniss der profanen und kirchlichen Schriftsteller aller Zeiten und Völker, also ein umfassendes Schriftstellerlexikon [1]), ein Buch, welches selbstverständlich lückenhaft und unvollkommen genug ist, für die damalige Zeit aber jedenfalls hoch verdienstlich und eine bedeutende Leistung war.

Das Verhältniss Petrarca's zu dem veroneser Gelehrten war ein sehr vertrauliches. Und wie hätte das auch anders sein können, da sie beide von derselben Liebe zu der Litteratur des classischen Alterthums beseelt waren! Im Einzelnen mochten freilich Differenzen genug bestehen, denn allem Anscheine nach war Guglielmo eine ebenso real als Petrarca eine ideal angelegte Natur, aber gerade dies mochte sie auch wieder enger an einander fesseln und das Bewusstsein in ihnen erwecken, dass sie sich einander trefflich ergänzten. Wenn Guglielmo in Avignon oder Petrarca in Verona weilte, haben sie gewiss genussvolle Stunden eines regen und fruchtbaren Gedankenaustausches verlebt und zugleich heiterer Lust nicht vergessen. Gar anschaulich schildert Petrarca in einer reizenden poetischen Epistel [2]) einen gemeinsam mit dem Freunde im lieblichen Vaucluse verbrachten Tag, wie sie auf dem Rasendamme oberhalb des klaren Flusses sassen, Gespräche pflegend über die Dichter der Vorzeit, wie sie dann in traulicher Unterhaltung die abendliche Mahlzeit verlängerten bis zum Hereinbruch der Nacht, wie er den Freund bis zum Ausgange des Thales geleitete und wie er endlich auf dem Rückwege Guglielmo's schöner Geliebten begegnete, die gewiss nur in der Hoffnung den Freund noch zu sehen zu so später Stunde an den Quell gegangen war. Waren aber beide Freunde von einander getrennt, so unterhielten sie einen regen Briefwechsel, und sehr beträchtlich ist die Anzahl der noch erhaltenen

---

[1]) betitelt „de viris illustribus“ oder (weniger gut) „de origine rerum“ und unter letzterem Titel von Michelangiolo Biondo edirt (Venedig 1547)

[2]) Ep. poet. lat. III 3.

Briefe Petrarca's an Guglielmo [1]). Einen Beweis hohen Vertrauens gab Petrarca dem Freunde auch dadurch, dass er ihm die sittliche Ausbildung seines Sohnes übertrug [2]).

Die Früchte der mit Azzo und Guglielmo geschlossenen Freundesbündnisse sollten für Petrarca indessen erst später reifen. Vorläufig lebte er nach der Abreise der neu gewonnenen Freunde in der gewohnten Weise zu Avignon weiter und es lässt sich bis zu der am Ende des folgenden Jahres (1336) unternommenen Romfahrt höchstens ein bedeutenderes Ereigniss seines Lebens hervorheben.

Ungefähr fünf Meilen in nordwestlicher Richtung von Avignon in der Nähe der kleinen Stadt Malaucène erhebt sich der Mont Ventoux, ein im weiten Umkreise sichtbarer bis zu einer Höhe von ungefähr 6225 Fuss [3]) steil ansteigender Berg. Diesen zu ersteigen, war von Jugend auf Petrarca's Wunsch gewesen. Hatte er doch im Livius gelesen, wie König Philipp von Macedonien Thessaliens höchsten Berg, den Mons Haemus, erstieg, von dessen Gipfel aus, wie man glaubte und wie auch Pomponius Mela versichert, sowol das adriatische als auch das schwarze Meer erblickt werden konnte. Sollte ihm nicht der Mont Ventoux eine ähnliche Aussicht in die weite Ferne gewähren? und, auch abgesehen hiervon, musste es ihn nicht mit erhebendem Gefühle beseelen, auf einem hochragenden Gipfel zu stehen, den seit Menschengedenken keines Sterblichen Fuss betreten hatte? Endlich, am 26. April 1336, unternahm Petrarca die Ausführung des seit Jahren gehegten Planes [4]). Lange hatte er hin und her erwogen, wen er wol als Gefährten für die abenteuerliche Fahrt erwählen sollte. Keiner der

---

[1]) Ep. Fam. IX 15. 16. XIII 3. XXII 11. Var. 13. 30. 35. Ep. poet. lat. II 19. III 3. III 11. III 12. III 20. III 34.

[2]) Ep. Fam. XIII 3.

[3]) vgl. von Klöden, Handbuch der Erdkunde (1861), II p. 346.

[4]) vgl. über diese ganze Episode Petrarca's ausführliche Erzählung Ep. Fam. IV 1. Nicht recht erklärlich ist es, wie Petrarca die beschwerliche Bergbesteigung an einem Tage unternehmen und am Abende noch Zeit und Kraft zur Abfassung eines langen Briefes finden konnte.

Freunde dünkte ihm geeignet, denn einem Jeden schien irgend eine der für das Wagniss erforderlichen Eigenschaften zu mangeln. Schliesslich erkor er seinen Bruder Gherardo allein zum Begleiter. So machten sich denn die beiden Brüder auf den Weg. Am Fusse des Berges trafen sie einen alten Hirten, der ihnen dringend von der Besteigung abrieth, erzählend, wie auch er einst in seiner Jugend sie unternommen, aber nichts weiter als Aerger über die gehabte Anstrengung und von Dornen und Gestrüpp zerfetzte Kleider und Glieder zurückgebracht habe. Die jungen Männer hörten natürlich nicht auf seine gut gemeinte Warnung und, nachdem sie sich von ihm über den einzuschlagenden Weg hatten unterrichten lassen, begannen sie, die Höhe zu erklimmen. Schwierig und mühsam war der Aufstieg auf den ungebahnten felsigen Pfaden und mehr als einmal entschwand ihnen der Muth, doch der Ehrgeiz wehrte die Rückkehr vor erreichtem Ziele, sie drangen immer von Neuem vorwärts und endlich gelangten sie glücklich auf den höchsten Gipfel, der im Volksmunde als „das Söhnlein" bezeichnet zu werden pflegte, während er doch — bemerkt Petrarca — im Gegentheile wegen seiner alle andern Gipfel überragenden Höhe der „Vater" der umliegenden Berge hätte genannt werden sollen.

Diese Besteigung eines mässig hohen Berges, von welcher Jemand, der sie heute unternähme, nicht das mindeste Aufheben machen würde, während Petrarca sie in einem langen Briefe an Dionisio da Borgo San Sepolcro höchst pathetisch erzählt, mag auf den ersten Blick als ein völlig bedeutungsloses und kaum der Erwähnung würdiges Ereigniss erscheinen, und doch würde nichts irriger sein als eine solche Betrachtungsweise. Petrarca's Besteigung des Mont Ventoux war vielmehr eine kühne und — man erlaube den hier anscheinend sinnlosen, Ausdruck! — eine epochemachende That, welche für sich allein schon hinreichen würde, ihm ein Anrecht auf den Ehrennamen des ersten modernen Menschen zu verleihen.

In unserer Gegenwart reisen Jahr aus Jahr ein viele Tausende und Abertausende von Menschen hinaus in die Ferne,

um sich an den Naturwundern der Alpenwelt oder an der Anmuth lieblicher Flussthäler oder an den Reizen ernster Waldlandschaften oder heiterer Rebengelände zu erfreuen und zu erfrischen. Diese Freude aber an der Schönheit der Erde, diese Empfänglichkeit für die landschaftlichen Reize der Natur, mit einem Worte dies lebendige und tiefe malerische Naturgefühl ist eine durchaus moderne Empfindung, welche dem Mittelalter völlig fremd war und wol auch dem Griechen- und Römerthume, in seiner Blüthezeit [1]) wenigstens, nahezu fremd gewesen ist. Kein mittelalterlicher Mensch hat, so viel wir wissen, je eine Reise unternommen, um den Anblick schöner Landschaften zu geniessen, oder einen Berg erstiegen, um sich an der malerischen Fernsicht zu erfreuen. Nicht freilich eines jeden Naturgefühles haben die Menschen des Mittelalters entbehrt, aber es war dasselbe ein eng begrenztes, es beschränkte sich, um es kurz auszudrücken, auf Naturerscheinungen und erstreckte sich nicht auf Naturbilder. In den lieblichsten Tönen und oft mit ergreifender Wahrheit der Empfindung haben die mittelalterlichen Dichter das Erwachen der Natur im Frühling und ihr Dahinsterben im Herbste besungen, aber Landschaftsbilder zu zeichnen haben sie nicht versucht und, wenn sie es doch nothgedrungen, um den Schauplatz irgend einer Handlung zu charakterisiren, hier und da einmal wagten, da sind sie über dürftige und monotone Skizzen nicht hinausgekommen [2]). Aehnliches muss von der bildenden Kunst des Mittelalters gesagt werden. Hier löst sich die Landschaft, wenn sie, was selten genug geschieht, Gegenstand der Darstellung wird, in zusammenhangslose Einzelheiten auf, sie wird in keine von einer Idee durchdrungene

[1]) Das spätere Griechen- und Römerthum (Alexandrinische Zeit, römische Kaiserzeit) dagegen zeigt auch in dieser wie in so vielen anderen Beziehungen bereits völlig moderne Culturzustände, vgl. die anziehend geschriebene Abhandlung von W. Roscher „das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwickelung" im Programm der Meissener Fürstenschule vom Jahre 1875.

[2]) vgl. A. v. Humboldt, Kosmos II p. 33 ff. (in der Cotta'schen Ausg. von 1847).

Totalität zusammengefasst, sie ist immer nur Staffage, nie Selbstzweck: dem mittelalterlichen Menschen fehlte eben der Sinn für das Malerische der Landschaft und er musste ihm fehlen, denn besitzen kann ihn nur, wer in solchem Grade von dem naiven Leben in der Natur sich losgelöst hat, dass er die Sehnsucht nach der Rückkehr zu demselben empfindet und in dieser Sehnsucht die Landschaft poetisch als eine Einheit zu erfassen und zu verklären vermag. Solche Sehnsucht aber kennt weder wer so ganz in und mit der Natur lebt wie der Landbewohner des Mittelalters noch auch wer so hermetisch von der freien Natur sich abschliesst wie der hinter Wall und Mauer sich bergende Bewohner der mittelalterlichen Städte, sondern es kennt sie nur wer zwar durch den Einfluss hochgestiegener Cultur dem Naturleben entfremdet ist, aber doch wenigstens die ideale Möglichkeit der Rückkehr zu demselben besitzt. Empfänglichkeit für die Schönheit der Landschaft kann bei demjenigen nicht vorhanden sein, der mit der Landschaft gewissermassen verwachsen und selbst ein Bestandtheil derselben geworden ist, und ebenso wenig natürlich bei demjenigen, der sich systematisch absperrt von der Natur und mit Behagen sich einpfercht in künstliche Schranken, sondern nur bei dem, welcher zwar auch innerhalb solcher künstlichen Schranken lebt, aber dies Leben als einen Zwang empfindet, dem er sich, in der Phantasie wenigstens, durch die Rückflucht zur Natur zu entziehen sucht. Der naive Naturmensch besitzt nur Empfänglichkeit für die elementaren Naturerscheinungen, von denen ja mehr oder weniger sein körperliches Wohlbefinden beeinflusst wird: das Toben des Gewittersturmes erfüllt ihn mit schaudernder Bewunderung, dem Nahen des rauhen Winters sieht er, wenn im Herbst die Blätter fallen und die Nebel steigen, mit banger Schwermuth entgegen, die Wiederkehr des milden blüthenreichen Lenzes, dem, wie er weiss, der warme früchtespendende Sommer folgen wird, begrüsst er mit jauchzender Freude. Die Landschaft aber an sich lässt ihn kalt und interessirt ihn höchstens in so weit, als sie etwa in Beziehungen zu dem elementaren

Naturleben steht. So wird er beispielsweise den Wald nicht um desswillen lieben, weil in ihm das freie Leben und Weben der Natur am unverhülltesten sich kundgibt und noch weniger weil derselbe aus ästhetisch schönen Bäumen und Baumgruppen sich zusammensetzt, sondern nur weil er im Sonnenbrande den willkommenen Schatten spendet und weil in seinen wechselnden Erscheinungsformen die Wandelungen der Jahreszeiten den sinnfälligsten Ausdruck finden. Das Malerische in der Natur und speciell in der Landschaft kann eben nicht von dem naiven, sondern nur von dem sentimentalen Standpunkte der Naturbetrachtung aus empfunden und gewürdigt werden. Die sentimentale Naturbetrachtung aber ist nur möglich in Zeiten einer hohen zur Uebercivilisation sich hinneigenden Civilisation, in denen die Menschen, der Unnatur künstlich complicirter Lebensverhältnisse überdrüssig, sich in natürlich einfache Lebensbedingungen zurückzuversetzen streben und in diesem Streben die Natur ästhetisch betrachten und poetisch verklären. Die Landschaft wird für den Menschen erst dann malerisch schön, wenn er beginnt, die Städte einförmig-hässlich zu finden. Das aber geschieht, wie gesagt, nur auf hohen Culturstufen und auch auf diesen nur dann, wenn der Zusammenbruch einer alten Culturform und der Aufbau einer neuen nahe bevorsteht und von den Völkern instinctiv geahnt wird. Es ist als ob sich dann die Menschen in ihren alten, reich geschmückten Städten unbehaglich und beengt fühlten, als ob sie ihre feste Heimath verloren hätten und nun von dunkelm Wanderdrange ergriffen in die freie Natur hinausgetrieben würden, um sich in ihrem Schoosse zu einer Neugeburt und einem neuen Culturleben vorzubereiten und zu verjüngen.

Petrarca, den Gipfel des Mont Ventoux ersteigend, um sich der schönen Aussicht zu erfreuen, erscheint als der Apostel einer neuen Zeit: er verkündet — freilich ohne es zu wollen noch zu wissen — den Untergang einer alten und den Aufgang einer neuen Cultur. Es mag sicherlich höchst paradox, um nicht zu sagen absurd klingen, wenn man sagt: Petrarca that durch seine Bergbesteigung etwas Aehnliches

wie Luther durch die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle, aber nichtsdestoweniger besitzt ein solcher Vergleich die innere Berechtigung, denn beide Ereignisse bezeichnen die Ausgangspunkte ganz neuer Denk- und Anschauungsweisen, beide sind Grenzsteine in der Geschichte der inneren Entwickelung des Menschengeschlechtes. Als selbstverständlich wird hierbei natürlich vorausgesetzt, dass Luther, der mit vollem Bewusstsein von der Tragweite seines Schrittes und mit höchster persönlicher Aufopferung handelte, die ganz ungleich grössere That vollführt hat.

Von dem Plateau des Mont Ventoux aus überschaute Petrarca eine weit ausgedehnte Landschaft: zur Rechten die Höhenzüge von Lyon, zur Linken das Meer von Marseille und das einige Tagereisen weit entfernte Aiguesmortes, auch der Rhônefluss zeigte sich seinen Blicken. Da, auf diesem hochragenden Gipfel und im Genusse dieser weiten Umschau, kam ihm der Gedanke, die Confessionen des heiligen Augustin, welche er in dem ihm von Dionisio da Borgo San Sepolcro zu Paris geschenkten kleinen Exemplare immer bei sich trug, auf das Geradewohl aufzuschlagen. Er that es und vermöge eines seltsamen Zufalles fiel sein Blick auf folgende Stelle des achten Capitels im zehnten Buche: „Und es gehen die Menschen hin, um die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluthen des Meeres und die breiten Betten der Ströme und den Umkreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne zu bewundern, während sie ihr eigenes Innere nicht der Betrachtung für werth halten.“ Hatte er sich schon vorher sentimentalen Betrachtungen hingegeben und mit Wehmuth sich dessen erinnert, dass er gerade an diesem Tage vor zehn Jahren Bologna verlassen und seitdem des Lebens schönste und kräftigste Jahre, eitlem Streben und thörichter Leidenschaft hingegeben, bereits durchmessen habe, so mussten diese so merkwürdig auf die augenblickliche Situation passenden Worte ihn zu erneuter Selbstprüfung und erbaulicher Betrachtung anregen und, erfüllt vom frommen Vorsatze, fortan eines ernsteren gott-

gefälligeren Lebenswandels sich zu befleissigen, trat er den Rückweg an.

Es ist das ein ganz eigenthümliches Bild: Petrarca auf der Höhe des Mont Ventoux versunken in halb sentimentale, halb religiöse Betrachtungen, halb ein vom Weltschmerz angehauchter moderner Tourist, halb ein im bedingungslosen Glauben sein Seelenheil suchender mittelalterlicher Asket. Die seltsame Doppelstellung des grossen Mannes, der auf der Grenzscheide zweier innerlich grundverschiedener Zeitalter steht und beiden gleichzeitig angehört, zeichnet sich scharf in diesem Bilde ab. So spiegelt sich in anscheinend kleinen Ereignissen der Geist der Zeiten. —

Auf der Höhe des Mont Ventoux hatte Petrarca den Blick sehnsuchtsvoll nach der Himmelsrichtung schweifen lassen, in welcher jenseits schneebedeckter Alpen sein geliebtes Vaterland Italien lag. Eher, als er vielleicht selbst zu hoffen gewagt hatte, sollte sein Sehnen Befriedigung finden: bereits am Ende noch desselben Jahres 1336 [1]) konnte er die schon seit länger als drei Jahren geplante Reise nach Rom antreten.

Den äusseren Anlass zu dieser Reise gab jedenfalls eine, vermuthlich von den erforderlichen Geldmitteln begleitete, Einladung des seit 1333 in Rom weilenden Bischofs Giacomo Colonna von Lombes. Leicht aber ist einzusehen, wesshalb Petrarca dieser Einladung freudig entsprach. Rom zu schauen, das war ja für ihn, den für das römische Alterthum bis zur Schwärmerei Begeisterten, von Jugend auf der sehnlichste Wunsch gewesen. Er, der erste Humanist, empfand ebendieselbe Sehnsucht nach dem Anblick der ewigen Stadt und ihrer Wunder, welche seitdem alle humanistisch Gebildeten in sich gefühlt haben, und es musste seine Sehnsucht um so grösser sein, als für ihn, den Italiener, den — wie er meinte — directen Nachkommen der alten Römer, mit der humanistischen

[1]) Zeitbestimmung nach Ep. poet. lat. I 7. Ep. Fam. II 9. VIII 1. XI 1. vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 391 ff.

Begeisterung für Rom patriotischer Stolz sich verband. „Wenn Seneca — so schreibt er kurz vor seiner Abreise dem Freunde Giacomo [1]) — freudig jubelte, dass es ihm vergönnt war, in der Villa des Scipio Africanus zu weilen, und es für nichts Geringes hielt, den Ort geschaut zu haben, an welchem ein so grosser Mann in der Verbannung gelebt hatte — wenn er, der Spanier, so dachte, was soll da ich als Italiener empfinden? Soll ich doch bald nicht nur Linternum oder des Scipio Grab, sondern die Stadt Rom selbst schauen, wo Scipio das Licht der Welt erblickt und als Kind gelebt, wo er als Sieger und als Angeklagter mit gleichem Ruhme triumphirt hat, wo ausser jenem Einen unzählige andere grosse Männer gelebt haben. deren Namen ewig dauern werden. Jene Stadt soll ich schauen, welcher keine jemals gleich kam noch gleich kommen wird und die auch von dem Feinde die Stadt der Könige genannt ward.“ In diesen ächt humanistisch-modernen Enthusiasmus aber für das antike Rom mischt sich — und wir erkennen hier wieder Petrarca's eigenartige aus mittelalterlichen und modernen Elementen sich zusammensetzende Doppelnatur — eine kaum geringere religiös-mittelalterliche Begeisterung für das christliche Rom, für die Stadt, welche „den Himmel auf Erden darstellt, welche mit den heiligen Gebeinen der Märtyrer besät und mit dem kostbaren Blute der Wahrheitszeugen besprengt ist [2]).“

Indessen nicht nur diese Doppelsehnsucht nach Rom, sondern auch noch ein anderes Motiv trieb Petrarca an, die weite Reise zu unternehmen. Seit er in Paris dem Pater Dionisio da Borgo San Sepolcro gebeichtet hatte, kämpfte er einen schweren Kampf in seinem Innern, um die von ihm als sündig erkannte Liebe zu Laura aus seinem Herzen zu bannen, doch dem qualenreichen Ringen der Seele fehlte der Sieg, so lange er in der Geliebten Nähe weilte und ihrer schönen Augen süsser Blick ihn trotz seines Widerstrebens in immer neue Fesseln

---

[1]) Ep. Fam. II 9.
[2]) ibid.

schlug [1]). Was blieb ihm da übrig, als die schon von Ovid [2]) für solchen Nothfall angerathene Flucht? So beschloss er denn, um Laura's Zauberbanne sich zu entziehen, in die Ferne zu flüchten, und leichter mochte der schmerzliche Entschluss ihm werden, da es ihm vergönnt ward, sein geliebtes Rom zum Orte seines Exiles zu erwählen.

Welchen Weg nach Rom Petrarca für seine, wie bereits bemerkt, jedenfalls in den letzten Tagen des Jahres 1336 begonnene Reise sich erkor, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Vermuthlich jedoch war es der Seeweg von Marseille nach Cività Vecchia, welcher, zumal in der winterlichen Jahreszeit, die Vortheile der Kürze und der relativ grösseren Bequemlichkeit darbot; es würde diese Vermuthung zur Gewissheit sich steigern, wenn die gewöhnliche und an sich recht glaubhafte Annahme, dass die beiden Sonette „l'aspetto sacro della terra vostra“ und „ben sapev' io che natural consiglio“, auf dieser ersten Romreise gedichtet worden seien, wirklich bewiesen werden könnte.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls in den ersten Tagen des Jahres 1337 betrat Petrarca die italienische Küste, jedoch reiste er, vermuthlich weil dies bei der Unsicherheit der Wege unrathsam war, nicht direct nach Rom weiter, sondern verweilte längere Zeit in Capranica bei dem edlen Grafen Orso dell' Anguillara, der mit Agnes, einer Tochter des alten Stefano Colonna, vermählt war [3]). Es war Capranica zwar ein kleiner Ort ohne alle eigene Bedeutung, aber er war in einer ebenso malerischen als fruchtbaren Landschaft gelegen und umgeben von altberühmten Stätten: nur zwei Meilen entfernt lag Sutri, das alte Sutrium, der Ceres Lieblingsstadt, in deren Nähe einst in grauer Vorzeit Saturn das erste Kornfeld sprossen liess, nicht weit davon ragte auch der Soracte empor, den Horaz besungen und in dessen Waldungen dann später der Papst

---

[1]) vgl. Ep. poet. lat. I 7 v. 58—63.
[2]) Ovid. Remed. Am. v. 212 ff.
[3]) Dies und das Nächstfolgende nach Ep. Fam. II 12 und 13 erzählt.

Sylvester I. als Einsiedler gelebt hatte, nicht fern davon lag endlich auch der Bergwald Ciminus, dessen Virgil gedenkt [1]), mit seinem See. Gern mochte Petrarca dies an romantischer Schönheit und historischen Erinnerungen so reiche Land durchstreifen, aber er sollte hier auch die trübste Schattenseite damaligen italienischen Lebens kennen lernen, die zum alltäglichen Zustande gewordene Friedlosigkeit. Er sollte sehen, wie der Hirt mit den Waffen seine Heerde gegen Räuber mehr als gegen Wölfe schützen musste, wie der Pflüger den Panzer trug und statt mit dem Stachel die Stiere mit dem Speere antrieb, wie der Vogelsteller die Netze mit dem Schilde deckte und wie der Fischer am Schwerte die Angelschnur befestigte, wie eben Alle beständig unter den Waffen standen; Nachts aber vernahm er fortwährend die Allarmrufe der Wächter auf den Wällen der Burg: Alles, was er schaute und hörte, mahnte ihn daran, dass in diesem Lande der Krieg und Hass fest gewurzelt und verewigt seien. Unter solchen Verhältnissen mochte ihm, wenn er auch persönlich ungefährdet und furchtlos war, der Aufenthalt in Capranica trotz des Grafen Orso liebenswürdiger Gastlichkeit wenig lockend scheinen und, nachdem er gegen drei Wochen dort hatte zubringen müssen, begrüsste er gewiss mit herzlicher Freude seinen Freund, den Bischof Giacomo, als dieser am 26. Januar kam, um ihn nach Rom zu geleiten. Eine Schaar von zweihundert Reitern, befehligt von Giacomo's ältestem Bruder Stefano, sollte die Reisenden gegen die Angriffe schützen, welche man von Seiten der feindlichen Orsini zu befürchten hatte.

Wir wissen leider nicht, an welchem Tage Petrarca zuerst einzog in die ewige Stadt, welche vier Jahre später der Schauplatz seines höchsten Triumphes werden sollte. Da der Aufenthalt in Capranica sich noch mehrere Tage über den 26. Januar hinaus erstreckt zu haben scheint [2]), so darf man wol vermuthen, dass die Ankunft in Rom nicht vor den ersten

---

[1]) Verg. Aen. VII 697.
[2]) vgl. den Schluss von Ep. Fam. II 13,

Tagen des Februar stattfand [1]. Der erste der uns erhaltenen von Rom aus geschriebenen Briefe Petrarca's (Ep. Fam. II 14) trägt das Datum: „an den Iden des März, auf dem Capitole“, woraus indessen keineswegs geschlossen werden darf, dass Petrarca etwa auf dem Capitole selbst und nicht, wie höchst wahrscheinlich, im Palaste des alten Stefano Colonna gewohnt habe [2]. Es wird eben dies Datum nur als Ausfluss einer romantischen Laune zu betrachten sein, die ihn antrieb, auf der geweihten Stätte des Capitols einen Brief zu schreiben oder doch zu unterschreiben.

Der Cardinal Giovanni hatte befürchten zu müssen geglaubt, dass Petrarca's Begeisterung für Rom erlöschen würde, wenn er die in Trümmern liegende Stadt selbst erblicken und sie so gar nicht seinem aus der Lectüre der classischen Autoren gebildeten Ideale gleichend finden würde. Doch das Gegentheil geschah. Petrarca fand alle seine Erwartungen übertroffen und begeistert schrieb er dem avignonesischen Freunde in dem oben erwähnten Briefe (Ep. Fam. II 14), er habe allerdings vorher selbst befürchtet, durch den Anblick Roms schmerzlich enttäuscht zu werden, nun aber erscheine ihm in der Wirklichkeit doch Alles noch grösser und herrlicher, als er es sich vorgestellt habe, und nicht mehr bewundere er, dass der Erdkreis von dieser Stadt überwunden worden, sondern nur, dass dies erst so spät geschehen sei.

Blind freilich war Petrarca keineswegs gegen den trübseligen Zustand, in welchem er die einst weltbeherrschende Stadt erblickte. Konnte er doch vermöge seiner grossen Vertrautheit mit der römischen Litteratur gerade am besten den ungeheueren Abstand zwischen Gegenwart und Vergangenheit ermessen, konnte doch gerade er am vollständigsten die einstigen Prachtbauten aufzählen, welche schon damals entweder ganz vom Boden verschwunden oder nur in kläglichen

---

[1]) Gregorovius, a. a. O. VI p. 205 gibt den 14. Januar 1337 als Datum der Ankunft Petrarca's in Rom an, während doch die Abreise von Capranica keinesfalls vor dem 26. Januar erfolgt ist.

[2]) vgl. Gregorovius, a. a. O. p. 206 Note 1.

Trümmern noch vorhanden waren [1])! Er vermochte es gewiss am tiefsten und schmerzlichsten zu empfinden, wie unsäglich jammervoll es war, dass römische Adlige sich nicht entblödeten, mit den Ruinen der grossen Stadt, mit Marmorsäulen, Tempelschwellen und Grabstatuen, einen schimpflichen Handel zu treiben und sie nach Neapel hin zu verschachern, wo man damals die Reste des Alterthums besser zu würdigen verstand [2]). So klagt er denn auch an vielen Stellen seiner Werke über Roms traurigen Verfall und der Römer indolente Gleichgültigkeit gegen die Geschichte und den Ruhm ihrer eigenen Stadt [3]) und versucht seinen Einfluss bei römischen Adligen dahin geltend zu machen, dass wenigstens weiterem Verfalle gesteuert und auf die Erhaltung der Ruinen Bedacht genommen werde [4]).

Petrarca liebte aber auch die verfallene Stadt mit dem ganzen Enthusiasmus eines Humanisten und der ganzen Begeisterung eines gläubigen Katholiken. Für ihn verschmolz sich in Rom das heidnische Alterthum und die christliche Gegenwart zu einem grossartigen Gesammtbilde: auf den Schwingen der Phantasie liess er sich in die ferne Vergangenheit zurücktragen und schwelgte in dem Bewusstsein, welthistorische Luft zu athmen, auf den Fittigen des frommen Glaubens versetzte er sich zurück in die Heroenzeit des Christenthums, deren Schauplatz Rom gewesen, und liess sich beseeligen von dem Gefühle, so vielen hochheiligen Stätten nahe zu sein. Er theilte die Empfindungen, mit denen vor ihm in den langen Jahrhunderten des Mittelalters so viele glaubensvolle Pilger den römischen Boden betreten hatten und empfand nicht weniger lebhaft das halb freudige halb wehmüthige Entzücken, mit welchem nach ihm bis zur gegenwärtigen Stunde so viele begeisterte Freunde des Alterthums die ewige Stadt durchwandelt haben. Man mag immerhin

[1]) Petrarca gibt eine solche sehr interessante Aufzählung in Remed. utr. fort. I 118.
[2]) Ep. Var. 48.
[3]) z. B. Ep. poet. lat. II 13 v. 43 ff., Ep. Fam. XV 7. Ep. Var. 48.
[4]) vgl. z. B. Ep. poet. lat. II 13.

über diese seltsame Mischung seiner Gefühle lächeln, man mag es höchst naiv finden, wenn in seinen wiederholten Schilderungen Roms [1]) antike und christliche Reminiscenzen unvermittelt neben einandergestellt sind — der Ruhm muss ihm doch unbestritten verbleiben, dass er Rom zuerst mit modernem Auge betrachtet, dass er in ihm nicht bloss die Stadt der Apostelgräber und der Märtyrer, auch nicht allein, wie Dante [2]), die Hauptstadt des idealen Weltkaiserreichs, sondern auch und vor allen Dingen die Entwickelungsstätte der römischen Cultur, die grossartigste Erscheinungsform antiken Lebens und Denkens und die durch unzählige classische Traditionen und Denkmale für alle Zeiten geweihte Stadt verehrt hat. Die Pilger des Mittelalters waren an den Ruinen Roms mit geheimem Grausen vorübergegangen, hatten sich von ihnen seltsam thörichte Fabeln erzählt und für die Werke von Dämonen und Zauberern sie gehalten —, Petrarca verscheuchte den finstern Spuck und sah zuerst in diesen Ruinen die ehrwürdigen Reste und Zeugen einer grossen Vergangenheit, einer untergegangenen wunderbaren Cultur. Nun erst ward eine historische und künstlerische Betrachtung dessen möglich, was an Bau- und Bildwerken des classischen Alterthums noch erhalten war und nun erst nach erlangter Möglichkeit einer vollen und ganzen Erkenntniss der Grösse und Schönheit des classischen Alterthums konnte die theilweise Neugeburt desselben, konnte die Renaissance erfolgen.

Allerdings, Petrarca schaute Roms Ruinen nur mit bewundernden, nicht mit künstlerisch gebildeten oder gar kritischen Augen an, er war in seiner Betrachtung durchaus nur Humanist und Nichts lag ihm ferner, als irgend welche Kunststudien anzustellen und die Gesetze des Schönen zu erforschen, ja man darf wol selbst behaupten — wir werden später hierauf ausführlicher zurückkommen müssen —, dass er ein tieferes Interesse und Verständniss für die bildende Kunst nicht be-

---

[1]) z. B. Ep. Fam. II 9. VI 2. IX 13.

[2]) Convito, IV c. 5 p. 259—264 ed. Fraticelli (besonders wichtig sind die Schlussworte des Capitels).

sass[1]), aber nichtsdestoweniger muss er als Urheber auch der Renaissance der Kunst betrachtet werden, denn wie wäre diese möglich gewesen ohne das Zurückgehen auf die Bau- und Bildwerke des Alterthums, deren wirkliches Verständniss eben er zuerst erschloss? Das eben ist ja die wunderbare Gabe wahrhaft grosser Männer, dass sie bei weitem nicht allein durch Lehre und Beispiel, sondern durch ihr ganzes Wesen und Dasein, selbst durch ihre Schwächen befruchtend auf ihre Zeit und noch auf die ferne Zukunft einwirken.

Der Begleiter Petrarca's auf den Wanderungen durch die römischen Trümmerstätten war Giovanni Colonna di San Vito, Herr von Gensano, ein Bruder des alten Stefano Colonna[2]). Diesen Mann, der vielseitige Kenntnisse, auch des römischen Alterthumes, besass und auf ein sehr bewegtes Leben zurückschaute — er hatte in seiner Jugend, vor dem Zorn des Papstes Bonifaz VIII. fliehend, Aegypten, Persien und Arabien durchirrt[3]) — hatte Petrarca bereits in Avignon kennen gelernt und sich seines anregenden Umganges erfreut, wie er denn auch späterhin mit ihm in freundschaftlichem Verkehre, der durch eine Reihe erhaltener Briefe noch jetzt bezeugt wird[4]), verblieb, bis, vermuthlich im Jahr 1343[5]), der Tod den in seinen letzten Lebensjahren von Körperleiden und Missmuth gequälten[6]) und in ein Mendicantenkloster zu Tivoli eingetretenen Colonnesen den Wechselfällen des irdischen Daseins entriss.

Zuweilen begleitete auch der greise Stefano Colonna, ein Mann, in welchem die Kraft und der hochherzige Heldensinn des alten Roms neu aufgelebt zu sein schien[7]), in eigener

---

[1]) vgl. Remed. utr. fort. I. dial. 40 und 41.

[2]) vgl. Ep. Fam. VI 2.

[3]) Ep. Fam. VI 3, vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 367 f.

[4]) Ep. Fam. II 5. 6. 7. 8. III 13. VI 2. 3. 4.

[5]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 67.

[6]) Ep. Fam. VI 3.

[7]) „vir cuilibet antiquorum par“ Epist. ad post. p. 6, „ex cineribus veterum renatus phoenix“ Ep. Sen. X 2. vgl. Trionfo della fama II v. 162 f. und Remed. utr. fort. I dial. 35.

Person seinen Gastfreund, dem er mit der Liebe eines Vaters zugethan war [1]). Es mag ein eigenartiger, tief poetischer Anblick gewesen sein, wenn der damals in der Blüthe männlicher Jugend stehende Petrarca an der Seite des alten, aber noch rüstigen Kriegshelden die römischen Ruinenfelder durchwanderte. Wie mag der Colonnese, der eine dunkle Ahnung von Roms einstiger Grösse und instinctive Bewunderung für dieselbe besass, gelauscht haben, wenn Petrarca mit beredtem Worte ihm die Ruinen deutete und ihm erzählte von den grossen Thaten römischer Vorzeit! Und wie mag wieder Petrarca bewundernd hingeblickt haben auf die vom Alter ungebrochene Heldengestalt seines Wirthes und gewähnt haben, dass ein Marius oder Pompejus leibhaftig vor seinen Augen stehe! — Eines Abends in schon später Stunde durchwanderten sie auch so die öden Strassen [2]). Dort, wo die vom colonnesischen Palaste zum Capitole führende Strasse gekreuzt wird von jener, die von den Bergen zum Camillusbogen und weiterhin zum Tiber niedersteigt, blieben sie stehen und begannen, an ein Marmorgrabmal sich lehnend, ein ernstes Gespräch. Der alte Stefano zürnte seinem Sohne, dem Bischofe Giacomo, weil dieser es gewagt hatte, des Vaters unchristliche Streit- und Fehdelust zu rügen, und Petrarca benutzte nun die stille Abendstunde. um den Greis zu bereden, dem Sohne Verzeihung zu gewähren und dadurch einen unerquicklichen Familienzwist zu enden. Stefano willigte ein, indem er betheuerte, dass er selbst Nichts sehnlicher wünsche, als seine alten Tage in Frieden verbringen zu können, dass er jedoch durch den Zwang äusserer Verhältnisse immer und immer wieder genöthigt werde, die Waffen zu ergreifen; dann im weiteren Laufe der Unterredung that er, wie von prophetischem Geiste beseelt, den merkwürdigen Ausspruch, er sehe voraus, dass er der Ordnung der Natur zuwider alle seine Söhne überleben werde. Und er sollte nur allzu wahr gesprochen haben! er überlebte, selbst ein Alter von beinahe hundert Jahren erreichend, wirklich alle

[1]) Epist. ad post. p. 6.
[2]) Die ganze folgende Erzählung nach Ep. Fam. VIII 1.

seine sieben Söhne: zuerst starb, 1341, der Bischof Giacomo, zuletzt, im Sommer 1348, der Cardinal Giovanni.

Wie lange Petrarca in Rom verweilte, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Allzu lange kann es indessen nicht gewesen sein, denn in einem von Avignon aus an seinen Freund Tommaso Caloria gerichteten Brief[1]), der das Datum des 18. August (nach Fracassetti's Annahme des Jahres 1337) trägt, berichtet er selbst, dass er zwei Tage vorher, also am 16. August, von einer weiten Reise nach Avignon zurückgekehrt sei.

Auch über den Weg, welchen Petrarca für seine Rückreise wählte, fehlen uns bestimmte Angaben. Fast scheint es ein seltsam weiter gewesen zu sein. In dem eben erwähnten Briefe an Tommaso nämlich erzählt Petrarca, dass er, des gewohnten Aufenthaltortes (Avignon) und der daselbst herrschenden Sittenlosigkeit überdrüssig und von der Begierde, Vieles zu sehen, getrieben, Länder und Meere durchschweift habe und sogar bis zu den Grenzen der Erde vorgedrungen sei, bis ihn die grausame Nothwendigkeit zu der vor zwei Tagen erfolgten Rückkehr in die (avignonesische) Heimath veranlasst habe. Ausführlicher noch spricht er von einer weiten Reise, welche er, um den Fesseln der Liebe zu Laura sich zu entreissen, bis in den fernsten Westen und Norden unternommen habe, in jenem merkwürdigen an den Bischof Giacomo gerichteten Briefe[2]), in welchem er die Geschichte seiner Liebe erzählt. „Unstät durchirre ich“ — sagt er hier — „den ganzen Erdkreis, wage die stürmischen Wellen der adriatischen und tuscischen See zu durchfurchen und scheue mich nicht, dies dem Joche der Liebe entrissene Haupt der gebrechlichen Barke anzuvertrauen, denn warum sollte ich einen vorzeitigen Tod fürchten, der ich durch Seelenqualen erschöpft und des Lebens müde bin? Nach dem Westen wende ich mich und es erblickte mich, den im sonnigen Grase sich bergenden, der

---

[1]) Ep. Fam. III 2.
[2]) Ep. poet. lat. I 7 v. 65—80.

hochragende Scheitel des Pyrenäengebirges; es erblickte mich auch der Ocean dort, wo der von seiner Bahn ermattete Sonnengott den Feuerwagen abspült in der hesperischen Fluth und wo er, herabschauend auf den durch der Medusa Anblick zu Stein verhärteten Atlas, die steilen Berggipfel lange Schatten werfen lässt und die Mauren in eilender Nacht verbirgt. Von hier wandere ich dem Norden und dem Boreas zu und durchwandle einsam jene Länder, erfüllt von misstönender Sprachen Gewirr, wo des britannischen Meeres trübe Welle nur erst halb bekannte Küsten mit wechselnder Woge bespült und wo der eisige Boden dem befreundeten Pfluge den Gehorsam versagt und den Weinstock von den Hügeln fern hält." Wenn wir glauben könnten, dass diese und die vorher erwähnten Stellen buchstäblich zu verstehen seien, so müssten wir annehmen, dass Petrarca die Meerenge von Gibraltar durchfahren habe, dann auf dem atlantischen Oceane bis an die englischen oder doch bis an die England gegenüberliegenden französischen Küsten gereist und von dort, quer durch Frankreich, auf dem Landwege nach Avignon zurückgekehrt sei, und zwar müssten wir unbedingt annehmen, dass diese grosse Reise im Sommer des Jahres 1337, also von Rom aus, stattgefunden habe, denn den späteren Lebensgang Petrarca's vermögen wir zu genau zu verfolgen, als dass darin ein leerer Raum für eine so weite Fahrt sich auffinden liesse. Wir können uns indessen überhaupt nicht entschliessen, an eine solche seltsame Reise Petrarca's zu glauben, denn äussere und innere Gründe scheinen uns dagegen zu sprechen. Petrarca kam, wie wir sahen [1]), jedenfalls nicht vor den ersten Tagen des Februar, möglicherweise aber noch später, in Rom an und ganz gewiss ist sein Aufenthalt daselbst kein allzu kurz bemessener gewesen, sondern hat sich sicherlich über mehrere Monate erstreckt. Wie sollte Petrarca auch die Gelegenheit nicht wahrgenommen haben, sein geliebtes Rom sich allseitig zu beschauen, da er dies als Gast der ihm so freundlich gesinnten Colonna doch gewiss mit aller Behaglich-

[1]) vgl. S. 114.

keit und aller Sorgen ledig thun konnte? Man wird schwerlich fehl gehen, ja vermuthlich noch zu niedrig greifen, wenn man die Dauer seines Aufenthaltes in Rom auf mindestens drei Monate veranschlagt und seine Abreise von Rom etwa auf Anfang Mai ansetzt. Es blieben demnach, wenn er wirklich bereits am 16. August wieder in Avignon eintraf, nur etwa weitere drei Monate für seine Rückreise verfügbar. War es nun, muss man fragen, bei den damaligen noch sehr wenig entwickelten Communicationsmitteln möglich, in verhältnissmässig so kurzer Zeit eine so weite Reise zu unternehmen, welche selbst heute trotz Dampfboot- und Eisenbahnverbindungen eine ununterbrochene Fahrt von mindestens zehn Tagen erfordern würde? Und es ist hierbei doch auch zu bedenken, dass Petrarca, wenn er wirklich eine solche Reise unternommen haben sollte, doch ganz gewiss nicht unablässig sich zu Schiff oder Wagen oder Ross vorwärts bewegen, sondern auch in seiner Begierde, Vieles zu sehen, an einzelnen interessanten Orten kürzere oder längere Zeit verweilen wollte. Wir meinen also, dass innerhalb des beschränkten Raumes eines Vierteljahres — und möchten es auch einige Monate mehr gewesen sein. — die Ausführung einer derartigen Reise physisch unmöglich war. Es kommt überdies noch ein innerer Gegengrund in Betracht. Hätte Petrarca diese weite Seefahrt, welche nach damaligen Begriffen gewiss dieselbe Bedeutung besessen haben würde, wie etwa heute eine Reise nach West- oder Ostindien, wirklich unternommen, wäre es da nicht mehr als auffallend, ja geradezu unerklärlich, dass er dieser Reise, der auf ihr gemachten Beobachtungen und der durch sie empfangenen Eindrücke in seinen Werken mit Ausnahme der beiden erwähnten sehr allgemein gehaltenen Stellen nie gedenkt, während er so manchen unbedeutenden Ausflug, so manche kleine Landparthie ausführlich beschreibt?

Wir glauben demnach zu der Annahme berechtigt zu sein, dass diese angeführten Brieffragmente nicht buchstäblich zu verstehen seien. Eine buchstäbliche Auffassung des letztgenannten derselben würde uns überdies zu den seltsamsten

Schlüssen führen, so müssten wir z. B. gestützt auf die Worte „ich wage die stürmischen Wellen des adriatischen und tuscischen Meeres zu durchfurchen“ [1]) eine ganz sinnlose Reiseroute Petrarca's, die ihn von Rom aus zunächst in das adriatische Meer und dann aus diesem wieder in das tyrrhenische geführt hätte, annehmen, und, wollten wir den Satz „ich durchwandle einsam die Länder, wo der eisige Boden den Weinstock von den Hügeln fernhält“, so müssten wir sogar glauben, dass Petrarca über die Zone des Weinbaues, welche sich im Mittelalter bekanntlich viel weiter nördlich als heut zu Tage erstreckte [2]), hinausgekommen sei; auch würden wir nicht recht erklären können, wie es möglich war, dass er, obwol er die Meerenge von Gibraltar durchfuhr, doch „im Angesicht des hochragenden Scheitels des Pyrenäengebirgs in das sonnige Gras sich lagern“ konnte.

Gewiss will der in der erwähnten poetischen Epistel gegebene Reisebericht nichts Anderes besagen, als dass Petrarca nach damaligen Begriffen weit gen Westen und Norden vorgedrungen sei, eine einfache Thatsache, welche nach Dichterbrauch mit hochtönenden Hyperbeln verhüllt und verbrämt wird. Petrarca mag wirklich einerseits bis zur spanischen und andererseits bis in die Nähe der englischen Küste gelangt sein und mit dichterischer Phantasie gestaltete er daraus Fahrten nach dem fernsten Westen und Norden und mochte sich vielleicht wirklich selbst mit dem Gedanken schmeicheln, den Atlas und die britannischen Inseln von ferne erblickt zu haben. Ist doch in solcher Beziehung Leuten von lebhafter Einbildungskraft gar Vieles möglich, zumal wenn ihre geographischen Vorstellungen nicht sonderlich exacte sind. Nichts aber zwingt uns Petrarca's weitestes Vordringen nach Westen und Norden als auf ein und derselben Reise erfolgt zu betrachten, denn der Ausdruck „von hier (hinc)“ in der poetischen Epistel [3]),

[1]) „Adriacas Tuscasque ausus sulcare procellas“ (v. 65).

[2]) vgl. Nordhoff, der vormalige Weinbau Norddeutschlands. Münster 1877.

[3]) v. 76, vgl. die Uebersetzung S. 120.

durch welchen von der West- zur Nordreise übergeleitet wird, dient doch wol nur zur stylistischen Verbindung und kann unmöglich in seiner eigentlichen Bedeutung aufgefasst werden, weil sonst, da ja das „hier“ streng genommen nur den Ort, an welchem der Sprechende sich befindet, bezeichnen kann, gefolgert werden müsste, dass Petrarca zur Zeit der Abfassung der Epistel sich noch im fernen Westen befunden habe, was, wie aus dem Schlusstheile derselben hervorgeht, durchaus unzulässig ist.

Sollte nicht vielleicht in Bezug auf die in Frage stehenden Reisen Petrarca's folgende Auffassung statthaft sein? Wir haben oben (S. 98) gesehen, dass Papst Benedict XII. Petrarca im Jahre 1335 ein Canonicat zu Lombes verliehen hatte. Rücksichten des kirchlichen Anstandes, vielleicht auch finanzielle Erwägungen mochten es Petrarca wünschenswerth erscheinen lassen, sich einmal persönlich nach Lombes zu begeben und von seiner dortigen Pfründe Besitz zu ergreifen. Bischof Giacomo hatte ihm das vielleicht in Rom nahe gelegt und ihm zugleich Aufträge für den Clerus seines Sprengels ertheilt, dem er ja seit nun bereits vier Jahren entrückt war. So entschloss sich denn Petrarca — meinen wir — die Reise nach Lombes direct von Rom aus anzutreten und wählte hierfür, vielleicht eine sich gerade bequem darbietende Schiffsgelegenheit benutzend und zugleich seinem Reisedrange folgend, den Weg über Spanien, indem er nach einem catalonischen Hafen, vermuthlich Barcelona, überfuhr und dann über die Pyrenäen seinem an deren Nordabhange gelegenen Bestimmungsorte zueilte, von wo aus er nach Avignon zurückkehrte. Wir erhalten durch diese Hypothese ein vernünftiges Motiv für Petrarca's Reise nach dem Westen, zumal der Weg von Rom über Barcelona nach Lombes nicht eben sonderlich weiter sein dürfte als derjenige über Avignon und Toulouse und sich gewiss innerhalb einiger Monate bequem zurücklegen liess.

Die noch zu erklärende Reise nach Norden aber ist, glauben wir, keine andere gewesen, als die im Jahre 1333 nach Paris, den Niederlanden und Niederdeutschland unternommene,

auf welcher ja leicht ein Abstecher nach einem an dem Canal gelegenen Hafen gemacht worden sein kann. Der „an den Küsten des britannischen Oceans" geschriebene und an Tommaso Caloria gerichtete Brief[1]), den Fracassetti[2]) ohne zwingenden Grund im Jahre 1337 verfasst worden sein lässt, wäre dann eben bereits im Jahre 1333 geschrieben worden, was recht wohl möglich ist, da der in diesem Briefe erwähnte zweite Gesandtschaftsaufenthalt des Engländers Richard von Bury in Avignon bereits im Beginne des Jahres 1333 stattgefunden hatte. Dem scheint allerdings zu widersprechen, dass auch die Erhebung Richards zur Bischofswürde, welche erst im December 1333 erfolgte[3]), erwähnt und dass der doch erst im Jahre 1339 zum offenen Ausbruch gelangte Krieg zwischen England und Frankreich als begonnen und noch andauernd geschildert wird. Wollte man aber hierauf Gewicht legen, so müsste man annehmen, dass der Brief frühestens im Jahre 1340 verfasst worden sei[4]) und das ist schon um desswillen höchst unwahrscheinlich, als Tommaso Caloria bereits im Jahre 1341 starb[5]). Wir werden uns eben nothgedrungen entschliessen müssen, die Anspielungen auf die nach dem Jahre 1333 fallenden Zeitbegebenheiten für Zusätze zu halten, welche Petrarca bei einer späteren Durchsicht seiner Briefe anbrachte, zumal uns auch der ganze in Frage stehende Brief die Spuren einer späteren Ueberarbeitung an sich zu tragen scheint. Wir können demnach recht wohl diesen Brief für bereits im Jahre 1333 verfasst erachten, sobald wir nur annehmen, wozu wir ein volles Recht besitzen, dass die Gestalt, in welcher er gegenwärtig vorliegt, nicht seine ursprüngliche ist.

Noch eine Schwierigkeit aber scheint entgegenzustehen. In dem von Avignon aus am 18. August (nach Fracassetti's

---

[1]) Ep. Fam. III 1.

[2]) Lett. fam. I p. 407 f.

[3]) vgl. Fracassetti, ibid.

[4]) Man beachte auch, dass der Krieg ein „langwieriger (diuturnum)" genannt wird, was, besonders nach mittelalterlichem Begriffe, doch füglich erst nach Verlauf mehrerer Kriegsjahre geschehen konnte.

[5]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 262.

Annahme des Jahres 1337) an Tommaso Caloria gerichteten Brief nimmt Petrarca Bezug auf ein ausführliches Schreiben das er von „den Grenzen der Erde“ aus, von welchen er erst vor zwei Tagen zurückgekehrt sei, an den Freund gerichtet habe[1]. Es liegt nahe, diese Worte auf den unmittelbar vorausgehenden Brief, das aber ist eben der an den Küsten des britischen Oceans geschriebene, zu beziehen, wonach dann natürlich, falls Fracassetti's Datirung 18. August 1337 richtig ist, Petrarca's Aufenthalt im fernen Norden doch in das Jahr 1337 verlegt werden müsste. Indessen ist, soviel wir sehen können, die Annahme eines so engen Verhältnisses zwischen den beiden Briefen, so sehr sich diese auch an sich empfehlen möchte, doch durch Nichts unbedingt geboten und es steht kein Grund entgegen, wesshalb wir nicht die betreffenden Worte des zweiten Briefes auf einen andern, uns nicht mehr erhaltenen Brief, der im Jahre 1337 etwa von Spanien aus geschrieben wäre, beziehen könnten, denn der Ausdruck „von den Grenzen der Erde“ ist ja ein ganz unbestimmter und würde übrigens weit besser von Spanien, dem zu Petrarca's Zeit westlichsten bekannten Lande, als von den Küsten des britischen Oceanes, über welche hinaus ja eben noch Britannien lag und also die Erde sich noch weiter erstreckte, verstanden werden.

Wir haben bisher immer an Fracassetti's Annahme festgehalten, dass der Brief vom 18. August im Jahre 1337 geschrieben worden sei. Es muss aber schliesslich bemerkt werden, dass diese Annahme eben nur auf einer, an sich allerdings recht wahrscheinlichen, Vermuthung beruht, und dass Nichts uns verbietet, die Abfassung des Briefes ebenfalls in das Jahr 1333 zu verlegen. Petrarca würde ihn dann nach seiner Rückkehr von der nordischen Reise, welche ja ebenfalls im Augustmonate erfolgte — am 8. August schrieb er von Lyon aus dem Cardinal Giovanni (vgl. S. 96) —, geschrieben

---

[1] „ad extrema terrarum me voluptas traxit ... et cum multa inde tibi scripserim ...“

haben und es würde damit die Beziehung dieses Briefes zu dem von den Küsten des britischen Oceanes aus und nach unserer Meinung ebenfalls im Jahre 1333 geschriebenen wiederhergestellt werden. Freilich würde, falls der Brief vom 18. August wirklich schon im Jahre 1333 und nicht erst 1337 geschrieben worden sein sollte, sich das Datum der Rückkehr Petrarca's nach Avignon nicht auf den 16. August 1333 fixiren lassen und es würde damit auch das eine, auf die Beschränktheit der verfügbaren Zeit sich stützende Argument, welches wir gegen die vermeintliche grosse Reise vom Jahre 1337 vorgebracht haben, in Wegfall kommen, ohne dass jedoch dadurch unsere Beweisführung wesentlich geschwächt würde.

Es erscheint angemessen, die bis jetzt gegebene weitläufige Auseinandersetzung noch einmal in ihren wesentlichsten Punkten kurz zusammenzufassen.

Die Annahme, dass Petrarca von Rom aus im Jahre 1337 eine weite Seereise durch die Meerenge von Gibraltar auf dem atlantischen Oceane bis an die Küsten des britischen Meeres d. h. des Canales unternommen habe, stützt sich lediglich auf eine in dem von Avignon 18. August datirten Briefe an Tommaso Caloria sich findende Stelle und auf eine andere längere Stelle in einer poetischen Epistel an den Bischof Giacomo. Die erstere jedoch verliert — abgesehen davon, dass sie nur ganz allgemein einer Reise bis an die Grenzen der Erde erwähnt — jede Beweiskraft dadurch, dass die Abfassung des Briefes im Jahre 1337 durchaus nicht strenge bewiesen werden kann. Die letztere Stelle ist allerdings bestimmter gehalten, leidet indessen an inneren Widersprüchen und ist offenbar derartig mit poetischen Hyperbeln überladen, dass sich aus ihr Nichts weiter mit Sicherheit folgern lässt, als dass Petrarca in westlicher und nördlicher Richtung weite Reisen unternommen hat. Es müssen diese Reisen, da wir vom Jahre 1338 ab Petrarca's Lebensgeschichte fast Tag für Tag verfolgen können, ohne dass wir sie verzeichnet fänden, vor dem Jahre 1338 stattgefunden haben, doch sind wir nicht genöthigt anzunehmen, dass sie unmittelbar auf einander gefolgt seien.

Es ist innerlich durchaus unwahrscheinlich, dass Petrarca im Jahre 1337 eine weit ausgedehnte Seereise auf dem Oceane unternommen habe, da er einer solchen mit Ausnahme der eben beleuchteten Stelle in der poetischen Epistel nirgends gedenkt, ein Umstand, welcher bei der sonstigen Redseligkeit Petrarca's über die Ereignisse seines Lebens die grösste Beweiskraft besitzt.

Es tritt hierzu, falls der Brief vom 18. August, wie Fracassetti annimmt, erst im Jahre 1337 verfasst ist, der äussere Gegengrund, dass dann innerhalb der kurzen Zeit, welche Petrarca in diesem Falle für die Rückkehr übrig geblieben sein würde, die Ausführung einer weiten Seereise unter den damaligen Verhältnissen physisch unmöglich gewesen sein dürfte.

Endlich darf auch nicht übersehen werden, dass Petrarca bei seiner fast krankhaften Abneigung gegen Seereisen wol kaum gewagt haben würde, eine Fahrt in den weiten Ocean hinaus zu unternehmen.

Wir besitzen demnach keinen einzigen Beweis für eine im Sommer 1337 unternommene weite Seereise Petrarca's, wol aber drei mehr oder weniger beweiskräftige Gegengründe. Bei solcher Sachlage spricht doch gewiss die Wahrscheinlichkeit dafür, dass diese Reise eben nicht stattgefunden hat.

Andererseits dagegen kann es nicht in Zweifel gezogen werden, dass Petrarca für die damaligen Verhältnisse ausgedehnte Reisen in nördlicher und westlicher Richtung unternommen hat. Dass er namentlich bis zu den Küsten des britischen Meeres vordrang, wird durch den von dort aus datirten Brief bewiesen, nur verlegen wir die Abfassung desselben nicht, wie Fracassetti will, erst in das Jahr 1337, sondern, unter der statthaften und auch bei der Fracassetti'schen Datirung erforderlichen Annahme einer späteren Ueberarbeitung, in das Jahr 1333 und glauben also, dass Petrarca gelegentlich seiner grossen Reise nach den Niederlanden auch die Küsten des Canals erreicht habe.

Nach Westen drang Petrarca am weitesten vor, als er — wie wir annehmen zu dürfen glauben — sich im Sommer

1337 von Rom zunächst auf dem Seewege nach Barcelona und sodann über die Pyrenäen nach Lombes begab, um von seinem dortigen Canonicate Besitz zu ergreifen.

Die Meerenge von Gibraltar aber — meinen wir — hat Petrarca nie passirt und ebenso wenig hat er jemals den atlantischen Ocean befahren.

Es mag gar manchem Leser die Mühe, welche wir aufgewandt haben, um dies anscheinend geringfügige Ergebniss zu erzielen, als eine arge Verschwendung des Raumes erscheinen und ihn vielleicht selbst an die kreissenden Berge und das von ihnen geborene Mäuslein des Horaz erinnern. Wir glauben indessen nicht, dass die geführte Untersuchung zwecklos war, denn nicht so unwesentlich dünkt es uns, zu entscheiden, ob Petrarca die ihm beigelegte weite Reise, nach mittelalterlichen Begriffen beinahe eine Reise um die Welt, wirklich gemacht habe oder nicht. In dem ersteren Falle, wenn wir wüssten, dass er wirklich, nur um Heilung für seinen Liebesschmerz zu suchen, planlos hinausgefahren sei in ferne Meere und zu entlegenen Küsten, so würden wir bei dem grossen Dichter das Vorhandensein einer sonst an ihm unbekannten romantischen Ueberspanntheit constatiren müssen, und es würde das eine nicht unwesentliche Aenderung unserer Gesammtanschauung von seinem Wesen bedingen, da wir sonst zu glauben und zu behaupten geneigt sind, dass er wol bis zur modernen Sentimentalität, aber nicht bis zur hypermodernen Bizarrerie vorgedrungen sei und dass er wol die Melancholie, aber nicht den Spleen gekannt habe. In dem anderen Falle, wenn wir annehmen, dass Petrarca sich zur Erreichung eines reellen Zweckes, um von seinem Canonicate Besitz zu ergreifen, auf dem Seewege von Rom aus über Spanien nach Lombes begeben habe, erscheint er uns als eben der besonnene und, wenn nöthig, auch praktisch denkende Mann, als welcher er auch sonst sich zeigt, wobei man ja gern der Reiselust und selbst dem Liebesschmerze einen Antheil an seiner Entschliessung, den weiteren statt des näheren Weges nach Lombes zu wählen, zugestehen mag.

Der Zeitpunkt der Rückkehr Petrarca's nach Avignon lässt sich nach dem, was wir oben erörtert haben, nicht genau bestimmen: sie erfolgte am 16. August, falls Fracassetti's Datirung des Briefes vom 18. August richtig ist, während wir sonst lediglich auf Vermuthungen angewiesen sind und nur etwa annehmen dürften, dass sie gewiss noch vor Anbruch der rauheren Jahreszeit stattgefunden habe.

Zurückgekehrt aus der Wunderwelt Roms mochte Petrarca an dem Aufenthalte in Avignon weniger als jemals Gefallen finden. Konnte doch auch kaum ein stärkerer Contrast gedacht werden als das stille Rom und das lärmende Avignon! Rom, so reich an den grossartigsten historischen Erinnerungen und Denkmalen, so recht eine Stadt der Vergangenheit, einladend zu idealen Träumen und zum Vergessen einer kleinlichen Gegenwart — Avignon, eine Stadt ohne jede bedeutende Vorzeit, ganz erfüllt von jenem unruhvollen wilden Treiben, wie es Orten eigen ist, welche, ohne durch ihre Vorgeschichte oder ihre geographische Lage dazu prädestinirt zu sein, plötzlich zu Mittelpunkten eines regen politischen Lebens erhoben werden. Man kann sich die Unbehaglichkeit des Aufenthaltes im damaligen Avignon leicht vorstellen. Die Stadt, bis dahin eine unbedeutende und überdies durch die Albingenserkriege in ihrem Gedeihen schwer geschädigte Provinzialstadt, sah sich so zu sagen über Nacht zur kirchlichen Welthauptstadt erhoben und vermochte natürlich den äusseren Anforderungen an eine solche nur im unvollkommensten Maasse zu genügen. Die Tausende und Abertausende von Menschen, welche zu dauerndem oder zeitweiligem Aufenthalte in die päpstliche Residenz zusammenströmten, mussten sich auf kleinem Raume zusammendrängen und dadurch alle stark bevölkerten Orten eigene Schattenseiten um so schroffer hervortreten lassen. Schon daraus erklärt sich zur Genüge, dass eine zur Beschaulichkeit und Sentimentalität sich neigende Natur, wie diejenige Petrarca's, in solcher Umgebung sich nicht wohl zu fühlen vermochte. Andere Gründe des Missbehagens mochten hinzutreten. Wie wir sahen, wohnte Petrarca in dem Hause des Cardinals

Giovanni Colonna. Daraus entsprangen für ihn jedenfalls gewisse, wenn nicht rechtliche, so doch moralische Verpflichtungen, oder es wurden ihm doch zum mindesten bestimmte gesellschaftliche Rücksichten auferlegt, welche er, je länger dies Verhältniss währte, immer mehr als drückende Fesseln und als lästige Einschränkungen seiner Freiheit empfinden mochte. Und hatte er nicht auch endlich zu befürchten, dass ihm noch schwerere Fesseln von anderer Seite her in Avignon angelegt werden würden? Um sich dem Joche der Liebe zu entziehen, hatte er Länder und Meere durchirrt; gerettet und geheilt glaubte er zurückgekehrt zu sein, aber musste er nicht erwarten, dass in Avignon, wo er der einst Geliebten zu begegnen und mit ihr zu verkehren nicht vermeiden konnte, die kaum gebändigte Leidenschaft mit neuer Macht in seiner Brust emporflammen und dass er auf's Neue Laura's schöner Augen Zauberkraft erliegen würde? Wenige Tage schon des Verweilens in Avignon mochten hingereicht haben, ihm zu beweisen, wie gegründet solche Befürchtung sei und wie nur rasche Flucht vielleicht noch ihn retten oder, richtiger gesagt, ihn zum zweiten Male heilen könne[1]. So beschloss er denn, aus dem städtischen Getümmel und aus Laura's gefahrdrohender Nähe in die ländliche Einsamkeit zu flüchten, damit zugleich auch einem inneren Drange seiner Seele Genüge thuend. Als willkommener und bequem gelegener Zufluchtsort bot sich ihm jenes Thal Vaucluse dar, in welchem einst seinen Wohnsitz aufzuschlagen er sich bereits als Knabe bei seinem ersten Besuche gelobt hatte[2]. So erwarb er denn dort an den Quellen der Sorgue ein kleines Grundstück mit einem sehr bescheidenen Häuschen, welches er, allerdings mit sehr beträchtlichen Unterbrechungen, sechszehn Jahre hindurch (1337—1353) bewohnt hat.

Die landschaftlichen Reize des romantisch gelegenen Vaucluse hat Petrarca an zahllosen Stellen seiner lateinischen

---

[1]) vgl. Ep. poet. lat. I 7. v. 95 ff.
[2]) Ep. Sen. X 2., vgl. S. 66 f.

Werke in Versen und in Prosa begeistert geschildert und dadurch auf das Schönste seinen lebhaften Sinn für Naturschönheit bekundet. Wir können es uns nicht versagen, einige dieser Stellen in Uebersetzung hier wiederzugeben, und halten dies für um so angemessener, als wir darauf verzichten wollen und müssen, Vaucluse auf Grund eigener Anschauung zu schildern. „Vaucluse" — sagt Petrarca [1]) — „ist fünfzehntausend Schritt von dem geräuschvollen Avignon und dem linken Rhôneufer entfernt, aber trotz dieser geringen Entfernung ist der Ort von der genannten Stadt so grundverschieden, dass ich jedesmal, wenn ich von dort dahin komme, aus dem entlegensten Abendland in das fernste Morgenland gekommen zu sein glaube. Mit Ausnahme des Himmels, der sich über beide Orte wölbt, ist Alles verschieden: das Aussehen der Menschen, der Gewässer, der Landschaft. Hier fliesst die Sorgue, einer der klarsten und kältesten Ströme, ausgezeichnet durch die Krystallhelle ihrer Fluthen, den smaragdenen Glanz ihres Wasserspiegels und die beispiellos wechselnde, bald zu- bald abnehmende Stärke ihrer Quelle, von der es mich nur wundert, dass Plinius sie unter die Merkwürdigkeiten der narbonensischen Provinz versetzt hat, während sie doch in der arelatensischen sich befindet [2]). Diese ländliche Gegend, in welcher mich das Gebot einer eisernen Nothwendigkeit ausserhalb Italiens zu verweilen nöthigt, ist für meine Studien und Bestrebungen so geeignet wie nur möglich: die Hügel werfen am Morgen und am Abend willkommene Schatten, in den Thälern finden sich sonnendurchwärmte Schluchten, weit und breit erstreckt sich eine einsame Landschaft, in welcher man häufigere Spuren von den Thieren des Waldes als von Menschen erblickt; tiefes und ungestörtes Stillschweigen herrscht ringsumher, nur dass man etwa dann und wann das Gemurmel des dahinrieselnden Wassers oder das Gebrüll der auf den Uferwiesen grasenden Rinder oder den Gesang der Vögel vernimmt." —

---

[1]) Ep. Var. 42.
[2]) vgl. Plin. Hist. Nat. XVIII 22.

„Die Luft in Vaucluse“, sagt er ein anderes Mal[1]), „ist mild und die Winde wehen hier sanft, die Landschaft ist sonnig, die Quellen sind klar, Fische bietet der Strom, Schatten der Hain, es finden sich hier kühle Grotten, Schluchten mit üppigem Pflanzenwuchs und lachende Wiesen. Man vernimmt das Gebrüll der Rinder, den Gesang der Vögel und das Dahinrieseln der Gewässer. Das Thal ist anmuthig und tief versteckt, so dass es in Wahrheit den Namen Vaucluse (= Vallis clausa d. h. geschlossenes Thal) verdient, im Umkreise aber grünen auf den Hügeln die Weinstöcke und Olivenbäume. Alles, dessen man zu des Leibes Nothdurft und Lust nur irgend bedarf, wird hier von der Erde und dem Wasser so reichlich erzeugt, dass man, um mit den Theologen zu reden, im Paradiese, und, um mit den Dichtern zu sprechen, in den elysischen Gefilden sich zu befinden glaubt, und, wenn ja irgend ein menschlicher Genusssucht dienendes Produkt der Landschaft fehlen sollte, so lässt es sich mit leichter Mühe aus dem Reichthume der Umgegend beschaffen.“ — Poetischer noch lautet eine dritte Stelle[2]): „Hier spielen in den glashellen Fluthen silberfarbige Fische, fern auf den Wiesen brüllen vereinzelte Rinder, es säuseln in den leicht bewegten Wipfeln der Bäume heilsame Winde, buntgefiederte Vögel singen in den Zweigen, nächtlich klagt die Nachtigall, es weint die Turteltaube um ihre Freundin und sich hervorstürzend aus dem klaren Quell murmelt der Bach. Der Landmann aber liegt schweigend seiner Arbeit ob und sich niederbeugend zur Erde entlockt er seinem vielgebrauchten Spaten hellen Eisenklang und sprühende Funken. Um mit einem Worte Alles zu sagen: es ist hier ein beglücktes Wohnen.“

Inmitten dieses lieblichen Thales und seiner anmuthsvollen Umgebung lebte nun Petrarca, theils seinen geliebten Studien theils dem Genusse der Natur sich widmend, ein idyllisch

---

[1]) Ep. Fam. XVI 6.

[2]) Ep. Fam. XVII 5, weitere ähnliche Stellen sind z. B. Ep. poet. lat. I 7. v. 156 ff., I 8., de Vit. Sol. II 10, 2. Ep. Fam. XI 4.

einfaches und behagliches Leben, welches er selbst wiederholt eingehend geschildert hat[1]). „Noch mitten in der Nacht", erzählt er einmal[2]), „stehe ich schon auf; am frühen Morgen verlasse ich das Haus und studire, denke, lese und schreibe unter dem freien Himmel gerade so, als wenn ich mich im Hause befände. So weit es möglich ist, halte ich den Schlaf von den Augen, die Schlaffheit vom Leibe, die sinnlichen Begierden von der Seele, und die Trägheit von der Arbeit fern. Ganze Tage lang wandle ich auf den sonnigen Bergen, in den thaufrischen Thälern und Grotten umher. Beide Ufer der Rhône durchmesse ich oft auf Spaziergängen, auf denen mir kein Ueberlästiger begegnet und Niemand mich begleitet noch leitet, nur meine Sorgen begleiten mich, doch werden sie von Tag zu Tag weniger scharf und drückend." Weit ausführlicher und an Einzelheiten reicher ist eine andere Schilderung[3]) seines damaligen Lebens, welche sich etwa folgendermaassen in Kürze wiedergeben lässt: „Ich muss hier auf alle musikalischen Töne, durch welche ich mich so gern entzücken lasse, verzichten, denn ich höre Nichts, als das Brüllen der Rinder, das Blöcken des Kleinviehs und das Gemurmel der Gewässer. Oft bin ich den ganzen Tag über zum Schweigen verurtheilt, weil ich Niemanden um mich habe, mit dem ich sprechen könnte. Meine Kost ist sehr einfach: häufig theile ich mit dem Rinderhirten das grobe schwarze Brot und überlasse das weisse, wenn mir solches etwa aus der Stadt überbracht wird, den überbringenden Dienern. Trauben, Feigen, Nüsse und Mandeln bilden meine einzigen Leckerbissen. Auch an kleinen Fischen delectire ich mich und beschäftige mich selbst mit deren Fang. Meine Kleidung ist eben so einfach wie ländlich, während ich doch früher, wie bekannt, durch Eleganz der Toilette mich auszuzeichnen bestrebt war[4]). In meinem

[1]) vgl. namentlich Ep. Fam. VI 3. VIII 3. XIII 8. XV 3.
[2]) Ep. Fam. XV 3.
[3]) Ep. Fam. XIII 8.
[4]) Ep. Fam. X 3, vgl. S. 84.

schlichten Häuschen wohne ich mit einem Hunde und zwei Knechten allein, der Oekonom wohnt in einem Nebenhäuschen, welches von dem Hauptgebäude aus durch eine Verbindungsthür zugänglich ist. Meine besondere Freude sind zwei Gärtchen, von denen ich nur bedaure, dass sie nicht in Italien liegen. Das eine, welches ich meinen Musenberg jenseits der Alpen zu nennen pflege, liegt hart unterhalb der Quelle der Sorgue, deren gegenüberliegendes Ufer von unzugänglichen Felsparthien eingefasst wird, das zweite — ein Wein- und Ziergärtchen — ist nahe am Hause auf einer Insel des schön und schnell fliessenden Stromes angelegt. Am Flusse selbst befindet sich eine Steingrotte, in deren immer kühlem Schatten die sommerliche Hitze nicht empfunden wird und welche in Folge dessen ein einladender Studiensitz ist. So verbringe ich denn die Mittagsstunden in dieser Grotte, den Morgen aber auf den Hügeln und die Abende in dem wildromantischen Berggärtchen an der Sorguequelle. Bei diesen Annehmlichkeiten würde ich in Vaucluse ganz glücklich leben können, wenn ich nicht dem geliebten Italien so fern, dem verhassten Avignon aber so nahe wäre."

Schwierig war es für Petrarca, Dienstboten zu finden, welche gewillt waren, seinen ländlichen Aufenthalt mit ihm zu theilen, denn seine städtischen Diener hatten ihn sehr bald verlassen [1]. Ein grosses Glück war es für ihn also, dass er eine tüchtige Wirthschafterin und einen braven Verwalter fand, welche sein bescheidenes Hauswesen, mit dem vermuthlich eine kleine Oekonomie verbunden war, treu und umsichtig leiteten. Mit vielem Humor, aber auch mit vieler Herzlichkeit hat Petrarca ein Charakterbild seiner alten Wirthschafterin entworfen, welches wir als so recht bezeichnend für seinen auch in kleinen Dingen gemüthvollen Sinn und zugleich für seine Darstellungsgabe unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Wenn du meine Wirthschafterin sähest", schreibt er einem Freunde [2], „so würdest du die libysche oder die äthiopische

[1]) Ep. poet. lat. I 7. v. 156 ff.
[2]) Ep. Fam. XIII 8.

Wüste zu erblicken glauben: so ausgedörrt und sonnenverbrannt ist ihr Gesicht, da ist keine Spur mehr von Frische und Saft vorhanden. Wahrscheinlich, wenn Helena ein solches Gesicht gehabt hätte, Troja würde noch heute stehen, und, wenn Lucretia und Virginia ebenso hässlich gewesen wären, so wäre weder Tarquinius vertrieben worden noch Appius im Kerker gestorben. Aber, damit ich ihr nach dieser abschreckenden Personalbeschreibung das verdiente Lob des Charakters nicht vorenthalte, so muss ich sagen: ihre Seele ist eben so rein wie ihr Gesicht schwarz. Das Frauenzimmer ist wirklich ein merkwürdiges Beispiel dafür, dass Hässlichkeit dem guten Charakter keinen Eintrag thut, worüber ich vielleicht eingehender sprechen würde, wenn nicht Seneca bereits in seinen Briefen in Betreff des Claranus diesen Punkt behandelt hätte. Meine Wirthschafterin hat übrigens noch das Besondere, dass, während doch Leibesschönheit mehr ein Vorzug des weiblichen als des männlichen Geschlechtes ist, sie den Mangel an derselben so wenig empfinden lässt, dass man ihre Hässlichkeit beinahe wieder schön findet. Es gibt kein treueres, kein anspruchsloseres, kein arbeitsameres Wesen, als sie ist. Bei der brennendsten Sonnengluth, wenn selbst die Cicaden kaum mehr die Hitze aushalten, bringt sie ganze Tage auf dem Felde zu und verachtet mit ihrer zu Leder gewordenen Haut die hochsommerlichen Sternbilder des Krebses und Löwen. Kommt das Mütterchen dann spät Abends nach Hause zurück, so ist ihr zusammengeschrumpftes, dürftiges Körperchen bei allen möglichen häuslichen Geschäften noch so frisch und behend, wie nur irgend ein junges Mädchen, wenn es eben aus dem Bette kommt. Dabei murrt und klagt sie niemals und zeigt auch keine Spuren geistiger Schwachheit, sondern sorgt für ihren Mann und ihre Kinder, für mein Gesinde und die zu mir kommenden Gäste mit unglaublicher Rührigkeit und mit seltener Selbstaufopferung. Dies Weiblein mit so eisenfester Gesundheit schläft auf einer blossen Streu auf dem Fussboden, ihre fast einzige Speise ist grobes Brot, schwarz wie Erde, und ihr fast einziges Getränk essigsaurer mit Wasser ge-

mischter Wein. Setzt man ihr bessere Nahrung vor, so mundet ihr dieselbe in Folge der langen Entwöhnung nicht einmal mehr und widerlich erscheint ihr, was gut schmeckt."

Nicht geringeres Lob spendet Petrarca seinem Gutsverwalter, der zugleich die Dienste eines Bibliothekdieners versah. „Es war", so charakterisirt er den treuen Diener, als derselbe im Januar 1353 hochbetagt gestorben war[1]), „ein Mann aus dem Bauernstande, aber von grösserem Geschicke und grösserer Gewandtheit im Umgange, als mancher Städter besitzt. Ein treueres Geschöpf als ihn hat, glaube ich, die Erde nie hervorgebracht. Was soll ich viel sagen? für die Ungeschicklichkeit und Untreue aller übrigen Diener, über welche ich mich nicht nur tagtäglich mündlich beklage, sondern auch in meinen Schriften mich zuweilen beklagt habe, hat er allein durch seine vorzügliche Treue mich reichlich entschädigt. Ihm konnte ich mich selbst und alle meine Habseligkeiten und Bücher, die ich in Frankreich besitze, ruhig anvertrauen. Obwol ich eine grosse Menge von Büchern in allen möglichen Formaten, Miniaturbändchen sowol wie grosse Codices in Folio, besitze, so dass bei dem Aufräumen der Bibliothek wol leicht Verwirrung hätte entstehen können, so fand ich doch, auch wenn ich zuweilen nach langer Abwesenheit heimkehrte, nicht ein einziges Buch auf einen unrichtigen Platz gestellt oder gar abhanden gekommen. Obwol er jeglicher wissenschaftlichen Bildung entbehrte, liebte er doch die Wissenschaften, und diejenigen Bücher, von denen er wusste, dass sie mir vorzugsweise theuer seien, hütete er mit ganz besonderer Sorgfalt. Ja, durch lange Uebung war er so weit gelangt, dass er die Werke der alten Classiker mit Namen kannte und auch meine eigenen Werkchen zu unterscheiden wusste. Er strahlte immer vor Freuden, wenn ich ihm, wie das ja vorkommt, ein Buch übergab, um es an Ort und Stelle zu setzen, er drückte dann seufzend das Buch an die Brust und nannte wol auch leise den Namen des Verfassers. Wunderbar! durch

---

[1]) Ep. Fam. XVI 1. vgl. Ep. Sen. IX 2.

die blosse Berührung und den Anblick der Bücher glaubte er gelehrter und glücklicher zu werden."

Petrarca gedachte noch in seinem Testamente des treuen Dieners: er vermachte den Söhnen desselben sein Landgütchen zu Vaucluse für den Fall, dass es für einen wohlthätigen Zweck nicht verwendbar erscheine. Aus dem Testamente erfahren wir auch den Namen und den Geburtsort des braven Mannes: es war Raimund Monet aus Clermont.

Wenn Petrarca an einer der oben angeführten Stellen seiner Briefe über die Einsamkeit seines Aufenthaltes in Vaucluse sich beklagt, so darf man das nicht zu buchstäblich verstehen. Mit den Bewohnern von Vaucluse selbst freilich konnte er in näheren Verkehr nicht treten, denn das waren einfache Land-, Wein- und Oelbauern und Fischer[1]), aber deshalb war er doch nicht von allem menschlichen Umgange ausgeschlossen: viel zu nahe lag ja Avignon, als dass nicht seine dort wohnenden Freunde, vor allen Sokrates und Laelius, ihn häufig in seiner ländlichen Zurückgezogenheit besucht haben sollten. Ausserdem jedoch verstand es Petrarca, sich in noch grösserer Nähe neue Freunde zu gewinnen. Es gehörte in kirchlicher Beziehung Vaucluse zu dem Sprengel des Bischofs von Cavaillon und es war daher für Petrarca, den Kleriker, eine einfache Pflicht des gesellschaftlichen Anstandes, diesem geistlichen Würdenträger einen Besuch abzustatten. Er that dies und die Folge davon war, dass zwischen beiden Männern ein inniges, ihr ganzes Leben hindurch währendes Freundschaftsband angeknüpft wurde. Bischof von Cavaillon war damals Philipp von Cabassoles, der, als Sohn einer altangesehenen Adelsfamilie im Jahre 1305 geboren, bereits im Jahre 1333, also lange vor erreichtem canonischen Alter, zu dieser Würde emporgestiegen war, Dank den engen Beziehungen, in denen er zu dem angovinischen Königshause Neapels von Jugend an gestanden hatte. Er sollte in der Folge noch eine weit glänzendere Laufbahn durchmessen. Durch Testamentsverfügung

---

[1]) vgl. Ep. Fam. XI 12.

König Roberts wurde er nach dessen im Jahre 1343 erfolgtem Tode als Reichsverweser nach Neapel berufen, in welcher Stellung er freilich so wenig Erfreuliches erlebte, dass er ihr bereits im December 1345 wieder entsagte. Später ward er wiederholt, in den Jahren 1352 und 1357, als päpstlicher Legat mit wichtigen Gesandtschaftsreisen nach Deutschland betraut. Im Jahre 1361 wurde er zum Patriarchen von Jerusalem, 1368 zum Verwalter der Marseiller Kirche und endlich am 22. December desselben Jahres zum Cardinal erhoben, als welcher er 1369 das Bisthum Sabina zuertheilt erhielt und 1371 von Papst Gregor XI. mit der Verwaltung der Legationen Umbrien und Sabina betraut wurde. Er starb 67 Jahre alt zu Perugia am 27. August 1372[1]. Mit diesem ihm fast gleichalterigen Manne also, den jedenfalls eine hohe geistige Begabung auszeichnete, unterhielt Petrarca während seines Aufenthaltes in Vaucluse einen lebhaften und vertraulichen Verkehr[2]. Oft besuchte Petrarca ihn ohne alle Förmlichkeit in dem alten und stillen Cavaillon, wobei ihn wol gelegentlich sein Freund Sokrates begleitete[3]. Oft auch kam der Bischof herüber nach dem nahe gelegenen Vaucluse. Dann brachten die beiden Freunde, in Gespräche über religiöse oder wissenschaftliche Fragen versunken und Alles um sich her vergessend, wol den ganzen Tag in den Wäldern oder an der Sorguequelle zu, mitunter so verborgen in der Einsamkeit, dass die Diener um die Mittagszeit vergebens sie aufzusuchen sich bemühten; oder sie sassen auch ganze Nächte hindurch, des Schlafes uneingedenk, bis zur Morgenröthe bei den Büchern und tauschten in anregender Unterhaltung ihre Gedanken über das Gelesene aus[4]. War aber zeitweilig und in den späteren Jahren auf die Dauer ein solcher reger persönlicher Verkehr aus äusseren Gründen nicht möglich, so ward er, so weit es geschehen konnte, durch einen lebhaften Briefwechsel ersetzt und eine

---

[1] diese Notizen nach Fracassetti, Lett. fam. I p. 324 f.
[2] vgl. Ep. Var. 64.
[3] vgl. Ep. Fam. VI 9.
[4] Ep. Sen. XIII 11 und XV 4.

beträchtliche Anzahl der Briefe Petrarca's ist noch erhalten [1]), Briefe, welche um so wichtiger und interessanter sind, als gerade in ihnen Petrarca dem Freunde über sein innerstes Denken und Fühlen Aufschluss gibt mit einer Aufrichtigkeit, welche sich in gleichem Maasse höchstens in den Briefen an Sokrates, Laelius und Giacomo Colonna wiederfindet. Nicht minder lebhaft war der litterarische Verkehr der beiden Freunde. Dem Bischof von Cavaillon, damals freilich schon zum Patriarchen von Jerusalem erhoben, widmete Petrarca sein grosses Werk über die Einsamkeit [2]), in welchem Buche er Gelegenheit nahm, die Annehmlichkeiten des Lebens in Cavaillon zu schildern und den Schutzpatron der Stadt, den heiligen Veranus, zu preisen [3]); ihm, dem Bischof, übersandte er auch seine zum Preise von Vaucluse verfassten Verse [4]) sowie sein Gedicht auf die heilige Margarethe [5]). Der Bischof dagegen interessirte sich auf das Lebhafteste für Alles, was Petrarca schrieb, und, wenn er, wie mitunter geschah, in dessen Abwesenheit nach Vaucluse kam und der Diener ihm im Bibliothekzimmer etwa Handschriften des Plato oder Cicero zur Lectüre vorlegte, so wies er diese zurück und verlangte Petrarca's neueste Schriften zu sehen [6]). An dem ihm gewidmeten Buche über das Leben in der Einsamkeit aber fand er ein solches Gefallen, dass er sich sogar bei Tische daraus vorlesen liess [7]). Man kann leicht ermessen, wie gross Petrarca's Schmerz war, als er, vermuthlich im Jahre 1368, das, sich freilich bald als irrig erweisende, Gerücht von des alten Freundes Tod vernehmen musste [8]).

---

[1]) Ep. Fam. II 1. VI 9. XI 4. 10. 11. 15. XII 6. XV 11. 12. 13. XXII 5. XXIV 1. Sen. VI 5. 9. XI 15. XIII 11. XV 14. 15. XVI 4. Var. 41. 55. 64. Ausserdem richtete Petrarca an den Bischof wenigstens eine, vermuthlich aber mehrere der Epistolae sine titulo, vgl. Ep. Fam. XV 12.

[2]) Vit. Sol. praef. und Ep. Sen. VI 5.

[3]) Vit. Sol. II 10, 2.

[4]) Ep. Fam. XI 4.

[5]) Ep. Sen. XIV 15 (17).

[6]) Vit. Sol. II 10, 1.

[7]) Ep. Sen. XIII 11.

[8]) Ep. Sen. XI 3.

Bischof Philipp war nicht der einzige Freund, den Petrarca in Cavaillon fand, er traf vielmehr als Propst der dortigen Kirche einen alten Jugendgenossen wieder, Pontius Simson (Sansonio), den er als einen durch Charakterstärke und litterarische Bildung gleich ausgezeichneten Mann schildert [1]. Indessen scheinen seine Beziehungen zu ihm weniger intimer Natur gewesen zu sein, denn die beiden einzigen Briefe, welche er, soviel wir wissen, an ihn gerichtet hat [2], sind im Wesentlichen nur Höflichkeitsschreiben.

Die Jahre, welche Petrarca zu Vaucluse inmitten einer lieblichen Natur und eines traulichen Freundeskreises und im Vollgenusse seiner Kraft verlebte, waren jedenfalls die glücklichsten seines Lebens und sie waren zugleich die Jahre seines fruchtbarsten litterarischen und dichterischen Schaffens. Damals begann er, wie er selbst berichtet [3] und worauf wir sehr bald ausführlicher werden zurückkommen müssen, seine „Africa“, in Vaucluse schrieb er einen grossen Theil seiner Briefe in gebundener und ungebundener Rede, dort verfasste er, und zwar in unglaublich kurzer Zeit, fast seine sämmtlichen Eklogen, dort fasste er den Gedanken, das grosse Werk „über die berühmten Männer“ zu schreiben, dort entwarf er in ihren Umrissen die Schriften über „die Musse der Mönche“ und „über das Leben in der Einsamkeit“, dort endlich entstanden die meisten seiner italienischen Liebeslieder, denn eben die Einsamkeit, von welcher er die Heilung seiner Leidenschaft erhofft hatte, entflammte dieselbe auf's Neue. So hat er denn seinem eigenen Geständnisse nach in Vaucluse allein mehr producirt, als an allen den zahlreichen anderen Orten, an denen er vorher oder nachher sich aufgehalten, zusammengenommen. Am liebsten arbeitete er in dem an der Sorguequelle gelegenen Gärtchen bei dem Murmeln der Wellen und beschattet von überhangenden Felsen [4]. Wol kann man es begreifen, dass

[1] Vit. Sol. II 10, 1.
[2] Ep. Fam. XIV 8 und XV 10.
[3] Ep. Fam. VIII 3.
[4] Vit. Sol. II 10, 2 und de otio relig. II p. 358.

er sich im späteren Leben immer und immer wieder nach Vaucluse zurücksehnte und seine alten Tage dort zu verbringen wünschte [1]), ein Wunsch, dessen Erfüllung ihm freilich versagt bleiben sollte. Nicht wenig auch mochte zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes in Vaucluse beitragen, dass damals dort — ein im vierzehnten Jahrhundert nicht eben häufig anzutreffender Zustand — der tiefste Friede, die grösste Sicherheit des Eigenthums herrschte und selbst von wilden Thieren keinerlei Gefahr drohte [2]). Völlig ungefährdet konnte Petrarca selbst in der Nacht und selbst auf den einsamsten Pfaden der umliegenden romantischen Wildniss Spaziergänge unternehmen: keines Räubers oder Mörders Angriff hatte er zu befürchten und völlig sorglos durfte er seinen Gedanken und Phantasien sich hingeben; der grosse Hund, den ihm der Cardinal Giovanni geschenkt hatte, erwies ihm höchstens den Dienst, dass er die Landleute fern hielt, welche sich sonst wol zuweilen dem Dichter zu nahen und ihn in vielleicht manchmal zudringlicher Weise um seinen Rath über Familienangelegenheiten zu bitten pflegten [3]). Eigenthümlich genug war es, dass diese friedlichen Zustände sich zum Bösen änderten, sobald Petrarca Vaucluse dauernd verlassen hatte (1353): es schien, als wenn mit ihm auch der gute Genius des Ortes geschieden sei. Diebsbanden und Wölfe machten seitdem das stille Thal unsicher und am Weihnachtstage, vermuthlich des Jahres 1353 [4]), wagten es Räuber, das verlassene Häuschen des Dichters auszuplündern und in Brand zu stecken [5]).

So lebte denn Petrarca zu Vaucluse ein theils dem Genusse der Natur und dem geselligen Verkehre, theils ernsten Studien und der Poesie gewidmetes Leben, ganz ähnlich, wie einst etwa Cicero auf seinem Tusculum gelebt haben mag, oder auch wie so manche moderne Dichter und Denker — man

---

[1]) Ep. Fam. XVII 5 und XXII 5.
[2]) Ep. Sen. X 2.
[3]) vgl. Ep. poet. lat. III 5.
[4]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 306.
[5]) Ep. Sen. X 2. Var. 25.

erinnere sich z. B. an Voltaires Aufenthalt zu Ferney am Genfersee oder auch an Schiller's Sommerfrischen in Gohlis und Loschwitz — kürzere oder längere Villeggiaturen gehalten und während derselben sich vorzugsweise zum geistigen Schaffen angeregt gefühlt haben. Wir Menschen der Neuzeit sind völlig daran gewöhnt und halten es für etwas ganz Selbstverständliches, dass litterarisch thätige, überhaupt geistig arbeitende Männer sich aus dem Gewühle des städtischen Lebens zeitweilig oder dauernd in die ländliche Stille zurückziehen, und wir möchten daher leicht geneigt sein, der Handlungsweise Petrarca's, als er aus Avignon nach Vaucluse übersiedelte, keine tiefere Bedeutung beizumessen. Anders aber, ganz anders wird unser Urtheil sich gestalten müssen, wenn wir uns, wie nöthig, in die Denkweise der Zeitgenossen Petrarca's, also der Menschen des Mittelalters, versetzen, wir werden dann erkennen, dass Petrarca durch seine scheinbar so harmlose Uebersiedelung in das Sorguethal, ebenso wie früher durch seine Besteigung des Mont Ventoux, völlig herauszutreten wagte aus der Gedanken- und Empfindungssphäre seiner Zeit und sich als der erste moderne Mensch bekundete. Ebenso wenig — wir haben das ja früher erörtert [1]) — wie für die Schönheit der Landschaft besass der mittelalterliche Mensch für die Reize des Landlebens Empfänglichkeit und Verständniss: er lebte auf dem Lande nur aus wirthschaftlichen oder allenfalls, etwa in Zeiten der Pest, aus hygienischen Gründen; blieb ihm die freie Wahl des Wohnsitzes überlassen, so zog er es vor, sich in enge Stadtmauern einzupferchen. Wir enthalten uns indessen hier weiterer Betrachtungen über diese culturgeschichtlich so interessante Frage, um dieselbe für einen späteren geeigneteren Ort aufzubewahren.

Als wir oben (S. 129 f.) die Gründe besprachen, durch welche Petrarca zum Verlassen Avignons bestimmt worden zu sein scheint, haben wir absichtlich ein Ereigniss verschwiegen, aus welchem mehrere neuere Biographen sogar die Nothwen-

---

[1]) vgl. S. 105 ff.

digkeit haben folgern wollen, dass er sich für einige Zeit aus der päpstlichen Residenz habe zurückziehen müssen. Petrarca war in eben dem Jahre 1337 Vater eines Sohnes geworden [1]). Wer die Mutter dieses Knaben gewesen, ist völlig unbekannt, und nur das Eine wissen wir, dass es eine ledige Frau war, denn in der von Papst Clemens VI. am 9. September 1348 ausgestellten Bulle, durch welche Petrarca's Sohn legitimirt wurde, wird sie ausdrücklich als solche („soluta") bezeichnet [2]). Vermuthlich war es dieselbe Frau, welche einige Jahre später, wahrscheinlich im Jahre 1343 [3]), ihm auch eine Tochter gebar und vermuthlich ebenfalls dieselbe, welche im Jahre 1351, als Petrarca das Verhältniss mit ihr abgebrochen hatte und nach mehrjähriger Abwesenheit aus Italien nach Avignon und Vaucluse zurückkehrte, vergebens ihre alten Rechte geltend zu machen suchte [4]). Wir haben wol alles Recht, zu glauben, dass dieses Weib einer sehr niedrig stehenden Classe von Frauen angehörte und dass Petrarca bei ihr eben Nichts suchte, als Befriedigung seiner sinnlichen Leidenschaft, denn würden sich nicht, wenn sein Herz bei diesem Verhältniss betheiligt gewesen wäre, Zeugnisse dafür in seinen Werken, namentlich auch in seinen Liedern auffinden lassen? Die Bekanntschaft dieser Frau machte er jedenfalls in Avignon, wo feile Mädchen zweifelsohne in Ueberfluss sich fanden; nach Vaucluse aber ist die Buhlerin sicherlich nie gekommen [5]). Dieses ganze unsittliche

---

1) Zeitbestimmung nach Ep. Sen. I 3, wo Petrarca angibt, dass er schon sieben Jahre vor der Geburt seines Sohnes mit Sokrates sich befreundet habe; letzteres aber war im Jahre 1330 geschehen.

2) de Sade, II pièces. justif. no. 19., vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 256 f.

3) vgl. Fracassetti, ibid. p. 260.

4) Ep. Fam. IX 3.

5) Wenn Carrière, die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung (Leipzig 1868) III 2 p. 496 sagt: „Petrarca tröstete sich über das versagte Glück in Laura's Armen durch eine wilde Ehe auf dem Lande", so ist das schon deshalb falsch, weil Petrarca frühestens im Herbst 1337 nach Vaucluse übersiedelte, die Geburt seines Sohnes aber aus naheliegenden Gründen (man bedenke, dass er im Winter 1336 nach Italien gereist war!) früher erfolgt sein muss. Eine Maitressenwirthschaft in Vaucluse anzunehmen, haben wir auch nicht die leiseste Berechtigung.

Verhältniss wirft unleugbar einen hässlichen Flecken auf den Charakter Petrarca's und als besonders unedel und verwerflich muss es uns erscheinen, dass er die Mutter seiner Kinder, welche — möge sie sonst auch noch so wenig achtungswerth gewesen sein — in dieser Eigenschaft doch gewiss ein Anrecht auf seine Neigung und Achtung besass, consequent verleugnet und später in harter Weise verstossen zu haben scheint. Eine Rechtfertigung ist hier unmöglich und höchstens durch das feurige und sinnliche Temperament, welches zu besitzen Petrarca oft beklagte [1]) und welches er erst im reiferen Mannesalter zu bändigen vermochte, kann sein Fehltritt einigermaassen entschuldigt werden und als eine verzeihliche menschliche Schwäche erscheinen.

Indessen die sittliche Anschauungsweise der damaligen Zeit war von der unseren in dieser Beziehung sehr verschieden. Niemand nahm damals an derartigen unmoralischen Verhältnissen, sogar wenn dadurch ein Ehebruch begangen wurde, ein ernstes Aergerniss, und selbst die Kirche, so sehr sie natürlich auch in der Theorie gegen dergleichen Vorkommnisse eifern und sie mit den kräftigsten Ausdrücken benennen mochte, sah doch in der Praxis über menschliche Schwächen ihrer Diener gern hinweg und war sich bewusst, dass die schweren Pflichten des Cölibats nur von wenigen Auserwählten wirklich erfüllt werden können. Uns muss — um von dem Lauraverehrer Petrarca ganz zu schweigen, da wir diesen Punkt einer späteren Besprechung vorbehalten wollen — der Mensch und Priester Petrarca, welcher mit einer Buhlerin Jahre lang Beziehungen unterhält und mehrere Kinder mit ihr zeugt, gewiss in einem sehr fragwürdigen und wenig erbaulichen Lichte erscheinen, die Zeitgenossen dagegen, welche tagtäglich viel ärgere Dinge in geistlichen Kreisen sich abspielen sahen, nahmen an einem so menschlich einfachen Vergehen eines Priesters nicht den geringsten Anstoss. Es erhellt dies schon daraus, dass, obwol Petrarca's doppelte Vaterschaft sicherlich ein

---

[1]) z. B. Ep. ad post. p. 2.

offenkundiges Geheimniss war, doch auch seine erbittertesten Feinde darauf niemals eine Anklage gegen seine Sittlichkeit zu begründen versucht haben, während sie sonst alle möglichen und unmöglichen Beschuldigungen gegen ihn zu schleudern kein Bedenken trugen. Auch Petrarca selbst, der es doch meisterhaft verstand, sich mit religiösen und moralischen Scrupeln selbst zu peinigen, scheint sich wegen des Bruches des Cölibates nie irgend welche Gewissensbisse gemacht zu haben, denn in der so aufrichtigen Selbstbeichte, welche er in seiner Schrift „über die Verachtung der Welt" ablegt, gedenkt er dieses Vergehens nicht mit einem einzigen Worte, während er der durch seine Liebe zu Laura seiner Meinung nach begangenen Gedankensünde lange Seiten widmet. Nach alledem ist es höchst unwahrscheinlich, dass, wie z. B. Blanc vermuthet [1]), „das durch die Geburt seines Sohnes erregte nachtheilige Urtheil der Welt dazu beigetragen habe, ihm die Entfernung aus Avignon wünschenswerth zu machen."

Petrarca erlebte übrigens, wie wir später eingehender berichten werden, an seinem Sohne, dessen Erziehung er selbst übernahm, wenig Freude und es bestätigte sich an ihm wieder einmal die oft gemachte Erfahrung, dass berühmte Männer missrathene und geistig verkommene Söhne haben. Zu einem grossen Theile trug Petrarca gewiss selbst die Schuld daran, denn er war, das dürfte nicht zu bezweifeln sein, der ungeeignetste Erzieher, der sich nur denken lässt. Immer nur mit seinen eigenen Gedanken und Phantasien, litterarischen Entwürfen und Arbeiten beschäftigt, widmete er der Erziehung und dem Unterrichte des Knaben gewiss nur kärglich zugemessene und zusammenhangslose Stunden, konnte in Folge dessen keine nachhaltigen Erfolge erzielen und liess sich dadurch wiederum, wie das ja der gewöhnliche Fehler ungeschickter Erzieher ist, zur Heftigkeit hinreissen und zur ungerechten Beurtheilung und Behandlung seines Zöglings bestimmen. Auch das unstäte Wanderleben, welches er später

[1]) in Ersch und Grubers Encyklopädie Sect. III, Th. 19 p. 213.

mehrere Jahre hindurch führte, und der dadurch bedingte häufige Wechsel seines Aufenthaltes mochten viel dazu beitragen, eine planmässige und gedeihliche Erziehung unmöglich zu machen und, als er dann endlich den Knaben fremder Fürsorge anzuvertrauen sich entschloss, war es bereits zu spät und das Versäumte nicht mehr wieder gut zu machen.

In weit erfreulicherer Weise als Petrarca's Sohn Giovanni entwickelte sich seine Tochter Francesca, weil er vermuthlich deren Erziehung von vornherein sachkundigen Händen übergeben hatte.

Indem wir nun die Erzählung des äusseren Lebensganges Petrarca's wieder aufnehmen, haben wir zunächst einer kleinen Reise zu gedenken, welche er ungefähr ein Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Vaucluse unternahm und welche, wenn solche Kürze des Ausdruckes gestattet ist, zu der modernen Besteigung des Mont Ventoux das mittelalterliche Gegenstück bildet, so dass wir in einer Gesammtbetrachtung dieser beiden Ausflüge so recht deutlich Petrarca's halb mittelalterliche halb moderne Doppelnatur zu erkennen vermögen.

Gegen Ende des Jahres 1338 war, um mit dem Papste in einer kirchlichen Angelegenheit zu verhandeln, der letzte souveraine Dauphin, Humbert II., eine der originellsten Charaktergestalten unter den Fürsten des ganzen Mittelalters[1]), nach Avignon gekommen. Sei es nun, dass er Petrarca, dessen Dichterruhm sich schon weiter verbreitet haben mochte, in Vaucluse aufgesucht, sei es, dass er ihn zufällig in Avignon kennen gelernt hatte, — genug, er befreundete sich mit ihm und forderte ihn auf, ihn auf einer Wallfahrt nach der Grotte von Ste. Baume bei Marseille, in welcher einer alten Tradition zufolge die heilige Maria Magdalena ihre letzten Lebensjahre zugebracht haben soll[2]), zu begleiten. Petrarca leistete, obwol der Dauphin, von dessen geistiger Begabung er keine sonder-

[1]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 10 f.

[2]) vgl. über diese Legende die eingehende Untersuchung von Matthias Thorž, die heilige Maria Magdalena (Troppau 1866), p. 137 ff.

lich günstige Meinung besass, ihm sehr wenig sympathisch war, doch, weil der Cardinal Giovanni Colonna es wünschte, dieser Aufforderung Folge und verbrachte, wie er selbst gesteht, unter herzlicher Langweile drei Tage und drei Nächte mit dem Fürsten in dieser Grotte oder in deren Umgebung, die Zeit, welche die Andachtsübungen übrig liessen, damit ausfüllend, dass er seine abwesenden Freunde sich leibhaftig zu vergegenwärtigen suchte und dass er ein lateinisches Gedicht von siebenunddreissig Hexametern auf die heilige Magdalena verfasste, womit er den Bischof Philipp von Cavaillon, der dieser Heiligen eine besondere Verehrung widmete, erfreuen wollte. Es vergingen indessen lange Jahre, ehe er es ihm übersandte, vermuthlich weil ihm der Pergamentstreifen abhanden gekommen war; erst im Jahre 1372 fand er ihn, halbzerrissen und verstäubt, wieder auf und schickte ihn nun endlich mit einem Briefe, welchem die vorstehenden Angaben entnommen sind[1], an Philipp ab.

Die ferneren Schicksale des Fürsten, als dessen Begleiter Petrarca die Wallfahrt nach Ste. Baume unternommen hatte, waren zu seltsam, als dass wir ihrer nicht in aller Kürze gedenken sollten. Der im Jahre 1339 zwischen Philipp VI. von Frankreich und Eduard III. von England, welcher letztere mit dem deutschen Kaiser verbündet war, ausgebrochene Krieg versetzte den Dauphin, der gleichzeitig des französischen Königs und des deutschen Kaisers Vassall war, in die misslichste Lage. Nicht wissend, welchem seiner beiden Lehnsherren er den schuldigen Kriegsbeistand leisten sollte, zog er es vor, vollständigste Neutralität zu beobachten und vergebens war es, dass Petrarca, welcher wie alle gut päpstlich gesinnten Kleriker in diesem Kampfe französische Sympathien hatte, ihn durch einen höchst pathetischen Brief[2]) zum Kampfe gegen die Engländer aufforderte. Den verderblichen Folgen, welche seine passive Politik für ihn etwa hätte haben können, ent-

[1]) Ep. Sen. XIV 17 (b. Fracassetti XV 15).
[2]) Ep. Fam. III 10.

ging Humbert dadurch, dass er im Jahre 1349 seine Staaten dem Könige von Frankreich abtrat, nachdem er bereits sechs Jahre vorher diesem die (indirecte) Nachfolge zugesichert hatte. Er selbst trat in ein Dominicanerkloster ein und liess sich am Weihnachtstage 1351 alle sieben Weihen hinter einander ertheilen, worauf er nach Verlauf von nur acht Tagen zum Bischof und Patriarchen von Alessandria erhoben wurde. Im Besitze dieser Würde endete er bereits am 22. März 1355. erst dreiundvierzig Jahre alt, sein seltsam bewegtes Leben[1]).

In demselben Jahre, in welchem Petrarca mit dem Dauphin bekannt geworden, sollte er noch in Beziehungen mit einem anderen Fürsten treten, welche ihn mit weit grösserer Befriedigung erfüllten und weit glänzendere Frucht ihm trugen.

Petrarca's Landesherr war, wie wir bereits früher einmal erwähnten (vgl. S. 60), als Graf der Provence der König Robert von Neapel, der damals, im Jahre 1338, bereits hochbetagt war und auf eine nahezu dreissigjährige Regierung zurückblickte. Mag man vom politischen Standpunkte aus vielleicht über diesen Fürsten ein nicht ganz günstiges Urtheil fällen müssen, ein unbedeutender Mann war er, der Jahrzehende hindurch die Guelfen Italiens mit Energie und Klugheit leitete, keinesfalls und das reiche Lob, welches Petrarca den glänzenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens spendet[2]), ist, wenn auch gewiss als übertrieben, so doch mit Nichten als der werthlose Ausdruck einer unwürdigen Schmeichelei zu betrachten, wie unseres Erachtens schon dadurch bewiesen wird, dass der grösste Theil der betreffenden Stellen erst lange Jahre nach Roberts Tode geschrieben worden ist. Der Ruhm, ein Freund und Gönner der Wissenschaften und Künste gewesen zu sein, gebührt dem Könige trotz aller Einwendungen,

---

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 438 und die dort angeführten Belegstellen.

[2]) Ep. Fam. I 1. III 7. IV 2. 3. 7. Ep. poet. lat. II 7 v. 1—21. II 9. II 11 v. 92 ff. Ecl. II. Rer. mem. I 2, 2. III p. 513. Afr. prooem. Trionf. della fama II v. 160. u. s. w.

die man dagegen erheben mag[1]) und welche schliesslich doch nichts wesentlich Anderes besagen, als dass der König in seinem Mäcenatenthume nicht jene Munificenz entfaltet hat, welche z. B. einen Lorenzo de'Medici oder Ludwig XIV. auszeichnete. Will man aber gerecht urtheilen, so darf man Robert in dieser Beziehung nicht mit dem Maassstabe späterer Zeiten messen, sondern muss sich erinnern, dass ihm eben nur die erste Morgenröthe der Renaissance zu schauen vergönnt war. Wahrhaft gross und ächt königlich ist jedenfalls gewesen, was er an Petrarca gethan hat, als er ihn zur Dichterkrönung mit dem eigenen Purpurmantel bekleidete. Ein Fürst, der also handelte, verstand es, geistige Grösse zu ehren, wenn auch vielleicht nicht, sie zu besolden.

Petrarca hatte von Jugend auf den König Robert bewundert: schon in dem ersten seiner uns erhaltenen Briefe, den er wahrscheinlich im Jahre 1325 noch als Student in Bologna schrieb, preist er Neapel als glücklich und beneidenswerth ob des Besitzes eines solchen Fürsten, durch welchen es zu einer hehren Burg der Wissenschaften erhoben werde. In irgend welche Beziehungen mit dem gefeierten Monarchen, der zugleich sein Landesherr war, zu treten war ihm indessen nicht vergönnt gewesen und vermuthlich kannte er ihn bis zum Jahre 1341 nicht einmal von Angesicht. Allerdings hatte Robert während der Jahre 1318—1324 in Avignon residirt und hatte in dieser Zeit auch einmal mit seiner Gattin Sancia und seiner Enkelin Clemenza ein ländliches Fest in Vaucluse gefeiert und zum Angedenken dieses Tages daselbst eine Pappel gepflanzt[2]), aber Petrarca weilte ja gerade damals, seinen Studien obliegend, fern von Avignon und Vaucluse in Montpellier und Bologna.

Wie erfreut musste demnach Petrarca sein und wie hochgeehrt musste er sich fühlen, als ihm im Jahre 1338 der

[1]) vgl. Landau, Boccaccio, p. 8 f. Ueber Roberts angebliche Verachtung der Poesie vgl. S. 164.

[2]) Ep. poet. lat. I 4.

König die (vermuthlich poetische) Grabschrift zusandte, welche er, der König selbst, für seine im Jahre 1328 verstorbene Enkelin Clemenza, Wittwe des französischen Königs Ludwig X., verfasst hatte, und ihn um die Beurtheilung derselben bat. Man wird es dem äusseren Anerkennungen sehr zugänglichen Dichter, dem in solcher Weise geschmeichelt wurde, gewiss verzeihen dürfen, wenn er in seinem Antwortsschreiben [1]) überschwänglicher Ausdrücke sich bediente. „Ein ungewohnter Glanz", so begann er dasselbe, „hat mein Auge geblendet! Glückselig die Feder, welcher solche Worte anvertraut wurden! Was soll ich zuerst bewundern? die classische Kürze des Ausdruckes oder die Erhabenheit der Gedanken oder die göttliche Anmuth der Beredtsamkeit? Niemals, o ruhmvoller König, habe ich geglaubt, dass ein so erhabener Gegenstand mit solcher Kürze, Würde und Formenschönheit behandelt werden könne: etwas Derartiges erwartete ich nimmer von einem menschlichen Geiste."

Strenge Moralisten mögen über solches rhetorisches Uebermaass des gespendeten Lobes bedauernd die Achsel zucken und als über einen feilen Schmeichler den Stab über den brechen, der solche Worte schrieb. Wir thuen es nicht, sondern erblicken — ohne freilich die Thatsache der Schmeichelei schlechterdings in Abrede stellen zu wollen — in den überreichen Lobeserhebungen, welche der Dichter seinem königlichen Gönner zollte, den Ausdruck einer edlen und aufrichtigen Begeisterung für einen hochherzigen Monarchen, der seinen Zeitgenossen als das verkörperte Ideal eines Fürsten erschien.

Da man füglich nicht annehmen kann, dass Petrarca's Dichterruhm im Jahre 1338 bereits bedeutend genug gewesen sei, um auf den eigenen Schwingen bis nach Neapel getragen zu werden, so muss man fragen, wem das Verdienst gebühre, König Roberts Aufmerksamkeit zuerst auf den Dichter hingelenkt zu haben. Wenn nicht Alles trügt, so besitzt den berechtigtesten Anspruch darauf Petrarca's väterlicher Freund

[1]) Ep. Fam. IV 3.

Dionisio da Borgo San Sepolcro, welcher im Jahre 1338, nachdem er von seinem Lehramte an der Pariser Hochschule zurückgetreten und auf der Durchreise nach Italien in Avignon und Vaucluse gewesen war [1]), zu Neapel am Hofe des Königs lebte, der ihn im März 1339 zum Bischof von Monopoli ernannte.

Wenn einem Manne eine ehrende Anerkennung von bewährter Seite zu Theil wird und er bei aufrichtiger Selbstprüfung sich eingestehen muss, dass dieselbe noch keine vollverdiente ist und dass sie weit mehr dem gilt, was man von ihm erst erhofft, als dem, was er bereits geleistet, so wird dadurch sein Charakter auf eine ernste Probe gestellt. Minder edle Naturen lassen sich durch solche Anerkennung leicht zur Selbstüberschätzung und zum Stolze verleiten und meinen, in ihr einen sie zur Trägheit und zum Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren berechtigenden Freibrief erhalten zu haben, während wirklich tüchtige Charaktere in ihr nur einen Sporn zu erneutem Vorwärtsstreben und zu verdoppelter Anstrengung erblicken.

Es ist demnach ein vollgültiger Beweis für die innere Tüchtigkeit und den Seelenadel Petrarca's, dass der ihm so hohe Ehre spendende Brief König Roberts für ihn nicht zu einem Faulbette wurde, sondern dass er ihn als eine Mahnung betrachtete, fortan nach den höchsten Zielen zu ringen. Man darf von dem Briefe König Roberts ab eine neue Periode der inneren Entwickelung Petrarca's datiren: erst jetzt ward er sich seiner vollen Kraft bewusst, erst jetzt ahnte er, dass er eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen habe, erst jetzt schaute er die beseeligenden Ideale, welche fortan ihn durch das Leben begleiten sollten. Ohne des Königs Brief wäre er vermuthlich

[1]) Fracassetti in der „Cronologia comparata etc." (Lett. fam. I p. 169) setzt den Besuch Dionisio's in Avignon in das Jahr 1339, er übersieht aber hierbei, dass der an Dionisio gerichtete Brief Ep. Fam. IV 2, welcher höchst wahrscheinlich am 4. Januar 1339 geschrieben wurde (vgl. Lett. fam. I p. 503), bereits auf den Aufenthalt Dionisio's an dem königlichen Hofe zu Neapel Bezug nimmt.

aufgegangen in dem geschäftigen Müssiggange zu Vaucluse, würde sich nie über den Dilettantismus erhoben und der Nachwelt Nichts weiter hinterlassen haben als ein fragmentarisches Liederbuch und vielleicht die Tractate über das Leben in der Einsamkeit und über die Musse der Mönche, der grosse Humanist aber, der Erwecker einer alten und zugleich der Begründer einer neuen Culturform, der Vater der Renaissance wäre er gewiss nie geworden, sondern einer ihrer vielen Vorläufer geblieben. Der Brief König Roberts war der zündende Funke, der Petrarca's Geist erglühen liess in der flammenden Sehnsucht nach dem Ruhme der Unsterblichkeit und ihm das dämmernde Halbbewusstsein der eigenen Kraft zum klaren Bewusstsein erhellte.

Zwei Wege, welche die Unsterblichkeit verhiessen, standen der individuellen geistigen Begabung Petrarca's offen: als Ziel des einen winkte der Lorbeerkranz des Dichters, der andere versprach ihm den vielleicht noch höheren Ruhm einer allumfassenden Gelehrsamkeit. Es zeugt von der geistigen Vollkraft Petrarca's, dass er beide Wege gleichzeitig zu wandeln und nach dem vereinten Ruhme eines Virgil und eines Varro zu streben wagte. Ein freundliches Geschick aber hat es ihm vergönnt, dass das Urtheil der Nachwelt wirklich beide Ruhmeskränze, wenn auch freilich nicht ganz so blüthenreich, wie er sie erträumt hatte, auf seinem Haupte vereinigt.

Durch welche Dichtung er den Ruhm eines Virgil sich erringen wollte, das zu berichten müssen wir uns füglich für das nächste Capitel, zu welchem wir in Bälde übergehen werden, vorbehalten. Hier werde nur noch erzählt, welch' neuen Ruhm er auf dem Gebiete des Wissens, freilich leider vergebens, für sich erstrebte.

Petrarca wollte das classische Alterthum ganz und voll erfassen und in sich aufnehmen, indessen nur in Bezug auf das römische fand er für sein edles Streben die Pfade einigermaassen geebnet: die lateinische Sprache in einem seltenen Grade der Vollkommenheit zu erlernen, war ihm durch den Jugendunterricht, dessen er sich erfreut hatte, ermög-

licht worden, die bedeutenderen Werke der römischen Schriftsteller und Dichter waren ihm entweder von vornherein leicht zugänglich oder doch seinem Spürsinne auffindbar gewesen und selbst ein längeres Verweilen auf den Trümmerstätten altrömischer Herrlichkeit hatte die Gunst der Verhältnisse ihm gewährt. Das griechische Alterthum dagegen war ihm verschlossen, so lange er die Kenntniss griechischer Sprache nicht besass und dieselbe sich zu erwerben hing bei den damaligen Verhältnissen nicht von seinem Willen allein ab, ja musste fast als eine Unmöglichkeit erscheinen. Da schien plötzlich ein gütiges Schicksal das vermeintlich Unmögliche ihm doch ermöglichen zu wollen. Als Gesandter des griechischen Kaisers Andronicus kam im Jahre 1339 der Abt des Erlöserklosters in Constantinopel Barlaam, ein hochgelehrter Mann [1]), nach Avignon, um mit dem Papste über die Wiedervereinigung der getrennten griechischen und lateinischen Kirche zu verhandeln und dadurch dem von den Muselmanen bedrängten Byzanz den Beistand des Abendlandes zu gewinnen [2]). Petrarca nutzte die Gelegenheit und liess sich von dem byzantinischen Mönche Unterweisung in der griechischen Sprache ertheilen, welche indessen in Folge der schon nach wenigen Monaten erfolgten Abreise des Lehrers nach dem Oriente viel zu kurze Zeit währte, als dass sie hätte erfolgreich sein können. Barlaam kehrte allerdings, des theologischen Gezänkes mit den Palamiten über das heilige Licht müde, bereits im Jahre 1342 aus Constantinopel nach Avignon zurück, und begann auf's Neue Petrarca zu unterrichten, aber auch dieser zweite Aufenthalt war nur von kurzer Dauer, indem Petrarca selbst, in edelmüthiger Weise die eigenen Interessen vergessend, seinen Einfluss bei der Curie dazu verwandte, dass seinem zur römischen Kirche übergetretenen Lehrer der Bischofsstuhl von Geraci verliehen wurde [3]). Dort in seinem Heimathslande — denn

---

[1]) vgl. Boccaccio, de genealog. deor. XV 6.

[2]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 54.

[3]) Ep. Fam. XVIII 2. Ueber Barlaam vergleiche sonst noch Ep. Sen. XI 9 und de sui ips. et mult. ign. p. 1162.

er war in der griechischen Colonie Seminara in der Nähe von Reggio geboren worden — starb Barlaam bereits im Jahre 1348 [1].

So ist Petrarca nie über die elementarsten Kenntnisse des Griechischen hinausgekommen und die Schätze der griechischen Litteratur sind ihm in Folge dessen nie erschlossen worden. Wie ganz anders hätte sich doch der Entwickelungsgang der Renaissance gestaltet, wäre es Petrarca vergönnt gewesen, in das Geistesleben der Hellenen einzudringen! denn, da man nicht zweifeln darf, dass er die unendliche Ueberlegenheit des hellenischen Geistes über den römischen und das sklavische Abhängigkeitsverhältniss der lateinischen Litteratur, vorzüglich aber der Poesie, von der griechischen erkannt haben würde, so lässt sich auch nicht bezweifeln, dass er dann von vornherein dem Griechenthume den hervorragendesten Antheil an der Renaissancebildung verliehen und es, soweit nur irgend möglich, zu deren Basis gemacht haben sollte. In Wirklichkeit dagegen ist der stolze Bau der Renaissancebildung und Renaissancekunst auf einer fast durchaus römischen Grundlage errichtet worden und hat den römischen Charakter dauernd bewahrt, so viele hellenische Bildungssteine auch nachträglich hineingesetzt wurden. Das Grundwesen der Renaissance ist römisch geblieben bis auf den heutigen Tag, ihre griechischen Elemente sind mehr oder weniger nur ein schmückendes Aussenwerk. Die Renaissance war ein Wiederaufleben des Römerthums, nicht des Hellenenthums und das ist folgenschwer geworden für die ganze Culturentwickelung. — Der Grieche Barlaam, als er durch seinen raschen Weggang von Avignon Petrarca der Möglichkeit einer tieferen Kenntniss hellenischer Sprache und Bildung beraubte, zerstörte einen stolzen Zukunftsbau und entschied für Jahrhunderte das Schicksal der Völker Europa's. Kleine Ursachen, grosse Wirkungen!

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 93 f.

Viertes Capitel.

Die Dichterkrönung.

Der römische Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) hatte, offenbar in Nachahmung der olympischen und pythischen Festspiele Griechenlands, angeordnet, dass zu Ehren des Jupiter Capitolinus nach Ablauf eines jeden Lustrums ein Wettkampf in den musischen und gymnischen Künsten abgehalten werden solle[1]. Gar mannigfaltig waren die Genüsse, welche solch ein Wettkampf oder Agon, wie man mit dem griechischen Fremdworte ihn benannte, dem zuschauenden Publicum bot. Im Wagenlenken und im Schnelllauf, an welchem letzteren auch Jungfrauen sich betheiligen durften, sowie in anderen Leibeskünsten rang man um den Preis, Citherspieler und andere Musiker zeigten ihre Kunst, Schriftsteller und Dichter[2] trugen in griechischer und lateinischer Sprache ihre Werke vor; der Sieger aber in einem jeden Kampfe wurde mit einem Kranze

---

[1]) Sueton. Domit. c. 4.

[2]) Sueton sagt allerdings nur „certabant enim et prosa oratione graece latineque", dass aber wenigstens sehr bald, wenn nicht von Anfang an, auch poetische Wettkämpfe stattfanden, bezeugt Statius, welcher in einem solchen unterlegen zu sein selbst berichtet (Silv. III 5 v. 31 ff., V 3 v. 231 ff.). Sollte vielleicht im Text des Sueton zwischen „enim" (wofür andere Handschriften etiam bieten) und „et" etwas ausgefallen sein?

aus Eichenlaub gekrönt[1]). Der Kaiser selbst führte bei diesen Spielen den Vorsitz, bekleidet mit einem griechischen Purpurgewande und auf dem Haupte einen goldenen, mit den Bildnissen des Jupiter, der Juno und der Minerva geschmückten Kranz tragend. Ausserdem feierte Domitian alljährlich auf seiner albanischen Villa ein fünftägiges Fest der Minerva, welches ausser durch Jagddarstellungen und Schauspielaufführungen auch durch Wettkämpfe der Redner und Dichter verherrlicht wurde[2]). Der Preis bestand hier in einem Olivenkranze. Statius hat ihn zu wiederholten Malen errungen[3]).

Diese von Domitian eingesetzten Festspiele erhielten sich Jahrhunderte hindurch, ja vermuthlich wurden sie, namentlich die capitolinischen, welche sich gewiss zu sehr volksthümlichen Festen gestaltet hatten, so lange gefeiert, als das römische Reich bestand und vielleicht — wie ja auch die circensischen Spiele den Fall Westroms weit überdauerten — noch lange darüber hinaus, obwol sich dies urkundlich nicht belegen lässt[4]).

Eine dunkle Erinnerung an die einst auf dem Capitole vollzogenen Dichterkrönungen muss sich während des Mittelalters erhalten haben. Als nun seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Erinnerungen an das römische Alterthum lebendiger wurden in den Gemüthern der Italiener und sich zuweilen in der, freilich oft fratzenhaft verzerrten, Neubelebung antiker Institutionen verkörperten, da ward auch die Sitte der Dichterkrönung erneuert, nur verlieh man jetzt einen Lorbeerkranz statt des Kranzes aus Eichenlaub, sich dessen erinnernd, dass der Lorbeer als der dem Gotte der Dichtkunst geweihte Baum galt. Durch eine solche Krönung wurde z. B. im Jahre

---

[1]) vgl. die Inschrift bei J. Orelli, inscript. Lat. no. 2603 (Pauly's Real-Encycl. VI 2 S. 2364), in welcher die Krönung des dreizehnjährigen Pudens berichtet wird. Dass der Kranz ein Kranz aus Eichenlaub gewesen sei, erwähnt Martial Epigr. 54.

[2]) Sueton l. l.

[3]) Statius, Silv. III 5 v. 28 ff.

[4]) vgl. Tiraboschi, V p. 704.

1314 der berühmte Staatsmann, Geschichtsschreiber und Poet Albertino Mussato von Padua ausgezeichnet [1]).

Diese Dichterkrone nun, an welcher der ganze Zauber des Alterthums haftete, zu empfangen und zwar sie zu empfangen an möglichst bedeutungsvoller Stätte und mit möglichst grossem Gepränge, das war das höchste Ziel, welches der Ehrgeiz Petrarca's sich vorgesetzt hatte und welchem er mit glühender Sehnsucht nachtrachtete. Durch den Besitz des Lorbeerkranzes glaubte er, zugleich als Dichter und als Humanist die höchste Ehre und unbedingteste Anerkennung erwerben zu können und gleichgestellt zu werden den grossen Männern des Alterthums, deren Stirn die Nachwelt mit dem unverwelklichen Lorbeerzweige umflochten hatte. Sein ganzes Denken ging in einem nahezu an Monomanie grenzenden Grade auf in dem Streben nach dem Lorbeer, der Laurus der Römer, und mit diesem Streben verflocht sich seine Liebe zu Laura in so seltsam wunderbarer Weise, dass der Lorbeer (lauro) und Laura für seine Phantasie zu einer Einheit sich verschmolzen, dass er in Laura den Lorbeer und im Lorbeer Laura zu lieben glaubte. Die Liebe zum Lorbeer steigerte sich in ihm bis zu einer fast krankhaften Schwärmerei, bis zu einer beinahe abergläubischen Verehrung und erreichte eine Intensität, welche sich nur mit der tief innerlichen mystisch-religiösen Begeisterung mittelalterlicher Asketen vergleichen lässt. So mischen sich auch hier wieder die mittelalterlichen und modernen Elemente in Petrarca's Charakter: er schwärmt in mittelalterlich verzückter Weise für einen Ruhm, den nur moderne Menschen schätzen. Der Dichter des Mittelalters kannte das Streben nach persönlichem Ruhme nicht oder doch nur in Ausnahmefällen und legte meist nicht einmal darauf Gewicht, dass seine Dichtung seinen Namen trage und original sich abhebe von den Werken der Vorgänger und Nachfolger, höchstens, dass er seinen Namen in die Dichtung einflocht, um den Gönnern, für welche er sang, gleichsam die Adresse anzugeben, an welche

[1]) vgl. Tiraboschi, V p. 572 f.

etwaige klingende Beweise der Erkenntlichkeit einzusenden seien. Dem ideal gesinnten Dichter des Mittelalters war das Lied selbst, das aus seiner Kehle drang, der schönste Lohn, der materieller gesinnte liess sich an den äusseren Vortheilen genügen, welche sein Gesang ihm einbrachte, — der persönliche Ruhm aber kümmerte den einen so wenig wie den anderen, beide sorgten sich nicht um das Fortleben ihres Namens in einer fernen Nachwelt. Das Streben, den individuellen Namen, das Andenken an ihre vergängliche Erscheinungsform verewigen zu wollen, ist nur modernen Menschen eigen, welche, aus der naiven Weltanschauung heraustretend, über ihr Ich reflectiren, das Bewusstsein einer scharf ausgeprägten Individualität besitzen und sich mit Recht oder Unrecht über die Durchschnittsmasse der Menschheit erhaben glauben. Auch in diesem Sinne ist Petrarca der erste moderne Mensch.

Wenn man dies erwägt und beherzigt, wird man Petrarca's Streben nach dem Lorbeer nicht so schlechthin als den Ausdruck einer kindischen und überspannten Eitelkeit betrachten dürfen, wie man oft gethan, sondern wird vielmehr geneigt sein, darin das an sich völlig berechtigte Ringen nach Anerkennung seiner Individualität und individualen Begabung zu erblicken, ein Ringen, das sich allerdings in nach unseren Begriffen wunderlichen und excentrischen Formen kundgab und den Charakter mittelalterlich religiöser Ekstase an sich trug. —

Vollgültigen Anspruch auf die Erlangung der Dichterkrone glaubte Petrarca durch eine lateinische Dichtung zu erwerben, durch welche er mit keinem Geringeren als mit Virgil selbst zu wetteifern unternommen hatte.

Als er einst an einem Charfreitage, höchst wahrscheinlich des Jahres 1339, auf den Bergen von Vaucluse umherschweifte, war ihm wie durch plötzliche Eingebung der Gedanke gekommen, die Heldenthaten des „Sternenjünglings" Scipio Africanus, des hochherzigen Besiegers Hannibals und Carthago's, in einem grossen lateinischen Epos zu feiern [1]. Dem Gedanken folgte

[1]) Epist. ad post. p. 7.

die Ausführung und ein Theil der Dichtung entstand vermuthlich schon in den nächstfolgenden Monaten.

Es ist hier nicht der Ort, über die ferneren Schicksale des seltsamen Dichterwerkes zu berichten. Wir werden später an geeigneterer Stelle sehen, wie dasselbe, nachdem es zu verschiedenen Malen in Angriff genommen worden und Jahre lang Gegenstand der eifrigsten Beschäftigung des Dichters gewesen war, schliesslich doch nicht zur Vollendung gelangte, sondern innerlich und vielleicht auch selbst äusserlich ohne Abschluss blieb. Ebensowenig wollen wir hier ein Urtheil über die Dichtung abgeben, wir behalten uns dies vielmehr ebenfalls für eine spätere passendere Gelegenheit vor und begnügen uns hier, zu bemerken, dass die „Africa“ — denn so betitelte Petrarca sein Epos — bei den Zeitgenossen, selbst auf Grund der wenigen Bruchstücke, welche allein bei Petrarca's Lebzeiten in weiteren Kreisen von ihr bekannt wurden, als ein der Aeneis des Virgil vollkommen ebenbürtiges Meisterwerk galt. Das blosse Gerücht schon, dass Petrarca mit der Abfassung eines grossen lateinischen Epos beschäftigt sei, genügte, ihm den Ruhm des grössten Dichters zu verbürgen. Wie hätte ihm also die Erreichung seines Lieblingswunsches, die Erlangung der Dichterkrone, unmöglich scheinen sollen?

Nicht aber an irgend einem beliebigen Orte, nicht etwa in dem ihm verhassten Avignon wollte Petrarca die ehrende Feier an sich vollziehen lassen. Nur Paris, durch seine Universität damals die wissenschaftliche Hauptstadt des westlichen Europa's, und das altehrwürdige, ihm so theuere Rom schienen ihm eine würdige Stätte hierfür bieten zu können. Der Zufall fügte es, dass er in beiden Städten Verbindungen mit einflussreichen Personen besass, welche die Verwirklichung seines heissen Wunsches vermitteln konnten. Zu Paris war er befreundet mit dem hochgelehrten Canzler der Universität, seinem Landsmanne Roberto de'Bardi [1]), und gewiss auch mit manchem anderen Lehrer der Hochschule, den er während

[1]) vgl. Ep. poet. lat. II 18.

seines dortigen Aufenthaltes kennen gelernt haben mochte. In Rom aber war ihm die mächtige Verwendung der ihm so gewogenen Colonnesen gewiss. Mehr als alles dies jedoch wog die Gunst des Königs Robert, welche ihm durch Dionisio da Borgo San Sepolcro gewonnen worden war, und Petrarca selbst hat es offen anerkannt, dass er ihr zumeist den Lorbeer verdanke [1]).

„Was mich anbetrifft," schrieb Petrarca am 4. Januar 1339 an Dionisio [2]), „so sei überzeugt, dass ich Dir bald nach Neapel nachkommen werde. Du weisst ja, was ich in Betreff des Lorbeerkranzes denke, den ich nach reiflicher Erwägung keinem Menschen sonst als eben diesem Könige, von welchem wir sprechen, zu verdanken beschlossen habe. Sollte ich so viel bei ihm gelten, dass er selbst mich ruft, so ist es gut. Sonst werde ich irgend etwas gehört zu haben fingiren oder wie im Zweifel über den Sinn des Briefes, den er in so gnädiger Werthschätzung meiner, des ihm ganz unbekannten Menschen. an mich zu richten geruht hat, werde ich ihn so auslegen. dass ich gerufen zu sein scheine."

Es gewährt uns diese Stelle einen so offenen Einblick in Petrarca's Denk- und Handlungsweise wie wir ihn besser gar nicht wünschen können. Wir ersehen aus ihr, dass Petrarca, sobald er die wohlwollende Zuschrift des Königs empfangen hatte, beschloss, dieselbe mit Dionisio's Hülfe als Brücke zur Erreichung seines Lieblingswunsches zu benutzen und dass er, um dies zu ermöglichen, selbst nicht abgeneigt war, des unwürdigen Mittels einer zudringlichen Heuchelei sich zu bedienen.

Wenn Petrarca aber betheuert, er wolle nur von König Robert den Lorbeer empfangen, so erblicken wir hierin Nichts als eine wohlberechnete Kriegslist und hüten uns wohl, es ihm zu glauben, sind vielmehr überzeugt, dass er den Lorbeer ebenso gern aus den Händen Roberto's de' Bardi oder — wie ja auch schliesslich geschehen — aus den Händen eines römi-

[1]) vgl. Ecl. X v. 357 ff. (Argus ist nach der in den Eclogen gebrauchten allegorischen Sprache König Robert, cf. Ecl. II).

[2]) Ep. Fam. IV 2.

schen Senators entgegenzunehmen gesonnen war und dass er sowol in Paris als in Rom in diesem Sinne Verhandlungen anknüpfte, denn ganz gewiss bot weder Roberto noch der römische Senat aus eigenem Antriebe ihm die Krönung an. Wir erkennen demnach jedenfalls, Petrarca's Lorbeerkrone war nicht ein ihm ohne eigenes Zuthun gespendeter Lohn seiner dichterischen Leistungen, sondern die schwer errungene Frucht seiner planvoll angelegten und geschickt geleiteten Bemühungen, welche man fast versucht ist, Intriguen zu nennen. Das ist es, was einen hässlichen Schatten auf diesen Dichterkranz und auf den Charakter des Dichters wirft. Nicht dass er diese Auszeichnung erstrebte, darf ihm billigerweise zum Vorwurfe gemacht werden, wol aber, dass er ihr auf krummen Wegen nachtrachtete, zumal er vermuthlich sie bald auf geradem Wege erlangt haben würde.

Der Gang der Sache war, wie sich vermuthen lässt, folgender. Petrarca warb gleichzeitig in Paris, Rom und Neapel um den Lorbeer. An dem letzteren Orte wirkte Dionisio für ihn und gab in seinem Auftrage dem Könige zu verstehen, dass die Krönung in Rom am freudigsten aufgenommen werden würde. In Folge dessen sah Robert davon ab, die Feierlichkeit, wie er wol sonst gethan haben würde, in Neapel selbst zu vollziehen und machte seinen schwerwiegenden Einfluss in Rom geltend, damit sie dort unter seinen Auspicien erfolgen könne.

Die betreffenden Verhandlungen scheinen indessen erst zum Ziele geführt zu haben, als im Sommer 1340 der Graf Orso dell'Anguillara, des alten Stefano Colonna Schwiegersohn und, wie man sich erinnern wird, einst Petrarca's Wirth in Capranica, zum Senator von Rom neben Giordano Orsini designirt worden war. Orso mochte als ein Freund der Dichtkunst und Bewunderer geistvoller Männer[1]) sich persönlich für die Angelegenheit interessiren und so gelangte sie denn im Sommer 1340 zum Abschluss. Wie dem auch sein mag,

[1]) „Pieridum familiarissimus et excellentium ingeniorum mirator elegantissimus ac laudator.“ Ep. Fam. II 13.

jedenfalls wurden Petrarca's Bemühungen um den Lorbeerkranz von einem Erfolge gekrönt, der gewiss seine kühnsten Erwartungen übertraf, und ein glücklicher Tag ward ihm beschieden.

Am 1. September [1]) 1340, als er gegen 9 Uhr des Morgens einsam im Haine von Vaucluse lustwandelte, erhielt er ein Schreiben des römischen Senates, welches ihn in den dringendesten Ausdrücken zur Dichterkrönung nach Rom einlud; und in der sechsten Stunde des Nachmittags, als er auf den Wiesen an den Ufern der Sorgue sich erging, traf ihn ein Bote aus Paris mit einem Briefe Roberto's de'Bardi, der ihn aufforderte, den Lorbeer in Paris zu empfangen [2]).

Noch an dem Abende desselben Tages theilte Petrarca das Geschehene seinem Gönner, dem Cardinal Giovanni Colonna, mit und bat ihn um seinen Rath, ob er Paris oder Rom den Vorzug geben solle. Der Cardinal entschied sich, wie vorauszusehen war, für Rom und Petrarca fügte sich diesem Rathe nicht mehr als gern, denn wie hätte der Gedanke, die Dichterkrone auf dem Capitole empfangen zu dürfen, wo — so glaubte er wenigstens — die grossen Dichter des Alterthums sie empfangen hatten, nicht einen unwiderstehlichen Reiz auf seine erregbare Phantasie ausüben sollen? Nur das Eine bekümmerte ihn, wie er die Bevorzugung Roms vor Paris bei seinem Freunde Roberto de'Bardi entschuldigen solle, doch tröstete er sich damit, dass bei der demnächst zu erwartenden persönlichen Anwesenheit desselben in Avignon die Sache sich leicht mündlich ausgleichen lassen würde [3]).

Sei es nun, dass die Dichterkrönung zu Rom von vornherein auf den Ostersonntag des folgenden Jahres angesetzt worden war, oder dass sie für einen früheren Tag bestimmt gewesen war, aber in Folge irgend welcher Umstände hatte

---

[1]) über die Bestimmung des Tages vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 506. Bisher wurde gewöhnlich nach de Sade der 23. August angenommen, Gregorovius (a. a. O. VI p. 208) gibt den 30. August an.

[2]) Ep. Fam. IV 4. cf. Ep. ad post. p. 8.

[3]) Ep. Fam. IV 5.

verschoben werden müssen, Petrarca trat erst am 16. Februar 1341 seine Reise an [1]), deren nächstes Ziel indessen nicht Rom, sondern Neapel war. Von Azzo da Correggio begleitet, den diplomatische Geschäfte nach Avignon geführt hatten und nun nach Neapel führten — vermuthlich wollte er sich der Zustimmung König Roberts zu dem bald zu erzählenden Staatsstreiche in Parma versichern —, schiffte er sich in Marseille ein und gelangte in den ersten Tagen des März nach Neapel. Ein seltsamer Grund hatte Petrarca bewogen, die weite Fahrt nach der unteritalischen Hauptstadt zu unternehmen. Er wollte sich nicht nur, wie das ja begreiflich und geziemend war, dem Könige, seinem Landesherrn, vorstellen und ihm für das bewiesene grosse Wohlwollen danken, sondern wollte sich auch von ihm, dem Könige der Philosophen, „dem einzigen Könige seiner Zeit, der ein Freund der Wissenschaft und Tugend war", in den Wissenschaften prüfen lassen, um dadurch die Berechtigung seines Anspruches auf die Lorbeerkrone vor aller Welt offenkundig zu beweisen [2]). Der greise Monarch, der sich durch des Dichters Wunsch sehr geschmeichelt fühlte, war gern bereit, darauf einzugehen, und hielt mit ihm eine dreitägige, jedesmal von Mittag bis zum Abend währende Prüfung ab, nach deren Beendigung er Petrarca für des Lorbeers durchaus würdig erklärte und ihm dies auch durch ein an den römischen Senat gerichtetes Schreiben ausdrücklich bezeugte [3]). „Das seltsame Examen, welches ein Poet vor einem Könige bestand, war", nach Gregorovius' treffendem Ausdrucke [4]), „für beide Theile gleich ehrenvoll; es musste die Aufmerksamkeit der ganzen wissenschaftlichen Welt auf sich ziehen." Mag immerhin sowol bei demjenigen, welcher die Prüfung bestand, als auch bei dem, der sie abhielt, eine starke Dosis Eitelkeit mit-

---

[1]) Ep. Fam. IV 5.
[2]) Epist. ad post. p. 8.
[3]) Epist. ad post. p. 8 f. Nach Boccaccio (bei Rossetti p. 344) währte die Prüfung nur zwei Tage und wurde an dem ersten nur privatim, an dem zweiten aber in Gegenwart der Grossen des Hofes abgehalten.
[4]) Gregorovius, a. a. O. VI p. 210.

gewirkt haben, beide bezeugten durch ihre Handlungsweise eine voller Anerkennung würdige Hochachtung vor der Wissenschaft. Das Examen aber als „pedantisch“ zu brandmarken, wie manche Litterarhistoriker gethan[1]), liegt nicht die mindeste Berechtigung vor: weder Petrarca noch König Robert haben je die Wissenschaft pedantisch behandelt, sie waren beide, der Dichter wie der Fürst, in der Wissenschaft Dilettanten im besten Sinne des Wortes.

Petrarca las seinem königlichen Gönner die „Africa“ vor, so weit sie damals vollendet war, und erntete reiches Lob dafür, ja es ward ihm die Anerkennung zu Theil, dass König Robert sich die Widmung des Gedichtes von ihm erbat[2]). Viele Gespräche auch über wissenschaftliche Fragen pflog der allezeit lernbegierige Monarch mit seinem gelehrten Gaste, namentlich aber liess er sich von ihm über das Wesen und die Ziele der Poesie unterrichten, mit welcher er sich bisher nur oberflächlich beschäftigt hatte und welche er wol nur als eine Art geistvoller Spielerei betrachtet haben mochte. Von Petrarca eines Besseren belehrt, sprach er sein Bedauern aus, dass ihn jetzt sein Alter verhindere, sich noch der Dichtkunst widmen zu können, was er, hätte er früher einen richtigeren Begriff von ihrem Werthe besessen, gewiss gethan haben würde[3]).

Am neapolitanischen Hofe lernte Petrarca damals auch zwei Männer kennen, mit denen er dauernde und nicht unwichtige Freundschaftsbeziehungen anknüpfte.

Der Eine war des Königs Canzler Barbato, aus dem pelignischen Sulmo, der Vaterstadt Ovids, gebürtig. Petrarca zollt

---

[1]) z. B. Landau, Boccaccio p. 9.

[2]) Epist. ad post. p. 9.

[3]) vgl. Rer. mem. lib. I 2, 26 (p. 405 f.), eine Stelle, welche für die Beurtheilung Roberts und seines Verhältnisses zu Petrarca überaus wichtig ist, und Boccaccio, de genealog. deor. XIV Schluss. Keineswegs hatte Robert aber vor seinem Verkehre mit Petrarca die Dichtkunst verachtet, denn sonst würde er nicht sie selbst praktisch ausgeübt haben, wie er doch that, als er im Jahre 1338 das Epitaph auf seine Enkelin Clemenza verfasste, vgl. Tiraboschi, V p. 26 ff.

ihm das hohe Lob, dass die Sonne keinen liebenswürdigeren, unbescholteneren und reineren Charakter gesehen habe, er preist die begeisterte Liebe zu den Wissenschaften, von welcher er beseelt gewesen sei und die ihn alle sinnlichen Vergnügungen habe vergessen lassen, er rühmt endlich seine hohen geistigen Fähigkeiten und insbesondere seine grosse poëtische Begabung, welche ihn zu einem würdigen Nebenbuhler Ovids mache [1]). Der persönliche Verkehr Petrarca's mit Barbato war freilich auf die wenigen Wochen seines zweimaligen Aufenthaltes in Neapel in den Jahren 1341 und 1343 beschränkt, und seit letzterem Jahre sahen sich die Freunde bis zu dem im Jahre 1363 [2]) erfolgten Tode Barbato's überhaupt nicht mehr wieder, desto eifriger aber war ihr Briefwechsel [3]), ja Petrarca widmete dem Freunde die ganze Sammlung seiner poetischen lateinischen Episteln [4]), und ihm allein auch überliess er ein Fragment der sonst ängstlich vor der Oeffentlichkeit gehüteten „Africa" [5]), welches Vertrauen freilich, wenn auch ohne Barbato's directes Verschulden, sehr üble Folgen für den Dichter haben sollte, wie wir später zu erzählen Gelegenheit finden werden. — Der andere der in Neapel neu gewonnenen Freunde Petrarca's war Giovanni Barili aus Capua, ein am königlichen Hofe einflussreicher und mit wichtigen Geschäften betrauter Ritter [6]), der auch nach König Roberts Tode eine wichtige Rolle in den Hof- und Staatshändeln spielte. Petrarca's Beziehungen zu ihm waren indessen weit weniger intim als diejenigen zu Barbato, wie sich das ja aus der Verschiedenheit des Standes und der Bestrebungen hinreichend erklärt, denn Barili, obwol ein Freund der Musen, war doch in erster Linie Kriegs- und Hofmann.

---

[1]) Ep. Sen. III 4 u. Ep. poet. lat. II 16 v. 87—94.

[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 522.

[3]) Briefe Petrarca's an Barbato: Ep. Fam. IV 8. V 1. 10. VI 5. VII 1. XII 7. XX 5. XXII 3. 4. Var. 22. 49. Ep. poet. lat. I 1. II 7. II 17. III 18 u. 19.

[4]) Ep. Fam. XXII 3.

[5]) Ep. Sen. II 1.

[6]) Ep. poet. lat. II 16 v. 82—86 u. III 13.

So ist denn auch die Zahl der von Petrarca an ihn gerichteten Briefe verhältnissmässig gering [1]).

Im Verkehre mit solchen Freunden und mit seinem königlichen Beschützer verlebte Petrarca in dem schönen Neapel genussvolle und anregende Tage und Wochen. Endlich rüstete er sich zum Aufbruche. Vergebens wollte der König ihn zu längerem Bleiben bewegen und ihn bereden, den Lorbeer in Neapel selbst zu empfangen, Petrarca blieb, durch seine Liebe zu Rom bestimmt, dem ersten Entschlusse treu [2]). Gern hätte Robert nun dem Dichter das Geleit nach Rom gegeben, um mit eigener Hand ihm den Lorbeerkranz auf's Haupt zu setzen, doch die Beschwerden des Alters gestatteten es ihm nicht und so musste er sich begnügen, Giovanni Barili nebst einem anderen Ritter mit seiner Stellvertretung zu beauftragen [3]). Grössere Ehre aber erwies er Petrarca noch dadurch, dass er ihm das eigene Purpurkleid schenkte, damit es ein würdiges Krönungsgewand sei [4]), und dass er ihn zu seinem Hofcaplan ernannte [5]). Als der Dichter endlich Abschied nahm, küsste der König ihn und bat nochmals, dass die „Africa" nach ihrer Vollendung ihm gewidmet werden möge [6]). So trat denn Petrarca, vermuthlich am 2. April [7]), die Reise nach seinem erhabenen Ziele an. Wir aber wenden unsern Blick noch einmal zurück auf das, was wir soeben erzählt.

---

1) Ep. Fam. XII 14. XIII 10. Var. 57. Ep. poet. lat. II 1. III 13 u. 21.

2) Epist. ad post. p. 9.

3) Ep. poet. lat. II 1. Ep. Fam. IV 7.

4) Ep. poet. lat. II 1 v. 60 f.

5) Das Patent darüber, vom 2. April 1341 ausgestellt, bei de Sade, III pièces justif. no. XVI.

6) Ep. poet. lat. II 11 v. 95 ff. Rer. mem. lib. I 3 p. 513.

7) Zur Begründung dieser Zeitangabe sowie der weiterhin gegebenen sei Folgendes bemerkt. Petrarca wurde am Ostersonntage, den 8. April, gekrönt, wie sowol die Angabe Boccaccio's bei Rossetti p. 344 (VI. Idus Apriles) als auch der Wortlaut des Dichterdiplomes („hodierno solemnitatis Paschalis die") in der baseler Ausgabe vom Jahre 1581 tom. III p. 6 bezeugt. Gegenüber so bestimmten Angaben müssen alle Bedenken, die man etwa aus dem unterschriebenen Datum des Dichterdiploms „V. Id.

Kaum in irgend einer anderen Erscheinung des denkwürdigen vierzehnten Jahrhunderts erkennen wir den damals sich vollziehenden Bruch mit der specifisch mittelalterlichen Anschauungs- und Denkweise so deutlich wie in dem schönen Verhältnisse edler Vertraulichkeit, welches zwischen dem Könige Robert und dem Dichter-Gelehrten Petrarca bestand. Innerhalb des mittelalterlichen Culturlebens mit seiner streng durchgeführten Gliederung und Scheidung der Stände wäre ein solches Verhältniss unmöglich gewesen; es wäre undenkbar gewesen, dass ein stolzer und mächtiger König den Sohn eines schlichten Bürgers, den armen Kleriker ohne Rang und Vermögen, als einen Ebenbürtigen, ja als einen Ueberlegenen anerkannt, dass er ihn mit dem eigenen Purpurmantel, dem Zeichen fürstlicher Gewalt, bekleidet hätte. Derartiges musste unerhört sein, so lange man nicht die geistige Grösse als das Höchste zu verehren und den Menschen nach seiner geistigen Tüchtigkeit allein, nicht nach seinem Range und Stande, zu schätzen gelernt hatte, so lange nicht die Emancipation des Individuums von den Fesseln des Standes erfolgt war. Wenn Fürsten des Mittelalters Gelehrte und Dichter ehren wollten, so gaben sie ihnen kostbare Gefässe oder schöne Gewänder oder edle Rosse oder sonst irgend welche Gegenstände, welche einen realen Werth besassen und sich leicht in baares Geld umsetzen liessen. Es ward damit indirect ausgesprochen, dass die Leistungen des Gelehrten und Dichters in ähnlicher Weise abgeschätzt und mit klingender Münze bezahlt werden könnten, wie etwa die Leistungen der Handwerker, dass also der Gelehrte und Dichter eben auch nur ein Handwerker, wenn auch ein etwas vornehmerer sei, der um des materiellen Gewinnes willen producire. Man erblickt gemeinhin die reichen Geschenke, welche

---

Apr." (= 9. April) und aus dem Datum „Idibus" (= 13. April) Ep. Fam. IV 7 schöpfen könnte, schwinden. Die Ankunft in Rom erfolgte am dritten Tage vor der Krönung nach der bestimmten Angabe in Ep. poet. lat. II 1 v. 24, also am 6. April. Die Reise von Neapel nach Rom erforderte ungefähr vier Tage nach Ep. poet. lat. II 16 v. 145 f. und muss folglich am 2., spätestens am 3. April angetreten worden sein.

Trouvères und Troubadours von ihren vornehmen Gönnern erhielten, in einem sehr poetischen Lichte und glaubt darin einen Beweis zu besitzen für die hohe Ehre, welche der Dichtkunst im Mittelalter gezollt ward. Es ist das völlig verkehrt. Diese reichen Gaben waren das Prosaischste von der Welt, sie waren ein in Naturalien gespendeter Sold und im letzten Grunde ein Zeichen der Missachtung der Poesie und der Poeten. Auch hatten die Trouvères und Troubadours selbst kaum eine höhere Meinung von ihrer Kunst und oft genug bettelten sie unverhohlen, öfters noch versteckt um ein Trinkgeld [1]). Es ist ferne von uns, um desswillen die Menschen des Mittelalters verdammen zu wollen: sie huldigten eben einer Anschauungsweise, welche in naiven Zeitaltern ihre völlige Berechtigung besitzt.

König Robert schenkte Petrarca keinen Werthgegenstand ausser dem Purpurmantel, aber auch diesen nicht etwa, damit der Beschenkte ihn tagtäglich tragen oder gar durch den Verkauf desselben sich ein Stück Geld verdienen solle, sondern lediglich um ihm ein äusseres Zeichen seiner höchsten Anerkennung zu verleihen. Man hat Robert oft desshalb des Geizes angeklagt und gemeint, er habe Petrarca doch z. B. durch Gewährung einer Pension nachhaltig belohnen können [2]), aber wir meinen — abgesehen davon, dass Petrarca wol kaum einer materiellen Unterstützung damals bedürftig war — der König hat den Dichter eben dadurch am höchsten und wahrsten geehrt, dass er ihm weder direct noch indirect einen Lohn in klingender Münze zahlte. Dem unbesoldeten Dichter konnte er seine Freundschaft schenken, dem besoldeten hätte er höchstens nur seine Gnade gewähren können, der unbesoldete Petrarca durfte dem Könige als geistig Ebenbürtiger frei und offen gegenüber treten, der besoldete wäre zum Fürstendiener und Hofdichter herabgesunken.

Seit den entlegenen Zeiten des Alterthums oder doch seit

---

[1]) vgl. z. B. Wace, Roman de Rou ed. Andresen. II v. 1357 ff. u. 4422 f.

[2]) vgl. Landau, Boccaccio p. 9.

den Tagen Karls des Grossen und Alcuins, die ja eine rasch vorübergehende Periode der Vorrenaissance darstellen, waren Robert der erste Fürst und Petrarca der erste Dichter, welche über die hemmenden Schranken der Standesungleichheit hinweg sich die Hände zu einem Freundschaftsbunde reichten. Zum ersten Male wieder ging der Sänger mit dem Könige. Nicht mehr hatte fortan der Dichter nöthig, zu dem Fürsten als zu seinem Brod- und Lohnherrn schüchtern emporzublicken und seine Lyra nach fürstlichen Launen zu stimmen — nein, der Fürst schaute jetzt zu dem Dichter empor als zu dem gottbegnadeteren Manne, der Fürst der Erde beugte sich vor dem Fürsten des Geistes, vor der Strahlenkrone des Genius erblich der Glanz des königlichen Diadems. Wie ganz anders war doch Petrarca's Verhältniss zu Robert, als noch dasjenige des grossen Dante zu Cane della Scala in Verona gewesen war [1])! wie war es doch um so viel würdiger und idealer! Die Herrschaft des Geistes hatte jetzt begonnen und zertrümmerte den engen Bau der mittelalterlichen Gesellschaft. Es war das eine der ersten und schönsten Früchte der Cultur der Renaissance.

Und noch eine weitere Betrachtung müssen wir hieran knüpfen. Der Fürst des Mittelalters hatte sich begnügt und begnügen müssen, der Kriegsherr und oberste Leiter, der erste Richter und der Gesetzgeber seines Volkes zu sein. Er erfüllte demnach nur die nothwendigsten und, um so zu sagen, niederen Functionen seines Berufes. Die Cultur der Renaissance musste, da sie die Werthschätzung geistiger Güter lehrte, in segensreichster Weise diese enge Sphäre fürstlicher Thätigkeit erweitern, indem sie die bis dahin der Kirche überlassen gewesene Pflege der Wissenschaft und Kunst auf das Staatsoberhaupt übertrug. Erst hierdurch wurde fürstlichem Ehrgeize ein würdiges und wahrhaft ideales Ziel gegeben, erst hierdurch ein Zeitalter höherer Gesittung und Humanität wenigstens vorbereitet, erst hierdurch ward der Fürst zu dem gemacht, was er sein soll, zu einem Hohenpriester der Bildung, zu einem

[1]) vgl. Fraticelli, Storia della Vita di Dante p. 234 ff.

Bannerträger in dem Ringen nach den höchsten Geistesgütern der Menschheit. Zugleich erwarb sich der Fürst, dieser höchsten Aufgabe sich unterziehend, ein Anrecht, losgesprochen zu werden von der kirchlichen Bevormundung und Leitung, welche bis dahin innerhalb gewisser Grenzen eine, freilich von den Trägern kirchlicher Gewalt oft gemissbrauchte, Nothwendigkeit gewesen war. So wurden die Fürsten mündig und mit ihnen allmählig auch die Völker. König Robert war der erste, welcher in die neu eröffnete Arena fürstlicher Thätigkeit herniederstieg, und es gebührt ihm hierfür der Dank der Nachwelt.

Sein Beispiel fand eifrige Nachfolge. Die Correggi in Parma, die Carrara in Padua, die Visconti in Mailand, die Scaligeri in Verona, die Este in Ferrara, die Medici in Florenz — sie alle, so uneinig und einander so unähnlich in vielen Dingen, waren einig in der Begeisterung für die neu entstehende Cultur und rangen gemeinsam nach hohen Bildungsidealen. Es ist ja gewiss unzweifelhaft, dass es vielen dieser kleinen Fürsten und Tyrannen nicht eben heiliger Ernst war mit ihrem Mäcenatenthume, sondern dass sie sich desselben oft genug als eines Deckmantels innerer Hohlheit und unlauterer Bestrebungen bedienten, dass ihre zur Schau getragene Begeisterung für Wissenschaft und Kunst bei genauerer Betrachtung nur als das kunstvolle Product raffinirtester Heuchelei sich darstellt — nichtsdestoweniger haben auch sie als unfreiwillige Arbeiter dazu beigetragen, den stolzen Tempel der Renaissance zu erbauen und zu schmücken. Die Schönheit eines Gebäudes aber wird dadurch nicht beeinträchtigt, dass ein Theil der Werkleute nur mit innerem Widerstreben und nothgedrungen die Steine zusammengetragen und auf einander gefügt hat. Ungleich schlimmer war es und schwer geschädigt, ja geradezu vergiftet hat es den innersten Kern der Renaissancecultur, dass sich in der Brust vieler ihrer Träger und Förderer (und durchaus nicht der fürstlichen allein) mit nicht erheuchelter Begeisterung für Wissenschaft und Kunst die tiefste Unsittlichkeit seltsam mischte — doch davon zu reden, wird sich später nur allzu oft Gelegenheit bieten.

Wir nehmen nach diesen Betrachtungen den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Petrarca langte am 6. April 1341 in Rom an. Vergebens forschte er dort nach seinem Freunde, dem königlichen Bevollmächtigten Giovanni Barili, welcher sich unterwegs aus unbekanntem Grunde von ihm getrennt, aber noch vor ihm in Rom einzutreffen versprochen hatte [1]). Die Sache war unangenehm genug, da die Krönung einerseits nicht füglich ohne ihn vollzogen, andererseits aber auch nicht über den nahe bevorstehenden Ostersonntag, den 8. April, hinaus verschoben werden konnte, indem mit diesem Tage Orso's dall' Anguillara senatorische Gewalt ablief [2]). Petrarca sandte noch am Ostersonnabende, um Barili aufzusuchen, einen Boten aus, aber dieser kehrte nach langem Ritte an den campanischen Küsten ermüdet und unverrichteter Dinge zurück: Barili war nicht zu finden, er war, wie man später erfuhr, in der Nähe von Anagni in Räuberhände gefallen, aus denen er nicht so rasch sich zu lösen vermochte. So musste Petrarca nothgedrungen sich entschliessen, die Feierlichkeit trotz der Abwesenheit des einen der königlichen Stellvertreter vor sich gehen zu lassen und sie wurde denn auch, wie bestimmt, am Ostersonntage vollzogen.

Es ist auffällig genug, dass Petrarca den höchsten Ehrentag seines Lebens, den Tag, den er so heiss ersehnt hatte und auf den er wol stets mit freudiger Genugthuung zurückblickte, niemals, so viel wir wissen, einer eingehenden Erzählung gewürdigt hat. Sollte er vielleicht das betreffende Schriftstück im späteren Alter bei einer Durchsicht seiner Papiere ver-

[1]) Dies und das nächst Folgende nach Ep. poet. lat. II 1 erzählt.

[2]) Petrarca sagt dies ganz ausdrücklich in der erwähnten Epistel v. 22–26 und es muss die Annahme eines von ihm begangenen Irrthums vernünftigerweise ausgeschlossen bleiben. Nach der von Gregorovius (VI p. 201 Note 3) angeführten päpstlichen Urkunde blieben jedoch Orso und Giordano Orsini mindestens bis zum 23. Juli 1341 in ihrem Amte. Es ist nicht recht abzusehen, wie dieser Widerspruch zu lösen sei. Sollten vielleicht Orso und Orsini ihre Gewalt oder doch den executiven Theil derselben alternirend ausgeübt haben?

nichtet haben, um ein gravirendes Denkmal seiner Eitelkeit zu zerstören? Möglich ist das, aber nicht recht glaublich. Die allgemeinen Vorgänge der Krönung schildert er in einer poetischen Epistel (II 1), welche an Giovanni Barili gerichtet ist, und dann noch einmal in der dritten Ekloge, hier aber unter der Hülle einer schwer verständlichen Allegorie. In einem nach der Krönung an den König Robert gerichteten Briefe [1]) gedenkt er der Feierlichkeit nur mit wenigen Worten, den König auf den mündlichen Bericht seines zweiten Stellvertreters verweisend. So sind wir über die Einzelheiten der merkwürdigen Feier leider nicht authentisch unterrichtet und, was wir von ihnen wissen, können wir einzig aus dem sehr summarischen und etwas verworrenen Berichte entnehmen, den Lodovico Monaldesco in seinen, übrigens nicht eben sonderlich glaubwürdigen, „römischen Annalen“ darüber gibt [2]) und welcher in der Uebersetzung ungefähr folgendermassen lautet: „In dieser Zeit vollzog Messer Urso die Krönung des Messer Francesco Petrarca, des edlen Dichters und Gelehrten, und sie ging auf dem Capitole in folgender Weise vor sich. Zwölf Knaben, in Scharlach gekleidet, ein jeder fünfzehn Jahre alt und alle Söhne vornehmer Edelleute und Bürger, (gingen an der Spitze des Festzuges und) [3]) declamirten viele Verse, von eben diesem Petrarca gedichtet, zum Ruhme des (römischen) Volkes. Nach ihnen kamen sechs Bürger [4]), in grünes Tuch gekleidet und Kränze von verschiedenartigen Blumen tragend. Dann schritt der Senator einher, das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, und, nachdem er sich auf den Sitz im Saale des Assettamento niedergesetzt hatte, wurde Messer Francesco Petrarca unter Trompeten- und Pfeifenschall gerufen und er

---

[1]) Ep. Fam. IV 7.

[2]) bei Muratori, XII p. 540.

[3]) Die in Klammern eingeschlossenen Worte sind ergänzende Zusätze, welche, um den Zusammenhang besser hervortreten zu lassen, von uns eingefügt worden sind und deren Inhalt übrigens als selbstverständlich betrachtet werden darf.

[4]) Monaldesco nennt die Geschlechtsnamen der einzelnen Bürger sowie vorher der Knaben, wir lassen sie als für unsern Zweck unwesentlich aus.

trat hervor, angethan mit einem langen Gewande, und rief dreimal: ‚es lebe das römische Volk, es leben seine Senatoren und Gott erhalte sie bei ihrer Freiheit!‘ und dann liess er sich vor dem Senator auf das Knie nieder; dieser aber sagte: ‚ich kröne zuerst die Tugend‘ und nahm den Kranz von seinem Haupte und setzte ihn dem Messer Francesco auf und dieser declamirte ein schönes Sonett zum Preise der tapferen alten Römer. Und es ward die Feier geendet zum grossen Ruhme des Dichters, denn das ganze Volk rief: ‚es lebe das Capitol und der Dichter!‘ “

Die grosse Lückenhaftigkeit dieses Berichtes, der eben nur auf vagen Jugenderinnerungen des vermuthlich um 1327 geborenen [1]) Monaldesco zu beruhen scheint, wird man am besten erkennen, wenn man damit Petrarca's eigene, freilich, wie schon bemerkt, sehr allgemein gehaltene Schilderung vergleicht, welche er in der oben angeführten poetischen Epistel an Giovanni Barili entwirft: „Es strömen die plötzlich gerufenen Römer zusammen und das Capitol ertönt von dem Gewirre froher Stimmen, selbst seine Mauern und sein altergraues Dach scheinen sich zu freuen. Es ertönten die Trompeten: das schaulustige Volk drängt sich eifrig in dichten Schaaren zusammen und, wenn ich mich nicht täusche, sah ich da, wie Thränen freudiger Rührung den Freunden die Wangen benetzten. Ich steige die Stufen empor: die Trompeten schwiegen und das Gemurmel der Menschenmassen verstummte mit einem Male. Ein Spruch Virgils, der in den Sinn mir kam, gab Anlass mir zu kurzer Rede — — — Hierauf begann der beredte Orso zu sprechen und endlich krönte er mich unter den Jubelrufen des Volks der Quiriten mit dem delphischen Zweige. Sodann erhob mich Stefano [2]) — keinen grösseren Mann als ihn hat in unserer Zeit das Geschick, keinen Rom hervorgebracht — mit ehrendem Lobe. Schamgefühl bedrängte hierbei mein Herz und röthete mein Antlitz, denn solche hohe

---

[1]) vgl. Muratori XII p. 527.

[2]) Es ist natürlich der alte Stefano Colonna gemeint.

Ehren belasteten meine ihrer unwürdige Brust und erfreuten sie doch zugleich, denn Alles galt ja Siciliens Könige, nicht mir, denn wer bin ich? aber doch war ich durch sein erhabenes Urtheil für würdig erklärt worden. Es bekleidete mich an diesem festlichen Tage des Königs wallendes Gewand, welches er von den eigenen Schultern genommen und mir zu tragen verliehen hatte, es erinnerte mich nun an meinen Herrn und war mir ein ehrendes Zeugniss seiner so grossen Gunst. — — Gemeinsam steigen wir, nachdem Alles vollendet, vom Capitole herab und ziehen von da zu St. Peters Schwelle und es hängt nun mein Lorbeerkranz an dem heiligen Altare als ein Gott erfreuendes Erstlingsopfer [1]." Beschlossen wurde die ganze Feier mit einem festlichen Mahle, welches der greise Stefano Colonna in seinem Palaste bei der Apostelkirche hatte zurüsten lassen [2]. So endete eine Feierlichkeit, in welcher sich antike, mittelalterliche und moderne Elemente so seltsam mischen, dass sie als eine wunderliche theatralische Scene erscheinen könnte, wenn sie nicht bei alledem doch so erhaben wäre. Petrarca's Dichterkrönung ist ein Ereigniss, welches einzig dasteht in den Annalen nicht etwa nur der Stadt Rom, sondern des ganzen Menschengeschlechtes, sie ist ein welthistorisches Ereigniss im vollsten Sinne des Wortes. Wohl haben Dichterkrönungen auch vor und mehr noch nach dem 8. April 1341 stattgefunden, aber es waren dieselben ausnahmslos entweder schablonenhaft ertheilte akademische Auszeichnungen oder localpatriotische Feierlichkeiten oder auch steife Hofceremonien, und wie sehr sie jeder tieferen inneren Bedeutung ermangelten, erhellt schon daraus, dass die Litteraturgeschichte die Namen der meisten gekrönten Dichter entweder gar nicht oder doch nur mit wenig ehrenvollen Bemerkungen verzeichnet hat.

[1]) Wir unterlassen es absichtlich, die beiden im Texte gegebenen Schilderungen zu einem einheitlichen Gesammtbilde zu verschmelzen, da dies bereits von Gregorovius (VI p. 211 ff.) so meisterhaft gethan worden ist, dass jeder weitere Versuch nur eine unvollkommene Nachahmung sein könnte.

[2]) Diar. gentil. Delph. bei Muratori III 2. p. 843.

Pedantische Correctheit der Form und Correctheit der politischen, bezugsweise der religiösen Gesinnung, das sind fast die einzigen Eigenschaften, durch welche sich die grosse Mehrzahl der zahllosen lorbeergeschmückten Poeten in höchst zweifelhafter Weise ausgezeichnet hat. Der Lorbeer ward geradezu eine Prämie der geistlosen schulmeisterlichen Mittelmässigkeit.

Ganz anders aber verhält es sich mit Petrarca's Krönung, welche schon dadurch eine eigenartige hohe Bedeutung gewann, dass sie in Rom, der idealen Hauptstadt des Abendlandes, der Krönungsstadt der römischen Kaiser vollzogen ward, obwol Petrarca weder durch seine Geburt noch durch seinen Wohnsitz Rom angehörte. Es trat dadurch die Feierlichkeit aus dem engen Rahmen eines localen und selbst auch eines nationalen Festes heraus und erhielt einen universalen Charakter. Es ward in Petrarca nicht der römische, auch nicht der italienische Dichter auf dem Capitole gekrönt, sondern der Dichter, der der ganzen Menschheit angehört und, aller Liebe zu seinem Vaterlande unbeschadet, sich nicht einpfercht in die den Genius beengenden Schranken einer Nationalität oder gar eines städtischen Weichbildes. Es könnte dem zu widersprechen scheinen, dass nach Monaldesco's Berichte, wie wir sahen (S. 172), die Knaben Verse zum Preise Roms declamirten, welche Petrarca gedichtet hatte. Indessen, abgesehen davon, dass Monaldesco's Zeugniss nichts weniger als zuverlässig ist, so muss durchaus bezweifelt werden, dass diese Verse etwa italienischen Gedichten Petrarca's entnommen gewesen seien, denn solche, welche Rom ausschliesslich verherrlichen, finden sich im ganzen Canzoniere nicht und haben auch wol nie existirt, von den beiden patriotischen Canzonen aber „Italia mia“ und „Spirto gentil“, an welche man, da sie indirect wenigstens Roms Grösse feiern, erinnert wird, war die erstere im Jahre 1341 noch nicht gedichtet [1]), die letztere aber wegen ihrer gar zu speciellen Beziehungen auf den jungen Stefano Colonna [2])

[1]) vgl. Carducci, Rime di Fr. P. sopra argom. stor. moral. e div., p. 104.

[2]) Dass sie an diesen (und nicht, wie gewöhnlich angenommen wird,

schwerlich zum öffentlichen Vortrage geeignet; ferner aber scheint es uns selbstverständlich, dass die ganze Feierlichkeit, welche ja eine Erneuerung altrömischer Sitte sein sollte, in der damals ohnehin bei öffentlichen Acten allgemein üblichen lateinischen Sprache vollzogen wurde. Wir meinen demnach, dass, wenn wirklich von jenen Knaben „viele Verse Petrarca's zum Preise Roms" declamirt worden sein sollten, dies lateinische Verse waren, welche man vermuthlich den beiden poetischen Episteln an Papst Benedict XII[1]) um so lieber entnommen hatte, als in ihnen der sehnsüchtige Wunsch der Römer nach der ihnen materielle Vortheile verheissenden Rückkehr der Curie so beredten Ausdruck fand. In diesen Gedichten aber wird Rom nicht von einem localpatriotischen, sondern von einem universalhistorischen und humanistischen Standpunkte aus verherrlicht und es konnte demnach ihr Vortrag auch der Feier durchaus keinen communal beschränkten und engherzigen Charakter aufdrücken. Petrarca's Krönung besass eben eine universale Bedeutung: man verherrlichte durch sie symbolisch den Wiedererwecker einer alten und den Begründer einer neuen Cultur, man feierte die Neugeburt der abendländischen Welt, von welcher man ahnte, dass sie bald sich vollziehen werde. Es war ein Frühlingsfest der Menschheit, an welchem man zuerst die erquickende Luft edler Gesittung athmete und das erste, noch scheue Entfalten herrlicher Blüthen der Bildung mehr noch ahnte, als schaute.

Die oft aufgeworfene Frage, ob Petrarca des Dichterlorbeers, den der grosse Dante vergebens erstrebt hatte[2]), würdig gewesen sei, muss sowol verneint als auch bejaht werden, je nachdem man sie im engeren oder im weiteren Sinne fasst. Erwägt man, dass von Petrarca's Dichtungen damals erst Weniges vorlag, zumal von seinen lateinischen, welche doch in erster Reihe in Betracht kamen, dass er Nichts weiter

---

an Cola di Rienzo) gerichtet und um 1335 gedichtet ist, hat nun wol, nach Salvatore Betti's Vorgang, Carducci l. l. p. 42—63 endgültig bewiesen.

[1]) Ep. poet. lat. I 2 u. 5.

[2]) Parad. I v. 25 f. u. XXV 7 ff.

geschrieben hatte, als ein Bruchstück der „Africa“, einige lateinische Episteln in Versen und einen leider nicht genau zu bestimmenden, aber sicherlich nicht beträchtlichen [1]) Theil des Canzoniere, so wird man nicht umhin können, zu sagen, dass ihm der Lorbeer mindestens vorzeitig verliehen wurde, wie er später auch selbst es einmal bekannt hat [2]). Ganz anders aber wird unser Urtheil sich gestalten müssen, wenn wir es von einem freieren und minder einseitigen Standpunkte aus abgeben. Der Lorbeerkranz wurde — das darf man nicht vergessen — durchaus nicht allein dem Dichter, sondern auch dem Gelehrten, dem „Historiker“ Petrarca zugesprochen, wie das Dichterdiplom ausdrücklich bezeugt. Man wollte nicht nur den Mann ehren, den die Musen liebten und mit der Gabe lieblichen Gesanges begnadet hatten, sondern ebenso auch und vielleicht mehr noch den begeisterten Forscher, der eine halbvergessene grosse Vergangenheit auf's Neue zu erschliessen und in beredten Worten den Zeitgenossen zu schildern verstand, den grossen Gelehrten, der zuerst wieder die Schriftwerke des Alterthums mit vollem Verständnisse las und ihre hohe Idealität erkannte, den Hohenpriester der Wissenschaft endlich, welcher der staunenden Welt ein neues Evangelium der Bildung verkündete und neue Pfade der Cultur ihr anwies. Der Vater des Humanismus war es, der Begründer der Renaissancebildung, welcher auf dem Capitole die Krone eines geistigen Königthumes empfing, — und wer möchte verneinen, dass Petrarca dieser Krone würdig war?

Vorbedeutend war es, dass, so viel wir wissen, bei dem Feste auf dem Capitole kein Priester thätig war. Die neu entstehende Cultur, deren Wiegenfest man feierte, sollte ja die mündig gewordene oder doch sich mündig glaubende Menschheit loslösen von den Fesseln kirchlicher Autorität, der naive fromme Glaube sollte schwinden und der sich selbst wieder-

---

[1]) Man beachte, dass im Jahre 1341 der schönste Theil des Canzoniere, die Rime in morte di Madonna Laura, noch gar nicht gedichtet sein konnte.

[2]) Trionfo d'amore III v. 80.

gegebene Mensch, der eigenen Kraft vertrauend, auf den Schwingen der Vernunft den hohen Zielen des Erkennens nachstreben, zu denen ihn bisher die Kirche auf den Fittigen der religiös erregten Phantasie getragen hatte. Petrarca freilich, persönlich fromm nach mittelalterlicher Art, weihte nach beendeter Feier seinen Lorbeerkranz dem Altare St. Peters. Ward damit vorgedeutet, dass der durch die Renaissance aus der mittelalterlichen Kirche herausgetretene Mensch einst nach langem Ringen aus freier Entschliessung zu ihr zurückkehren werde, dass der Glaubenslosigkeit ein um so innigerer Glaube folgen werde? warf das sechszehnte Jahrhundert, das Zeitalter der glaubensstarken Reformation und der glaubenseifrigen Gegenreformation, im Voraus seine Schatten? — — — —

Monaldesco berichtet, wie wir sahen (S. 173), dass Petrarca, nachdem er den Kranz empfangen, ein schönes Sonett zum Preise der tapfern alten Römer vorgetragen habe. Diese Nachricht scheint uns höchst unglaubwürdig. Ein derartiges Sonett findet sich nicht in Petrarca's Liedersammlung und es wäre höchst auffallend, wenn es in diese nicht aufgenommen worden sein sollte. Ueberdies ist es in Anbetracht der damaligen Zeitverhältnisse wenig glaublich, dass Petrarca bei einer so feierlichen Gelegenheit in anderer Sprache als in lateinischer gesprochen haben sollte, zumal er immer eine Verachtung der Vulgärsprache affectirte. Es wird ein Irrthum Monaldesco's anzunehmen sein, der sich leicht daraus erklären lässt, dass man sehr bald nach Petrarca's Tode in ihm nur noch den grossen Dichter bewunderte und demnach recht gut glauben konnte, er müsse bei seiner Krönung zum Mindesten ein italienisches Sonett declamirt haben.

Die lateinische Rede, welche Petrarca auf dem Capitole vor dem Senator und der versammelten Menge hielt, ist uns erhalten, indessen erst neuerdings, bei Gelegenheit des Erinnerungsfestes im Jahre 1874, herausgegeben worden[1]. Als Thema für dieselbe erwählte sich Petrarca die Worte

[1] Scritti inediti di Fr. P. ed. A. Hortis (Triest 1874). p. 311—328.

Virgils: „sed me Parnassi deserta per ardua dulcis Raptat amor“ [1]), er feierte also die Liebe zur Dichtkunst, welche den wahren Dichter antreibt, auch Schwieriges zu unternehmen und durchzuführen.

Diese Rede nun, sicherlich keine Frucht augenblicklicher Eingebung, sondern, wie schon die massenhaften Citate aus lateinischen Autoren beweisen, das Product einer wohl durchdachten Arbeit, ist in formaler Beziehung wenig erquicklich, indem auf sie der mittelalterliche pedantische Schematismus gekünstelter und spitzfindiger Partitionen und Distinctionen angewandt ist und überdies ihre Latinität sich durchaus nicht durch Eleganz und harmonischen Fluss auszeichnet. Desto interessanter ist sie in Bezug auf ihren Inhalt, indem sie uns lehrt, wie Petrarca über das Wesen und den Werth der Poesie dachte und mit welchen Gründen er seine Bewerbung um den Dichterlorbeer vor den Augen der Welt rechtfertigen wollte. Wir können es um desswillen uns nicht versagen, sie in einem kurzen Auszuge, jedoch mit völliger Beiseitelassung der schematischen Form, hier wiederzugeben.

Drei Gründe — so beginnt Petrarca nach einigen allgemeinen Bemerkungen und nach Anrufung des göttlichen Namens und der heiligen Jungfrau — hätten ihn von der Betreibung der Dichtkunst zurückschrecken können. Zunächst der Umstand, dass die Poesie weit schwieriger sei, als die übrigen Künste [2]), denn, während für die erfolgreiche Betreibung der letzteren nur Fleiss und Studium erforderlich seien, werde für die erstere auch eine innere göttliche Begabung erfordert. Ferner sei hindernd, dass, während einst, namentlich unter des Augustus Regierung, die Dichter hoch geehrt worden seien, in der Gegenwart die Lage derselben eine sehr bedrängte sei. Endlich sei gerade ihm persönlich die Ausübung der Dichtkunst besonders erschwert worden, da er mit materieller Noth habe

[1]) Verg. Georg. III 291 f.

[2]) Es ist hierbei zu berücksichtigen, dass das lateinische „ars“ einen viel weiteren Sinn besitzt als das deutsche „Kunst“.

ringen müssen, der Dichter aber für sein Schaffen bekanntlich einer behaglichen äusseren Lebensstellung dringend bedürfe. Wie also die genannten drei Gründe ihn von der Pflege der Dichtkunst hätten abhalten müssen, so beruhe die Liebe, mit welcher er nichtsdestoweniger sie betrieben habe, ebenfalls auf drei Gründen, welche seien das Interesse für die Ehre des Staates, das Streben nach eigenem Ruhme und der Wunsch, Andere zur Thätigkeit anzuspornen.

Dem römischen Staate und insbesondere der Stadt Rom, welche nach Cicero „aller Länder Herrscherburg" sei, gereiche es zur hohen Ehre, dass die lang vergessene Sitte der Dichterkrönung wieder auflebe, nachdem zuletzt, vor dreizehn Jahrhunderten, Papinius Statius[1]) zur Zeit Domitians die Krone empfangen habe. Auch freue er sich, dass es gerade ihm beschieden sei, den alten schönen Brauch wieder zu erneuen, und mit besonderer Freude erfülle es ihn, dass er dies in Rom thun dürfe, wo so viele berühmte Dichter gelebt hätten. Desshalb habe er auch, als er gleichzeitig nach Rom und Paris zur Krönung eingeladen worden sei, dem ersteren den Vorzug gegeben. So glaube er für die Ehre des römischen Staates gesorgt zu haben.

Die Begierde nach Ruhm und die Liebe zu demselben sei so allgemein, dass er sich des Bekenntnisses, dass auch er sie besitze, nicht schäme. Er hoffe aber, dass die seinem Streben zu Theil gewordene Auszeichnung auch Andere zu dem gleichen Streben anregen werde. Es würden demnach die drei Gründe, welche ihm die Beschäftigung mit der Dichtkunst widerriethen, durch drei Gegengründe aufgewogen, und dass er diese habe auffinden können, halte er für einen Beweis des ihm von Gott, „dem Meister jeder Kunst und Spender des Geistes", wie Persius ihn nenne, verliehenen Ingeniums. Hierauf wendet sich

[1]) Im lat. Texte steht „Statius Pampineus", ein grober Schnitzer, den man nicht Petrarca, sondern nur den Abschreibern zur Last legen darf. Uebrigens beweist die Stelle, wie selbst Petrarca von den Dichterkrönungen des Alterthums nur eine sehr unbestimmte Kenntniss besass.

Petrarca dazu, die Aufgabe, welche der Dichter zu lösen habe, darzulegen. Er bestimmt diese, ausgehend von einer von Lactanz[1]) aufgestellten Definition, dahin, dass der Dichter physische oder moralische oder historische Thatsachen mit dem Schleier der Fiction verhüllen d. h. also allegorisch darstellen solle, so dass zwischen ihm, dem Dichter, einerseits und dem Historiker oder dem Moralphilosophen oder auch dem Physiker andererseits derselbe Unterschied bestehe wie zwischen dem heiteren und dem bewölkten Himmel: in beiden Zuständen des Himmels sei das Sonnenlicht an sich gleich klar und intensiv, aber dem Auge des Beschauers erscheine es verschieden. Die Poesie sei um so „süsser", je schwieriger die in ihr verborgene Wahrheit aufzufinden sei, denn das mit Mühe Gefundene erfreue am meisten. Einem Dichter, der so zu dichten verstehe, werde als Lohn der Ruhm und seines Namens Unsterblichkeit zu Theil. Hohes Verdienst erwerben sich die Dichter überdies dadurch, dass sie die Namen und Thaten tüchtiger Männer vor der Vergessenheit bewahren. Es haben daher viele grosse Männer und Helden die Dichter geehrt, um durch sie unsterblichen Ruhm zu erlangen; diejenigen aber, welche die Sänger verachteten oder ihrer entbehren mussten, sind ruhmlos dunkler Nacht des Vergessens anheimgefallen.

Den Schlusstheil der Rede bildet eine Darlegung der Gründe, wesshalb gerade der Lorbeer geeignet erscheine, eine Auszeichnung der Dichter zu sein.

Der Duft, den der Lorbeer aushauche, sei ein Symbol des edlen Ruhmes und daher gebühre der Lorbeerkranz den Herrschern und Dichtern, denn beide erstreben den Ruhm, wenn auch auf verschiedenen Wegen, indem die ersteren durch körperliche, die letzteren durch geistige Tüchtigkeit ihn zu erlangen suchen.

---

[1]) Lactant. Institut. I: „(Aufgabe des Dichters ist) ut ea, quae vere gesta sunt, in alia specie obliquis figurationibus cum decore aliquo conversa traducat, totum autem, quod referat, fingere, id est ineptum esse et mendacem potius quam poetam". Eine überaus wichtige Stelle, auf welche wir noch später werden zurückkommen müssen.

Ein weiterer Grund sei, dass der Lorbeer reichlichen Schatten spende und zur Ruhe einlade: so gewähre er den Herrschern nach mühevollen Kämpfen, den Dichtern nach anstrengenden Arbeiten die ersehnte Rast.

Die Blätter des heiligen und ehrwürdigen Lorbeerbaumes seien sowol selbst jedem Verderben unzugänglich als auch bewahren sie Bücher und andere Gegenstände, in welche sie eingelegt werden, vor dem Verderben: so auch schützen die Gesänge des Dichters den eigenen und den fremden Ruhm vor dem Untergange.

Wer unter dem Lorbeerbaum entschlummere, schaue wahre Träume: daher sei er so recht der Baum der Dichter, von denen man ja sage, dass sie auf dem Parnass zu träumen pflegen.

Der Lorbeerbaum sei dem Apollo, dem Gotte der Dichter, geweiht: sollte er nicht schon um desswillen der Baum der Dichter sein?

Der Lorbeerbaum sei immergrün: daher gewähre er Herrschern und Dichtern einen passenden Schmuck, denn das Immergrün sei das Symbol der Unsterblichkeit des Ruhmes.

Der Lorbeerbaum werde nicht vom Blitze getroffen: auch diese Eigenschaft sei ein Symbol der Unsterblichkeit und mache ihn geeignet, Herrscher und Dichter geziemend zu schmücken.

Aus allen diesen Gründen sei denn der Lorbeer von den alten Römern zur Krönung der Herrscher und Dichter angewandt worden, wie durch unzählige Zeugnisse bewiesen werde. Noch Vieles, schloss Petrarca seine Rede, sei zu sagen über die Arten und Ursprünge der Poesie, doch er wolle abbrechen, um die Geduld seiner Zuhörer nicht allzu lange in Anspruch zu nehmen und erbitte sich aus den Händen des Senators den Lorbeerkranz.

Gar Manches mag uns in dieser Rede seltsam, um nicht zu sagen absurd, erscheinen, wenn wir dieselbe von dem Standpunkte des heutigen Geschmackes aus beurtheilen wollen. Legen wir aber an sie, wie es sich gebührt, den objectiv-

historischen Maassstab, so werden wir nicht umhin können, in ihr ein merkwürdiges Litteraturdenkmal zu erblicken, welches, halb das Gepräge des Mittelalters halb dasjenige der Renaissance an sich tragend, als ein Grenz- und Markstein auf der Scheide zweier Bildungszeitalter steht.

Ueber die vollzogene Dichterkrönung stellten die römischen Senatoren Petrarca ein Diplom aus, durch welches ihm zugleich das römische Bürgerrecht verliehen und die Befugniss ertheilt wurde, sowol in Rom als auch anderwärts die Dichtkunst und die Kunst der Geschichtschreibung sowie die dazu gehörigen Disciplinen vollkommen frei und ungehindert in Wort und Schrift zu lehren, die Schriftsteller des Alterthums zu erklären und eigene Schriften zu verfassen und zu veröffentlichen. Man sieht, die Dichterkrönung besass auch eine recht praktische Bedeutung: sie war eine Art Habilitation, indem sie dem Gekrönten die in damaliger Zeit unter Umständen materiell sehr einträglichen Berechtigungen eines Universitätslehrers verlieh. Es ist das Dichterdiplom aber auch noch in anderer Hinsicht merkwürdig. Wir haben es da mit keinem trockenen, in hergebrachten Formeln abgefassten Actenstücke zu thun, sondern finden darin auch eine Untersuchung über den Werth und das Wesen der Poesie sowie über die Motive des Vollzugs der Dichterkrönung. Was darin gesagt wird, stimmt mit den von Petrarca selbst in seiner Rede aufgestellten Sätzen zu auffallend überein, als dass hier bloss das Spiel des Zufalls gewaltet haben könnte und die Vermuthung liegt nahe, dass das Diplom unter Zugrundelegung der Rede verfasst worden sei, worauf auch das Datum V Id. Apr. = 9. April hinzudeuten scheint [1]).

So hatte denn Petrarca als Dichter und als Gelehrter den Meisterbrief empfangen und den Gipfel äusserer Ehre erstiegen, freilich aber musste er bald empfinden, dass die Lorbeerkrone auf seinem Haupte auch schmerzliche Dornen an sich trage und

[1]) vgl. oben Seite 166. Anm. 7. Das Diplom ist unter dem Titel „Privilegium laureae receptae“ in den baseler Ausgaben abgedruckt.

musste lernen, dass, wer über die grosse Menge der Durchschnittsmenschen sich erhebt, den Pfeilen des Neides und der Verleumdung bloss gestellt wird[1]. Solche Erfahrung mochte für ihn um so herber sein, als er trotz der affectirten Verachtung des Dichterkranzes, die er zur Schau zu tragen liebte[2], doch den Besitz desselben als ein hohes Gut und ein wirkliches Glück betrachtete[3] und im Ernst wol nie gezweifelt hat, solcher ehrender Auszeichnung würdig zu sein, wenn ihm auch einmal das Geständniss entschlüpfte, dass er vielleicht den Lorbeer zu früh empfangen habe[4].

---

[1]) vgl. Ep. Fam. IV 4. 5. 6. 7. 8. 9.
[2]) z. B. de remed. utr. fort. I 46.
[3]) vgl. de cont. mundi III p. 403.
[4]) Trionfo d'amore III v. 80.

Fünftes Capitel.

Parma und Vaucluse.

Schon wiederholt sind wir in unserer Erzählung der fragwürdigen Gestalt Azzo's di Correggio begegnet und jetzt tritt sie auf's Neue an uns heran.

Der ruhelose Ehrgeiz dieses Mannes missgönnte den Scaligeri die Herrschaft über Parma und es dünkte ihm ein erstrebenswerthes Ziel, selbst zu dem, wenn auch nur zeitweiligen und getheilten, Besitze der Tyrannis zu gelangen. Die Verwirklichung dieses Wunsches war nicht allzu schwer, da von den italienischen Fürsten die anwachsende Macht der veronesischen Tyrannen mit Neid und Besorgniss betrachtet und von den Parmensern selbst der harte Druck der Fremdherrschaft nur unwillig ertragen ward. So fand denn Azzo, als er im Beginn des Jahres 1341 den König Robert von Neapel, die Gonzaga von Mantua, mit denen er sich verschwägert hatte, und Luchino Visconti von Mailand für seinen Plan zu gewinnen suchte, bereitwilliges Gehör und der mailänder Herrscher versprach ihm sogar materielle Unterstützung, wogegen Azzo freilich seinerseits geloben musste, Parma nach vier Jahren dem Visconti abzutreten — ein seltsamer Vertrag, der recht deutlich zeigt, wie ein kurzsichtiger Ehrgeiz um eines augenblicklichen Vortheiles willen die ganze Zukunft zu

opfern geneigt ist. Auch des Papstes Gunst verstand Azzo sich zu gewinnen, wahrscheinlich, indem er zu erkennen gab, dass er ein fügsamerer Lehnsträger der Kirche sein werde, als die stolzen Scaligeri es waren. Während Azzo auswärts thätig war, bereiteten seine Brüder Giovanni, Guido und Simone in der Stadt Alles zur Erhebung vor. So kam denn endlich in der Nacht vom 22. zum 23. Mai 1341 das seit lange und, wie es scheint, mit grosser Umsicht geplante Unternehmen zur Ausführung. Zunächst entstand unter Giovanni's di Correggio Führung ein Volksauflauf an der Brücke San Gervasio, doch ward dieser von dem energischen veronesischen Podestà Boneto, der sofort mit 600 Bewaffneten herbeieilte, unschwer unterdrückt und Giovanni selbst gefangen genommen. Doch auch an einem anderen Punkte der Stadt, in der Nähe der alten Arena, war die Empörung ausgebrochen und hatten sich die Rebellen, von Guido und Simone di Correggio geleitet, bereits der Porta San Michele bemächtigt. Boneto begab sich unverzüglich mit seiner siegreiechn Schaar dorthin. Bis zur Morgenröthe wogte der Kampf unentschieden hin und her, da verbreitete sich plötzlich der Ruf, dass Azzo mit seinen auswärts gesammelten Truppen in die Stadt eindringe, und Boneto musste sich nun zum Rückzuge entschliessen und durch die Porta Nuova die Stadt verlassen; er begab sich, von Niemand verfolgt, nach Lucca. So war denn die Stadt von dem Joche der Scaligeri befreit und die vier Correggi ergriffen gemeinsam die Zügel der Herrschaft [1]).

Unter denen, welche am Morgen des 23. Mai [2]) 1341 mit Azzo in das befreite und jubelnde Parma einzogen, befand sich auch der neu gekrönte Dichter Petrarca und er ist es, der

---

[1]) vgl. Joann. de Cornazanis, hist. Parm. frgm. bei Muratori XII p. 742 f.

[2]) Dies Datum ergibt sich aus Ep. Fam. IV 9, womit sich sehr gut vereinigen lässt, dass Joannes de Cornazanis den 22. Mai als den Tag der Niederlage der Scaligeri angiebt, denn er berichtet selbst, dass der Kampf um die erste Nachtstunde (circa la prima hora della notte) des 22. Mai begann und in der Frühe (also des 23. Mai) endete.

durch die Canzone „quel c'ha nostra natura in se più degno“ diesem Tage eine unverdiente Unsterblichkeit verliehen hat.

Petrarca hatte nach seiner Dichterkrönung nur wenige Tage — eine bestimmtere Angabe zu machen, ist nicht möglich — in Rom zugebracht, war jedoch genöthigt gewesen, wider seinen Willen bald nach seiner Abreise dahin zurückzukehren: bewaffnete Räuber hatten ihn unweit der Mauern Roms überfallen, und nur mit Mühe war er vor ihrem Angriffe in die Stadt entronnen. Welch' grelles Streiflicht wirft das doch auf die Zustände der damaligen Zeit! Nichts konnte mit dem am vorausgegangenen 8. April auf dem Capitole gefeierten Feste schärfer contrastiren als dieser Zwischenfall. Der eben gekrönte Dichter wird fast vor den Thoren eben der Stadt, in welcher er unter dem jubelnden Zurufe der Bürger die Krone empfangen, von ruchlosen Banditen überfallen und muss sich glücklich preisen, sein Leben retten zu können! Nichts ist aber auch geeigneter als dieser Zwischenfall, um die Dichterkrönung als eine einzig dastehende und grossartige ideale Feier inmitten eines Zeitalters wilder Barbarei erscheinen zu lassen und ihr dadurch eine höhere Bedeutung zu verleihen: sie erscheint nun dem Auge des Betrachters wie ein meteorartiger strahlender Lichtglanz, rasch aufsteigend und rasch wieder schwindend, inmitten einer dunkeln Nacht, oder auch wie ein leuchtender Stern, der bereits lange Stunden vor der Sonne Aufgang den einstigen Morgen kündet.

Begleitet von einer stattlichen Schaar Bewaffneter trat Petrarca am Tage nach seiner unfreiwilligen Rückkehr zum zweiten Male seine Reise an[1]) und gelangte nun ungefährdet nach Pisa, von wo aus er am 21. April dem Könige Robert und ebenso am 29. April dem Freunde Barbato di Sulmona kurzen Bericht über seine Krönung erstattete[2]). Wie und wo er im weiteren Verlaufe seiner Reise, deren ursprüngliches Ziel doch gewiss Avignon war, mit Azzo di Correggio zu-

---

[1]) Ep. Fam. IV 8.
[2]) Ep. Fam. IV 7 u. 8.

sammentraf, ob dies zufällig oder in Folge einer bestimmten Verabredung erfolgte, entzieht sich jeder Vermuthung — genug, es geschah und Petrarca zog, wie wir bereits erzählten, gemeinsam mit Azzo in Parma ein, um, den Bitten der Correggi willfahrend, längere Zeit daselbst zu verweilen.

Wer mit Petrarca's Charakter und mit der Geschichte der Renaissance nicht vertraut ist, den mag es mit Recht äusserst befremden, dass Petrarca sich mit den Correggi und insbesondere mit dem ränkevollen und ehrgeizigen Usurpator Azzo so eng befreundete, und das überschwängliche Lob, welches in der oben erwähnten Canzone „quel c'ha nostra natura etc." Azzo gespendet wird, möchte — so könnte es scheinen — sogar an Petrarca's eigener Sittlichkeit uns zweifeln lassen. Wer indessen die einschlagenden Verhältnisse genauer berücksichtigt, wird es nicht für angezeigt finden, des Dichters Handlungsweise als unsittlich zu brandmarken. Petrarca lebte und webte in den Vorstellungskreisen des antiken Römerthums und hatte sich dermaassen in dieselben eingesponnen, dass er auch die Verhältnisse der Gegenwart, selbst unwillkürlich, sich, um den Ausdruck zu brauchen, in das Antike übersetzte und Alles, was um ihn her vorging, in dem Lichte der Antike betrachtete und mit dem aus dem Alterthume entlehnten Maassstabe maass. Was war da natürlicher, als dass ihm ein Azzo di Correggio, der Parma von der Fremdherrschaft der Scaligeri befreite, als ein moderner Brutus erschien und dass er ihn als einen solchen verherrlichen zu müssen glaubte? Es war solche Anschauungsweise um so entschuldbarer, als die Scaligeri wirklich hart und grausam in Parma gewaltet hatten, während die Correggi in dem ersten Jahre ihrer gemeinsamen Regierung die Stadt nach dem Ausdrucke des Chronisten [1]) wie Väter beherrschten und demnach in der That als rettende Befreier von einem Tyrannenjoche erscheinen konnten. Leicht also mochte Petrarca sich täuschen lassen von der bestehenden Aussenseite, welche das Unternehmen der Correggi an sich

[1]) Joann. de Cornazanis a. a. O. p. 743.

trug, und dabei übersehen, dass dasselbe im Grunde doch nichts Anderes, als ein vom nacktesten Egoismus eingegebener treuloser Gewaltstreich, eine Usurpation der gewöhnlichsten Art war. Der idealistische Nebel, in welchem er lebte, verhüllte seinem Blicke das Wesen der Dinge und liess ihn nicht wahrnehmen, dass das unglückliche Parma nun statt zweier vier Tyrannen hatte, und dass ein Azzo um keinen Deut besser war als ein Mastino. In einer ganz ähnlichen, wenn auch freilich weit verzeihlicheren Selbsttäuschung war er befangen, als er einige Jahre später den toll gewordenen Schwärmer Cola di Rienzo[1]) als den Wiederhersteller altrömischer Grösse und Herrlichkeit feierte. Es bedarf ja nun keines Beweises, dass derartige grundfalsche, weil alle realen Verhältnisse ignorirende Anschauungsweisen Petrarca's Befähigung für die praktische Politik in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen lassen, indessen darf dabei nicht übersehen werden, dass eben auf diesem einseitigen Idealismus auch Petrarca's Grösse beruht: er würde nimmer der Wiedererwecker des römischen Alterthums geworden sein, wenn er sich nicht völlig in dasselbe versenkt und darüber der eigenen Gegenwart entfremdet hätte. Mag man immerhin lächeln über des Dichters naive Träume, welche einen Azzo di Correggio und einen Cola di Rienzo verherrlichten, man wird doch zugestehen müssen, dass solche Träume eben nur aus einem für das Ideale begeisterten Haupte entspringen konnten, und das genügt, um jeden Makel von ihnen abzuwenden.

Da wir indessen wiederholt die Thatsache zu berichten haben werden, dass Petrarca mit sittlich niedrig stehenden Menschen intim verkehrte und zwar ohne dass seine Phantasie in ihnen, wie dies bei Azzo und Cola di Rienzo der Fall gewesen, die Träger grosser politischer Ideen erblickt zu haben scheint — wir denken hier namentlich an die Carrara von Padua —, so möge noch eine weitere Bemerkung hier Platz finden, welche diese uns auffallende Erscheinung zwar nicht eigentlich recht-

[1]) Dies und nicht Rienzi ist die richtige Namensform.

fertigen, aber doch erklären kann. Die Menschen der Renaissance bildeten durch ihre intensive Beschäftigung mit der formalen Seite des classischen Alterthums — denn die materiale Seite ward je länger je mehr aus nicht hier zu erörternden Gründen vernachlässigt — das ästhetische Urtheilsvermögen, die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Harmonische in allen seinen Erscheinungsformen, bis zur hohen Feinheit aus. Daher die Formenvollendung, die heitere Anmuth und Grazie, welche die Schöpfungen sowol der Litteratur als der bildenden Kunst der Renaissance fast ausnahmslos zeigen, während ihnen nur gar zu oft ein ernsterer und tieferer Gedankeninhalt mangelt. Während sich so das ästhetische Vermögen zur grossen Vollkommenheit entwickelte, verkümmerte das ethische Gefühl, schwand das sittliche Bewusstsein. Es geschah das nicht etwa, weil ästhetische und ethische Bildung unvereinbar mit einander wären — im Gegentheile, die ästhetische Bildung in ihrer höchsten Potenz, wie sie nicht die Renaissancezeit, wol aber das Griechenthum erreicht hat und vielleicht ein beglücktes Menschengeschlecht der Zukunft wieder einmal erreichen wird, kann sich nur auf einer tief ethischen Grundlage entwickeln, da ja Ethik und Aesthetik in ihrem innersten Wesen wie in ihren letzten Consequenzen identisch sind. Der Grund des Verfalls der Sittlichkeit im ästhetisch hochgebildeten Zeitalter der Renaissance war ein anderer.

Wir, die wir in unserer Gegenwart zu einer höheren Bildung zu gelangen streben, betreiben eifrig die humanistischen Studien, aber wir betrachten sie doch nur als ein, allerdings vorzüglich geeignetes Mittel, um das Ziel der Allgemeinbildung zu erreichen, und sie bilden für die Meisten, welche sich ihnen überhaupt widmen, eben nur das in früher Jugend zu durchmessende Durchgangsstadium zu irgend einer wissenschaftlichen Fachbildung. Diejenigen aber, welche das Studium der Sprachen und Litteraturen des Alterthums berufsmässig betreiben, sind von der unsere Zeit charakterisirenden Neigung zur Kritik und Analyse viel zu sehr beherrscht, als dass sie einer enthusiastischen Begeisterung für die Antike fähig wären

und in einer solchen die reale Gegenwart zu vergessen vermöchten: es sind — abgesehen von den leider zahlreichen studirten Handwerkern, denen die Wissenschaft nur ein Mittel zum Broterwerbe ist — ernste und nüchterne Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft, welche den Gelehrten von dem Menschen wohl zu sondern wissen und durch ihre gelehrten Studien sich im praktischen Leben nicht beeinflussen lassen. Wir betreiben eben, wenn man sich in Kürze so ausdrücken darf, die Alterthumsstudien nur theoretisch, nur mit dem Verstande, nicht aber mit dem Gemüthe und ohne die Tendenz, die Ergebnisse unserer Studien für die Gestaltung unserer öffentlichen und privaten Lebensverhältnisse praktisch zu verwerthen, ohne die vorgefasste Meinung endlich, dass das classische Alterthum uns für alle Gebiete des Lebens die nachahmungswerthen Ideale darbiete: es verbietet uns solchen Glauben die objectiv-historische Betrachtungsweise der Vergangenheit, welche uns anerzogen worden ist. Wir sind, wenn wir das Alterthum und seine Zustände uns zu vergegenwärtigen suchen, nur mit der einen Hälfte unserer Seele bei diesem Geschäfte, mit der anderen und grösseren Hälfte verbleiben wir in unserer Gegenwart und hegen immer den Hintergedanken, dass diese doch in vielen Beziehungen dem Alterthume unendlich überlegen sei. Wir sind stolz darauf, dass wir es so herrlich weit gebracht, bemühen uns, es noch viel weiter zu bringen, und perhorresciren den Gedanken, eine Vergangenheit, deren Schattenseiten wir kritisch zu erkennen glauben, neubeleben zu wollen. In Folge dessen bringen heute die humanistischen Studien unserem religiösen und nationalen Leben nicht die geringste Gefahr, während dies früher allerdings der Fall gewesen ist: sie sind für uns ein vortreffliches pädagogisches Jugendbildungsmittel und ein Object gelehrter Arbeit, aber Nichts weiter. Niemand wird heutzutage, weil er humanistisch gebildet ist, der Gegenwart sich entfremden oder gar mit ihr zerfallen.

Ganz anders waren die Verhältnisse des Zeitalters der Renaissance, als der Humanismus jugendkräftig war. Die damaligen Menschen gaben sich dem Studium des Alterthums

mit ungetheilter Kraft, mit glühendester Begeisterung und mit ganzer und voller Seele hin; für sie war es ein Dogma, dass das Alterthum für alle Lebensgebiete die höchsten Ideale aufgestellt habe, und für heilige Pflicht hielten sie es demnach, die nach ihrer Ansicht durchweg verfallenen und barbarischen Zustände der Gegenwart durch die Neubelebung antiker Verhältnisse zu beseitigen. Nicht partiell, sondern in seiner Totalität sollte das Alterthum wiedererweckt werden, nicht Bildungselemente sollte es liefern, sondern das einzige Lebenselement sollte es werden, nicht befruchten sollte es die moderne Zeit, sondern die moderne Zeit sollte in rückläufiger Bewegung wieder zur antiken werden, der moderne Staat und das moderne städtische Gemeinwesen sollte wieder zur römischen respublica und civitas sich gestalten, der moderne Mensch sollte zum Römer sich umformen und römisch denken, empfinden und sprechen. Es leuchtet ein, dass Menschen, welche solchem Glauben und solchem Streben huldigten, welche mit der ganzen, doch vorzugsweise auf christlicher Basis beruhenden Cultur ihrer Gegenwart brachen, natürlich damit auch, obschon unbewusst und jedenfalls unabsichtlich, mit dem Christenthume selbst und seiner religiös ethischen Weltanschauung innerlich zerfielen. Christenthum und Antike sind, wie die Weltgeschichte gelehrt hat, unvereinbar und negiren sich gegenseitig, man konnte also unmöglich auf allen anderen Lebensgebieten zur Antike zurückkehren und auf dem religiösen, doch gewiss dem wichtigsten, bei dem der Antike feindlichen Christenthume beharren, sondern entweder die Renaissance konnte nicht zum Abschlusse gelangen oder aber sie musste auch die Kirche zerstören. Der Abfall vom Christenthume und die Restauration eines irgendwie philosophisch aufgestutzten Polytheismus war die nothwendige Consequenz der Renaissance. Nun ist allerdings diese Consequenz äusserlich nicht realisirt worden, weil das Christenthum sich als zu widerstandsfähig erwies und, weit entfernt der Renaissance zu erliegen, in dem Kampfe gegen sie neue Lebenskraft und die Fähigkeit einer Verjüngung in neuen festen Formen sich gewann. Die Wogen der Renais-

sance brachen sich an dem Felsen der christlichen Kirche, den man für unterhöhlt und morsch gehalten hatte, und die Kirche verstand es, den Humanismus selbst ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Indessen, was äusserlich, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen [1]), nicht eintrat, der Abfall vom Christenthume, das musste im Innern der Herzen nur allzu oft geschehen. Man wird wol nicht irre gehen, wenn man behauptet, dass die überwiegende Mehrzahl der Humanisten des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts, also derjenigen Zeit, in welcher die Renaissance ihrem Abschlusse am nächsten war, nur äusserlich und auch dies nur aus Rücksichten weltlicher Klugheit oder Bequemlichkeit sich noch zur christlichen Kirche bekannte, während sie innerlich derselben durchaus entfremdet war und ihr entweder indifferent oder skeptisch, wenn nicht geradezu feindlich gegenüber stand. Obwol nun ein solcher Zustand der nur äusserlichen und also erlogenen Zugehörigkeit zu einer von dem Herzen nicht mehr anerkannten Kirche an sich schon tief unsittlich ist, so würde er doch vielleicht in ethischer Beziehung nicht allzu schlimm eingewirkt haben, wenn nur an Stelle der aufgegebenen christlich-ethischen Basis des Lebens eine andere gefunden worden wäre. Das geschah aber nicht. Der Polytheismus und Pantheismus des Alterthums bot eine solche nicht dar. In einzelnen philosophischen Systemen, im Platonismus und Stoicismus, würde man sie allerdings entdeckt haben, aber der die Renaissance kennzeichnende philosophische Eklekticismus und Dilettantismus verschmähte es, ein bestimmtes System sich voll und ernst anzueignen, und zur Schöpfung einer neuen, sittliche Principien aufstellenden Philosophie war er vollends unfähig. So wurde dem Humanismus der sittliche Grund und Boden entzogen, die moralischen Begriffe geriethen, zumal da sie von keinen stabilen staatlichen und socialen Einrichtungen gestützt und geschützt wurden, in Schwanken und Verwirrung, wurden irrig aufgefasst

[1]) vgl. J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien (2. Aufl. 1869), p. 409 f.

oder auch ganz geleugnet. Der Egoismus, der immer in solchen Zeiten an die Stelle des moralischen Bewusstseins tritt, wurde zum System ausgebildet, Ruhm und Lebensgenuss wurden eingestandenermaassen als die höchsten Ziele menschlichen Handelns betrachtet und als gleichgültig die Mittel, durch welche man ihnen nachstrebte. Auf Ruhm und heiteren Genuss des Daseins war das ganze Trachten der Menschen der Renaissance in letzter Instanz gerichtet, doch die hoch entwickelte ästhetische Bildung liess dasselbe nicht in seiner hässlichen Nacktheit erscheinen, sondern umkleidete es mit einem bestechenden idealen Schimmer.

Selbstverständlich ist es, dass bei derartigen sittlichen Zuständen jeder Einzelne mehr oder minder, oft völlig den ethischen Maassstab für die Beurtheilung der Charaktere und Handlungen der Anderen verlor. Man beurtheilte diese vorwiegend ästhetisch, nicht ethisch. Ebenso wenig wie von sich selbst forderte man von den Anderen, dass ihr Handeln von moralischen Motiven sich bestimmen lasse, aber wohl verlangte man, dass es ein planvoll angelegtes, einem bestimmten Ziele consequent und energisch nachstrebendes, in sich abgeschlossenes und harmonisches sei. Man betrachtete das Leben als ein Kunstwerk, welches allen Anforderungen genüge, wenn es durch seine grossartigen äusseren Constructionen einen nachhaltigen ästhetischen Eindruck zu machen geeignet sei. Nicht kümmerte man sich um die Sittlichkeit der Motive, aus denen eine Handlung unternommen, noch um die Sittlichkeit der Mittel, mit denen eine Handlung ausgeführt ward — es war genug, wenn diese Handlung das Gepräge des Aussergewöhnlichen und Grossartigen an sich trug und wenn sie den Handelnden als einen genialen Mann und Helden kennzeichnete, um sie als eine des Lobes und der Bewunderung würdige erscheinen zu lassen. Der Heroismus des Lasters ward ebenso laut gepriesen wie der Heroismus der Tugend, denn, von allen ethischen Principien abstrahirend, erblickte man in dem einen wie in dem anderen den entzückenden Ausdruck einer kraftvollen und sich ihrer selbst bewussten Individualität. So konnten

sittliche Ungeheuer wie der Papst Alexander VI. Borgia und sein noch entsetzlicherer Sohn Cesare aufrichtige Bewunderer selbst unter ernsten und persönlich ehrenhaften Männern finden [1]).

Das so eben Erörterte besitzt nun allerdings in seinem vollen Umfange keine Geltung für Petrarca's Zeit und noch weniger für Petrarca's Person. Petrarca war allerdings der Begründer der Renaissance, er war aber durchaus nicht ihr vollendeter Typus, sondern, worauf wir schon wiederholt hingewiesen haben, in vieler, namentlich aber in religiöser Beziehung, ein Mensch des Mittelalters und stand noch fest oder wollte doch wenigstens fest stehen auf dem Boden der ethischen Anschauungen des Christenthums. Indessen angehaucht war doch auch er bereits von dem Geiste der Renaissance, wie diese sich später entwickelte, auch er lief bereits Gefahr, den Ruhm an sich ohne Rücksicht auf die Motive, aus denen er erstrebt, und auf die Mittel, mit denen er gewonnen ward, als das Höchste zu bewundern und zu betrachten, auch er schon liess sich leicht blenden von der äusserlich grossartigen Erscheinung eines reich begabten und seine Ziele planvoll verfolgenden Charakters, welcher der sittlichen Wahrheit und Tiefe entbehrte. Ideal angelegt, wie er war, und in seinen Gedanken immer in eine ideale Welt sich versetzend, jagte er begierig jedem Schimmer des Idealen nach, den er in der realen Welt zu erblicken wähnte, und freute sich seines vermeintlichen Glanzes, nicht bemerkend, dass derselbe kein wirklich existirender, sondern nur der trügerische Reflex seines eigenen Idealismus war. Aus dieser seiner subjectiven Selbsttäuschung, die allerdings einer gewissen sittlichen Schwäche entsprang, erklärt es sich, dass er seine Bewunderung und seine Freundschaft zuweilen Menschen geschenkt hat, welche im Lichte einer objectiven Beurtheilung als solcher Ehre höchst unwürdig erscheinen müssen.

Nach dieser längeren, aber, wie wir meinen, nothwendigen

[1]) vgl. Gregorovius, Lucrezia Borgia I² p. 91 ff.

Abschweifung kehren wir zu unseres Dichters äusserem Lebensgange zurück.

Ueber Petrarca's ersten Aufenthalt in Parma, bis zu dessen Beginne wir unsere Erzählung geführt hatten, ist uns nur Weniges bekannt [1]), und dieses Wenige beschränkt sich auf zwei anekdotenhafte Vorfälle, die jedoch des Interesses nicht entbehren, indem der eine uns zeigt, welcher Berühmtheit selbst auch in den unteren Schichten des Volkes der Dichter schon damals — in seinem 37. Lebensjahre — sich erfreute, der andere aber uns beweist, wie wenig sein erleuchteter Geist von thörichtem Aberglauben beherrscht ward.

Zu Pontremoli im Gebiete von Perugia lebte ein alter und erblindeter Grammatiker und Schulmann, der sich wol auch einmal dilettantenhaft mit der Poesie beschäftigt hatte [2]). Dieser hegte für Petrarca, obwol er von ihm doch nur die wenigen damals bereits veröffentlichten italienischen Lieder kennen konnte, eine solche Bewunderung, dass er im Jahre 1341 auf die Kunde von des Dichters Anwesenheit in Neapel ihn persönlich aufzusuchen beschloss. So trat er denn, gestützt auf den Arm seines einzigen Sohnes, die weite Reise an und gelangte nach Neapel. Petrarca hatte indessen die Stadt bereits wieder verlassen. König Robert, der von der Ankunft des greisen, aber noch so jugendlich begeisterten Wanderers gehört hatte, liess ihn zu sich rufen und ertheilte ihm den Rath, er möge, wenn er Petrarca noch in Italien antreffen wolle, ihm schleunigst nachreisen, denn sonst werde er ihn in Frankreich aufsuchen müssen, worauf ihm der Blinde entgegnete, er werde den verehrten Dichter, wenn es nöthig sei, selbst in Indien zu finden wissen. Von dem Könige grossmüthig mit Reisegeld unterstützt, wanderte der Greis nun nach Rom, doch auch hier traf er den, welchen er suchte,

[1]) Ueber Petrarca's Aufenthalt in Parma vgl. Ronchini, la dimora del P. in Parma. Modena 1874.

[2]) Nach der von Carducci für glaubhaft befundenen Vermuthung Lelio's dei Leli wäre dieser Blinde derselbe Stramazzo da Perugia gewesen, an welchen Petrarca das Antwortssonett: „se l'onorata fronte, che prescrive" gerichtet hat (cf. Carducci, Rime etc. p. 8 ff.).

nicht mehr an. Nicht wissend, wo er jetzt Petrarca finden solle, kehrte er nach Pontremoli zurück, doch, sobald er erfahren hatte, dass der Dichter in Parma weile, brach er, jetzt ausser von seinem Sohne noch von einem Schüler begleitet, dahin auf und überschritt mitten im Winter den schneebedeckten Apennin. Wie gross war seine Freude, als er endlich den lang Gesuchten gefunden hatte! Drei Tage lang wich er nicht von Petrarca's Seite, immer und immer wieder begeistert das Haupt und die Hand dessen küssend, der die Lieder, die ihn so entzückt, gedichtet und niedergeschrieben hatte, und ihm versichernd, dass er trotz seiner Blindheit ihn klarer zu erkennen vermöge, als Andere mit sehenden Augen. Von Azzo da Correggio reich beschenkt, kehrte der Alte endlich in seine Heimath zurück [1]).

Musste das eben erzählte kleine Ereigniss Petrarca innig erfreuen, so musste das andere, welches wir nun zu berichten haben, ihn ebenso innig betrüben.

Giacomo Colonna, den er zuletzt im Jahre 1337 zu Rom gesehen und bei seiner Dichterkrönung schmerzlich vermisst hatte [2]), war im Jahre 1340 nach siebenjähriger Abwesenheit nach seinem Bischofssitze Lombes zurückgekehrt, aber nur, um dort, wahrscheinlich in Folge des rauhen Klima's, in schweres Siechthum zu verfallen, welches ihn rasch einem frühen Tode entgegenführte. Petrarca hatte in Parma gerüchtweise Kunde von des Freundes Erkrankung erhalten, indessen in so unbestimmter Form, dass er die Hoffnung auf Genesung für nicht ausgeschlossen hielt. Da geschah es, dass er, als er in seinem Gartenhause zu Parma weilte, in einer Nacht träumte, der Freund trete plötzlich und ohne Begleitung in seinen Garten ein. Er eilte ihm — so spann sein Traum sich weiter — überrascht entgegen und frug ihn nach der Ursache seines unverhofften Kommens. Der Freund antwortete nicht darauf, sondern begnügte sich, lächelnd zu sagen: „Erinnerst

---

1) Ep. Sen. XV (b. Fracassetti XVI) 7.
2) Ep. Fam. IV 6.

Du Dich noch, wie lästig Dir, als Du einst jenseits der Garonne bei mir verweiltest, die rauhe Witterung in den Pyrenäen war? Ich bin jetzt ihrer müde geworden und gehe auf Nimmerwiederkehr nach Rom". So sprechend eilte er dem Ausgange des Gartens zu und lehnte des Freundes Begleitung mit den Worten ab: „Lass es gut sein, jetzt will ich Deine Begleitung nicht". Petrarca schaute hierauf den Freund an und erkannte, dass dessen Antlitz mit der Blässe des Todes bedeckt sei. Von Furcht und Schmerz ergriffen schrie er so laut auf, dass er darüber erwachte und selbst noch den Schrei verhallen hörte. Er behielt das Datum des Tages im Gedächtnisse und nach Verlauf mehrerer Wochen erfuhr er, dass der Freund gestorben und zwar am selben Tage und zur selben Stunde, in welcher er das Traumgesicht erblickt. Giacomo's sterbliche Ueberreste wurden, wie der Traum symbolisch verkündet, mehrere Jahre später nach Rom überführt [1]).

Es wäre nach diesem seltsamen Erlebnisse wahrlich erklärlich gewesen, wenn Petrarca dem Glauben an vorbedeutende Träume und Ahnungen gehuldigt hätte, zumal da ihm auch ein anderer Traum auf gleich merkwürdige Art in Erfüllung gegangen war. Wenn er daher gleichwol sich von allem solchen Aberglauben frei erhielt und wiederholt jede Traumdeuterei als arge Thorheit kennzeichnete und auf das eifrigste dagegen polemisirte [2]), so legt das ein überaus rühmliches Zeugniss ab für seinen aufgeklärten und helldenkenden Sinn und verleiht ihm auch in dieser Beziehung ein Anrecht auf den Ehrennamen des ersten modernen Menschen. Vielleicht trat Petrarca durch Nichts so scharf und entschieden aus seinem noch in dem Banne finsterer Geistesnacht liegenden Zeitalter heraus, als durch diese gänzliche Freiheit vom Aberglauben, und er erhob sich dadurch selbst noch weit über den geistigen Horizont der späteren Renaissance, in welcher, wie das sehr erklärlich und durchaus folgerichtig war, die ganze ungeheuer-

[1]) Ep. Fam. V 7.
[2]) vgl. namentlich Rer. mem. lib. IV 4. p. 525 u. 531.

liche Superstition des römischen Alterthums neu auflebte und sich mit dem mittelalterlichen Teufels- und Dämonenglauben zu einem widerlichen und unheilvollen Gemische vereinigte [1]).

Den Aufenthalt in Parma unterbrach Petrarca zeitweilig durch eine Villeggiatur in dem bei Reggio gelegenen reizenden Selvapiana. Als er dort einst in dem dichtbelaubten, herrlichen Walde lustwandelte, ergriff ihn die Sehnsucht, durch eine grossartige Dichtung sich der Lorbeerkrone, mit welcher er kurz zuvor geschmückt worden war, auf's Neue würdig zu erweisen. Nicht besser glaubte er diesem Drange genügen zu können, als durch die Weiterführung seiner „Africa“. So begann er, abermals Hand an die grosse Dichtung zu legen, und brachte sie wirklich mit eifriger Arbeit in kurzer Zeit ihrer Vollendung nahe [2]), wie er damals wenigstens meinte, während er später freilich erkennen musste, dass es eine Täuschung gewesen sei und dass das Werk, welches seines Ruhmes unvergängliche Grundlage bilden sollte, überhaupt nicht wahrhaft innerlich vollendet werden könne. —

Im Frühjahre 1342 verliess Petrarca nach einjährigem Aufenthalte Parma, um nach Avignon und Vaucluse zurückzukehren. Wir kennen das Motiv nicht, welches ihn zur Rückreise bestimmte, haben aber auch nicht nöthig, uns mit künstlichen Vermuthungen darüber abzuquälen [3]). Nichts war natürlicher, als dass der Dichter nach langer Abwesenheit wieder einmal sein Heimwesen in Vaucluse aufsuchte, was ihm jedenfalls, selbst wenn er gern noch länger sich in Italien verweilt hätte, schon aus finanziellen Rücksichten als rathsam erscheinen mochte. Ein anderer Grund konnte leicht noch bestimmend mitwirken. Am 25. April 1342 war Papst Benedict XII. ge-

[1]) vgl. J. Burckhardt, a. a. O. p. 410—439.

[2]) Ep. ad post. p. 9 f. Ep. poet. lat. II. 17.

[3]) Die an Barbato da Sulmona gerichtete poetische Epistel III 19 kann sich keinesfalls, wie Fracassetti Lett. fam. 1 p. 530 u. V p. 456 annimmt, auf diese Rückreise nach Avignon beziehen, wie namentlich vv. 43 ff. unzweifelhaft beweisen.

storben, von Petrarca gewiss wenig betrauert, wenn anders das harte Urtheil, welches er über ihn gefällt und wodurch er ihn als einen trunk- und schlafsüchtigen Menschen bezeichnet hat[1]), der Ausdruck einer wahren Ueberzeugung und nicht bloss der rhetorische Ausfluss einer augenblicklichen persönlichen Verstimmung war[2]). Zum Nachfolger Benedicts wurde der aus einem südfranzösischen Adelsgeschlechte entsprossene Cardinal Pierre Roger, der den Namen Clemens VI. annahm, am 7. Mai erwählt und zwölf Tage später in der Dominikanerkirche zu Avignon mit bis dahin noch nie gesehener Pracht gekrönt[3]). Diese Neubesetzung des päpstlichen Stuhles musste für Petrarca grosse Wichtigkeit besitzen und wir können uns leicht vorstellen, dass er seine Abreise von Parma beschleunigte, um sich dem neuen Kirchenfürsten möglichst rasch vorzustellen und sich der Gunst desselben zu versichern. Auch Dichter sind Menschen mit menschlichen materiellen Bedürfnissen, und kein billig Urtheilender wird es tadeln, dass auch Petrarca nach einer sorgenfreien äusseren Existenz strebte, die ihm durch das Canonicat in Lombes gewiss noch nicht hinreichend gesichert worden war, und dass er also durch des Papstes Gunst irgend eine einträgliche Präbende zu gewinnen sich bemühte. Man wird dies um so weniger als eine niedrige und unwürdige Stellenjägerei bezeichnen können, als man zu erwägen hat, dass Petrarca vermöge seiner Individualität zur Bekleidung irgend eines geistlichen oder weltlichen Amtes, wie er dies selbst sehr wohl empfand, kaum befähigt war oder doch, wenn er zur Uebernahme eines solchen sich entschlossen hätte, zugleich seiner litterarischen Thätigkeit, also seinem eigentlichsten Berufe, hätte entsagen müssen und dass ihm

---

1) Epist. sine tit. 1.

2) Man darf doch nicht übersehen, dass Petrarca in der Theorie jeden avignonesischen Papst verdammte. Die objective Geschichte wird über Benedict XII. nicht ungünstig urtheilen können und mindestens anerkennen müssen, dass er den redlichen Willen besass, die Pflichten seines hohen Amtes zu erfüllen.

3) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 63 f.

demnach in einem Zeitalter, welches Buchhändlerhonorare nicht kannte und seine Dichter weder durch Subscriptionen noch durch Ehrensolde unterstützte, nur der Besitz einer kirchlichen Pfründe die Möglichkeit einer behaglichen Existenz, wie er deren für sein geistiges Schaffen bedurfte, zu gewähren vermochte. Auch darf man hierbei nicht vergessen, dass die Kirche des Mittelalters den Beruf für sich in Anspruch nahm, die Pflegerin und Schützerin der Wissenschaft und Kunst zu sein, und dass demnach der Genius ohne sich zu erniedrigen und mit gutem Rechte von ihr materielle Unterstützung fordern durfte. Wenn die Kirche Petrarca Pfründen verlieh, so erfüllte sie nur ihre Pflicht und der Dichter empfing nur, was ihm gebührte.

Es ist mehrfach behauptet worden[1]), Petrarca sei ein Mitglied jener Gesandtschaft gewesen, welche die Römer nach Clemens' VI. Inthronisation nach Avignon abgehen liessen, um den neuen Papst zu beglückwünschen und ihn um die Zurückverlegung des heiligen Stuhles nach Rom zu bitten, sowie ihm die Würde und die Amtsgewalt eines römischen Senators zu übertragen. Beweisen lässt sich diese Behauptung keineswegs[2]), aber man wird gern bekennen, dass sie die Wahrscheinlichkeit in hohem Grade für sich hat, denn warum hätten die Römer es verabsäumen sollen, die Beredtsamkeit des gefeierten Dichters, dem sie unlängst ihr Bürgerrecht verliehen hatten, für ihr Unternehmen sich zu gewinnen? und warum hätte Petrarca sich nicht gern für eine Sache gewinnen lassen sollen, für die er selbst stets begeistert gewesen war, und zu deren Ausführung nun als Mitwirkender berufen zu werden seiner Eitelkeit schmeicheln musste? Im Falle, dass Petrarca wirklich als einer der Gesandten des römischen Volkes nach Avignon gekommen ist, würde — ein merkwürdiges, folgenreiches

---

[1]) Namentlich von Tiraboschi, a. a. O. V. p. 709.

[2]) Die von Fracassetti Lett. fam. I p. 530 angeführte Stelle ist nicht bestimmt genug.

Zusammentreffen der Umstände! — Cola di Rienzo sein Reise- und Amtsgenosse gewesen sein [1]).

Wie dem aber auch sein mag, möge Petrarca ein officielles Mandat von Seiten des römischen Volkes erhalten haben oder nicht, er verfocht jedenfalls eifrigst die Interessen seiner römischen Mitbürger. Wie einst an Benedict XII., so richtete er jetzt an Clemens VI. eine lange poetische Epistel [2]), in welcher er durch den Mund der Stadt Rom selbst, die er redend einführte, den Papst ermahnte, er möge doch nach Rom, das so viele hochheilige Reliquien in seinem Schoosse berge, zurückkehren und das Beispiel Trajans nachahmen, welcher, beim Antritte eines Heereszuges von einer Wittwe um Gerechtigkeit angefleht, seinen Zug so lange unterbrach, bis er der Richterpflicht genügt hatte; wenn er aber trotz alledem in Avignon verbleiben wolle, so möge er wenigstens die durch Elementarereignisse und die Verheerungen der Zeit schwer beschädigten Kirchen Roms wiederherstellen und im Jahre 1350 das grosse Jubelfest feiern lassen.

Clemens VI. konnte aus triftigen Rücksichten der kirchlichen Politik ebenso wenig wie einst Benedict XII. dem durch Petrarca so beredt ausgesprochenen Wunsche der Römer nach der Verlegung des Sitzes der Curie nach Rom willfahren, während er die ihm angetragene senatorische Macht über die Stadt anzunehmen gern bereit war und auch die Feier des Jubelfestes für das Jahr 1350 bereitwillig zugestand. Petrarca ward überdies für seine Epistel durch Verleihung eines Priorates zu Migliarino in der Diöcese von Pisa belohnt [3]).

In Vaucluse gab sich nun Petrarca wieder seinem früheren, der Wissenschaft, der Poesie und dem Naturgenusse gewidmeten Stillleben hin, aber freilich wurde er in seiner Einsamkeit mannigfach gestört und er musste in oft recht ver-

[1]) vgl. die von Zefirino Rè (Florenz 1854) edirte anonyme Vita di Cola di Rienzo p. 18 f.

[2]) Ep. poet. lat. II 5; sie zählt 270 Verse.

[3]) Reg. Clem. VI t. I f. 285.

driesslicher Weise erfahren, dass man nicht ungestraft ein berühmter Mann ist. Nicht nur wurde er von einer wahren Sündfluth von Briefen und poetischen Zusendungen aus allen Theilen der Welt, selbst aus Griechenland und England, überschwemmt, sondern auch von Schaaren von Bewunderern in seiner Einsamkeit aufgesucht[1]). Für die zahlreichen Fremden höheren Standes, die in Avignon zusammenströmten, gehörte es zum guten Tone, eine Wallfahrt nach der Dichtereinsiedelei von Vaucluse zu unternehmen. Mochte sich auch darunter mancher tüchtige Mann befinden, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen für Petrarca erwünscht sein musste — wie z. B. jener Abt Pierre le Bercheur von Poitiers, der gelehrte Verfasser eines encyclopädischen Werkes („reductorium morale") und erste französische Uebersetzer des Livius[2]) —, in der grossen Mehrzahl waren es doch gewiss lästige Menschen, von welchen sich begaffen und ausfragen zu lassen dem Dichter peinlich genug sein musste und wofür ihn auch die etwa vorausgeschickten oder mitgebrachten kostbaren Geschenke[3]) nicht schadlos halten konnten. Ein anderes Leidwesen kam hinzu. Eine wahre Dichtermanie begann in Avignon und Umgegend epidemisch sich zu verbreiten; die geistlichen Würdenträger, Rechtsgelehrte und Aerzte an der Curie wurden vom poetischen Fieber ergriffen und drechselten Verse, aber selbst auch schlichte Bürger, Handwerker und Bauern fühlten plötzlich den Dichterberuf in sich und verlegten sich auf das Reimeschmieden. Kaum durfte Petrarca mehr wagen auszugehen, denn, zeigte er sich öffentlich, so ward er von den Menschen angegafft, umdrängt und ausgefragt; Dichterlinge erbaten auf offener Strasse stürmisch sein Urtheil über ihre Productionen und, so vorsichtig er bei der Abgabe eines solchen immerhin

---

[1]) Ep. Fam. XIII 7. Dieser Brief gehört allerdings einer späteren Zeit (1352?) an, aber die darin so anschaulich geschilderten Zustände waren jedenfalls schon lange vorher vorhanden.

[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 497. — Briefe Petrarca's an Pierre: Ep. Fam. XXII 13. 14.

[3]) Ep. Sen. XV (b. Fracassetti XVI) 7.

sein mochte, so konnte er es doch kaum vermeiden, nach irgend einer Seite hin anzustossen[1]). Zuweilen wurden ihm aber auch ernstere Verlegenheiten bereitet. So wurde einmal ein als kirchlicher Jurist und Diplomat rühmlich bekannter Cardinal, Bernard d'Aube, Bischof von Rhodez[2]), von der poetischen Wuth befallen und, vermeinend, dass Massenhaftigkeit der Production genüge, um Dichterruhm zu erwerben, verfasste er unendlich lange, der Metrik und dem Menschenverstande gleich Hohn sprechende Carmina, über welche er Petrarca's Urtheil zu hören verlangte. Natürlich bedurfte Petrarca seiner ganzen Geschicklichkeit, um die zudringlichen und sinnlosen Anforderungen des vornehmen Dilettanten abzuwehren und ihm mit feiner Ironie anzudeuten, dass nicht ein Jeder, der Verse zu Papier bringe, auch ein Dichter sei[3]). Wie ansteckend die poetische Wuth war, beweist auch folgender Vorfall. Es kam einmal ein alter Mann zu Petrarca und machte ihm unter Thränen heftige Vorwürfe, dass er durch das Beispiel, welches er gegeben, es verschuldet habe, dass sein (des Alten) Sohn das Rechtsstudium aufgegeben und sich der Dichtkunst gewidmet habe, ohne doch für dieselbe Befähigung zu besitzen[4]). Wen erinnern derartige Vorkommnisse nicht an ähnliche Erscheinungen in der deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts?

Aber auch in anderer, ernsterer Weise wurde Petrarca in der ruhigen Behaglichkeit seines Lebens in Vaucluse gestört. Sein geliebter Bruder Gherardo, der treue Gefährte seiner Jugend, entsagte im Jahre 1342[5]) dem weltlichen Leben und trat in das Carthäuserkloster zu Montrieu bei Marseille ein. Den äusseren Anlass zu dieser Entschliessung hatte der Tod

---

[1]) Ep. Fam. XIII 7.

[2]) vgl. über ihn Fracassetti, Lett. fam. III p. 254 f.

[3]) Ep. poet. lat. II 2. 3 u. 4. Wahrscheinlich bezieht sich auch Ecl. 4 auf diese Episode.

[4]) Ep. Fam. XIII 7.

[5]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. die eingehende und scharfsinnige Untersuchung Fracassetti's, Lett. fam. II p. 496 ff.

der Geliebten Gherardo's gegeben[1]), indessen wird man wol vermuthen dürfen, dass auch ohne dieses Ereigniss dennoch der gleiche Schritt, wenn auch später, gethan worden wäre. Gherardo scheint, ohne seines Bruders hohe geistige Begabung zu besitzen, mit ihm jene weiche und gemüthvolle Natur gemeinsam gehabt zu haben, welche, verletzt und verwirrt von dem Geräusche des Lebens, am liebsten in die Einsamkeit sich zurückzieht und ihre völligste Befriedigung findet in der glaubensvollen Hingabe an ein religiöses Ideal. Es ist das eben diejenige Seite seines Charakters, durch welche Petrarca am engsten mit dem Mittelalter, von dem er sonst in so vielen Beziehungen sich loszulösen vermochte, verbunden blieb. Es besass Petrarca eine starke Hinneigung zur Askese[2]), welche mit den zunehmenden Jahren sich immer mehr steigerte, und welche für eine unwahre und nur zur Schau getragene zu halten ein schwerer Irrthum sein würde, obschon nicht geleugnet werden kann noch soll, dass Petrarca, wie mit anderen Dingen, so auch mit seiner Frömmigkeit und Askese gern kokettirte und sie mit grosser Absichtlichkeit vor den Augen der Welt zu entfalten liebte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Petrarca, namentlich nach dem Tode Laura's, durch seine Neigung zur Beschaulichkeit sich ebenso wie sein Bruder haben bestimmen lassen, Trost und inneren Frieden in der Stille einer Klosterzelle zu suchen, wenn dem nicht seine glühende Begierde nach Ruhm, welche doch nur innerhalb des weltlichen Lebens Befriedigung erhoffen durfte, entgegengestanden hätte. Bei Gherardo, der frei von jedem Ehrgeize gewesen zu sein scheint, fiel dieser Gegengrund hinweg und so konnte er seinem religiösen Drange volle Genüge thun, während sein reich begabter, aber innerlich mit sich selbst zwiespältiger Bruder bald an glänzenden Fürstenhöfen dem Phantome des Ruhmes nach Humanistenweise nachjagte und bald wieder

---

[1]) Ep. Fam. X 3.

[2]) vgl. z. B. Ep. Fam. IV 1. X 3. 5. Ep. Sen. VIII 6. IX 2. XII 1. Ep. poet. lat. II 19. de remed. utr. fort. II 1. Die Schrift „de otio religiosorum ist Nichts als eine Verherrlichung des Klosterlebens."

von einsamen Landsitzen aus nach Art eines mittelalterlichen Glaubenshelden die Verachtung alles Irdischen predigte[1]).

Nach dem, was wir soeben kurz erörterten, wird es uns nicht wundernehmen, dass Petrarca sich über die Entschliessung seines Bruders sehr beifällig aussprach und ihn von Herzen zu derselben beglückwünschte, ja dass er sie sogar — man liest dies aus den betreffenden Briefen[2]) deutlich heraus — mit einem gewissen Neide betrachtete und es schmerzlich empfand, vermöge seiner ganzen Individualität von der Nachahmung ausgeschlossen zu sein.

Das Verhältniss zwischen den beiden Brüdern verblieb das beste, wenn auch, wie das füglich nicht anders sein konnte, ihr Briefwechsel nur ein beschränkter war und oft lange Jahre hindurch unterbrochen wurde[3]). Die seltenen Briefe wurden zuweilen von Geschenken begleitet. So erhielt Petrarca einmal von Gherardo, der im Kloster seine bis dahin recht mangelhafte wissenschaftliche Bildung rasch vervollkommnet hatte, ein von diesem selbst verfasstes Büchlein moralischen Inhalts[4]), ein anderes Mal ein aus Buchsbaum gedrechseltes Büchschen, des Bruders eigenhändige Arbeit; als Gegengaben übersandte er Gherardo seinerseits die erste der von ihm gedichteten Eklogen[5]) und ein Exemplar der Confessionen des Augustin[6]), auch Geld bot er ihm wenigstens an[7]). Zweimal besuchte Petrarca den Bruder in der Carthause zu Montrieu[8]), zum letzten Male im April 1353, kurz vor seiner Abreise nach Italien, welche seine dauernde Niederlassung daselbst zur Folge

---

[1]) Den zwischen ihm und seinem Bruder trotz aller Verwandtschaft der Charaktere bestehenden inneren Gegensatz hat Petrarca selbst in der ersten Ekloge anschaulich geschildert.

[2]) Ep. Fam. X 3 u. 5.

[3]) Briefe Petrarca's an Gherardo: Ep. Fam. III 18. X 3. 4. 5. XVI 2 XVII 1. XVIII 5. Sen. XIV 6.

[4]) Ep. Fam. XVII 1.

[5]) Ep. Fam. X 4.

[6]) Ep. Fam. XVIII 5.

[7]) Ep. Sen. XIV 6.

[8]) Ep. Fam. XVI 8. 9.

haben sollte. Die Brüder sahen sich seitdem nicht wieder, ohne jedoch einander zu vergessen. Noch in seinem Testamente gedachte Petrarca liebend Gherardo's und setzte ihm ein bedeutendes Legat aus [1]).

Gherardo wurde — und das beweist am besten die Aufrichtigkeit und Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung — ein Mönch im edelsten Sinne des Wortes und fasste die Pflichten seines neuen Standes in der erhabensten Weise auf. Als einmal die Pest in seinem Kloster wüthete [2]), gab er ein seltenes Beispiel ächt christlichen Heldenmuthes. Trotz des Zuredens seines Priors, der vor der Seuche flüchtete und auch ihn dazu bestimmen wollte, harrte er in dem Kloster aus, verpflegte und begrub seine sämmtlichen vierunddreissig Mitbrüder, welche von der schrecklichen Krankheit befallen und dahingerafft wurden, und bewachte dann während des ganzen Sommers allein das verwaiste Kloster vor räuberischen Angriffen, bis er nach dem Erlöschen der Pest für dessen Neubesiedelung Sorge tragen konnte [3]). Von hoher Freude ward Petrarca erfüllt, als er von zwei wandernden Carthäusermönchen, die er zufällig in Padua bei dem Bischofe Hildebrand traf, des Bruders hochherzige Handlungsweise erfuhr und in einem warmempfundenen Briefe sprach er ihm seine bewundernde Anerkennung aus.

Gherardo überlebte seinen Bruder, ohne dass wir jedoch wüssten, um wieviele Jahre. In stiller Verborgenheit hatte er nach eigener Wahl den grössten Theil seines Lebens zugebracht, in stiller Verborgenheit ist er auch gestorben. Der Biograph Petrarca's aber darf an seiner anspruchslosen Gestalt nicht achtlos vorübergehen, denn sie kann ihm zeigen, was aus Petrarca, wenn der Götterfunke des Genius nicht in ihm geglüht hätte, geworden sein würde: ein schlichter, glaubensinniger Mensch. Gherardo repräsentirt die zum Abschlusse ge-

---

[1]) cf. Petrarca's Testament in der Ausgabe der Ep. Fam. von Fracassetti, t. III p. 544.

[2]) Wahrscheinlich im Jahre 1351, vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 417.

[3]) Ep. Fam. XVI 2.

brachte Entwickelung der seelischen Grundnatur Petrarca's, welche in diesem selbst, durch die Entfaltung der intellectuellen Kräfte eingeengt, nicht zur vollen Reife und alleinigen Geltung gelangen konnte. Gherardo ist ein rein mittelalterlicher Charakter, dessen Grundzug die Passivität ist, während Petrarca uns das Bild eines aus mittelalterlichen und modernen Elementen sich eigenartig zusammensetzenden Charakters darbietet, in welchem der ursprüngliche passive Grundzug durch das neu hinzutretende Streben nach thätiger Geltendmachung der Individualität zurückgedrängt ist. Gherardo trat nach mittelalterlicher Weise in einen geschlossenen Stand ein, der das Aufgeben oder richtiger das Nichtvorhandensein der Individualität verlangte, Petrarca bewahrte sich, wenn auch unter schweren Seelenkämpfen und Zweifeln, nach moderner Weise eine freie Stellung, wie sie seiner Individualität entsprach, und trat aus der ständisch gegliederten socialen Welt seiner Zeit heraus. — —

Niemals hat wol jenes Schwanken zwischen dem Aufenthalte in ländlicher Einsamkeit und demjenigen in geräuschvollen Grossstädten und an leidenschaftsbewegten Fürstenhöfen, welches Petrarca's ganzes äusseres Leben kennzeichnet, einen so scharfen Ausdruck gefunden wie im Jahre 1343, als er aus dem stillen Vaucluse plötzlich an den wild erregten Königshof von Neapel versetzt wurde.

Im Januar [1]) 1343 starb hochbetagt nach vierunddreissigjähriger Regierung Petrarca's erlauchter Gönner, der König Robert von Neapel. Da sein einziger Sohn, der Herzog Carl von Calabrien, bereits lange Jahre vor ihm (1328) gestorben war, so wurde dessen jugendliche Tochter Giovanna, welche bereits mit ihrem noch jüngeren Vetter Andreas, dem Sohne Caroberts und dem Enkel Carl Martells von Ungarn, vermählt war, zur Nachfolge berufen. Dem jungen Herrscherpaare sollte nach Roberts letztem Willen ein Regentschaftsrath unter des Bischofs Philipp von Cavaillon Vorsitz zur Seite stehen, bis

---

[1]) Die Angaben des Tages schwanken in den Quellen zwischen dem 14. und 21. Januar.

Giovanna das fünfundzwanzigste Jahr erreicht und damit die zur Selbstregierung erforderliche Reife erlangt haben würde. Diese Maassregel der Vorsicht erwies sich als völlig vergeblich. Kaum hatte Robert die Augen geschlossen, als an dem königlichen Hofe ein wilder, mit allen Mitteln südlicher Leidenschaft geführter Parteikampf entbrannte, dessen Flammen von ehrgeizigen Frauen und Mönchen geschürt wurden und in welchem der Regentschaftsrath zu einer ohnmächtigen und unwürdigen Zuschauerrolle sich verurtheilt sah [1]).

Dem Papste als dem Oberlehnsherrn des Königreichs der beiden Sicilien konnte die in Neapel entstehende wüste Anarchie nicht gleichgültig sein und, um derselben zu steuern und zugleich seinen oberherrlichen Rechten, welche durch die Einsetzung des Regentschaftsrathes beeinträchtigt erscheinen mussten, grössere Anerkennung zu verschaffen, hielt er es für rathsam, einen Gesandten nach Neapel abzuschicken. Zur Uebernahme dieser schwierigen Mission, welche ebensoviel Klugheit als Kühnheit erforderte, wurde, vermuthlich auf Empfehlung des Cardinals Giovanni, Petrarca ausersehen, welcher vermöge seiner einstigen intimen Beziehungen zum Könige Robert als eine vorzugsweise geeignete Persönlichkeit erscheinen konnte. Leider fehlen uns über die Instructionen, welche Petrarca empfing, alle näheren Nachrichten, gewiss aber ist, dass er ausser mit den Aufträgen des Papstes auch mit einem privaten Auftrage seines Gönners, des Cardinals Giovanni, betraut wurde: er sollte die Befreiung einiger gefangen gehaltener neapolitanischer Edelleute [2]), welche zu den Colonnesen in näheren Beziehungen gestanden zu haben scheinen, auszuwirken suchen.

So trat denn Petrarca, der zur Uebernahme einer derartigen diplomatischen Mission sich gewiss sehr bereitwillig ge-

---

[1]) vgl. das Chronicon des Dominicus de Gravina b. Muratori XII p. 553 ff. (man sehe auch Leo, Geschichte der ital. Staaten IV p. 662 ff.).

[2]) Vermuthlich waren es die drei Söhne des Nicola da Barletta, die Grafen Gioan-Pipino von Minerbino, Luigi von Potenza und Pietro von Nocera, vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 15 und Dominicus de Gravina l. l. p. 551 ff.

zeigt hatte, die weite Reise an. In Nizza schiffte er sich ein; da jedoch die Meerfahrt durch widrige Winde sehr erschwert wurde, so beschloss er in Porto San Maurizio zu Lande weiterzureisen. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass er mehrere kräftige deutsche Pferde kaufen konnte, und auf diesen setzte er, nur von einem einzigen Gefährten begleitet, die Reise fort, während seine Dienerschaft mit dem Gepäcke auch weiterhin das Schiff benutzte. Bald aber sollte der Ritt sein Ziel finden. Der damals zwischen Mailand und Pisa wüthende Krieg [1]) machte die Strassen dermaassen unsicher, dass Petrarca, als er bis Lerici gekommen war — der gerade Weg, welcher ihn über Lavenza geführt haben würde, war ihm durch die Lager der beiden feindlichen Heere versperrt worden —, es vorzog, sich abermals den Wellen anzuvertrauen und bis in die Nähe von Mutrone zur See zu reisen. Von dort ab setzte er die Reise über Pisa, Siena, Perugia, Todi und Narni wieder zu Lande fort und gelangte am 4. October in später Abendstunde nach Rom. Nur einen Tag verweilte er sich hier im Verkehr mit dem greisen Stefano Colonna, dann brach er nach Neapel auf, welches er ohne jeden Zwischenfall glücklich erreichte [2]).

Die Eindrücke, welche Petrarca in Neapel empfing, waren die denkbar ungünstigsten. Am Königshofe wurde er Zeuge des unsittlichsten und ränkevollsten Treibens und musste sehen, wie ein verschmitzter Franciscanermönch, der einst des jungen Andreas Lehrer gewesen war, statt des jugendlichen Fürstenpaares herrschte [3]). Auf den Strassen der Stadt aber gewahrte er ein rohes und verwildertes Volk, das sich noch, wie einst in der Römerzeit, an Gladiatorenspielen ergötzte, und Nachts sah er vornehme junge Leute bewaffnet die Stadt durchschwärmen und allen Ausschreitungen eines zügellosen Jugendübermuthes sich hingeben [4]). War es ein Wunder, dass er

[1]) vgl. Giov. Villani XII c. 25 und 37.

[2]) Ep. Fam. V 3.

[3]) Ep. Fam. V 3.

[4]) Ep. Fam. V 6. Das Entsetzen, mit welchem Petrarca von dem Fortbestehen der Gladiatorenspiele spricht, gereicht seinem sittlichen Gefühle zur hohen Ehre.

bei solcher Sachlage sich sehr unglücklich fühlte in der schönen Stadt, welche er zwei Jahre vorher unter so ganz anderen Verhältnissen zum ersten Male besucht hatte, dass er fortwährend wehmüthige Vergleiche anstellte zwischen dem Einst und Jetzt und dass er König Roberts Walten überall schmerzlich vermisste [1])?

Es schien, als wenn sich auch die Elemente verschworen hätten, dem Dichter den Aufenthalt in Neapel zu verleiden.

Ein Bischof hatte für den 25. November ein Erdbeben vorausgesagt und mit banger Erwartung sah man dem gefürchteten Tage entgegen. Und die Prophezeihung sollte, wenn auch nicht buchstäblich, so doch in unheilvollster Aehnlichkeit sich bewahrheiten. Ein furchtbares Unwetter tobte an diesem Tage, bedrohte die Stadt mit dem Untergange und zertrümmerte die meisten der im Hafen liegenden Schiffe. Mitten in der Nacht begann das Toben des furchtbaren Sturmes. Petrarca, der in dem Lorenzokloster wohnte, hatte sich spät zur Ruhe begeben, als plötzlich unter dem entsetzlichen Tosen der entfesselten Windsbraut die Mauern und das Gewölbe des festen Gebäudes zu wanken begannen. Der Prior des Klosters und die Mönche, welche zum üblichen Nachtgebete sich erhoben hatten, stürzten von Entsetzen ergriffen mit Angstgeschrei in Petrarca's Zimmer. Dieser suchte ihnen Muth einzuflössen und begab sich mit ihnen in die Kirche, wo sie vereint unter Gebet und Seufzen auf den Knieen liegend die Schreckensnacht verbrachten, jeden Augenblick erwartend, unter den Trümmern begraben zu werden. Als der Tag zu grauen begann, traten die Priester in ihren Amtsgewändern an die Altäre und brachten das heilige Messopfer dar, während die Uebrigen noch zagend am Boden liegen blieben und den Blick nicht zum Himmel zu erheben wagten. Das Tageslicht erschien endlich, obwol nur verhüllt und nur um Weniges von der düstern Nacht verschieden; da verstummte plötzlich das Angstgeschrei, welches man bis dahin von der oberen Stadt

[1]) vgl. Ep. poet. lat. II 6, II 7 v. 1—21. II 16.

her vernommen hatte, aber um so lauter und erschütternder ertönte es jetzt vom Hafen her. Begierig zu erfahren, was dort vorgehe, und kühner geworden, begab sich Petrarca mit seinen Gefährten an den Meeresstrand und wurde hier Zeuge eines schrecklichen Schauspieles. Mitten im Hafen zertrümmerte die empörte See die Schiffe, die sich dort sicher gewähnt hatten, die armen Schiffbrüchigen fanden einen kläglichen Tod in den wild erregten Wellen und ihre verstümmelten Leichname wurden an das Gestade geschleudert. Ein einziges Schiff entkam der Wuth des Orkans und seltsamer Weise war es ein solches, dessen Bemannung aus zum Kriegsdienste begnadigten Verbrechern bestand. Dies eigenthümliche Zusammentreffen hätte Petrarca's Glauben an die göttliche Gerechtigkeit erschüttern können, doch fand er dafür Erklärungsgründe bei Lucan und Virgil und übersah, wie oberflächlich diese waren [1]. Wir sehen auch hierin die seltsame Mischung der Elemente der Renaissancecultur: die heidnische Philosophie will das Christenthum suppliren. — —

Um sich den ihm immer unerträglicher werdenden Aufenthalt in Neapel abzukürzen, wollte Petrarca im December den Mons Garganus und das Küstenland von Brindisi besuchen, es ward ihm jedoch dies Vorhaben von der älteren Königin, der Wittwe Roberts, widerrathen, weil die Wege zu unsicher seien. So begnügte er sich denn mit einem Ausfluge nach dem alten Bajae und dessen Umgebung, den er mit seinen Freunden Giovanni Barili und Barbato da Sulmona unternahm. Die kleine Reise befriedigte ihn ungemein, da sie ihm Gelegenheit bot, viele der von Homer [2]) und Virgil besungenen sowie der aus der römischen Kaisergeschichte bekannten Oertlichkeiten Campaniens zu besuchen, so namentlich die Grotte der Sibylle und den Avernersee. Auch eine moderne Amazone sollte er

---

[1]) Ep. Fam. V 5. Die Schilderung des Sturmes, welche Petrarca in diesem Briefe gibt, zählt zu den schönsten Meisterwerken seiner lateinischen Prosa.

[2]) Bekanntlich verlegten die Alten den Wohnsitz der Circe an die campanische Küste.

auf dieser Lustfahrt kennen lernen. In Pozzuoli lebte ein Mädchen Namens Maria, welches mit unglaublichen Körperkräften begabt war und nach Männerart sich in den Waffen übte. Auf Petrarca's und seiner Freunde Wunsch legte die Jungfrau vor ihnen einige Proben ihrer Stärke ab, indem sie schwere Steine und Speere schleuderte. Petrarca glaubte nun in ihr die wieder erstandene Camilla Virgil's zu sehen [1]).

Endlich, vermuthlich am Ende des Decembers, konnte oder musste Petrarca die ihm so unliebsam gewordene Stadt verlassen. An äusseren Ehren hatte es ihm während seines dortigen Aufenthaltes nicht gefehlt und die Königin Giovanna hatte ihn sogar zu ihrem Hofcaplan ernannt [2]), aber, was er durch seine Mission hatte erreichen sollen, hatte er nicht zu erreichen vermocht. Die Warnungen und Rathschläge des Papstes, deren Ueberbringer er war, verhallten ungehört in dem tollen Treiben des Hofes, das rasch einer jähen Katastrophe zueilen sollte. Der Dichter war entweder ein ungeschickter oder, was wahrscheinlicher, ein unglücklicher Diplomat gewesen. Nicht einmal die von dem Cardinal Giovanni Colonna gewünschte Befreiung der drei gefangenen Grafen scheint man ihm zugestanden zu haben, wenigstens widersetzte sich der allgewaltige Franciscaner Robert derselben mit allen Mitteln [3]) und gewiss nicht erfolglos.

Wahrscheinlich waren es Schaam und Unmuth über die Ergebnisslosigkeit seiner diplomatischen Sendung, welche Petrarca bestimmten, nicht, wie doch sonst wol erforderlich gewesen wäre, direct nach Avignon zurückzukehren, sondern abermals einen längeren Aufenthalt in Parma zu nehmen. Aber auch hier sollte er die Verhältnisse sehr zum Ungünstigen verändert finden.

---

[1]) Ep. Fam. V 4.

[2]) vgl. de Sade, II p. 147.

[3]) Ep. Fam. V 6. Die Grafen wurden später allerdings befreit, aber, wie es scheint, durch die freie Entschliessung des jungen Andreas, welcher durch diesen unklugen Schritt sein eigenes Verderben vorbereitete, vgl. Dominicus de Gravina b. Muratori XII p. 554.

Jubelnd hatten Parma's Bürger die Correggi, als sie am 23. Mai 1341 nach Vertreibung der Scaligeri in die Stadt eingezogen waren, als ihre Befreier begrüsst, und die milde Art und Weise, mit welcher die neuen Herrscher anfänglich die erlangte Macht gebrauchten, schien solchen Jubel zu rechtfertigen. Die Enttäuschung sollte aber nicht lange auf sich warten lassen. Die Correggi legten bald die Befreiermaske ab und herrschten nach der gewöhnlichen Willkürart der Usurpatoren, eine Tyrannis, die um so drückender erscheinen musste, als die Stadt auch äussere Bedrängniss zu erleiden hatte, indem Mastino della Scala, nach ihrem Wiedererwerbe trachtend, ihr Gebiet mit Krieg überzog. Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse, als der ehrgeizige Azzo nach dem im November 1344 erfolgten Tode seines ältesten Bruders Simone mit seinen beiden überlebenden Brüdern Guido und Giovanni sich verfeindete, sie aus der Stadt vertrieb und, um ihnen jede Antheilschaft an der Signorie zu rauben, schliesslich die Herrschaft über Parma an den Marchese Obizzo von Este, Herren von Ferrara, um den Preis von 60,000 Gulden verkaufte. Durch diesen unwürdigen Handel, der sich am wenigsten für den Mann ziemte, welcher von Petrarca als ein neuer Brutus und als ein Wohlthäter des Vaterlandes gepriesen worden war, wurde das Anrecht Luchino's Visconti von Mailand verletzt, welchem ja Azzo nach vier Jahren die Signorie zu überlassen hatte geloben müssen [1]), und so ward denn Parma gegen Ende des Jahres 1344 von einem mailändischen Heere, dem sich zahlreiche Bundesgenossen der Visconti angeschlossen hatten, eng umlagert [2]).

Petrarca, der, wie leicht begreiflich, mit keiner der beiden streitenden Parteien zu sympathisiren vermochte, musste den mit vielen Beschwerden verbundenen Aufenthalt in der eingeschlossenen Stadt sehr lästig empfinden und der Gedanke reizte ihn, sich durch eine kühne Flucht wieder in den Besitz

[1]) vgl. oben S. 185.

[2]) vgl. Joann. Cornaz. hist. Parm. b. Muratori XII p. 744 f. Leo, Geschichte der ital. Staaten III p. 292 f.

der ihm so theuern Freiheit zu setzen. Am Abend des 23. Februars 1345 [1]) verliess er, nur von wenigen Gefährten begleitet, heimlich Parma, das er einst so hoffnungsvoll betreten hatte, und es gelang ihm, ungefährdet das feindliche Lager zu durchwandern. Als aber die Flüchtlinge gegen Mitternacht sich den Mauern der feindlichen Stadt Reggio näherten, wurden sie von einer Schaar von Räubern, welche aus einem Hinterhalte hervorbrachen, angegriffen und konnten nur durch die schleunigste Flucht sich retten. Auch Petrarca spornte sein Ross zur raschen Flucht und ritt ohne sicheres Ziel in die dunkle Nacht hinein, immer fürchtend, von den Verfolgern erreicht zu werden. Endlich glaubte er in Sicherheit zu sein, als plötzlich sein treues Ross stürzte, ihn abwarf und dann ein Stück Weges fortschleifte. Nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, sich zu erheben und wieder in den Sattel zu schwingen, aber die ihn begleitenden beiden Führer hatten in der wirren Flucht den Weg verloren und vermochten ihn im nächtlichen Dunkel nicht wieder aufzufinden; müde und furchtsam geworden verlangten sie, dass man unter freiem Himmel an derselben Stelle, wo man sich eben befand, übernachtete, trotzdem dass man dort die Rufe der feindlichen Wachposten vernehmen konnte. So brachte denn Petrarca, dem in Folge des Sturzes mit dem Pferde der rechte Arm stark angeschwollen war, auf dem nackten und harten Boden — denn kein Rasen, kein belaubter Zweig, keine schützende Felsgrotte war dort zu finden — eine wahre Höllennacht zu, deren Schrecken noch durch heftiges Unwetter und strömenden Regen gesteigert wurden. Beim ersten unsicheren Lichte der Morgenröthe ward die beschwerliche Reise fortgesetzt und man gelangte glücklich nach dem befreundeten Scandiano, wo Petrarca erfuhr, wie er es nur dem plötzlich ausgebrochenen Unwetter verdanke, dass er einem Hinterhalte entgangen sei, der in der Nähe der Stadt auf ihn gelauert habe. Allmählich fanden sich auch seine Gefährten auf verschiedenen Wegen,

[1]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. die Untersuchung von Fracassetti, Lett. fam. II p. 51 f.

aber alle wohlbehalten wieder zusammen und, da der Aufenthalt in Scandiano nicht recht sicher zu sein schien, so entschloss man sich, nachdem Petrarca's Arm nothdürftig verbunden worden war, auf Bergpfaden nach Modena weiterzureisen. Von dort aus begab sich Petrarca am folgenden Tage nach Bologna und hier dictirte er — denn selbst zu schreiben gestattete ihm der Zustand seines verletzten Armes nicht — den an seinen Freund Barbato von Sulmo gerichteten Brief, in welchem er die überstandenen Gefahren der glücklich ausgeführten Flucht anschaulich und lebendig erzählte [1]).

Nur spärlich sind wir über Petrarca's Schicksale während der nächsten Monate unterrichtet. Ein unstätes Leben auf fortgesetzter Reise und mehr vielleicht noch die am Arme erlittene Verletzung scheint ihm in dieser Zeit die gewohnte Thätigkeit des Briefschreibens unmöglich gemacht und dadurch die in der Briefsammlung an der betreffenden Stelle vorhandene Lücke verschuldet zu haben. Indessen ist doch soviel wenigstens gewiss, dass Petrarca seinen Rückweg nach Frankreich über Verona nahm, woselbst er bei Guglielmo da Pastrengo und wol auch bei dem nach seiner Aussöhnung mit Mastino della Scala dort lebenden Azzo da Correggio gastfreundliche Aufnahme gefunden zu haben scheint. Dieser Aufenthalt Petrarca's in Verona ist für die Geschichte des Humanismus und der Renaissance überaus folgenreich und bedeutungsvoll geworden, indem damals die Handschrift der Briefe Cicero's „ad familiares“ von Petrarca aufgefunden wurde [2]). Irrig wäre es freilich zu meinen, dass durch diese Entdeckung die Vorliebe der Humanistenzeit für die Epistolographie erst erweckt worden sei, denn ein Blick auf die stattliche Anzahl von Briefen, welche Petrarca selbst vor dem 16. Juni 1345 verfasst hat, würde genügend beweisen, dass es damals keines äusseren

[1]) Ep. Fam. V 10, datirt vom 25. Februar (1345).

[2]) Ep. Fam. XXIV 3.; der Brief ist datirt: Verona, 16. Juni 1345 und ist somit beweisend für Petrarca's Aufenthalt zu Verona im Jahre 1345. — Ueber die Schicksale des von Petrarca aufgefundenen Codex vgl. Detlefsen in Jahns Jahrbb., Bd. 87, p. 550 ff.

Anstosses mehr bedurfte, um den Drang zum Gedankenaustausche in Briefform erwachen zu lassen, sondern dass dieser Drang bereits vorhanden, wenn auch allerdings einer Steigerung fähig war. Die eifrige Pflege der Epistolographie, welche den Humanismus kennzeichnet, hat tiefere Gründe, als die zufällige Auffindung einer antiken Mustersammlung, und höchst wahrscheinlich würden im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert genau ebenso viele lateinische Episteln geschrieben worden sein, auch wenn Cicero's Freundesbriefe nicht entdeckt worden wären. Aber, selbst wenn man verkennen wollte, wie das üppige Gedeihen der Epistolographie im Zeitalter der Renaissance eine von äusseren Zufälligkeiten unabhängige psychologische und culturgeschichtliche Nothwendigkeit war, und dasselbe durchaus aus einer bestimmten äusseren Thatsache ableiten zu müssen vermeinte, so vergesse man nicht, dass, bevor noch Petrarca Cicero's Episteln aus dem Dunkel einer Bibliothek in das Licht der Oeffentlichkeit zog, doch bereits eine umfangreiche lateinische Briefsammlung vorhanden und allgemein bekannt war, des Seneca Episteln an Lucilius. Keineswegs also hat die glückliche Entdeckung Petrarca's die Epistolographie des Humanismus begründet, aber sie hat andere weittragende Folgen nach sich gezogen. Ehe man Cicero's Freundesbriefe kannte, besass man — abgesehen von Terentius' Comödien [1]), welche indessen aus mancherlei Gründen, selbst ihrer metrischen Form wegen, keine recht durchgreifende Wirkung auszuüben vermochten — kein einziges Schriftwerk grösseren Umfanges, welches ein Muster der eleganten römischen Umgangssprache, die ja auch die Sprache der vertraulichen Correspondenz war, dargeboten hätte. Seneca's Briefe geben

[1]) Plautus, von welchem man übrigens bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nur die ersten acht Stücke kannte (vgl. Ritschl, Opusc. II p. 236 ff.), konnte wegen seiner archaistischen Sprache und der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche diese sowie die Metrik bekanntlich dem Verständnisse bietet, als Stylmuster nicht in Betracht kommen; er musste erst durch eine im fünfzehnten Jahrhundert, vermuthlich durch Antonius von Palermo, vollzogene Umarbeitung dem Renaissancepublicum mundgerecht gemacht werden (vgl. Teuffel, Röm. Litteraturgesch. 3. Aufl. p. 164.).

ein solches nicht, denn nur in sofern sind sie Briefe, als sie eine Adresse an ihrer Spitze tragen, in Wahrheit sind sie moralphilosophische Abhandlungen und Monologe, und der in ihnen zur Anwendung gebrachte Styl ist durchaus der rhetorische und von der familiären Rede durch eine weite Kluft geschieden. Die durch Petrarca vermittelte Bekanntschaft mit Cicero's Briefen füllte demnach eine Lücke aus, welche, wenn sie länger fortbestanden hätte, überaus schmerzlich empfunden worden sein würde, ja durch welche, man darf es kühn behaupten, der Renaissance beträchtlich engere Grenzen gezogen worden wären. Erst Cicero's Briefe lieferten den erforderlichen Schatz von Worten und Redewendungen, um die latinisirende Renaissance auch auf das litterarische Privatleben übertragen zu können, erst durch sie ward die Unterhaltung und die Correspondenz über die Dinge und Verhältnisse des alltäglichen Lebens ermöglicht. Hätten die Humanisten dieses trefflichen Hülfsmittels entbehren müssen, so wären sie genöthigt gewesen, auf die lateinische Umgangssprache des Mittelalters zu recurriren, und sie wären demnach, um so zu sagen, immer mit einem Fusse in der litterarischen Barbarei stecken geblieben, hätten das Ideal einer stylistisch abgerundeten und formenschönen Darstellung nie allseitig und völlig zu erreichen vermocht. Die Wahrheit dieser Behauptung wird durch Petrarca's eigene Briefe, deren Latinität zu so manchen sehr begründeten Ausstellungen Anlass gibt und theilweise geradezu noch ein mittelalterliches Gewand trägt, auf das schlagendste bestätigt, denn der glückliche Finder der „epistolae ad familiares“ war, als ihm im Jahre 1345 der grosse Fund zu Theil ward, bereits zu alt und hatte sich schon eine zu individuell gefestete Schreibweise gebildet, als dass er die Frucht seiner eigenen Entdeckung zu pflücken und ciceronianisch gewandten und eleganten Briefstyl sich anzueignen vermocht hätte. So kommt es, das Petrarca's Episteln, wo ihre Latinität eine leidliche ist, das unverkennbare Gepräge der Rhetorik Seneca's an sich tragen, dagegen stark an mittelalterliche theologische Tractate erinnern, wo ihr Latein, eines antiken Musters, das als Stütze

hätte dienen können, entbehrend, in bedenklichen Solöcismen und Barbarismen einherschwankt. Petrarca hat eben das gelobte Land eines für alle Bedürfnisse verwendbaren eleganten lateinischen Styles nur entdeckt, er hat es aber nicht erforscht und seine Schätze nicht ausgebeutet. Das blieb erst seinen Nachfolgern, den späteren Humanisten, vorbehalten. Der Ruhm aber und das Verdienst des grossen Begründers des Humanismus und der Renaissance wird durch diese Thatsache in keiner Weise geschmälert, denn wie darf man fordern, dass derjenige, welcher neue Culturformen schafft, dieselben zugleich noch selbst zu ihrer höchsten Vollendung ausbilde? Zu solchem Werke reicht das karge Maass menschlicher Lebenszeit und Lebenskraft nicht hin. — —

Während seines Aufenthaltes in Verona scheint Petrarca auch für die Erziehung seines Sohnes Giovanni Sorge getragen zu haben [1]). Der, wie wir sahen, im Jahre 1337 geborene Knabe war nun acht Jahre geworden und es wurde demnach erforderlich, ihm einen regelrechten wissenschaftlichen Unterricht angedeihen zu lassen. Petrarca mochte mit gutem Grunde empfinden, dass ihm jede Lust und Befähigung zu einer pädagogischen Thätigkeit abgehe, und überdies auch aus nahe liegenden persönlichen Gründen nicht wünschen, dass sein mit dem Makel der Illegitimität behafteter Sohn dauernd bei ihm bleibe. Er entschloss sich daher, des Knaben Erziehung und Ausbildung der Sorge des tüchtigen Grammatikers Rinaldo aus Villafranca anzuvertrauen und ihn in Verona zurückzulassen. Leider führte Petrarca diese heilsame Maassregel nicht mit der erforderlichen Consequenz durch, sondern nahm schon wenige Jahre darauf (1348) seinen Sohn wieder zu sich, die Erziehung desselben theils selbst leitend theils sie der Fürsorge des Grammatikers Gilberto überlassend [2]). Dieser Missgriff sollte sich schwer rächen. In Folge des wiederholten Wechsels seines Aufenthaltes und seiner Erzieher gelangte der junge Giovanni

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 257 ff.
[2]) Ep. Fam. VII 17.

zu keiner zusammenhängenden wissenschaftlichen Bildung und noch weniger zu einem festen moralischen Bewusstsein. Er wuchs zur Last und zur Bekümmerniss des Vaters heran und würde, wäre ein längeres Leben ihm beschieden gewesen, wol dessen ruhmvollen Namen mit Schmach bedeckt haben. So bestätigte auch er die alte Erfahrung, dass grosse Männer in der Regel als Väter wenig glücklich sind.

Nachdem er, wie es scheint, in Verona längere Zeit sich verweilt hatte, setzte Petrarca endlich seine Reise nach der französischen Heimath fort. Guglielmo gab ihm bis zu dem malerisch gelegenen Peschiera das Geleite [1]). Hier verbrachten die beiden Freunde in traulichen Gesprächen die Nacht nach ihrer Ankunft. Kein Schlaf kam in ihre Augen. Beim ersten Morgenschimmer, als die Strahlen der Sonne das düstere Gewölk noch nicht durchbrochen hatten und das nächtige Dunkel noch nicht geschwunden war, bestiegen sie wieder zum weiteren Ritte die Rosse. Als sie nun die Stadt verlassen hatten und plötzlich im freien Felde sich befanden und im jungen Morgenlichte auf der einen Seite die ruhigen Fluthen des Gardasee's, auf der anderen ein dichtbelaubter Wald vor ihren Blicken lagen, da wurde Petrarca tief ergriffen von der wunderbaren Anmuth der Landschaft und der Entschluss, ein so schönes Land zu verlassen, mochte ihn bitterlich reuen. Nun kamen sie an einen kleinen Hügel, der das Gebiet Verona's von demjenigen Brescia's scheidet, und hier mussten die Freunde sich trennen. Mit innigster Rührung umarmte Petrarca Guglielmo und ihn umfassend sprach er mit zitternder Stimme: „Ich scheide nun von Dir, o süsser Freund, und ziehe in ein fremdes Land, nicht weiss ich, ob jemals meine Augen Dich wiedersehen werden. Treu aber wird in meiner Brust die Liebe zu Dir fortleben und weder die Entfernung noch die Zeit werden jemals unsere wahre Freundschaft zu mindern vermögen. Sei dessen eingedenk, dass ich ganz Dir angehöre sowie Du mir.

---

[1]) vgl. den Brief Guglielmo's b. Fracassetti II p. 439 f., welcher jedenfalls in das Jahr 1345 zu setzen ist.

Lebe wohl! Liebe mich wie ich Dich liebe und nochmals empfange ein zärtliches Lebewohl!" Auf diese mit Thränen begleiteten Worte vermochte Guglielmo, nicht minder gerührt und von Schmerz ergriffen, Nichts weiter zu erwidern, als ein stammelndes „Ja". Nach solchem Abschiede sprengte Petrarca davon, Guglielmo aber schaute ihm lange unverwandten Blickes nach und gedachte schmerzlich der Beschwerden und Gefahren, die der Freund auf der weiten Reise noch zu bestehen habe; endlich trat er den Rückweg an, aber den ganzen Tag über war er in seiner Wehmuth unvermögend, ein Wort zu sprechen, und nur erst allmählich vermochte er, Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen.

Wir haben dem Leser diese Abschiedsscene nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt, da sie besser, als lange Deductionen es vermögen, zeigen kann, wie hoch entwickelt schon in der Frühzeit der Renaissance die modernen Gefühlszustände der sentimentalen Natur- und Freundschaftsschwärmerei waren, und es ist diese Scene, welche recht wohl einem Briefe der Hainbunds- und Wertherperiode entnommen zu sein scheinen könnte, um so beweiskräftiger, als sie nicht etwa von Petrarca selbst, sondern von Guglielmo da Pastrengo beschrieben worden ist, uns also zeigt, wie der moderne Geist sich bereits in weiteren Kreisen Eingang verschafft hatte. Das Mittelalter kennt wohl naiv rührende, aber nicht sentimental aufgeputzte Abschiedsscenen, in welche letztere Kategorie doch sicherlich die unsere zu zählen ist, zumal wenn man erwägt, dass das Freundschaftsbündniss zwischen Petrarca und Guglielmo nach Allem, was uns darüber bekannt, ein allerdings aufrichtiges und herzliches, aber doch keineswegs schwärmerisch inniges war, und dass demnach der grosse Schmerz bei einer überdies nur zeitweiligen Trennung in der Natur der Verhältnisse kaum begründet, sondern zum guten Theile nur durch sentimentale Anempfindelei erzeugt sein konnte. Es ist Guglielmo's Brief, der den Abschied erzählt, also eine merkwürdige Urkunde für das erwachende moderne überschwängliche Gefühlsleben, welches einfach natürliche Empfindungen mittelst einer bewussten selbstgefälligen

Reflexion künstlich steigert und überreizt. Erst der moderne Mensch findet eine geheime Lust in dem prüfenden Betasten und Ergründen der noch offenen Wunden des eigenen Herzens und, um solcher in möglichst hohem Grade theilhaft zu werden, erweitert er wol sogar mit eigener Hand die vom Geschick ihm geschlagenen Wunden oder schafft er sich selbst, wenn das Geschick ihn verschont, künstliche Qualen. Man hat gewiss ein volles und gutes Recht, diese Erscheinung, namentlich wenn sie, wie in geistig besonders erregten Zeiten stets geschieht, zu hässlichem Uebermaasse sich steigert, zu beklagen und selbst als unsittlich zu verdammen, aber man darf dabei doch nicht vergessen, dass sie die nothwendige Folge einer höheren Entwickelung des Geisteslebens ist und demnach nicht weggewünscht werden kann, ohne dass man die ganze höhere, auf der Entfesselung der Subjectivität beruhende Cultur hinwegwünschen müsste. Bedenken muss man stets, dass an einem Baume, welcher viele edle Früchte trägt, nach alter Erfahrung immer auch einige wurmstichige und faule Früchte hängen. Dass das Gute mit dem Bösen sich mischt, ist eine Thatsache, welche sich nimmer in dieser irdischen Welt wird beseitigen lassen. Thorheit wäre es also, das Gute zu verkennen und zu leugnen, weil Böses mit ihm untrennbar verbunden ist. Die Renaissance ohne Weiteres um desswillen verdammen und, wo möglich, ungeschehen machen zu wollen, kann nur die Absicht der blödesten Beschränktheit sein. Verkehrt ist es sicherlich, die düstern Schattenseiten einer Culturform nicht zu erkennen, weit verkehrter noch aber ist es, nur die Schattenseiten zu erkennen und vor den doch ebenso bedeutungsvollen Lichtseiten den Blick zu verschliessen. Eine einsichtsvolle und objective Betrachtung zieht gleichmässig Schatten und Licht in ihren Gesichtskreis und lässt ihr Urtheil weder durch den einen verdüstern noch durch das andere blenden. So werden wir uns bei der Betrachtung des Briefes Guglielmo's an der Sentimentalität, von welcher er durchhaucht ist, nicht eben erfreuen, wohl aber an dem Gedanken, dass diese neu erscheinende psychische Krankheit eine schon hoch entwickelte

Geistes- und Herzenscultur zur Quelle hat und also, wenn auch an sich ungesund, doch das Symptom einer wenigstens relativen Gesundheit und Entwickelungsfähigkeit des Culturlebens ist. —

Ueber den ferneren Verlauf der Reise Petrarca's fehlen uns alle weiteren Nachrichten, jedenfalls aber ging sie glücklich von statten und erreichte er wohlbehalten Vaucluse und Avignon, an welchem letzteren Orte er einem Briefdatum zufolge sich jedenfalls am 19. December 1345 befand [1]. In Vaucluse nahm er gewiss sein früheres dem Naturgenusse, den Studien und der Poesie gewidmetes Leben wieder auf und erneuerte den vertraulichen Verkehr mit seinem alten Gönner, dem Cardinale Giovanni, den er durch poetische Episteln über alle die kleinen Vorkommnisse seiner Villeggiatur auf dem Laufenden erhielt. So schilderte er ihm einmal in zwei Briefen [2] mit eben soviel Humor als Anschaulichkeit den schweren Kampf, den er mit den Nymphen von Vaucluse zu bestehen hatte. Es war nämlich des Dichters Landbesitz den Ueberschwemmungen der in den Wintermonaten hoch anschwellenden Wogen der Sorgue ausgesetzt und, um sich dagegen zu sichern, hatte er mit vielen Kosten und mancher Beschwerlichkeit einen Damm aufführen lassen. Schon hoffte er, hierdurch die Macht der feindlichen Nymphen gebrochen zu haben, als im nächsten Winter die Wellen das mühsam errichtete Werk unterwühlten und vernichteten.

Launig bekannte Petrarca seine Ohnmacht in dem Kampfe mit dem feuchten Elemente und verzichtete auf weitere Versuche, gegen dasselbe anzukämpfen, sich damit zufrieden gebend, dass wenigstens sein kleiner Dichtergarten, sein „Parnass", den überhangende Felsen geschützt hatten, von den Wellen verschont geblieben war.

Der Versuchung, aus seiner stillen Einsamkeit herauszutreten auf die bewegte Bühne des geschäftlichen Lebens und

---

[1] Ep. Fam. XXIV 4.

[2] Ep. poet. lat. III. 1 u. 2.

mit der Bürde eines verantwortungsreichen Amtes sich zu belasten, eine Versuchung, welcher er erlegen war, als er mit der fruchtlosen Mission nach Neapel sich betrauen liess, Petrarca widerstand ihr muthig und einsichtsvoll, als sie abermals und in verlockender Form an ihn herantrat. Papst Clemens VI. bot im Jahre 1346 dem Dichter die einflussreiche und einträgliche Stellung eines päpstlichen Secretairs und Protonotars an [1]). Petrarca schlug den verführerischen Antrag aus, auch als er im Laufe der Jahre noch mehrfach wiederholt wurde [2]), in der richtigen Erkenntniss, dass seine Individualität nicht dazu angelegt sei, um sich in die Fesseln und Rücksichten, die ein jedes Amt auferlegt, zu fügen, und dass durch materielle Vortheile der unschätzbare Besitz einer völligen Unabhängigkeit nicht aufgehoben werde. Der Papst zürnte dem Dichter nicht ob seiner Weigerung und, gleichsam um ihn zu entschädigen für den Verlust des Einkommens, welches er ihm mit dem Amte geboten haben würde, verlieh er ihm im October 1346 ein Canonicat zu Parma und wenige Jahre später (vermuthlich 1348) [3]) ein Archidiaconat in derselben Stadt. Da nach mittelalterlich kirchlichem Brauche es keineswegs erforderlich war, dass derartige geistliche Aemter von ihrem Inhaber persönlich verwaltet wurden, so beschränkten sie Petrarca's Freiheit in keiner Weise, während sie ihm doch eine, freilich keineswegs überreiche [4]), immerhin aber nennenswerthe Einnahme gewährten, und dazu beitrugen, seine Existenz zu einer von materiellen Sorgen freien zu gestalten. Ehre aber dem Andenken des Papstes, der den grossen Dichter niederer Sorge entriss und die Unabhängigkeit des geistigen Schaffens ihm wahrte! Eine vielleicht noch grössere Gunst erwies

---

[1]) Ep. Fam. XIII 4, vgl. Fracassetti's Note zu diesem Briefe, Lett. fam. III p. 316.

[2]) Ep. Sen. I 2 u. 4. vgl. Fam. IX 5. XX 14. Sen. XIII 12 u. 13.

[3]) Ueber die schwierige Zeitbestimmung vgl. die trefflichen Bemerkungen von Fracassetti, Lett. fam. I p. 527 f.

[4]) Die mit dem Archidiaconat, also der einträglichsten Pfründe, verbundenen Einkünfte betrugen nach Fracassetti's (Lett. fam. III p. 313.) Berechnung 370 Lire = 296 Mark.

Clemens VI. Petrarca, als er durch ein am 9. September 1348 ausgestelltes Breve [1]) dessen Sohn Giovanni legitimirte und dadurch den schweren Makel unehelicher Geburt von ihm nahm.

Der ruhige Aufenthalt in dem lieblichen Vaucluse sollte Petrarca bald durch ein unerwartetes Ereigniss verleidet werden.

Am 20. Mai 1347 vollzog Cola di Rienzo jene merkwürdige Revolution, durch welche Rom von der Tyrannenherrschaft der Adelsgeschlechter erlöst und die altrömische Freiheit wiederhergestellt, ja ganz Italien wieder zu einem einheitlichen Staatswesen unter eines neuen Imperators Scepter vereint werden sollte.

Wir müssen hier gänzlich darauf verzichten, die Geschichte dieser seltsamen Umwälzung zu schreiben, denn allzu weit würde ein solches Beginnen von unserer eigentlichen Aufgabe uns entfernen, und überdies, ist nicht diese Geschichte bereits wiederholt von Meisterhand geschrieben worden? Mehr als vermessen wahrlich würde es sein, das noch einmal erzählen zu wollen, was ein Papencordt und ein Gregorovius bereits so beredt erzählt haben. Auch ist, seitdem Zefirino Rè die alte, dem vierzehnten Jahrhundert entstammende Biographie Rienzo's herausgegeben und mit reichhaltigen Noten begleitet hat [2]), die wichtigste und interessanteste Quellenschrift der allgemeinen Benutzung erschlossen worden.

Nicht aber können und dürfen wir es uns versagen, einige Reflexionen über das merkwürdige Ereigniss dem Gange unserer Erzählung einzureihen, wäre es auch nur, um Petrarca's lebhafte Theilnahme an demselben verständlich zu machen.

Einer nur äusserlichen Betrachtung mag gar leicht Rienzo's thatenreiches Tribunat, welches des mittelalterlichen Roms wirre Geschichte in so seltsamer Weise unterbricht, als ein

---

[1]) vgl. de Sade, II pièces justif. no. XIX.

[2]) La vita di Cola di Rienzo scritta da incerto autore nel secolo XIV, ridotta a migliore lezione ed illustrata con note ed osservazioni storicocritiche da Zefirino Rè. Florenz 1854.

ganz isolirt dastehendes Ereigniss und als eine räthselhafte Episode, zu deren Verständnisse der Schlüssel fehlt, erscheinen, ja es mag selbst gleichsam für einen wüsten Traum der Weltgeschichte, für einen missrathenen Schöpfungsversuch des weltgestaltenden Schicksales gelten. Aus der Wirrniss des Mittelalters tritt — so scheint es — ganz unvermittelt und plötzlich ein Mann hervor, der das Wagniss unternimmt, das Rad der Weltgeschichte um mehr als ein Jahrtausend zurückzurollen und dem altersmüden Rom eine neue Jugendherrlichkeit zu verleihen. Wie ein Meteor steigt dieser Mann aus dem Nichts empor, wie ein Meteor sinkt er, nachdem er strahlend eine kurze Bahn durchmessen, wieder in sein Nichts zurück, keine bleibende Spur des Wirkens hinterlassend, und es lagern sich nach seinem Falle auf's Neue die Schatten des Mittelalters über die ewige Stadt. Nicht minder kann in anderer Beziehung des letzten Tribunen Gestalt räthselhaft und fragwürdig erscheinen: auf das Seltsamste mischen sich in seinem Charakterbilde die Züge hoher Genialität mit denen bizarrer Narrheit und auf das Wundersamste kreuzen sich in seinem Thun antike und moderne Gedanken. So scheint er in doppelter Beziehung ein Janusgesicht zu tragen: das eine Antlitz geschmückt durch die Majestät ernsten und erhabenen Denkens, das andere entstellt durch eine fratzenhafte Narrenmaske, und wiederum mit dem einen Antlitze zurückschauend in eine entlegene Vergangenheit und mit dem anderen vorwärts blickend in eine noch ferne Zukunft.

Das Räthsel dieser Erscheinung löst sich bei näherer Betrachtung, sobald man erwägt, dass Rienzo Petrarca's Zeitgenosse und Geistesverwandter, ja vielleicht selbst in gewissem Sinne dessen Schüler war, denn Nichts verbietet uns, anzunehmen, dass schon vor dem Jahre 1347, sei es in Rom sei es zu Avignon, zwischen beiden Männern persönliche Berührungen stattfanden, durch welche Rienzo mit Petrarca's politischen Ideen und Träumen bekannt ward. In noch erhöhtem Maasse würde dies haben der Fall sein können, wenn wirklich, wie mehrfach behauptet worden ist, auch Petrarca einer der Gesandten des

römischen Volkes war, welche, und unter ihnen Rienzo, im Frühjahr 1342 nach Avignon sich begaben, um des Papstes Rückkehr nach Rom zu erbitten [1]). Jedenfalls, Petrarca und Rienzo waren Zwillingsbrüder im Geiste, congenial angelegte Naturen und nur darin verschieden, dass der erstere ebenso zur beschaulichen Reflexion wie der letztere zum energischen Handeln sich hinneigte. Der schüchterne Petrarca war ein idealer Träumer, der vor der activen Beschäftigung mit den realen Dingen instinctiv zurückscheute, Rienzo war auch ein idealer Träumer, aber ein solcher, der seine Traumgebilde für Wirklichkeiten ansah und nach ihnen die reale Welt in tollkühnem Schaffen umzugestalten sich vermaass. Petrarca begnügte sich mit der Theorie, in der Praxis verzichtete er gern auf jede Weltverbesserung, die einen grösseren Kraftaufwand als Declamationen erforderte, und bereitwillig nahm er im eigenen persönlichen Leben mit der gemeinen Wirklichkeit vorlieb —, Rienzo's thatkräftige und thatendurstige Natur konnte sich nicht an dem theoretischen Schauen genügen lassen, sondern strebte, die Theorie in Praxis, die Ideale in Realitäten umzusetzen, sich nicht bekümmernd, ob solches Beginnen möglich und vernunftgemäss, ob es in Wahrheit segenbringend sei. Der weisere und besonnenere Mann von beiden war zweifelsohne Petrarca, der die Saamenkörner einer neuen besseren Zeit ausstreute und das Reifen derselben ruhig der Zukunft überliess, doch war vielleicht Rienzo, der nicht erst die späten Nachkommen, sondern schon die Zeitgenossen von dem Alpdruck überlebter Culturzustände erlösen wollte, der wärmer und edler fühlende Mensch. Die Geschichte, welche, was man auch sagen mag, in letzter Instanz nur nach den Erfolgen, nicht nach den Motiven urtheilen kann, hat Petrarca Recht gegeben und seinen Namen als den des Begründers der Renaissancecultur für alle Zeit auf ihre Tafeln eingegraben, Rienzo aber lebt nur noch als phantastische Märchengestalt in

[1]) Ueber Petrarca's Beziehungen zu Rienzo vor dem Jahre 1347 vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 193 ff.

der Erinnerung der Völker und sein ephemeres Wirken hat ihn mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen.

Nicht aber darf uns die Thatsache, dass die Nachwelt Petrarca und Rienzo so verschiedene Plätze angewiesen und ersteren mit dem Lorbeer gekrönt, letzteren mit dem Narrengewande bekleidet hat, verleiten, die ursprüngliche Gleichartigkeit der Natur beider Männer zu vergessen. Beide sind die ersten Menschen der Renaissance, Rienzo vielleicht selbst in höherem Grade noch, als Petrarca, da er die Renaissance in das praktische Staatsleben uneingeschränkt zu übertragen wagte, ein vorzeitiger Versuch, der naturgemäss scheitern musste. Beide, Petrarca wie Rienzo, waren erfüllt von derselben schwärmerischen Begeisterung für das römische Alterthum und beide in dem Wahne befangen, dass dasselbe zu neuem Leben sich erwecken und mit dem Christenthume sich vereinbaren lasse. Beide betrachteten Rom als die prädestinirte Welthauptstadt und Weltbeherrscherin und vermeinten, dass in Rom zunächst die grosse Weltwandelung in das römische, aber modernisirte und christianisirte Alterthum zurück vollzogen werden müsse. Die Wege, auf denen Petrarca und Rienzo zu ihren Anschauungen des römischen Alterthums und dessen Wiederbelebungsfähigkeit gelangt waren, mochten sehr verschiedene gewesen sein, aber die Anschauungen selbst waren dieselben und auch einander ungefähr gleich an Klarheit und Unklarheit. Die beiden Männer glichen und ergänzten sich in der wundersamsten Weise, sie bildeten gleichsam ein Doppelwesen mit einem Arme und mit einem Kopfe. Rienzo besass die Thatkraft, welche Petrarca fehlte, und Petrarca hinwiederum die Besonnenheit und Selbstbeherrschung, deren Rienzo so gänzlich entbehrte, dass er in Folge dessen zum Narren ward. Rienzo, der ein Staatsmann sein wollte, handelte wie von poetischer Raserei ergriffen und dichtete in seinen Thaten unabsichtlich eine erschütternde Tragikomödie, Petrarca, der ein Dichter war, handelte vorsichtig und zögernd wie ein kluger Staatsmann. Es war verhängnissvoll für Italien, dass beide Männer, in ihrem Grundwesen einander so gleich, doch

wechselseitig je einer wesentlichen Eigenschaft entbehren mussten: ein Petrarca begabt mit Rienzo's Thatkraft oder ein Rienzo ausgerüstet mit Petrarca's Besonnenheit würde die politische Wiedergeburt und Einigung Italiens vollzogen haben, aber freilich drängt die schwerlich zu bejahende Frage sich auf, ob auch in einem politisch geeinigten Italien die Cultur der Renaissance sich zu entfalten vermocht haben würde.

Nach dem Gesagten wird sich ermessen und begreifen lassen, mit welcher innigen Antheilnahme und Begeisterung Petrarca Rienzo's Unternehmen begrüssen und begleiten musste, so lange dasselbe noch nicht das Gepräge wilder Abenteuerlichkeit und narrenhafter Ueberspanntheit angenommen hatte. In dem, was Rienzo that, glaubte er das verwirklicht zu sehen, was er selbst seit langen Jahren erträumt und erhofft hatte; die Visionen von einer Erneuerung altrömischer Bürgertugend und Herrlichkeit, welche er bei der Lectüre des Livius und Cäsar geschaut hatte, sie wurden plötzlich — so glaubte er wenigstens — zur sichtbaren und greifbaren Wahrheit. Es war das ein bald geschwundener Wahn, aber ein schöner Wahn und ein verzeihlicher auch und Petrarca war nicht der einzige ernste Mann, der von dem Trugbilde sich blenden liess. Ideal angelegte Seelen, wie die seine es war, meinen bei jedem unerwarteten und den Zauber des Ungewöhnlichen an sich tragenden Ereignisse, dass es die Pforten jener goldenen Zukunft erschliessen werde, deren Bild sie vorausahnend in sich tragen und deren Herniedersteigen in das unbefriedigende reale Leben sie fort und fort sehnsuchtsvoll erwarten. So haben auch, als die grosse französische Revolution noch nicht ihr dämonisches Antlitz enthüllt hatte, gerade die edelsten Geister sich ihr gläubig zugewandt und sie als die lang ersehnte Morgenröthe eines Sonnentages der Völkerfreiheit und des Völkerglücks begrüsst.

Die freudigen Gefühle, welche ihn erfüllten, als er vernahm, dass Rienzo auf dem Capitole die Neugeburt der römischen Republik vollzogen habe, verschloss Petrarca nicht in sich, sondern lieh ihnen beredten Ausdruck in Briefen und

Dichtungen, welche er an den Tribunen und unter dessen Adresse an das Volk der Römer richtete [1]). Die ganze merkwürdige Episode der von Rienzo geleiteten Revolution spiegelt sich getreu mit allen ihren Schwankungen in diesen Schriftstücken wieder: wir sehen Petrarca jauchzen über das neu geborene Rom und in eindringlichen Worten seine römischen Mitbürger mahnen, dass sie die errungene Freiheit männlich behaupten und sich ihrer würdig zeigen sollen, dann sehen wir ihn beben, als der Tribun in thörichter Vermessenheit phantastischen Zielen tollkühn nachstrebt, und endlich sehen wir ihn trauern, als das glänzende Phantom kläglich zerstiebt und verlischt und die öde Wirklichkeit ihr Recht wieder geltend macht. Und es war kein flüchtig vorübergehender Rausch, dem Petrarca sich überliess, als er die Sache des Tribunen mit seiner machtvollen Beredtsamkeit verfocht. Nicht bloss dem sieg- und ruhmgekrönten Herren Roms huldigte er, sondern auch dem Gestürzten, Gefangenen, von der Welt Geächteten und Verhöhnten bewahrte er die Achtung und Freundschaft und dies selbst noch über das Grab hinaus. Wohl erkannte er Rienzo's Fehler und Schwächen und vor Allem tadelte er seinen Mangel an Standhaftigkeit, aber die Anerkennung, Grosses erstrebt und kühn gewagt zu haben, versagte er ihm nie, selbst dann nicht, als vielleicht die Klugheit ihm dazu hätte rathen können. Wenn irgendwo, so hat Petrarca in seinem Verhältnisse zu Rienzo Ueberzeugungstreue und Gesinnungstüchtigkeit bewiesen. Zugleich aber wird durch die fortdauernde Anerkennung, welche Petrarca dem Andenken Rienzo's zollte, bezeugt, dass dieser nicht der Narr gewesen sein kann, als welcher er oft geschildert wird, sondern dass

---

[1]) Briefe Petrarca's an Rienzo: Fam. VII 7. Var. 38. 40. 42. 48. App. 4. 8, nach Fracassetti, Lett. fam. II p. 199 auch App. 2. Verherrlichung Rienzo's in Ecl. V, namentlich v. 117—138. Dagegen ist die berühmte Canzone „Spirto gentil" gewiss nicht an Rienzo, sondern an den jüngeren Stefano Colonna gerichtet (vgl. Carducci, a. a. O. p. 42—61) — Urtheile Petrarca's über Rienzo Fam. VII 7. XIII 6. XVIII 1. Var. 38. de remed. utr. fort. I 89. apolog. contr. Galli calumn. p. 1181.

er Eigenschaften besessen haben muss, welche ihn den grössten Geistern seiner Zeit ebenbürtig erscheinen liessen.

Wie frei Petrarca's Begeisterung für Rienzo's Unternehmen von allen egoistischen Motiven war, ergibt sich schon daraus, dass er, wie er gewiss selbst von Anfang an klar erkannte, sich durch dieselbe den Aufenthalt in Vaucluse und Avignon mindestens für die nächste Zeit unmöglich machte und zu einem neuen Wanderleben sich durch den Zwang der Verhältnisse verurtheilt sah.

Wir haben früher gesehen, in welchen innigen Beziehungen Petrarca zu der Familie der Colonnesen und insbesondere zu dem Cardinale Giovanni gestanden hatte und wie ihm durch dieselben so manche äussere Vortheile zu Theil geworden waren. Dies schöne Verhältniss musste unwiderruflich von dem Augenblicke an sich lösen, wo der Dichter sich offen als Rienzo's Freund und Parteigänger in Wort und Schrift bekannte, um so mehr, als er dies in der schroffsten Weise that und wiederholt in seinen politischen Episteln an den Tribunen und die Römer die Colonnesen nicht minder wie die Orsini als Barbaren und Usurpatoren bezeichnete, deren Vertreibung aus Rom eine unerlässliche Nothwendigkeit und patriotische That sei [1]). Wie aber hätte Petrarca es ertragen können, nachdem er mit seinem Gönner, dem Cardinale Giovanni, innerlich so unheilbar sich entzweit hatte, noch fernerhin vertrauliche Beziehungen mit ihm zu unterhalten, und wie hätte der Cardinal es vermocht, dem zum Widersacher gewordenen Schützling noch weiteres Wohlwollen zu bewahren? Es war in diesem Fall nicht, wie es sonst wol oft geschehen mag, ein äusserlicher Fortbestand des alten Freundschaftsverhältnisses möglich, der Bruch konnte nicht ein halber, er musste ein ganzer sein. So trennte hier der Zwang der Verhältnisse zwei Männer, deren Herzen zwanzig Jahre lang warm und treu für einander geschlagen hatten und in einer idealen Welt immer für einander geschlagen haben würden. Man hat Petrarca wegen seines Bruches mit den

---

[1]) vgl. namentlich Ecl. V.

Colonnesen oft der Undankbarkeit und der Herzlosigkeit angeklagt, aber man hat dabei nicht, wie billig gewesen wäre, der Collision der Pflichten Rechnung getragen, welche den Dichter bedrängte. Das theuere Vaterland rief ihn (— so glaubte er wenigstens —) und forderte seine Hülfe, — sollte er ihm diese verweigern, nur um mit einer befreundeten Familie sich nicht zu entzweien? sollte er in einer kritischen Stunde, in welcher Italiens, Roms politisches Sein oder Nichtsein sich entscheiden musste, die persönlichen Rücksichten auf die Colonnesen höher stellen, als die heilige Pflicht gegen das Vaterland? sollte er, nur um einen Giovanni und Stefano nicht zu kränken, da schweigen, wo sein Wort mächtig und heilbringend wirken konnte? sollte er mit heuchlerischem Gleichmuthe zu Avignon in des Cardinals Giovanni Hause verkehren, während in Rom ein kühner Mann das zu verwirklichen sich bestrebte, was er selbst so sehnend erhofft hatte? Wahrlich die Lage der Verhältnisse gestattete Petrarca, wenn er anders nicht seine ganze Vergangenheit und sein eigenes besseres Selbst verleugnen wollte, gar keine Wahl, er musste offen auf Rienzo's Seite treten, er musste mit den Colonnesen brechen, er musste dem Vaterlande das Opfer persönlicher Neigung bringen. Dass ihm dies Opfer nicht leicht geworden, sondern schwere Seelenkämpfe gekostet hat, bezeugt seine achte, „Scheidung" überschriebene Ekloge, mit welcher er unter der Hülle der Allegorie von Giovanni Abschied nahm und die Beweggründe seines Handelns darlegte. Der Hirt Amyclas sagt — das ist in Kürze der Inhalt der ergreifenden Dichtung — seinem Gefährten Ganymedes, nachdem er vier Lustren in traulichem Verkehre mit ihm gestanden, Lebewohl, denn der fernere Aufenthalt auf dem bisherigen Weideplatze ist ihm verleidet. Vergebens versucht Ganymed, den Freund zum Bleiben zu bewegen: allzu mächtig ist in Amyclas der Drang zur Freiheit und die Liebe zum Vaterlande. „Frei möge wenigstens mein Alter sein" — entgegnet er auf Ganymedes' Bitten —, „die Knechtschaft der Jugend ist beendet, das in der Sklaverei verbrachte Leben beschliesse wenigstens ein

freier Tod. — Die mächtige Liebe zum Vaterlande, das mich zurückruft, erkenn' ich, es blühen dort in der Heimath lieblicher die Veilchen im thauigen Grase und schöner dort glühen und duften im Gebüsche die Rosen, klarer rieselt dort durch die Gefilde der heimische Bach, und süsser selbst ist der Duft des ausonischen Grases. — Lang fesselte mich Widerstrebenden hier die verderbliche Gewohnheit, die Liebe zu Dir und meines Mädchens reizende Gestalt, aber, wie mit der Zeit allgemach Alles sich wandelt, so missfällt nun dem Alter, was der Jugend gefiel, und mit dem ergrauenden Haare wechseln die Sorgen" [1]).

Wer erkennt nicht, dass in Amyclas der Dichter sich selbst geschildert und seines Herzens Falten bloss gelegt hat?

Vaterlandsliebe also war es zumeist, welche Petrarca antrieb, von Giovanni und Avignon-Vaucluse zu scheiden, und nie wol hat der Dichter sich so wahrhaft gross und hochherzig gezeigt, wie damals, als er um des Vaterlandes willen theuere Freundschaftsbande löste und die liebgewordene Wohnstätte verliess, um abermals den Wanderstab zu ergreifen und einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Es war das eine Handlungsweise von wirklich antiker Grösse, würdig des Mannes, der zuerst wieder des römischen Alterthumes Geist ganz und voll erfasste. Dass neben der Vaterlandsliebe noch andere Beweggründe auf Petrarca's Entschliessung einwirkten, dass er der Abhängigkeit, in welcher er bisher zu dem Cardinale Giovanni gestanden, nicht ungern sich entzog, dass er ebenso nicht ungern von einem Orte schied, an welchem er immer und immer wieder in die Fesseln einer seinem Alter nicht mehr ziemenden Neigung zurückfiel, das wird durch die angeführten Verse der Ekloge selbst bezeugt und ist an sich auch sehr begreiflich; nicht minder würde es sich als sehr menschlich begreifen lassen, wenn der Dichter vielleicht — wofür übrigens nicht der geringste positive Beweis vorliegt — mit der Hoffnung sich getragen hätte, in Rom neben Rienzo eine politische Rolle

[1]) Ecl. VIII v. 17 ff., v. 56—60 u. v. 74—78.

spielen und als Mitbegründer der römischen Freiheit sich feiern lassen zu können. Alle derartige Motive aber, falls sie wirklich vorhanden waren, können nur nebensächliche gewesen sein, das wirklich bestimmende und wesentliche war gewiss einzig und allein die Liebe zum Vaterlande.

So brach denn Petrarca am 20. November 1347 [1]) abermals nach Italien auf, ohne Zweifel gewillt, möglichst rasch Rom zu erreichen. Es sollte indessen anders kommen. Noch im Beginn der Reise ereilten ihn Nachrichten aus Avignon, dass es übel bestellt sei mit des römischen Tribunen Sache und dass dieser, durch Selbstüberschätzung und die Einflüsterungen übler Rathgeber verblendet, raschen Schrittes seinem Falle zueile [2]). Unter solchen Verhältnissen mochte Petrarca es unräthlich erscheinen, sich nach Rom zu begeben und dort Zeuge der unabwendbaren Katastrophe zu werden, er begnügte sich daher von Genua aus einen warnenden Brief an Rienzo zu richten [3]) und begab sich, offenbar um die weitere Entwickelung der Dinge ruhig abzuwarten und zugleich um das ihm verliehene Canonicat in Besitz zu nehmen, nach dem ihm von früher her so wohl bekannten Parma.

In rein äusserlichen Beziehungen hätte der Aufenthalt in Parma damals für den Dichter recht angenehm sein können. Die verworrenen politischen Verhältnisse, durch welche er wenige Jahre zuvor vertrieben worden war, hatten in der Zwischenzeit sich geklärt und geordnet. Luchino Visconti von Mailand war im September 1346 durch einen Kaufvertrag mit Obizzo von Este, zu welchem auch Azzo von Correggio seine Zustimmung gab, in den unbestrittenen Besitz der vielbegehrten Stadt gelangt [4]) und hatte ihr die lang entbehrte Ruhe wiedergegeben. Ebensowenig wie Sorge um die persönliche Sicher-

---

[1]) Zeitbestimmung nach Ep. Fam. VII 5 (22. November): Petrarca sagt im Eingange, dass er seit dem Antritte seiner Reise bereits die dritte Nacht schlaflos zubringe.

[2]) Ep. Fam. VII 5.

[3]) Ep. Fam. VII 7 (29. November).

[4]) vgl. Joann. de Cornazanis, Hist. Parm. b. Muratori XII p. 745 f.

heit konnte Sorge um die materielle Existenz in Parma an Petrarca herantreten: es schützten ihn dagegen seine geistlichen Pfründen, deren Ertrag nach den Verhältnissen der damaligen Zeit ein leidlich bedeutender gewesen sein muss. Der Dichter befand sich sogar in der glücklichen Lage, ein eigenes Häuschen sich erbauen lassen zu können [1]), ein Unternehmen, das ihn lebhaft beschäftigte und über welches er nicht verschmähte, in einer anmuthigen poetischen Epistel an Guglielmo da Pastrengo ausführlichen Bericht zu erstatten [2]). Als Bauverständiger freilich hat er sich hierbei nicht bewährt, denn die Befürchtung, welche er hegte, dass die Grundmauern nicht solid genug aufgeführt seien und dadurch der ganze Bau gefährdet werde, ist durch die Folgezeit durchaus nicht bestätigt worden: das Häuschen steht noch heute an der Ecke des Borgo di San Giovanni und des vicolo di Sto Stefano und verspricht, noch manches Jahrzehend fortzubestehen. Mit dem Hause war ein Garten verbunden, in welchem der Dichter selbst feinere Obstsorten züchtete und besonders gut gerathene Proben seiner Kunst dann wol, zuweilen von zierlichen lateinischen Episteln begleitet, an den Herrn der Stadt, Luchino Visconti, zum Geschenk einsandte [3]).

Aber nicht idyllische Zeiten, sondern Jahre banger Erregung und schweren Leides sollte Petrarca in Parma durchleben. Zunächst musste die Sorge um die sich immer unheilvoller gestaltende Entwickelung der Dinge in Rom schwer auf seinem Herzen lasten. Mit welchen seltsam gemischten und bewegten Gefühlen wird er die Kunde von dem am 20. Nov. 1347 vor den Thoren Roms stattgefundenen gewaltigen Kampfe und von der furchtbaren Niederlage des ihm einst so eng verbundenen Geschlechtes der Colonnesen vernommen haben! und wie mag er in tiefster Seele erschüttert worden sein, als er hören musste, dass der Tribun kläglich gestürzt und das ge-

[1]) Vielleicht gehört allerdings dieser Hausbau schon einem früheren Jahre (1345) an, vgl. Fracassetti, Lett. fam. I. p. 528.

[2]) Ep. poet. lat. II 19.

[3]) Ep. poet. lat. II 12. vgl. Ep. Fam. VII 15.

liebte Rom nach kurzer Freiheitslust abermals der Gewaltherrschaft der Barone überliefert worden sei! Wahrlich man begreift es, dass er nach so schmerzlichster Enttäuschung, nach dem Niedersturze seines schönsten Ideales in jene lebensmüde Schwermuth versank, welcher er in der bereits erwähnten Epistel an Guglielmo da Pastrengo so ergreifenden Ausdruck verliehen hat. „Du fragst, was ich treibe“ — schreibt er ihm — „ich leide Mühsal wie das ganze Menschengeschlecht. Worauf ich sinne? nach Ruhe. Welche Hoffnung ich hege? keine auf Ruhe. Wo ich umherwandle? hierhin und dorthin. Wohin ich strebe? auf geradem Pfade eile ich rasch dem Tode zu. Mit welcher Gesinnung? Unerschrocken und sehr bereit, aus dem schweren Kerker mich erlösen zu lassen. Wer mich begleitet? das Menschengeschlecht. Was ist das Endziel? das Grab. Was folgt darnach? der Himmel oder, wenn dort der Eingang verwehrt ist, der Abgrund der Hölle, doch das, flehe ich Euch an, haltet fern von mir, Ihr Himmlischen! Wo ich jetzt mich befinde? In Parma. Wo ich den Tag über mich aufhalte? Im Garten oder in der Kirche, wenn nicht der Hain mich aus der Stadt lockt. Wie meine Lebensweise ist? die gewöhnliche einfache, obwol das Glück, freigebiger geworden, mir beide Hände darreicht und zum Genusse mich einladet. Wie mein Antlitz ausschaut? Nicht eben heiter. Womit ich im Geist mich beschäftige? mit der Africa. Wonach ich am eifrigsten trachte? nach nichtigem Ruhme, denn den wahren erwirbt die Tugend allein“ [1]). Zu dieser inneren Beklemmung gesellte sich bald auch äussere Bedrängniss der schlimmsten Art. Die schreckliche Krankheit des Mittelalters, die Pest, begann im Frühjahr 1348 — vermuthlich durch Kaufleute aus Indien über Constantinopel eingeschleppt [2]) — ihren grauenvollen Umzug durch die Lande Europa's zu halten und allüberall, namentlich aber in Italien und Frankreich, unzählige Tausende und Aber-

---

[1]) Ep. poet. lat. II 19 v. 1—15.

[2]) Das ist wenigstens Petrarca's in der neunten Ekloge ausgesprochene Meinung.

tausende von Menschen dahinzuraffen. Es war eine ganz entsetzliche Zeit. Das Ende aller Dinge schien der zagenden und geängstigten Menschheit gekommen zu sein. Alle Schutzmittel gegen die furchtbare Seuche erwiesen sich als vergeblich. Nichts vermochte ihr Wüthen zu hemmen, hülflos erlagen ihr die Menschen und starben dahin, bald unter langsamen Qualen, bald wenigstens mit einem raschen Tode begnadet; ganze Städte wurden entvölkert, weite blühende Landschaften verödet, alle Bande der bürgerlichen Ordnung, des staatlichen Gemeinwesens lösten sich, die Sinneslust und das Laster feierten im Angesicht des allgemeinen Elends und des unabwendbar scheinenden Verderbens verzweiflungsvolle Orgien, während fromme Gemüther, welche sich im Glauben an das göttliche Walten nicht beirren liessen, in düsterer Askese und grausamer Selbstpeinigung Trost und Rettung suchten — es war eine Zeit der Wirrniss und des Schreckens, wie sie in solcher Ausdehnung die Weltgeschichte wol weder vorher noch nachher jemals wieder geschaut hat. Es wäre ein vergebliches Beginnen, ein Bild jener entsetzlichen Zeit entwerfen zu wollen, denn selbst die lebendigste Phantasie vermöchte die Gesammtheit dessen, was damals grausige Wirklichkeit war, nicht zu erfassen. Wem aber daran gelegen ist, wenigstens die Umrisse des Schreckensgemäldes zu schauen, der lese die von Boccaccio's Meisterhand im Eingange des Decamerone entworfene Skizze.

Dass ein jeder Einzelne, auch wenn er glücklich genug war, von der Pest gänzlich verschont zu bleiben, doch von den Ereignissen der furchtbaren Zeit auf's Tiefste berührt wurde, ist selbstverständlich. Der tägliche Anblick des Todes, die entsetzlichen Lücken, welche die Seuche Tag für Tag in die Kreise der Befreundeten und Bekannten riss, die bange und fast bis zur Gewissheit gesteigerte Erwartung, dass auch das eigene Leben plötzlich dem Würgengel verfallen werde — alles dies musste einen Jeden, der nicht leichtsinnig genug war, das Furchtbare zu vergessen, den gewohnten Bahnen des Lebens und Denkens gewaltsam entreissen und zur ernsten Einkehr in sich selbst mahnen. Auch in Petrarca vollzog sich

unter dem Eindrucke dieser Schreckensjahre — denn Jahre hindurch wüthete die Pest, wenn auch mit wechselnder Intensität — und des Hinsterbens zahlreicher Freunde eine Sinneswandelung. Schon früher hatte er einer schwermüthigen Auffassung des Lebens sich zugeneigt, jetzt nach so vielen herben Erfahrungen steigerte sich dieselbe bis zur düstersten Melancholie, welche sich in seinen Briefen und Dichtungen oft einen schmerzlich ergreifenden Ausdruck schafft, wie wenn er einmal ausruft: „das ganze Leben ist ein grosser Schmerz [1])!" Seine Lebensfreudigkeit ward gebrochen, wenn auch nicht vernichtet, mehr und mehr wandten sich seine Gedanken dem Ueberirdischen und Jenseitigen zu, mehr und mehr trat er auf den Boden streng kirchlicher Gläubigkeit und mehr und mehr suchte er mit der Lectüre der römischen Classiker diejenige der christlichen Kirchenväter zu vereinbaren. Es mischten sich, wie wir oft schon hervorgehoben, in Petrarca's Natur seltsam die mittelalterlichen und die antik-modernen Elemente, aber diese Mischung war keine constante, sondern auf- und niederwogten unter den wechselnden Einflüssen der äusseren Lebensverhältnisse bald die mittelalterlichen bald die antik-modernen Anschauungen und Strebungen, wie dies begreiflich ist bei einem Manne, welcher, nach seinem eigenen Ausdrucke [2]) auf der Grenzscheide zweier Zeitalter stehend, den Widerstreit beider in seiner Brust auskämpfen musste. Im Allgemeinen darf man jedoch sagen, dass vom Jahre 1348 ab in Petrarca je älter er wurde, um desto mehr die mittelalterliche Lebensanschauung die Oberhand gewann, so dass der Begründer der Renaissancecultur in seiner eigenen Persönlichkeit ein merkwürdiges Vorbild für die Entwickelung der Renaissance überhaupt darbietet, welche ja auch in der Restauration des strengen Katholicismus und, zum Theil wenigstens, auch in der Reformation sich zum Mittelalter wieder zurückwandte. Nur freilich ist Petrarca niemals voll und ganz in das Mittelalter zurückgetreten, er

[1]) „magnus dolor est vivere" Var. 25.
[2]) Rer. mem. lib. I 2, 7.

that es nur mit dem Gemüthe in einer Art Gewissensangst, nicht aber mit dem Verstande, niemals ist er seinen humanistischen Bestrebungen untreu geworden, nie hat er der Begeisterung für die Antike entsagt, nie seine Liebe zu dem Alterthume verleugnet, nie hat er verbrannt, was er angebetet, und nie angebetet, was er verbrannt hatte, sondern bei aller kirchlichen Gläubigkeit ist er nie weiter gegangen, als dass er nach einer Vermittelung und Versöhnung zwischen Christenthum und Antike strebte und eine solche für seine Person in der, sei es thatsächlichen sei es nur scheinbaren, Uebereinstimmung der heidnischen Philosophie mit der christlichen Ethik auch wirklich fand.

Wenn es erklärlich ist, dass das Unheilsjahr 1348 auf Petrarca's innere Entwickelung bestimmend und nachhaltig einwirkte, so ist es nicht minder begreiflich, dass auch sein äusseres Leben von den Schreckensereignissen nicht unberührt blieb. Wenn er auch in ruhigen Zeiten seinen Aufenthaltsort häufig zu ändern liebte, so steigerte sich jetzt, wo ihn Furcht vor Ansteckung und innere Angst quälen und jede zusammenhängende Arbeit unmöglich machen mussten, sein Wandertrieb in fieberhafter Weise. Unstät zog er Jahre lang von Ort zu Ort umher, zu Parma immer nur einen zeitweiligen Aufenthalt nehmend, nirgends längere Zeit bleibend, nirgends sich mit dem Gedanken einer dauernden Niederlassung tragend. Es waren trübselige Jahre, welche der Dichter von Stadt zu Stadt umherwandelnd und immer neue Schreckenskunden vernehmend verbrachte, Jahre, welche seine geistige Spannkraft hätten brechen können, wenn diese nicht eine ungewöhnlich grosse und ausdauernde gewesen wäre.

Schwer ist es trotz des reichlich vorhandenen Briefmateriales dem Dichter auf seinen unstäten Wanderungen zu folgen, doch dürfte sich Folgendes als ungefähr sicher ergeben [1]).

Im Beginn des Jahres 1348 begab sich Petrarca nach Verona, wo er gewiss, wie früher, bei Guglielmo da Pastrengo

---

[1]) vgl. die treffliche Untersuchung von Fracassetti, Lett. fam. II p. 240 ff.

und Azzo di Correggio gastfreundliche Aufnahme fand. Hier wurde er Zeuge eines gewaltigen Naturereignisses. Ruhig sass er am 25. Januar im Bibliothekszimmer, als plötzlich der Boden unter seinen Füssen wankte und die Bücher von den Gestellen herabstürzten: es war ein furchtbares Erdbeben, welches an diesem Tage Italien und einen Theil Deutschlands verheerte[1]). Aber noch schwereres Unheil sollte ihn während seines Aufenthaltes in Verona, wohin er nach einer im März an die Ufer des Po unternommenen Reise[2]) zurückgekehrt war, betreffen, obwol er die Kunde desselben erst später erhielt: es starb am 6. April in Avignon seine geliebte Laura. „An demselben Tage des Jahres 1348, an welchem ich sie einundzwanzig Jahre zuvor in der St. Clarakirche zu Avignon erblickt hatte" — mit diesen Worten berichtet er das traurige Ereigniss[3]) — „wurde das Licht meines Lebens dem Lebenslichte entrissen, als ich zufällig und ach! meines Geschickes unkundig in Verona weilte. Die unglückselige Kunde ereilte mich dann durch einen Brief meines Sokrates in demselben Jahre am Morgen des neunzehnten Tages des Maimonates. Die irdische Hülle der so keuschen und schönen Frau ward noch am Abende des Todestages in der Minoritenkirche beigesetzt. Dass ihre Seele, wie Seneca von der des Africanus sagt, in den Himmel, von wo sie stammte, zurückgekehrt sei, bin ich fest überzeugt. Das aber glaubte ich gerade an dieser Stelle, die mir oft vor Augen kommt, zur traurigen Erinnerung in schmerzlich süsser Wehmuth verzeichnen zu müssen, damit mir fernerhin Nichts mehr im Leben gefalle und ich, nachdem das stärkste Band, welches an die Welt mich knüpfte, zerrissen ist, durch den häufigen Anblick dieser Zeilen und durch die Erwägung der Hinfälligkeit alles Irdischen daran gemahnt werde, dass es Zeit sei, aus dem Babylon des Weltlebens zu fliehen, was mir mit Gottes Gnade leicht werden wird, wenn ich eindringlich

---

[1]) Ep. Sen. X 2.
[2]) Ep. Fam. VII 10.
[3]) Note im Handexemplar des Virgil b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 242.

und männlich bedenke, wie vergeblich die früheren Sorgen, wie nichtig die Hoffnungen und wie unerwartet der Ausgang sei."

So endete des Dichters lang fest gehaltener Liebestraum und, wenn irgend etwas, so musste dies dazu beitragen, das Jahr 1348 zu einem Wendepunkte für sein inneres Leben zu machen. Die Freundschaft mit den Colonnesen, die Liebe zu Laura — das waren die beiden Sterne seiner Jugend gewesen, jetzt waren sie nun beide rasch hinter einander erloschen, vereinsamt fand er sich in einer düstern, leidbedrängten Welt und von der Erde, die ihre schönsten Reize für ihn verloren, wandte er mehr und mehr den Blick zum Himmel empor.

Unmittelbar nach dem 6. April muss Petrarca nach Parma zurückgekehrt sein, aber nicht in der Stadt selbst, sondern vermuthlich in dem Landhäuschen, welches er in der nah gelegenen Ortschaft Ciano in der Ebene von Selvapiana besass [1]), Wohnung genommen haben, denn am 10. April richtete er „aus dem ruhigen Thale bei Parma" einen Brief an den ihm befreundeten und, wie sich mit gutem Grunde vermuthen lässt, auch verwandten Prior des St. Marcusklosters zu Florenz, Giovanni von Incisa [2]). In diesem Briefe [3]) sprach er eine frohe Erwartung aus, welcher aber bald eine um so schmerzlichere Enttäuschung nachfolgen sollte. Zu den wenigen Verwandten, mit denen Petrarca vertraulichere Beziehungen unterhielt, gehörte in erster Reihe Francesco degli Albizzi aus Florenz, ein reichbegabter junger Mann, der mit Erfolg auch nach dem Dichterlorbeer strebte [4]). Dieser hatte seinen berühmten Vetter im Jahre 1345 in Avignon aufgesucht und ungefähr zwei Jahre sich bei ihm aufgehalten, dann hatte er sich, sei es von Reiselust oder von Wissensdrang getrieben, nach Paris begeben, in-

---

[1]) vgl. Allodi, serie cronologica de' vescovi di Parma I p. 635 b. Fracassetti, Lett. fam. I p. 528.

[2]) vgl. über ihn Fracassetti, Lett. fam. I p. 463 f.

[3]) Ep. Fam. VII 11.

[4]) Petrarca nennt ihn (Trionfo d'amore III v. 37) neben Sennuccio del Bene, vgl. Tiraboschi, V p. 748 ff.

dessen bereits im Frühjahr 1348 sich zur Rückkehr nach Avignon entschlossen. Dort angelangt traf er Petrarca nicht mehr an und setzte, um ihn zu erreichen, ohne Zögern die Reise nach Italien fort, den Weg über Marseille einschlagend, welche Stadt er denn auch nach mancherlei Gefahren und Beschwerden glücklich erreichte. Petrarca von der bevorstehenden Ankunft seines Verwandten benachrichtigt, sah denselben mit freudiger Ungeduld entgegen und erhoffte stündlich der frohen Hoffnung Verwirklichung, hatte er ja doch den talentvollen Jüngling, der sich ihm mit jugendlicher Begeisterung angeschlossen hatte, innigst lieb gewonnen und durfte von dem erneuten Verkehre mit ihm genussreiche Stunden erwarten! Schon glaubte er, als er am 10. April den oben erwähnten Brief an Giovanni richtete, dass der ersehnte Tag gekommen sei oder doch nahe bevorstehe, schon meinte er jedesmal, wenn ein Besucher an die Thür seines Hauses klopfte, dass der liebe Gast hereintreten werde[1] —, als ihm plötzlich die Schreckenskunde überbracht wurde, dass Francesco, sei es den Anstrengungen der Reise, sei es den Einwirkungen eines ungesunden Klima's erliegend, ganz plötzlich zu Savona gestorben sei[2]. Des schwer heimgesuchten Dichters Schmerz war grenzenlos, musste er doch in dem Verstorbenen nicht nur einen leiblich, sondern auch einen geistig Verwandten, einen trauten Freund und einen zu schönster Hoffnung berechtigenden Genossen seines dichterischen Strebens betrauern. Man hat, seltsam genug, Petrarca oft als einen herzlosen, einer wahren Liebe und Freundschaft unzugänglichen Egoisten darstellen wollen — man lese den Brief, in welchem er Francesco's Tod beklagt[3], und urtheile dann, ob der, welcher ihn schrieb, wirklich wahrer und tiefer Empfindungen unfähig war!

Ein Unglück kommt selten allein: bald sollte Petrarca, wie wir bereits sahen, die schmerzliche Nachricht von Laura's

---

[1] Ep. Fam. VII 12.
[2] Ep. Fam. VII 18.
[3] Ep. Fam. VII 12.

Hinscheiden erhalten, bald auch abermals eines theueren Freundes jähen Tod betrauern müssen. —

Nach verschiedenen kleinen Reisen, welche er an mehrere Fürstenhöfe Ober- und Mittelitaliens — nach Ferrara zu den Estensen, nach Carpi zu Manfredi Pio und nach Padua zu Jacopo da Carrara — unternommen hatte [1]), war Petrarca am 5. Mai 1349 nach Parma zurückgekehrt. Er musste bedauern, nicht früher gekommen zu sein. Zwei seiner Jugendfreunde, Mainardo Accursio und Luca Cristiano [2]), hatten wenige Tage zuvor, auf einer Reise von Avignon nach Florenz und Rom begriffen, bei ihm vorgesprochen und, nachdem sie einen Tag lang vergeblich seine Rückkunft erwartet, ihre Reise fortgesetzt, ihm durch zurückgelassene Briefe ihren Besuch auf der bald anzutretenden Rückreise versprechend. Einer von ihnen sollte nimmer wiederkehren.

Petrarca, dem abermaligen Besuche seiner Freunde mit Bestimmtheit entgegensehend, entwarf in der Zwischenzeit einen seltsamen, für seine Denkweise ungemein charakteristischen Plan für sein und seiner nächsten Freunde Zukunftsleben. Warum — so dachte er — sollten sie, Socrates, Mainardo, Luca und vielleicht noch Andere, die sie alle mit ihm durch innige Bande einer gegenseitigen, auf gleichen Anschauungen, Erinnerungen und Bestrebungen beruhenden Neigung so eng verbunden waren, fernerhin von einander und von ihm getrennt leben? warum sollten sie nicht die etwa noch übrigen Jahre des schon im Niedergange begriffenen Lebens in traulichem Vereine, in andauerndem geselligen Verkehre, in gemeinsamen Studien und gemeinsamen Andachtsübungen verbringen können? waren sie nicht alle, da kein Amt, kein Eheband sie fesselte, unabhängig genug, um sich die Weise ihres Lebens frei wählen zu dürfen? Er machte also in mehreren sehr ausführlichen Briefen an Olimpio seinen Freunden alles Ernstes den Vor-

[1]) Ep. Sen. X 2. Fam. IX 1. Das Datum der Rückkehr Petrarca's ergibt sich aus Ep. Fam. VIII 2, womit auch App. 6 (b. Fracassetti, Lett. fam. II 309) übereinstimmt.

[2]) vgl. S. 72 f.

schlag, sie möchten sich mit ihm zu einem gemeinsamen Leben in einer beliebigen Stadt des oberen oder mittleren Italiens, deren Wahl er ihnen überlasse, vereinigen; finanzielle Bedenken — fügte er hinzu, um auch die praktische Seite der Sache nicht unerörtert zu lassen, — könnten der Ausführung des Planes nicht ernstlich im Wege stehen, denn, wenn sie ihre Vermögensbestände und Einkünfte zusammenlegten, so würde dies eine hinlängliche Summe ergeben, um die Kosten eines gemeinsamen und, wenn auch einfachen, so doch anständigen und behaglichen Haushaltes zu bestreiten.

Man sieht, dieser originelle Plan läuft auf nichts Anderes hinaus, als auf die Gründung eines humanistischen Klosters und zeigt recht deutlich, wie sehr in gewissen Beziehungen Petrarca noch in den Anschauungen des Mittelalters befangen war. In der individualen Isolirtheit, in der unbeschränkten persönlichen Freiheit, welche die modernen Menschen für keinen Preis entbehren möchten, befindet er sich, wenigstens zu Zeiten, nicht wohl, es verlangt ihn nach Anschluss an eine corporative Gemeinschaft und nach jener Beruhigung, welche das Bewusstsein gewährt, das Glied eines grösseren Ganzen zu sein. Dem Vater der Renaissance wollte eben im privaten Leben die Luft der neuen Zeit noch nicht recht behagen, er fühlte sich wohler und heimischer in der mittelalterlichen Klosterzellenatmosphäre und würde, wenn er nur seinem Gefühle gehorcht hätte, gewiss dem Beispiele seines Bruders Gherardo gefolgt sein. Auch das ist an dem erwähnten Plane als beachtenswerth hervorzuheben, dass er von jeder Wirksamkeit nach aussen hin gänzlich absieht. Die Mitglieder des projectirten Bundes sollen eben nur für sich, für ihre eigene Weiterbildung, Erbauung und Unterhaltung leben, nicht etwa durch Unterricht und litterarische Thätigkeit befruchtend und anregend für die Menschheit wirken. In dieser auffallenden Lücke des Planes offenbart sich gleichzeitig die mittelalterliche Scheu vor der Oeffentlichkeit wie der herzlose Egoismus der Renaissancecultur. Es war gewiss für Petrarca selbst und seinen Nachruhm ein grosses Glück, dass der Plan scheiterte,

denn, wenn irgend etwas, so würde das Gelingen desselben geeignet gewesen sein, ihn seiner humanistischen Culturmission zu entfremden: aus dem Humanisten wäre in einem Conventikel ohne Zweifel mehr und mehr ein betender Mönch geworden, das Brevier hätte gesiegt über Cicero und Virgil.

Wie dem aber auch sein mag, Petrarca erfasste den merkwürdigen Gedanken mit grossem Eifer und legte ihn in mehreren sehr ausführlichen Briefen [1]) an Mainardo und Luca dar. Am 19. Mai hatte er diese Schreiben beendet und, da ihm augenblicklich eine andere Gelegenheit der Beförderung mangelte, beauftragte er seinen Koch Gebelino, sie an die Adressaten nach Florenz zu überbringen. Der improvisirte Briefbote kehrte aber bereits am 26. Mai mit der schrecklichen Nachricht zurück, dass die Freunde in den Schluchten der Apenninen von einer Räuberbande überfallen worden seien, welche Mainardo seiner Baarschaft von 2000 Goldgulden beraubt und dann ermordet habe, während Luca, Dank der Schnelligkeit seines Rosses, zwar entflohen, aber auch seitdem verschollen sei [2]). Wie erschütternd musste für Petrarca diese Kunde sein, welche ihm so unbarmherzig einen liebgewonnenen Zukunftstraum zerstörte! wie schmerzlich musste es ihn ergreifen, seinen geliebten Mainardo, den trauten Genossen aus den schönen Tagen von Bologna, so wider alles Erwarten durch Mörderhand verloren zu haben! Aber auch in anderer Beziehung beklagte er bitter das unglückselige Ereigniss. Als italienischer Patriot empfand er lebhaft das Schmachvolle der Zustände seines Vaterlandes, welche harmlosen Reisenden nicht einmal die Sicherheit der Strassen zu verbürgen vermochten, und in einer flammenden Zuschrift an die Florentiner forderte er mit hinreissender Beredtsamkeit sie auf, durch strenge Bestrafung der auf ihrem Gebiete begangenen Unthat den ihrem

---

[1]) Ep. Fam. VIII 4 u. 5. App. 6.

[2]) Luca rettete sich und Petrarca hat nachmals noch wiederholte Briefe an ihn gerichtet, ihm auch ein Canonicat zu Modena abgetreten, vgl. Ep. Fam. XIV 4.

Gemeinwesen angethanen Schimpf zu rächen und fortan dafür zu sorgen, dass gleiche Frevel nicht wieder verübt werden könnten, in sehr geschickter Weise dabei hervorhebend, wie sehr Florenz auch materiell benachtheiligt werden müsste, wenn in dem bevorstehenden Jubeljahre die Pilgerzüge aus Furcht vor räuberischen Anfällen das Weichbild ihrer Stadt umgehen würden [1]).

Francesco und Mainardo waren nicht die einzigen Freunde, deren Hinscheiden Petrarca in den Schreckensjahren 1348 und 1349 zu betrauern hatte. Sie waren vielmehr, durch ungewöhnliche Zufälle vom Tode betroffen, nur gleichsam ein ausserordentlicher Tribut, den Petrarca an das Geschick zu zahlen hatte, eine weit grössere Zahl der Freunde ward von der allgemeinen Würgerin, der Pest, dahingerafft. Es starb unter Anderen Roberto de' Bardi in Paris, von dem einst Petrarca zur Dichterkrönung berufen worden war; es starb in Florenz der Dichter Sennuccio del Bene, mit welchem Petrarca so manches Sonett gewechselt hatte, es starb in Parma selbst der Herr der Stadt, Luchino Visconti, Petrarca's fürstlicher Gönner, am 25. Januar 1349 [2]); es starb auch am Morgen des 23. Mai 1349, nachdem er noch den Abend vorher gesund und heiter in Petrarca's Gesellschaft verbracht hatte, Paganino Bessozzi, der Podestà der Visconti in Parma, mit welchem Petrarca innig befreundet gewesen war.

Auch der Cardinal Giovanni Colonna war im Sommer 1348 der Pest zu Avignon erlegen, und gewiss hat sein Tod Petrarca schmerzlich berührt, wenn auch freilich nicht in der Weise, wie man es nach den langjährigen und so innigen Beziehungen, welche zwischen beiden bestanden hatten, hätte erwarten dürfen. Es war eben, wie weiter oben dargelegt worden ist, in Folge der grundverschiedenen politischen Anschauungen eine durch Nichts zu überbrückende Kluft zwischen den

---

[1]) Ep. Var. 53.

[2]) Joann. de Cornazanis a. a. O. p. 747 und Note im Handexemplar des Virgil b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 243.

einstigen Freunden entstanden. Petrarca ward, wenn er die Gebote des einfachsten gesellschaftlichen Anstandes nicht verletzen wollte, durch Giovanni's Tod in die peinliche Lage versetzt, an den greisen Stefano Colonna, der nun wirklich, wie er einst schmerzlich geahnt hatte, alle seine Söhne vor sich hatte sterben sehen, ein theilnehmendes Schreiben richten zu müssen. Wie schwer mag es ihm angekommen sein, jetzt an den einst so hoch verehrten Mann zu schreiben, von dem er voraussetzen musste, dass er ihn als einen Undankbaren betrachte und ihm ob der Betheiligung an Rienzo's Unternehmen schwer grolle! So ist es denn begreiflich, dass der Dichter sich möglichst lange der drückenden Pflicht zu entziehen strebte und erst am 8. September 1349 der Abfassung des nicht zu umgehenden Briefes sich unterzog. Es war ein entsetzlicher Trostbrief, den er schrieb [1]. Grausam zergliederte er den ganzen Jammer, der den alten Colonna betroffen, in allen seinen Einzelheiten und richtete unter Beibringung nichtssagender philosophischer Gemeinplätze die Mahnung an ihn, das Geschehene zu vergessen und gutes Muthes zu sein. Wenn irgend einer, so ist dieser Brief herzlos im vollsten Sinne des Wortes und macht seinem Verfasser wenig Ehre. Er liefert ein trauriges Zeugniss dafür, wie politische Leidenschaft und eine veränderte Anschauung auch in gemüthvoll angelegten Naturen eine anscheinend über alle Anfechtungen erhabene Freundschaftsneigung zu entwurzeln und Lieblosigkeit zu erzeugen vermögen.

Falsch aber wäre es, aus diesem Briefe, der eben unter dem Drucke ganz eigenthümlicher äusserer Verhältnisse geschrieben ward, einen allgemeinen Schluss auf Petrarca's Charakter ziehen und ihn der Herzlosigkeit bezüchtigen zu wollen. Gegenbeweise würden, wie wir schon einmal bemerkten, in Fülle beigebracht werden können. Man lese z. B., um sich davon zu überzeugen, einmal den Brief an Sokrates vom

---

[1] Ep. Fam. VIII 1.

22. Juni 1349[1]), in welchem der Dichter mit wahrhaft vom Herzen kommender Wehmuth und in ergreifender Sprache das Hinsterben so vieler Freunde und das Wüthen der furchtbaren Pest betrauert. Und dass er auch selbst in dem Verhältnisse zu den Colonnesen nicht immer die alte Freundschaft zu unterdrücken vermochte, bezeugt der, vermuthlich im Beginne des Jahres 1348, aus Anlass der furchtbaren, für die römischen Barone so unheilvollen Schlacht vom 20. November 1347 an den Cardinal Giovanni gerichtete Trostbrief[2]). Freilich erhält man auch hier die Empfindung, dass der Schreiber sein eigentliches Thema nur mit Widerwillen behandelt und eben nur, weil der Anstand es so erfordert, banale Trostgründe an einander reiht, aber wie ein Sonnenblick bricht doch aus dem Nebel der obligaten Phrasen das herzliche Eingeständniss hervor: „Ich werde immer bekennen, dass ich Dir Alles verdanke, meine geistige Begabung sowol als auch den Leib, den mein Geist als Herberge bewohnt, und was ich etwa an irdischen Gütern besitze. Der Aufenthalt in Deinem Hause ist für meinen Geist nicht minder vortheilhaft gewesen, als für meinen Leib und für mein Vermögen". — —

Was sollte Petrarca, nachdem er in Parma so vieles Schmerzliche hatte erleben und so erschütternde Trauerkunden hatte vernehmen müssen, noch ferner daselbst verweilen? So begab er sich denn aus der für ihn verödeten Stadt und aus dem Hause, das ihm die Stätte so herber Enttäuschungen geworden war, auf's Neue auf die Wanderung und durchirrte abermals die Städte Oberitaliens, bald bei den Gonzaga in Mantua verweilend und von dort aus Virgils Geburtsstätte besuchend[3]), bald in Verona mit Guglielmo di Pastrengo die alte Freundschaft erneuernd, bald und zumeist endlich in Padua sich aufhaltend.

In letzterer Stadt herrschte seit 1345 Jacopo II. von Carrara.

---

[1]) Ep. Fam. VIII 7.
[2]) Ep. Fam. VII 13.
[3]) Ep. Fam. XXIV 11.

in dessen Persönlichkeit sich uns wieder, wie schon früher in Azzo di Correggio, ein Prototyp der Tyrannen der späteren Renaissancezeit darstellt. Durch einen Mord war er zur Herrschaft gelangt — er hatte seinen erbberechtigten Vetter Marsilio, den Nachfolger des wollüstigen, aber staatsklugen Ubertino, getödtet [1]) — und durch einen Mord sollte er sie wieder verlieren, die Gebote der Moral kannte er nicht, wenn es den Besitz oder die Behauptung der Macht galt, aber bei aller Immoralität war er ein staatskluger Fürst, der das materielle Wohl seines kleinen Reiches verständig und thätig förderte, und nicht minder ein begeisterter Verehrer der Wissenschaften. Bald nach seinem Regierungsantritte hatte er mit Petrarca, den er bis dahin nur einmal flüchtig gesehen, Beziehungen anzuknüpfen gesucht [2]) und als derselbe, vermuthlich dringender Einladung Folge leistend, im Ausgange des Jahres 1348 zu längerem Aufenthalte nach Padua gekommen war, hatte er ihm, um ihn dauernd an sich zu fesseln, am Sonnabende nach dem Osterfeste 1349 [3]) ein Canonicat verliehen. Es war dadurch Padua dem Dichter eine neue Heimath geworden und wir werden sehen, wie er später sich dauernd dort niederliess, zumal da ihm Giacomo's Sohn und Nachfolger Francesco die gleiche Verehrung zollte, wie der Vater. Staunen mögen wir billig vom Standpunkte unserer heutigen Anschauungsweise aus, dass Petrarca, der in seinen Schriften einer fast übertrieben strengen Sittlichkeit huldigte und auch in seinem Leben stets den Geboten der Ehrenhaftigkeit treu blieb, einem Fürsten, der mit dem Verbrechen des Mordes sich befleckt hatte, seine Freundschaft schenkte, Wohlthaten von ihm annahm und mit Lobsprüchen ihn überhäufte, die, weil zum Theil erst dem Todten gespendet, offenbar mehr, als conventionelle Phrasen sind [4]). Indessen die Menschen der Renaissance — wir haben dies bereits einmal ausführlicher er-

---

[1]) Cortus. Patav. hist. IX 1 b. Muratori XII p. 915.
[2]) Ep. Sen. X 2.
[3]) App. 6.
[4]) App. 6. Ep. Sen. X 2. Ep. Fam. XI 3. Epist. ad Post.

örtert[1]) — maassen sich einander nicht mit dem ethischen, sondern mit dem ästhetischen Maassstabe, sie urtheilten nicht nach den Motiven und Vollzugsweisen, sondern lediglich nach den Erfolgen der Handlungen, ihren Beifall erwarb ein Jeder, der, gleichgültig mit welchen Mitteln, etwas vollbrachte, was gross und gewaltig erschien, was die Phantasie durch das Ungewöhnliche seiner Erscheinung bestach, was endlich nur irgendwie mit einer Art idealen Schimmers umgeben war.

Wie lange Petrarca seinen im Jahre 1349 begonnenen Aufenthalt in Padua ausdehnte, entzieht sich der genaueren Bestimmung, doch ist so viel gewiss, dass er ihn nicht vor dem beginnenden Frühjahre 1350 abgebrochen haben kann, denn am 15. Februar 1350 — dem Tage, an welchem der Cardinallegat Guido von Boulogne die feierliche Translation der Gebeine des heiligen Antonius von Padua vollzog — datirte er von dort aus noch einen Brief[2]) an den päpstlichen Caplan Philipp von Vitry, dem späteren Bischof von Meaux[3]). Seltsam genug war des Briefes Inhalt. Der französische Priester hatte gelegentlich den Cardinal beklagt, dass er fern vom schönen Frankreich und von den Genüssen Avignons das reizlose und rohe Italien durchreisen müsse. Petrarca fühlte sich durch solches thörichtes Bedauern in seinem Patriotismus verletzt und glaubte sich verpflichtet, die absurde Verunglimpfung seines schönen Vaterlandes abzuwehren und den Ankläger durch eine lange Epistel seines sträflichen Irrthums zu überführen.

So war das Jahr 1350 herangekommen, ein Jahr des Segens im Vergleich mit den vorangegangenen Jahren des Unheils. Die Pest war, wenn auch noch nicht erloschen, so doch dem zeitweiligen Erlöschen nahe, und die geängsteten Völker durften den Versuch wagen, in die gewohnten Gleise des Lebens zurückzukehren. Es schien die Gottheit selbst nach langem Zürnen mit der Menschheit sich versöhnen zu

[1]) s. S. 190 ff.
[2]) Ep. Fam. IX 13.
[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 430.

wollen. In Rom ward das grosse Jubelfest gefeiert, welches jedem Gläubigen, der dem Apostelgrabe nahte, vollkommene Vergebung der Sünden verhiess. In ungezählten Schaaren wallfahrteten die der Pest Entronnenen aus allen Landen nach Rom, denn es ist ja eine vielfach durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, dass nach Zeiten schwerer Trübsal der religiöse Drang in der Menschenbrust am lebhaftesten sich geltend macht, dass dann die Glaubensinnigkeit und der Eifer, den kirchlichen Pflichten Genüge zu thun, weit grösser sind, als in den Jahren des Glücks. Es lehrt eben, wie das alte Sprüchwort sagt, Noth beten. Hatte vor den Jahren der Pest vielfach ein gewisser religiöser Indifferentismus geherrscht, so war dieser jetzt nach der schweren Leidenszeit in das Gegentheil umgeschlagen, und schwerlich ist die Menschheit des Abendlandes jemals aufrichtig gläubiger gewesen, als damals. In den germanischen Ländern, wo ja zu allen Zeiten das religiösere Gefühl ein lebendigeres und tieferes gewesen ist als bei den Romanen, steigerte die neu erwachte Glaubensinnigkeit sich bis zu einem mystischen Fanatismus. Es bildeten sich dort zahlreiche Genossenschaften, welche durch die grausame Selbstpeinigung der Geisselung ihr Seelenheil zu erringen vermeinten, das Christenthum auf diese Weise zu dem indischen Büsserthume erniedrigend. Milder waren die Aeusserungen der neubelebten Kirchlichkeit in den romanischen Ländern und insbesondere in Italien, wo die schon einflussreich gewordene humanistische Geistesströmung und eine gewisse Neigung zur Skepsis im Nationalcharakter das Erwachen des Fanatismus unmöglich machten. Hier begnügte man sich mit der Wallfahrt und mit der Erfüllung der sonstigen kirchlichen Formen. Die Strassen Roms füllten sich mit Pilgern, deren Zahl zeitweise weit eine Million überstiegen haben soll. Das Gedränge an den heiligen Stätten war so gross, dass wiederholt Menschen erstickt wurden und das Fortkommen auf den Strassen fast unmöglich gemacht wurde [1]).

[1]) vgl. Christophe, Geschichte des Papstthums, übersetzt von Ritter. II p. 154 f.

Auch Petrarca ward von der allgemeinen religiösen Begeisterung und dem Wallfahrtsdrange ergriffen. Nachdem er Padua verlassen und vorübergehend in Mantua sich aufgehalten hatte[1], vielleicht auch zu kurzem Verweilen nach Parma zurückgekehrt war[2], trat er im Herbst die Pilgerreise nach Rom an. Mit beweglichen Worten hatte er in einer poetischen Epistel Guglielmo di Pastrengo aufgefordert ihn zu begleiten[3], dieser aber war, durch Familienbande gefesselt, ruhig in Verona verblieben.

Petrarca nahm seinen Weg über Florenz, wo er vermuthlich in den ersten Tagen des Octobers[4] bei schon winterlich gewordener Witterung im Zwielichte des hereinbrechenden Abends anlangte[5]. Mit welchen Gefühlen musste er die vorher noch nie gesehene Stadt betreten, welche die Heimath seiner Aeltern gewesen war und im normalen Laufe der Dinge auch seine eigene Vaterstadt geworden sein würde! Der Vater war schimpflich aus Florenz vertrieben und nie war die Rückkehr ihm gestattet worden, jetzt zog der Sohn ein, von den erlesensten Bürgern der Stadt jubelnd begrüsst als ein Fürst im Reiche des Geistes! Nach dem Buchstaben des Gesetzes wäre Petrarca, dem Sohne des Geächteten und Verbannten, der Eintritt in Florenz verboten gewesen, aber Niemand dachte daran, gegen den gefeierten Dichter ein veraltetes Recht geltend zu machen: unbehindert durfte er jetzt wie auf der Rückreise in der Stadt verweilen, und bald sollte ihm selbst die ehrende Genugthuung einer formellen Rückberufung zu Theil werden.

Der erste, von welchem Petrarca in Florenz begrüsst und gastlich aufgenommen ward, war der Mann, welchen das Ur-

---

[1] Ep. Fam. IX 10, datirt aus Suzara b. Mantua vom 28. Juni 1350.

[2] vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 527. Hinfällig freilich wird die Annahme, wenn, wie Fracassetti selbst als wahrscheinlich hinstellt, Petrarca das Archidiaconat bereits 1348 und nicht erst 1350 verliehen erhielt.

[3] Ep. poet. lat. III 34.

[4] Das Datum ergibt sich ungefähr aus einer Angabe in Ep. Fam. XI 1.

[5] Ep. Fam. XXI 15.

theil der Nachwelt mit Dante und Petrarca selbst auf die Höhen des italienischen Parnasses gestellt hat, es war kein geringerer als Giovanni Boccaccio, der Begründer der italienischen Prosa. Nicht hier scheint uns der Ort zu sein, eingehender über die Beziehungen zu sprechen, welche zwischen den beiden Dichterheroen obwalteten; wir glauben, dass dies besser demjenigen Orte vorbehalten bleibe, an welchem wir im weiteren Verlaufe unseres Werkes Boccaccio's Leben und Entwickelungsgang darzulegen gedenken, denn, wie wir meinen und wie dies schon aus den Altersverhältnissen der beiden Männer[1]) sich erklärt, hat nicht Boccaccio auf Petrarca, wol aber dieser auf jenen einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. Es mögen daher hier nur die nöthigsten Bemerkungen Platz finden.

Petrarca und Boccaccio sahen sich, wie wenigstens der erstere versichert[2]), im October 1350 zum ersten Male, doch ist dies vielleicht dahin einzuschränken, dass sie sich damals zum ersten Male persönlich näher kennen lernten und zum ersten Male Freundschaftsversicherungen von Mund zu Mund austauschten, denn der Umstand, dass Boccaccio in seiner kurzen Vita Petrarca's, welche aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Jahre 1350 geschrieben ist[3]), das leibliche Aussehen desselben eingehend schildert, beweist doch wol, dass er ihn bereits vor 1350, wenn auch nur flüchtig und von ferne, gesehen hatte, vermuthlich im Jahre 1341 zu Neapel[4]). Als ganz unzweifelhaft aber darf angenommen werden, dass die beiden Männer bereits lange Jahre vor Petrarca's Besuch in Florenz sich gegenseitig aus ihren Dichtungen und sonstigen Schriften lieben und achten gelernt hatten, denn wie hätte dem wol anders sein können? So waren sie, als sie in Florenz zusammentrafen, einander längst geistig vertraut und ihrer inneren Zusammengehörigkeit sich bewusst geworden, und auf

---

[1]) Boccaccio war neun Jahre jünger als Petrarca, vgl. Ep. Sen. VIII 1.
[2]) Ep. Fam. XXI 15 (vgl. Landau, a. a. O. p. 113 ff.).
[3]) vgl. S. 38.
[4]) vgl. Rossetti, Giulio Celso, Petrarca e Boccaccio p. 351.

dieser Grundlage entwickelte sich nun zwischen ihnen nach der vollzogenen näheren persönlichen Bekanntschaft die herzlichste und innigste Freundschaft, als deren Zeugniss wir noch zahlreiche und inhaltsvolle Briefe besitzen [1]. Mit keinem Anderen hat Petrarca in einem so innigen und, um diesen Ausdruck zu brauchen, so menschlichen Freundschaftsverhältnisse gestanden wie mit Boccaccio. Wohl waren auch Sokrates und Laelius seine vertrauten Freunde und die Ausdrücke, mit denen er sie seiner Neigung versichert, lassen an Ueberschwänglichkeit Nichts zu wünschen übrig, aber trotz alledem war doch, wenn nicht Alles trügt, seine Freundschaft zu ihnen zum guten Theile nur ein Product seiner eigenen Phantasie; in jugendlicher Liebesbedürftigkeit, im Drange, ideale Freundschaftsbündnisse nach antikem Vorbilde anzuknüpfen, hatte er sich ihnen angeschlossen und ideale Eigenschaften ihnen angedichtet, die sie in Wirklichkeit nicht besassen; er hatte diese nach Allem, was wir von ihnen wissen, schlichten und ihm nicht entfernt geistig ebenbürtigen Männer in seiner Schwärmerei auf ein ideales Piedestal erhoben und einen Freundschaftstempel ihnen errichtet, dessen Götterbilder seine eigenen Geschöpfe waren. Ideal angelegte Naturen haben eben das Bedürfniss, einen Seelenbund mit ihnen gleichgesinnten Menschen zu schliessen und, wenn sie solche in der Wirklichkeit nicht finden, erheben sie in beglückender Selbsttäuschung ihrer Phantasie diejenigen zu Idealen, mit denen die Fügung des Zufalls sie in nähere äussere Verbindung setzt. Gewiss hat Petrarca in späteren Jahren, als der jugendliche Idealismus zum Theile einer realistischen Auffassung der Dinge gewichen war, es selbst empfunden, dass der vergötterte Sokrates und Laelius keineswegs die idealen Menschen seien, als welche seine Phantasie sie ihm einst dargestellt hatte, nun aber machte die Gewohnheit ihre Rechte geltend und der Umstand,

[1]) Briefe Petrarca's an Boccaccio: Ep. Fam. XI 1. 2. 6. XII 10. XVIII 3. 4. 15. XXI 15. XXII 2. XXIII 19. Sen. I 5. II 1. III 1. 2. 5. 6. V. 1. 2. 3. VI 1. 2. VIII 1. 8. XV 8. XVII 1. 2. 3. 4. Var. 25. Ep. poet. lat. III 17.

dass er meist in weiter Ferne von den Freunden lebte, ermöglichte um so leichter den ungestörten Fortbestand eines im innersten Grunde unwahren Verhältnisses. Es blieben ihm Sokrates und Laelius liebe und vertraute Jugendgenossen und ganz besonders hochwillkommene Adressaten für seine langathmigen moralphilosophischen Episteln. Man möchte Sokrates und Laelius die stummen Personen in Petrarca's Freundschaftsleben nennen, sie haben — soweit man zu urtheilen vermag — immer nur von ihm empfangen, niemals aber ihm ihrerseits etwas gegeben, das für seine Entwickelung werthvoll und bedeutend geworden wäre. Es sind uns ihre Briefe an Petrarca nicht erhalten, schwerlich aber ist in litteraturgeschichtlicher Hinsicht ihr Verlust zu beklagen — so schmerzlich er auch für die äussere Biographie sein mag —, denn allem Vermuthen nach ward ihr Hauptinhalt von Mittheilungen der trivialsten Art, zum guten Theile von avignonesischem, bezugsweise römischem Stadtklatsche, gebildet. Wenn es unbestreitbar ist — und wer möchte das leugnen? —, dass eine wahre und fruchtbringende Freundschaft nur möglich ist zwischen Menschen, welche auf einem ungefähr gleichen Niveau der geistigen Entwickelung stehen, so war eine solche zwischen Sokrates oder Laelius und Petrarca allerdings nicht möglich, im vollsten Maasse dagegen zwischen dem letzteren und Boccaccio.

In Boccaccio fand Petrarca eine der seinigen in jeder Beziehung ebenbürtige und in vieler Hinsicht geistig verwandte Natur und ein mit dem seinigen vielfach übereinstimmendes Streben, und, da Boccaccio zugleich bescheiden und geschmeidig genug war, um sich dem älteren Dichter bereitwillig unterzuordnen und ihn als den weit Ueberlegenen anzuerkennen, so waren alle Vorbedingungen für eine heilbringende Entwickelung und unzerstörbare Dauer ihrer Freundschaft gegeben. Es hat die italienische Litteratur in ihrer doch so reichen und ruhmvollen Geschichte kein schöneres Blatt aufzuweisen, als dasjenige, auf welchem die Freundschaft zwischen dem Sänger des Canzoniere und dem Dichter des Decamerone verzeichnet steht. Nur einmal hat in der Folge-

zeit das erhebende Schauspiel eines so innigen Herzensbündnisses zwischen zwei einander ebenbürtigen Geistesheroen sich erneut: es war, als in Jena 1794 Goethe und Schiller ihren Freundschaftsbund schlossen. Beklagen kann man nur, dass Petrarca und Boccaccio nicht schon früher, in der Periode jugendlich reger Empfänglichkeit, in nähere Verbindung mit einander getreten sind: sie würden sich gegenseitig auf das Segensreichste beeinflusst und auf das Trefflichste ergänzt, vielleicht selbst auch zu einem gemeinsamen Schaffen im eigentlichen Sinne des Wortes vereinigt haben. Das Schicksal hat es anders gefügt und dieser Fügung ist es zum guten Theile zuzuschreiben, dass nach der beiden Dichterfürsten Tode die italienische Poesie sich nicht stetig weiter entwickelte, sondern ein Jahrhundert lang selbst in der Gefahr schwebte, von dem überwuchernden Humanismus erstickt zu werden: sie entbehrte eben einer einheitlichen Grundlage, welche breit genug gewesen wäre, einen normal aufgeführten Bau zu tragen und gegen feindliche Strömungen auszudauern. Ungleich unheilvoller noch würde aber ohne Zweifel ihr Geschick gewesen sein, wenn Petrarca und Boccaccio nicht wenigstens einige Jahrzehende hindurch treu und gesinnungsinnig zusammengestanden und zusammengestrebt hätten. Man stelle sich einmal vor, welch' tödtlicher Zwiespalt in die junge Litteratur hineingetragen worden wäre, wenn die beiden Dichter etwa von Neid und Eifersucht erfüllt sich und ihr Schaffen gegenseitig verlästert und verketzert hätten! Ein verächtliches Urtheil Petrarca's über Boccaccio's Styl hätte wahrscheinlich die italienische Prosa in ihrer Wiege ermordet, und ebenso wahrscheinlich eine satyrische Bemerkung Boccaccio's über Petrarca's Reime die italienische Lyrik nach kaum entfalteter Blüthe ertödtet, da hierdurch den einseitigen Humanisten der späteren Zeit willkommene Handhaben geboten worden wären, ihre Verachtung der poetischen Production in der Vulgärsprache auf unanfechtbare Autoritäten zu stützen, und in noch höherem Grade, als ohnehin geschah, alle besseren Köpfe von ihr als von einer unwürdigen Beschäftigung abzuwenden.

Wie wir bereits oben bemerkten, vermochte Boccaccio allerdings einen bestimmenden Einfluss auf Petrarca's innere Entwickelung, welche überhaupt mit dem Jahre 1348 als im Wesentlichen abgeschlossen betrachtet werden kann, nicht mehr auszuüben, aber, irren wir uns nicht, so gebührt ihm das Verdienst, durch das lebhafte und sachverständige Interesse, welches er an Petrarca's humanistischen Bestrebungen nahm, dazu beigetragen zu haben, dass Petrarca denselben beständig treu blieb und sich nicht, wie er sonst wol bei vorgerückterem Alter gethan haben würde, rückhaltslos der kirchlichen Gläubigkeit in die Arme warf.

Boccaccio that für Petrarca, was nur irgend ein Freund für den andern thun kann. Er unternahm wiederholt — wir werden darauf noch ausführlicher zurückkommen müssen — weite Reisen, um ihn zu besuchen, und verweilte verschiedene Male längere Zeit bei ihm, er vertheidigte ihn öffentlich durch eine Apologie gegen boshafte Angriffe[1]), er erfreute ihn durch werthvolle litterarische Geschenke, einmal ihm einige Schriften des Cicero und Varro[2]), ein anderes Mal ein Werk des heiligen Augustin[3]), einmal endlich auch ein Exemplar von Dante's „göttlicher Komödie“ übersendend[4]). Den grössten und schönsten Dienst aber erwies er dem Freunde gewiss durch seine erfolgreichen Bemühungen um das Zustandekommen einer lateinischen Uebersetzung des Homer[5]).

Petrarca seinerseits benutzte nicht minder jede sich darbietende Gelegenheit, um Boccaccio seine freundschaftliche Gesinnung zu bethätigen. Er ermuthigte ihn, als ihn Zweifel an dem eigenen Dichterwerthe bestürmten[6]), er tröstete ihn, als die Prophezeihung eines seltsamen Fanatikers ihn ge-

---

[1]) Ep. Sen. XIV (b. Fracassetti XV) 8.
[2]) Ep. Fam. XVIII 4.
[3]) Ep. Fam. XVIII 3.
[4]) Beccadello in Tomasini's Petrarca rediv. p. 232, vgl. Fracassetti's Note zu Ep. Fam. XXI 15.
[5]) vgl. Fracassetti's Note zu Ep. Fam. XVIII 2.
[6]) Ep. Fam. XVIII 15.

schreckt hatte[1]), und er erfreute ihn durch die Uebersetzung der Griselda-Novelle des Decamerone in das Lateinische[2]).

So gewährt uns die Geschichte der mehrere Jahrzehende hindurch währenden Beziehungen zwischen Petrarca und Boccaccio das wohlthuende Bild einer innigen, durch keine kleinliche Rivalität getrübten Freundschaft zweier hochbegabter geistesverwandter Männer.

Glücklich fürwahr ist Italiens Volk zu preisen, welches an den Eingangspforten und zugleich auf den Höhen seiner Litteratur ein solches edles Dioskurenpaar besitzt!

Wir aber wenden uns nun den übrigen Freunden zu, welche Petrarca bei seinem ersten Besuche in Florenz sich, wenn nicht gewann, so doch fester verband.

An erster Stelle ist da Zanobi da Strada zu nennen[3]). Als Sohn eines Grammatikers und Schullehrers wurde er im Jahre 1312 zu Strada, einem Flecken sechs Miglien von Florenz, geboren. Durch Vermögenslosigkeit gedrängt übernahm er im Jahre 1332 nach des Vaters Tode die von diesem geleitete Schule. Zwanzig Jahre lang blieb er dem bescheidenen Lehramte treu, bis ihn endlich im Jahre 1352 plötzlich Petrarca's Wohlwollen aus der niederen, seiner hohen Begabung unwürdigen Stellung erlöste, indem er auf des einflussreichen Freundes Verwendung von dem Grossseneschall Acciaiuoli als königlicher Secretär an den neapolitanischen Hof berufen ward[4]). Und noch weit grössere Ehre sollte ihm zu Theil werden, eine Ehre, deren sich seit dem 8. April 1341 bis zum Ablauf des Jahrhunderts ausser ihm nur noch Petrarca selbst rühmen durfte. Als er im Jahre 1355 in Acciaiuoli's Begleitung aus Anlass einer diplomatischen Mission

---

[1]) Ep. Sen. I 5.

[2]) b. Fracassetti, Ep. Sen. XVII 3.

[3]) vgl. über ihn Tiraboschi. a. a. O. p. 804—812. Mehus, a. a. O. p. 189—192. Petrarca's Briefe an ihn: Ep. Fam. XII 3. 15. 16. 18. XV 3. XVI 9. 10. XIX 2. XXII 6. Sen. VI 6 (vielleicht auch 7 u. 8). Var. 2. Ep. poet. lat. III 8. 9.

[4]) Ep. Fam. XII 2. 3. vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 127.

nach Pisa gekommen war, verlieh ihm der damals dort weilende Kaiser Karl IV. in feierlicher Weise die Dichterkrone [1]). Der beredteste Beweis, dass er solcher Auszeichnung nicht unwürdig war, ist wol darin enthalten, dass der sonst auf seinen Lorbeer eifersüchtige Petrarca dem neugekrönten Dichter die Freundschaft bewahrte, wenn er auch eine gelegentliche Aeusserung des Verdrusses, dass ein Deutscher sich zum Richter über italienischen Geist aufgeworfen habe, nicht zu unterdrücken vermochte [2]). Die Dichterkrone war aber noch nicht die letzte Gabe, welche das Glück, frühere Vernachlässigung reich ersetzend, dem einstigen Schullehrer spendete. Als im Jahre 1359 das päpstliche Secretariat erledigt war, ward dies ehrenvolle und einflussreiche, überdies auch höchst einträgliche Amt, nachdem Petrarca es ausgeschlagen und den Freund dafür in Vorschlag gebracht hatte, Zanobi übertragen, welcher es denn auch bis zu seinem schon im Jahre 1361 erfolgten Tode bekleidete.

Es ist zu beklagen, dass uns die lateinischen Dichtungen Zanobi's — und nur solche scheint er verfasst zu haben — bis auf ein kärgliches Bruchstück von fünf Versen [3]) verloren gegangen sind, und dass wir in Folge dessen über den Werth derselben ein Urtheil zu fällen nicht vermögen. Man wird indessen schwerlich fehl gehen, wenn man ihn als einen Vorläufer jener späteren Humanisten betrachtet, welche formengewandte und anmuthige lateinische Verse ohne jeden tieferen und originalen Gedankeninhalt producirten, oder vielmehr auf Grund einer liebevoll und intensiv betriebenen Lectüre der classisch lateinischen Dichter reproducirten. Jedenfalls war Zanobi nur ein Talent und kein Genie und stand, vielleicht sich selbst unbewusst, im engsten Abhängigkeitsverhältnisse zu Petrarca, mit welchem er sogar, angeblich freilich unwissentlich, in einem Epos über Scipio Africanus den Jüngeren zu wetteifern wagte. —

---

[1]) Chron. Pis. b. Muratori XV p. 1031.
[2]) Invect. in med. praef.
[3]) mitgetheilt von Mehus l. l. p. 190.

Inniger noch als mit Zanobi befreundete Petrarca sich mit Francesco Nelli, einem Florentiner, dem angesehenen Hause der Rinucci angehörig und im Jahre 1350 das Amt eines Priors an der Apostelkirche bekleidend. An ihn hat Petrarca nicht nur eine grosse Anzahl von Briefen gerichtet[1]), sondern auch ihm, den er seinen „Simonides“ nannte[2]), die Sammlung der „Altersbriefe“ zugeeignet. Auch sein äusseres Glück hatte Nelli, wie Zanobi, dem berühmten Freunde zu danken: er wurde auf dessen Empfehlung im Jahre 1359 von Acciaiuoli als Zanobi's Nachfolger nach Neapel berufen und, wäre es nach Petrarca's Wunsch gegangen, so würde er auch im päpstlichen Secretariate Zanobi nachgefolgt sein[3]). Das Lebensziel war ihm kurz gesteckt; bereits im Jahre 1363 raffte ihn zu Neapel die damals von Neuem in Italien wüthende Pest hinweg, sein Tod aber ward von Petrarca mit den Worten des innigsten Schmerzes betrauert[4]).

Petrarca's Verhältniss zu Nelli scheint demjenigen zu Sokrates und Laelius sehr ähnlich gewesen zu sein. Eine wirkliche, auf geistige Ebenbürtigkeit begründete Freundschaft ist es kaum gewesen, denn, so weit es sich erkennen lässt, besass Nelli keine hervorragende geistige Begabung und keine Originalität des Denkens. Er hat sich allerdings als Dichter und Schriftsteller versucht, und seine hinterlassenen Schriften hat Petrarca selbst zu sammeln sich bemüht, indessen berechtigt uns Nichts zu der Annahme, dass seine (jetzt mit einer gleich zu erwähnenden Ausnahme spurlos verlorenen) Werke irgend welchen bedeutenden Gedankeninhalt besessen hätten, ja es scheint ihnen selbst die Eleganz der Form gefehlt zu haben,

[1]) Ep. Fam. XII 4. 5. 9. 12. 13. XIII 5. 6. 8. XV 2. XVI 11. 12. 13. 14. XVIII 7. 8. 9. 10. 11. XIX 6. 7. 13 14. 15. XX 6. 7. XXI 12. 13. 14. XXII 10. Sen. I 1. 2. 3. Var. 29. 44. 56. Ep. poet. lat. III 22. 23. 33.

[2]) Erklärung dieses Namens Ep. Sen. I 1 „optimo iure tu mihi Simonides, et sacerdos et vates et utrumque pariter sacer vates“, cf. Ep. Fam. XXIII 18.

[3]) Ep. Sen. I 2.

[4]) Ep. Sen. III 1.

denn seine Briefe an Petrarca, von denen eine beträchtliche Anzahl in einer Pariser Handschrift sich erhalten hat, zeigen eine rohe und überladene lateinische Diction [1]), und dass er auch über grammatische Schnitzer nicht erhaben war, wird uns von Petrarca selbst bezeugt [2]). Es war also Nelli für Petrarca vermuthlich nur das, was wir einen Brieffreund nennen möchten, ein bequemer Adressat und unterhaltender Correspondent. Für Menschen, welche, wie Petrarca es war, von einem unwiderstehlichen Drange nach Mittheilung erfüllt sind und welche ihre höchste Befriedigung in der schriftlichen Fixirung auch ihrer nur augenblicklichen Gedankenströmungen finden, ist das Briefschreiben geradezu ein Bedürfniss und, da es nun nicht Jedermanns Sache ist, unausgesetzte, von persönlichen Beziehungen fast gänzlich entblösste Briefe an sich richten zu lassen, so wählen sie zu ihren Adressaten mit instinctiver Vorliebe passive Naturen, welche gutmüthig genug sind, um nicht einzusehen, wie ihr schreibeifriger Freund sich ihrer als eines Abzugscanals für seinen Mittheilungsdrang bedient, und welche vielleicht gar noch die ungeheuere Naivetät besitzen, um auf Briefe, welche der Verfasser im Grunde gar nicht an sie, sondern an sich selbst geschrieben hatte, ausführlich zu antworten und dadurch der Correspondenz eine ihrem Urheber sehr willkommene Abwechselung zu verleihen. Ein solcher Adressenfreund war Nelli, wenn wir uns nicht ganz täuschen, für Petrarca, und man darf sich durch die überschwänglichen Freundschaftsversicherungen des letzteren nicht beirren lassen und nicht vergessen, dass die zärtliche Phrase am leichtesten im Briefwechsel eine behagliche Stätte findet. Wir bestreiten hiermit keineswegs, dass Petrarca für Nelli, zumal da ihm

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 140. Wenn übrigens Fracassetti im „Indice" der Lett. fam. V p. 512 angibt, Petrarca habe Nelli das Lob, „elegante nello scrivere" zu sein, ertheilt, und dabei Ep. Fam. XX 7 citirt, so beruht dies offenbar auf einem leicht verzeihlichen Missverständnisse der ersten Worte dieses Briefes.

[2]) Ep. Fam. XVI 14. Nelli hatte das Perfect „perflui" für „perfluxi" gebildet.

dieser sicherlich den Zoll der Bewunderung und Verehrung reichlich darbrachte, in der That aufrichtige und innige Gefühle der Freundschaft gehegt hat, sondern wir leugnen nur, dass, wie man dem Anscheine nach zu glauben geneigt sein könnte, zwischen beiden Männern ein wirkliches Seelenbündniss bestand.

Ein weit bedeutenderer Mann, als Zanobi und Nelli, wenn auch in nicht so vertraulichen Beziehungen wie diese zu Petrarca stehend, war der berühmte florentinische Rechtslehrer Lapo da Castiglionchio[1]). Wir werden das wechselvolle Leben und das folgenreiche Wirken dieses merkwürdigen Mannes, welcher eine der interessantesten Erscheinungen in der Litterargeschichte der Frührenaissance darstellt, an einer andern Stelle unseres Werkes ausführlich erzählen müssen und dürfen jetzt um so eher auf alle Angaben darüber verzichten, als Lapo in ein näheres Verhältniss zu dem ihm an Jahren muthmasslich weit überlegenen Petrarca nicht getreten ist, wie denn auch nur wenige Briefe Petrarca's an ihn vorhanden sind[2]). Es lässt sich denken, dass Lapo eine zu eigenartige und in sich zu abgeschlossene Natur war, als dass er sich trotz aller seiner Begeisterung für den Humanismus zu einer einige Selbstverleugnung erfordernden Brieffreundschaft mit Petrarca hätte bequemen mögen, und dieser hinwiederum konnte wol eine gewisse Antipathie gegen den Juristen und seine unerbittliche Logik nie ganz überwinden. Dies hinderte indessen nicht, dass das äusserliche Einvernehmen zwischen beiden Männern das beste war und dass sie die Schätze ihrer Bibliotheken leih- oder schenkweise gegenseitig austauschten. So verlieh Lapo an Petrarca die Handschriften mehrerer ciceronianischen Reden (pro Milone, pro Plancio und die Philippicae)[3]), und schenkte ihm einen, allerdings unvollständigen, Codex der Institutionen

[1]) vgl. über ihn: Mehus, Epistola di L. da C. colla vita del medesimo. Bologna 1753, u. Vita Ambr. p. 241, Tiraboschi, a. a. O. V p. 508—510. Fracassetti, Lett. fam. II p. 247 ff.

[2]) Ep. Fam. VII 16. XII 8. XVIII 12. Var. 45.

[3]) Ep. Fam. VII 16. Var. 45.

des Quintilian [1]), Petrarca aber übersandte ihm die Rede Cicero's für den Dichter Archias, welche er einst selbst auf seiner Jugendreise in Deutschland aufgefunden hatte. — —

Einen Freund aber traf Petrarca in Florenz nicht mehr an. Es war das der junge Bruno di Casino, der einst Petrarca mit einer poetischen Epistel nach Florenz eingeladen hatte und von ihm mit einer poetischen Antwort, später auch noch mit einem Briefe in Prosa belohnt worden war [2]). Es sollte dem hochbegabten Jüngling nicht beschieden sein, die Verwirklichung seines Wunsches zu erleben und den verehrten Dichter in Florenz begrüssen zu können: er ward, wie so viele andere seiner Mitbürger, von der schrecklichen Seuche des Jahres 1348 dahingerafft. In ihm starb, wenn wir anders dem Zeugnisse Filippo Villani's [3]) trauen dürfen, ein Meister der rhetorischen Kunst, welcher bei längerem Leben sich wol eine hervorragende Stellung unter den Humanisten des Trecento errungen haben würde [4]).

Auch einen anderen Freund, mit welchem er bereits poetische Briefe gewechselt hatte [5]), Pietro, den Sohn des grossen Dante, traf Petrarca vermuthlich in Florenz nicht an, da derselbe seit langen Jahren sich in Verona als Sachwalter niedergelassen hatte [6]).

Mochte aber auch immerhin Petrarca in dem Freundeskreise, der in Boccaccio's gastlichem Hause sich um ihn versammelte, den Einen oder den Andern vermissen, den er gern gesehen haben würde, so waren doch ohne Zweifel die in Florenz verlebten Tage für ihn im höchsten Grade genussreich und anregend und der Abschied mag ihm, wenn er auch die Hoffnung baldigen Wiedersehens hegen durfte, nicht leicht geworden sein.

---

1) Ep. Fam. XXIV 7.
2) Ep. Fam. VII 10. 14. Ep. poet. lat. III 10.
3) Vite d'illustr. Fiorent. p. 60 (citirt von Tiraboschi V p. 837).
4) vgl. über ihn Mehus, Vit. Ambr. p. 186, Tiraboschi V. p. 836 ff., Fracassetti, Lett. fam. II p. 232 ff.
5) Ep. Fam. VII 10. Ep. poet. lat. III 7.
6) Fraticelli, Vita di Dante, p. 298 f.

Indessen schon nach wenigen Tagen [1]) setzte er seine Pilgerreise fort. Es fügte sich, dass er unterwegs leidlich angenehme Gesellschaft traf, welche aus einem durch sein Alter ehrwürdigen Abte, einem ebenso verständigen als gesprächigen Manne, und mehreren reisegewandten und dienstfertigen Leuten bestand. Mit diesen Gefährten legte Petrarca den Weg bis Bolsena ohne jedes Missgeschick zurück, als ihn ganz unvermuthet ein tückischer Unfall treffen sollte. Er war mit seinen Genossen von Bolsena ausgeritten, aber in tiefe Gedanken versunken nahm er an ihren Gesprächen nicht Theil. Er gedachte daran, dass er nun binnen vierzehn Jahren bereits zum fünften Male nach Rom reise [2]), und wie verschieden die Veranlassung und der Verlauf der vier früheren Reisen gewesen seien. Und wohl konnte solches Zurückschweifen in die vergangenen Jahre ihm reichen Stoff der Betrachtung darbieten! Er mochte daran gedenken, wie er einst, fast noch ein Jüngling, zum ersten Male nach Rom zog, das Herz erfüllt von heissem Sehnen, die Herrlichkeit der ewigen Stadt zu schauen, und wie er damals von den Colonnesen so gastlich aufgenommen ward. Welcher Gegensatz zwischen dem Damals und dem Jetzt! Jetzt pilgerte er nicht gen Rom, um im Anblick der Denkmale einer grossen Vergangenheit zu schwelgen, jetzt strebte er, ein an des Alters Schwelle stehender und von so manchem schweren Leide, so mancher herben Enttäuschung niedergebeugter Mann, einzig darnach, vor St. Peters Altar niederzuknieen zu inbrünstigem Gebete — und die Colonnesen? längst schon war Giacomo gestorben und auch Giovanni bereits ihm nachgefolgt, die Anderen aber waren in jener Mordschlacht vor den Thoren Roms gefallen, höchstens

[1]) Am 2. November befand er sich bereits seit vierzehn Tagen in Rom, die Reise dahin hatte von Viterbo aus drei Tage erfordert (Ep. Fam. XI 1), und gewiss ebensoviel Zeit erforderte die Strecke von Florenz bis Viterbo. Die Abreise von Florenz muss also etwa am 12. October erfolgt sein.

[2]) Die erste Romreise unternahm er 1337, die zweite (zur Dichterkrönung) im Jahre 1341, zum dritten und vierten Male besuchte er Rom auf der Hin- und Rückreise nach und von Neapel im Jahre 1343.

der alte Stefano lebte noch, greisenhaftem Wahnsinne verfallen, ein klägliches Schattenbild vergangener Grösse; des einst so stolzen und machtvollen Geschlechtes Herrlichkeit war gebrochen, sein Glanz erloschen und er, er, Petrarca selbst, hatte zum nicht geringen Theile es verschuldet, dass es so gekommen war, denn hatte er dem Tribunen nicht den gewichtigen Beistand seines Wortes geliehen? — Ein anderes Bild mochte nun an seiner Seele vorüberziehen. Er sah sich auf dem Capitole, der Senator setzt ihm den ersehnten Lorbeerkranz auf's Haupt, es jauchzt ihm das Volk der Quiriten seinen Beifall zu. Wie gross fühlte er sich damals, wie sicher der Unsterblichkeit, wie bewegten gewaltige Entwürfe künftigen Dichtens seine Brust! Und jetzt? er hatte zur Genüge erfahren, wie dornenvoll eine Dichterkrone sei, und hatte wol auch erkennen müssen, dass er vergeblich durch die „Africa“ den Ruhm eines Virgils erstrebe, ohne doch, in seltsamer Selbsttäuschung befangen, zu ahnen, dass die Nachwelt ihm, dem Sänger des Canzoniere, einen anderen und schöneren Ruhmeskranz flechten werde. — Und wieder andere Erinnerungen mochten sich ihm aufdrängen! Schon zwei Jahre, nachdem er den Lorbeer empfangen, kommt er, um als Abgesandter des Papstes nach Neapel zu eilen, abermals nach Rom, er träumt von einer glänzenden Zukunft, denn, wenn die ihm übertragene Mission ihren Erfolg erreicht, wird ihm das der Papst nicht lohnen? sollte ihm dann nicht ein Bischofssitz, vielleicht selbst der Cardinalshut beschieden sein? doch siehe da! nur wenige Monate vergehen und er ist wieder in Rom, seine Sendung ist kläglich gescheitert, missmuthig und verstimmt bricht er nach Parma auf, um fern von Avignon und der Curie in der Einsamkeit Trost und neue Kraft sich zu gewinnen.

So zogen wol die Bilder der Vergangenheit an Petrarca's geistigem Auge vorüber, als er plötzlich in rauhester Weise aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Das Ross des Abtes, welcher ihm zur Linken ritt, schlug aus, um des Dichters Ross zu treffen, traf aber diesen selbst und verletzte ihn so schwer am Knie, dass er nur unter den grössten

Schmerzen und Beschwerden die Reise nach Viterbo und weiterhin nach Rom fortzusetzen vermochte. Als er endlich am dritten Tag dort anlangte, war der Zustand der vernachlässigten Wunde ein so bedenklicher geworden, dass er sofort ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen und, was für ihn ungemein peinlich war, länger als vierzehn Tage auf jeden Ausgang verzichten musste. Von seinem Schmerzenslager aus richtete er an Boccaccio einen ausführlichen Brief, in welchem er ihm über seine Reise und das erlittene Missgeschick Bericht erstattete[1]). Es ist der erste seiner an Boccaccio gerichteten Briefe, ein Beweis, dass er sich eben erst in Florenz persönlich mit ihm befreundet hatte, und zugleich mag uns der Umstand, dass er von Rom aus eben nur an Boccaccio, nicht an Zanobi noch an Nelli oder Lapo schrieb, bezeugen, dass er sich eben an Boccaccio enger, als an die übrigen angeschlossen hatte.

Petrarca scheint in Rom wirklich, wie der eigentliche Zweck seiner Reise es erforderte, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch vorwiegend nur dem Besuche der Kirchen und anderen Andachtsübungen sich gewidmet zu haben. Wenigstens spricht er in einem Briefe[2]) an seinen Freund Barbato von Sulmo, welcher kurz vor ihm ebenfalls in Rom gewesen war, seine Befriedigung darüber aus, ihn nicht mehr in Rom angetroffen zu haben, da sie sonst gewiss, profanen Alterthumsstudien sich hingebend, gemeinsam die Strassen der Stadt durchwandert und darüber ihr Seelenheil vernachlässigt haben würden. Dass indessen sein Denken durch die kirchlichen Pflichten des Jubelfestes nicht gänzlich von dem geliebten Alterthume abgezogen wurde, beweist der seltsame Brief, den er am 1. November an den grossen römischen Polyhistor M. Terentius Varro schrieb[3]). Hierbei muss man wirklich mit Horaz ausrufen: „naturam expellas furca, tamen usque redibit"!

---

1) Ep. Fam. XI 1.
2) Ep. Fam. XII 7.
3) Ep. Fam. XXIV 6.

Petrarca hatte damals gewiss den ernstesten Willen, einmal nur religiösen Betrachtungen nachzuhängen, und doch vermochte er seinem humanistischen Streben nicht völlig zu entsagen und konnte nicht vergessen, dass neben dem kirchlichen Rom noch ein anderes, ihm im innersten Herzen theuereres Rom, das Rom des classischen Alterthumes, existire. Und mag es uns auch als ungemein naiv, um nicht zu sagen absurd erscheinen, dass er an einen Römer des grauen Alterthums wie an einen Lebenden schrieb, so dünkt uns doch, dass er durch Nichts nachdrücklicher die Intensität seiner Begeisterung für das römische Alterthum hätte bezeugen können.

Nicht lange währte des Dichters Aufenthalt in der ewigen Stadt. Das Getümmel, welches sie damals in Folge der so massenhaft zusammengeströmten Pilger erfüllte, mochte ihm wenig behagen, und so verliess er sie bereits in den ersten Tagen des Decembers, vielleicht selbst schon zu Ende des Novembers. Er ahnte wol nicht, dass er das geliebte Rom nie wieder sehen sollte.

Am 7. December war er wieder in Florenz, wie der von diesem Tage datirte Brief an Quintilian [1]), dessen Institutionen ihm in einer, allerdings lückenhaften, Handschrift Lapo damals geschenkt hatte, hinreichend beweisen kann. Einen Monat später, am 7. Januar 1351, schrieb er bereits wieder von Padua, seiner neugewählten Heimath, aus an Boccaccio [2]).

Ein trauriges Ereigniss, welches wenige Tage entweder vor oder nach seiner Rückkehr sich zugetragen hatte, musste er berichten. Sein fürstlicher Wohlthäter und Gönner, Jacopo II. von Carrara, war nicht mehr! Es hatte den gewissenlosen Tyrannen das rächende Verhängniss ereilt und, wie er einst durch einen Mord den Weg zum Fürstenstuhle sich gebahnt hatte, so starb er am 22. December 1350 durch den Dolch eines Mörders [3]). Es ist bezeichnend für Petrarca's Verhält-

---

[1]) Ep. Fam. XXIV 7.
[2]) Ep. Fam. XI 2.
[3]) Cortus. hist. Patav. X 4 b. Muratori XII p. 933 f.

niss zu dem Carraresen und für die Einseitigkeit seiner sittlichen Anschauung, dass er für den Getödteten nur Worte des innigsten Bedauerns und hoher Anerkennung besass. „Des Vaterlandes Vater, Hoffnung und Heil“ nennt er ihn in der lateinischen Grabschrift, welche er ihm widmete [1]); gänzlich übersah er die düstern Schattenseiten in dem Charakter des gepriesenen Mannes und erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, wie ein gerechtes Schicksal ihm den gebührenden Lohn für früheren argen Frevel ertheilt hatte. —

In den äusseren Verhältnissen Petrarca's änderte das tragische Begebniss zunächst Nichts. Jacopo's Nachfolger, sein Bruder Giacomino und sein Sohn Francesco, von denen der letztere nach einigen Jahren die Alleinherrschaft an sich riss [2]), erwiesen ihm dieselbe Gunst wie ihr Vorgänger und werden gewiss Nichts versäumt haben, um ihn dauernd an sich zu fesseln. Gleichwol ist es begreiflich, dass der Dichter bei der neuen Lage der Dinge einiges Unbehagen empfand, und nach einer Veränderung seines Aufenthaltsortes sich zu sehnen begann. Da schien das Schicksal selbst ihm eine neue Heimath bereiten zu wollen.

Wenn irgend etwas, so musste Petrarca dies im tiefsten Herzen schmerzlich empfinden, dass er trotz der Lorbeerkrone, die er sich errungen, und trotz des strahlenden Ruhmes, den er sich erworben, noch immer, wenn auch nicht thatsächlich, so doch rechtlich aus Florenz verbannt und dass das einst seinem Vater angethane Unrecht noch immer nicht gesühnt war. So viele Städte Italiens, vor allen Rom selbst und Neapel, hatten ihn so hoch geehrt und mit Stolz unter die Zahl ihrer Bürger aufgenommen, selbst fremde Reiche, Frankreich und Britannien, hatten ihn für sich zu gewinnen versucht — Florenz allein hatte, wenn es ihm auch den zeitweiligen Aufenthalt in seinen Mauern verstattete, sich noch nicht um ihn bemüht, ihn noch nicht aus der Liste der Ver-

---

1) abgedruckt b. Fracassetti, Lett. fam. III p. 33.

2) Cortus. hist. Patav. X 5 u. XI 7 b. Muratori XII p. 934 u. 947.

bannten gestrichen[1])! Jetzt endlich sollte ihm auch diese so lang ersehnte Genugthuung zu Theil werden.

Petrarca's wiederholte Anwesenheit in Florenz im Herbst und Winter 1350 hatte ohne Zweifel Anlass gegeben, dass seine Rückberufung von den Machthabern der Stadt in Erwägung gezogen wurde. Auch ohne dass man ein urkundliches Zeugniss dafür beizubringen vermöchte, darf man gewiss mit Bestimmtheit annehmen, dass die schon zahlreichen florentiner Humanisten, Boccaccio und Lapo an ihrer Spitze, ihren ganzen Einfluss — und es ist dieser sicherlich kein geringer gewesen — zu Gunsten ihres verehrten Meisters aufboten, besonders wenn dieser ihnen, wie sich vermuthen lässt, angedeutet haben sollte, wie angenehm ihm die Rückkehr nach Florenz sein würde. Allzu schwierig wird die Arbeit der Freunde Petrarca's kaum gewesen sein und grosser Ueberredungskunst werden sie nicht bedurft haben, um die Herzen ihrer Mitbürger dem Sänger der, wie nicht zu bezweifeln, schon damals allbekannten patriotischen Canzonen und lieblichen Sonette geneigt zu machen. Ein äusserer Umstand trat überdies hinzu, der selbst vom Standpunkte der Nützlichkeit aus, welcher ja für städtische Behörden so oft der allein maassgebende ist, die Rückberufung Petrarca's als rathsam erscheinen liess. Florenz besass seit dem Jahre 1348 eine nach mittelalterlicher Art nur in zwei Facultäten, die juristische und die medicinische, sich gliedernde Hochschule, welche indessen unter dem Drucke der jüngstvergangenen schweren Zeiten noch zu keiner Blüthe hatte gelangen können. Wie hätte man nun die Entwickelung der jungen Anstalt besser und nachhaltiger zu fördern vermocht, als wenn man an ihr dem jugendlich aufstrebenden und immer weitere Kreise für sich begeisternden Humanismus eine Stätte bereitete? musste Florenz nicht, wenn es durch so richtiges Erkennen der Zeichen der Zeit an die Spitze einer neuen, von Tag zu Tag gewaltiger werdenden Culturbewegung trat, die geistige Hegemonie über Italien, ja über das ganze

---

[1]) vgl. Ep. poet. lat. III 9.

Abendland erlangen? wer aber hätte geeigneter sein können, der Vertreter und Lehrer des Humanismus an der Hochschule zu sein, als der Mann, aus dessen für das classische Alterthum begeistertem Haupte die neue Geistesströmung hervorgegangen war und der seit langen Jahren als Apostel eines Evangeliums völkerbeglückender Bildung Italien durchwanderte? wie hätte man einen Anderen berufen können, als den gefeierten Petrarca?

Von solchen Erwägungen geleitet richteten denn am Ende des Februars oder im Beginne des März [1]) „die Vorsteher der Zünfte und der Bannerträger der Gerechtigkeit des Volkes und der Gemeinde von Florenz" an den „ehrwürdigen Mann, den Herrn Franciscus Petrarca, Canonicus zu Padua und lorbeergekrönten Dichter, ihren sehr theueren Mitbürger" ein Schreiben [2]), in welchem sie ihn baten, seinem unstäten Umherwandern ein Ende zu machen und in die ihn hochverehrende Vaterstadt zurückzukehren, wo ihm der väterliche Grundbesitz wiedererstattet und ein Lehramt, welches er jedoch ganz nach freier Neigung werde verwalten können, übertragen werden solle.

Dies Schreiben ist nach Inhalt und Form eine merkwürdige und werthvolle Urkunde, welche höchstens in dem von den römischen Senatoren am 9. April 1341 ausgestellten Dichterdiplome ein entsprechendes Seitenstück besitzt [3]). Es weht in diesem Schriftstücke die volle Luft der Renaissance. Der altübliche trockne und barbarische Canzleistyl ist in ihm aufgegeben und, wenn auch noch nicht eben erfolgreich, der Versuch gewagt worden, einen kunst- und schwungvollen Periodenbau an die Stelle der früheren steifen Formeln treten zu lassen. Allgemeine Betrachtungen über den Werth der Wissenschaft

---

[1]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. Meneghelli b. Fracassetti, Lett. fam. III p. 43.

[2]) Mitgetheilt von de Sade, t. II pièces justif. 29, u. t. III p. 124 f. im Auszuge b. Mehus, Vit. Ambr. p. 243, in ital. Uebersetzung b. Fracassetti, Lett. fam. III p. 40 ff.

[3]) vgl. S. 183.

und Poesie sowie Citate aus classischen Autoren sind in den Text eingewebt, so dass das Ganze mehr einer akademischen Prunkrede, als einem amtlichen Schreiben ähnelt. Man erkennt, dass die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die Eleganz des Styles das wichtigste Erforderniss für Staatsschriften wird und demgemäss mit deren Abfassung ausschliesslich die Meister der ciceronianischen Latinität, die Humanisten, betraut werden. So tritt der Humanismus aus der einsamen Studierzelle hinaus auf die Bühne des öffentlichen Lebens, und der durch ihn erweckte Sinn für die Schönheit der Form erringt auch auf einem Gebiete die Herrschaft, welches sich naturgemäss ihm am sprödesten verschloss.

Den Auftrag zur Ueberbringung des Berufungsschreibens an den Adressaten erhielt — und welche bessere Wahl hätte man treffen können? — Boccaccio [1]), welcher sich desselben durch eine im April nach Padua unternommene Reise erledigte.

Mit welcher freudigen Genugthuung musste Petrarca die Botschaft, welche der Freund ihm überbrachte, entgegennehmen! Wurde doch durch dieselbe endlich ein Makel von ihm genommen, der ihm seit der Geburt angehaftet hatte und den er, namentlich in früheren Jahren, im bürgerlichen Leben oft genug schmerzlich empfunden haben mochte; er war fernerhin kein Verbannter und Ausgestossener mehr, die Vaterstadt rief ihn reuig in ihren Schooss zurück und sühnte bereitwillig und in ehrendester Weise das alte Unrecht, das sie einst an ihm begangen, er besass nun endlich wieder eine wahre Heimath und auf seines Vaters Namen lastete nicht mehr die schwere Verunglimpfung, mit welcher verblendete Parteiwuth ihn befleckt hatte.

In freudiger Erregung richtete der beglückte Dichter an seine neuen Mitbürger ein warm empfundenes Dankschreiben [2]), in welchem er seine Rückkehr, wenn auch nicht förmlich zusagte, so doch als sehr wahrscheinlich in Aussicht stellte. Das

---

[1]) Ep. Fam. XI 5 sub fin.
[2]) Ep. Fam. XI 5.

Nähere hierüber sowol als auch über die eventuelle Annahme des angebotenen Lehramtes sollte der „edle Mann“ Giovanni Boccaccio mündlich berichten.

Wer hätte nun nicht erwarten sollen, dass Petrarca in der That dem Rufe der Florentiner folgen und in die Heimath zurückkehren würde? Getragen hat er sich auch jedenfalls im ersten Rausche der ihm zu Theil gewordenen Ehre mit diesem Gedanken, ausgeführt aber hat er ihn gleichwol nie. Bei nüchterner Betrachtung der Sache mussten ihm sehr gewichtige Gründe dagegen zu sprechen scheinen, und so angenehm ihm der zeitweilige Aufenthalt in Florenz auch gewesen war, so wenig verkannte er doch gewiss die bedenklichen Schattenseiten, welche die dauernde Niederlassung daselbst für ihn haben musste. Jahrzehende lang hatte er nun ein unstätes Wanderleben geführt, welches ja gewiss schwere Nachtheile für ihn hatte und dessen er zeitweilig herzlich überdrüssig werden mochte, welches ihm aber andererseits das hohe Gut vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit gewährte und es ihm ermöglichte, im parteizerrissenen Italien eine wenigstens annähernd dem Parteileben entrückte Stellung einzunehmen. Sollte er nun sesshafter Bürger einer Stadt werden, deren politische Verhältnisse, wie er oft beklagt hatte [1], jeglicher Stabilität entbehrten, und sollte er, der bisher auf einer höheren Warte gestanden hatte, sich jetzt, wie doch kaum zu vermeiden gewesen wäre, in das kleinliche Treiben der städtischen Factionen hineinzerren lassen, um vielleicht dann Dante's oder seines eigenen Vaters Schicksal zu erleiden? Wahrlich er hätte nicht Petrarca sein müssen, wenn er sich zur Vertauschung seines Weltbürgerthumes mit dem Bürgerthume einer einzelnen Stadt — und wenn diese Stadt auch Florenz hiess — hätte entschliessen können. Anderes kam noch hinzu. Die florentinische Republik litt, wie einst ihr antikes Ebenbild Athen, an dem schweren Krebsübel aller Demokratien,

---

[1]) vgl. Ep. Sen. X 2. Ep. poet. lat. II 12 v. 42 ff., de remed. utr. fort. II 71.

an jener Missgunst und Eifersucht, welche keine Grösse dulden mag und Alles auf das Niveau gemeiner Mittelmässigkeit herabzudrücken sich bestrebt. Jedes Verdienst, das einer ihrer Mitbürger sich erwarb — so urtheilt Petrarca selbst[1]) — pflegten die Florentiner mit missgünstigen Augen zu betrachten, so dass sie unter Umständen es vorgezogen haben würden, sich von einem Feinde besiegen zu lassen, als einem Mitbürger den Ruhm des Sieges zu gönnen. Wie hätte Petrarca erwarten dürfen, von den Pfeilen des Hasses und Neides verschont zu bleiben? Er mit seinem stolzen Selbstbewusstsein und seiner instinctiven Abneigung gegen alle wirkliche Demokratie und alles Plebejerthum war wahrlich nicht zum Bürger einer Republik wie Florenz geschaffen. Und, wenn irgendwo, so drohte seinem Dichterruhme, den er so eifersüchtig hütete, in Florenz Gefahr. Das geistreiche Völkchen am Arno, das sich seiner cultur- und litterargeschichtlichen Mission immer bewusster wurde, kannte keine Scheu vor Autoritäten, mit scharfem Urtheile und noch schärferer Zunge begabt, zudem auch mit einer reichlichen Dosis Arroganz ausgerüstet, zerpflückte es keck Ruhmeskränze, an welche zu tasten anderwärts für Frevel gegolten haben würde. Auch dem Dichter des Canzoniere würde kein Privilegium der Unverletzlichkeit zugestanden worden sein. In der That wurde ja später seine „Africa", für welche man sonst allüberall nur Ausdrücke einer begeisterten Bewunderung besass, von florentinischen Kunstrichtern einer Kritik unterzogen, welche nichts weniger als schmeichelhaft war und den Betroffenen in gewaltige Erbitterung versetzte[2]). Konnte es da Petrarca gelüsten, sich persönlich auf einen so gefährlichen Boden zu begeben und seinen Ruhm den bedenklichsten Anfechtungen auszusetzen? Geradezu entscheidend aber musste endlich eine weitere Erwägung für ihn sein. Wenn er zur Rückkehr nach Florenz sich entschloss, so musste er auch, wollte er nicht seine Stellung dort

---

[1]) Ep. Sen. II 1.
[2]) ibid.

von vornherein untergraben, zur Uebernahme des akademischen Lehramtes, für welches man ihn gewinnen wollte, sich entschliessen. Wie aber wäre das ihm möglich gewesen? Selbst in den Jahren der Jugend und des kräftigsten Mannesalters hatte er, dem inneren Drange nach ungehemmter individueller Freiheit folgend, grundsätzlich es vermieden, von irgend eines Amtes Pflichten sich fesseln zu lassen, selbst lockenden Versuchungen hatte er beharrlich widerstanden, und während es ihm, wenn er das ihm angetragene päpstliche Secretariat übernommen hätte, ein Leichtes gewesen sein würde, Reichthümer zu sammeln, war er in der freigewählten, an Armuth grenzenden Vermögenslosigkeit verblieben. Und jetzt, wo er bereits des Lebens Höhe überschritten hatte, sollte er seine innerste Neigung und seinen lang festgehaltenen Grundsatz verleugnen und mit den Fesseln sich belasten, welchen zu entgehen bisher sein eifriges, keine Opfer scheuendes Streben gewesen war? Amtliche Pflichten, und mögen sie noch so leicht sein, drücken stets, am meisten aber denjenigen, der erst in späten Jahren und ihrer gänzlich ungewohnt sich ihnen unterzieht, einem Petrarca würden sie sicherlich bald unerträglich geworden sein und am wenigsten war er dazu gemacht, Mitglied eines vielköpfigen Collegiums und, wenn auch in der mildesten Form, der Bedienstete noch vielköpfigerer städtischer Behörden zu sein.

Dies Alles mochte er bei sich erwägen und durch dies Alles sich bestimmen lassen, auf die Rückkehr nach Florenz Verzicht zu leisten.

Es leidet keinen Zweifel, dass er, als er diesen Entschluss fasste, dasjenige that, was ihm selbst und seinem Nachruhme am förderlichsten war und wofür auch die Nachwelt ihm zu Dank verpflichtet ist. Die Annahme mag seltsam klingen, scheint uns aber nichtsdestoweniger vollkommen gerechtfertigt: Petrarca als akademischer Lehrer, wenn er überhaupt in diesen Beruf sich einzuleben vermocht hätte, würde dem Humanismus untreu geworden und in die beengenden Fesseln des mittelalterlichen Gelehrtenthums zurückgefallen sein. Die

humanistische Wissenschaft, noch fern von ihrer späteren Ausbildung und noch jeder festen Methode entbehrend, noch weit mehr ein Dilettantismus, wenn auch im besten Sinne des Wortes, als strenge Wissenschaft zu nennen, war bei Weitem noch nicht reif für die systematische Behandlung, wie sie der akademische Unterricht, selbst wenn er sich in den freiesten Formen bewegt, erfordert, sie hätte, wäre sie zu einer solchen vorzeitig gedrängt worden, die Formen der mittelalterlichen Scholastik entlehnen müssen und würde in diesen erstickt sein. Man werfe, um von der Wahrheit des Gesagten sich zu überzeugen und dasselbe für keine hohle Phantasie zu halten, einen Blick in diejenigen Werke Petrarca's, in denen er seiner Darstellung eine systematisch-wissenschaftliche Form zu geben versucht hat, und man wird finden, dass diese Form im Wesentlichen durchaus die scholastische ist. Der Begründer des Humanismus, der überdies in seinem Innern noch fortwährend mit dem Mittelalter schwer zu ringen hatte, war mit der Materie des Wissens viel zu sehr beschäftigt, als dass er gleichzeitig die Form zu schaffen und zu beherrschen vermocht hätte, und auch nach ihm sollten noch Jahrhunderte vergehen, bevor das von ihm neu entdeckte Wissen wirklich feste Formen und Methoden fand, ja manchen kritischen Beurtheiler des heutigen Standes der humanistischen Wissenschaften will es bedünken, als ob selbst gegenwärtig in dieser Beziehung noch viel zu thun übrig und die Herrschaft der Scholastik noch nicht vollständig gebrochen sei.

So entsagte denn Petrarca zu seinem eigenen Heile dem Gedanken an eine Rückkehr nach Florenz, welches er überhaupt nie wieder betreten hat, und leistete damit auch — ein Beweis, dass er in seinen Handlungen nicht von dem materiellen Vortheile sich bestimmen liess — auf die Wiedererlangung der väterlichen Güter Verzicht, denn dass diese ihm im Falle seines Nichtkommens nie ausgeliefert werden würden, konnte er unschwer voraussehen.

Wenn er aber auch auf die Uebersiedelung nach Florenz verzichtete, so fasste er doch nichts desto weniger den Ent-

schluss, Padua zu verlassen. Unter den veränderten Verhältnissen, welche dort nach Jacopo's Tod eingetreten waren, unter der aller Festigkeit entbehrenden Doppelherrschaft Giacomino's und Francesco's konnte ihm der Aufenthalt daselbst nicht mehr behagen [1]). Wohin aber sollte er sich wenden? Parma, seine einstige Heimstätte, musste ihm verödet erscheinen, seitdem Luchino Visconti, Paganino und so viele andere seiner einst dort wohnenden Freunde gestorben waren, und das gespannte Verhältniss, in welchem er wahrscheinlich schon in früherer Zeit zu dem Bischofe dieser Stadt, Ugolino de' Rossi, dem alten Feinde der Correggi, stand, konnte unmöglich dazu beitragen, ihm die Rückkehr dahin als verlockend erscheinen zu lassen [2]). So entschloss er sich denn, abermals, wenn auch nur zeitweilig, die alte Einsamkeit von Vaucluse aufzusuchen. Oft zwar hatte er früher den dortigen Aufenthalt verwünscht und jetzt beklagte er auch, dass die Erneuerung desselben ihn von Italien, seinem geliebten Vaterlande, entferne und wieder in die Nähe des „abendländischen Babylons“ zurückführe [3]). Indessen trotz dieser Bedenken fühlte er sich doch gewiss im innersten Herzen wieder zu dem stillen Thale hingetrieben, in welchem er die glücklichsten und fruchtbarsten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Wie hätte er sich nicht sehnen sollen, die Stätten wiederzusehen, welche seiner vergötterten Laura vielgepriesene Heimath gewesen waren und denen er selbst die poetische Weihe verliehen hatte? Aber selbst auch Erwägungen rein praktischer Natur mussten ihm zu einer zeitweiligen Rückkehr nach Vaucluse rathen. Dort hatte er gewiss noch den grössten Theil seiner Bibliothek zurückgelassen, dort musste in seinem Heimwesen sicherlich Manches geordnet werden und seine persönliche Gegenwart war dafür ohne Zweifel erforderlich, wenn er nicht empfindliche Einbussen in seinem ohnehin nicht bedeutenden Vermögensbestande erleiden sollte. Gerade wenn er seine Absicht

[1]) vgl. den Schluss der Epist. ad post.
[2]) Ep. Fam. IX 5. XI 6.
[3]) Ep. Fam. XI 6.

einer späteren dauernden Niederlassung in Italien in gedeihlicher Weise zur Ausführung bringen wollte, musste er vorher einmal noch die frühere Heimath besuchen, um die dortigen Angelegenheiten mit aller Musse zu regeln und definitive Anordnungen über seine dasige bewegliche und unbewegliche Habe treffen. Endlich gebot es ihm wol auch die Klugheit, sich nach längerer Abwesenheit wieder einmal an der päpstlichen Curie sehen zu lassen, um dort nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen und bei etwaigen Pfründenvertheilungen unbeachtet zu bleiben.

So brach er denn, nachdem er den ursprünglich auf den 18. April festgesetzten Termin der Abreise immer und immer wieder hatte verschieben müssen, endlich am 4. Mai von Padua auf[1]). Gegen Sonnenuntergang gelangte er an die Thore von Vicenza und, obwol er ursprünglich eine weitere Tagesroute sich vorgenommen hatte, entschloss er sich doch, dort die Nacht zu verbringen. Er quartierte sich in einer Vorstadt ein und hatte gehofft, dass seine Ankunft unbemerkt bleiben werde. Allein es sollte anders kommen.. Das Gerücht von dem Eintreffen des berühmten Gastes verbreitete sich rasch, und bald sah er sich von einem Kreise humanistischer Freunde umringt, in deren Kreise den Abend zu verbringen er sich nicht weigern durfte. Wie sehr begreiflich, kam man im Laufe der Unterhaltung auch auf Cicero zu sprechen und Petrarca, vielleicht im halben Scherze, vielleicht auch aus einer gewissen Freude am Paradoxen, sprach, während alle Uebrigen in den überschwänglichsten Lobeserhebungen des grossen Römers sich ergingen, einige Bedenken gegen den sittlichen Charakter desselben aus, wie er sie ja auch in dem ersten seiner beiden Briefe an Cicero[2]) geäussert hat. Die meisten der Anwesenden waren anfänglich über solche vermeintliche humanistische Ketzerei ganz betroffen und wussten nicht, was sie darauf erwidern sollten, doch bei näherer Erwägung der Frage glaubten sie,

[1]) Ep. Fam. XI 6.
[2]) Ep. Fam. XXIV 3.

Petrarca beistimmen zu müssen. Nur ein Greis, der für Cicero enthusiastisch begeistert war, widersprach entschieden und behauptete, man könne an Cicero überhaupt keinen Fehler entdecken, ja auf Petrarca's Frage, ob nach seiner Ansicht Cicero ein Gott oder ein Mensch gewesen sei, entgegnete er rasch: „ein Gott", wenn er auch sogleich vorsichtig hinzusetzte: „ein Gott der Beredtsamkeit". „Wenn dem so ist, so verstumme ich, denn dass ein Gott nicht fehlen kann, ist gewiss, aber, soviel ich weiss, wurde er von Niemand für einen Gott gehalten. Wahr ist, dass Cicero den Platon seinen Gott nennt, und Du würdest auf gleiche Weise Cicero Deinen Gott nennen können, wenn uns die Religion nicht verböte, uns nach unserem Belieben Götter zu erschaffen." — „Ich sagte es auch nur im Scherz", war die Antwort des Greises, „und weiss wohl, dass Tullius ein Mensch war, aber ich halte dafür, dass er ein göttliches Ingenium besass." — „Dann sind wir einverstanden", so beschloss Petrarca das unerquickliche Gespräch, „auch Quintilian nannte ihn ja einen göttlichen Mann, aber ein Mensch war er doch immer und folglich konnte er irren, wie er in der That auch geirrt hat." Der greise Ciceroschwärmer konnte hierauf zwar Nichts entgegnen, war aber noch keineswegs überzeugt und konnte nur schwer seine tiefe Verstimmung verbergen: an Cicero zu mäkeln schien ihm eine wahre Gotteslästerung zu sein. So hatte Petrarca einen Mann gefunden, der selbst ihn in der Begeisterung für Cicero übertraf[1]).

Diese Anekdote mag immerhin ziemlich pointelos erscheinen, sie ist dennoch für die Culturgeschichte und für die Kenntniss des Charakters Petrarca's nicht unwichtig. Sie zeigt uns in der Gestalt des für Cicero begeisterten Alten, wie vorbereitet der geistige Boden in Italien für die Aufnahme der Saat des Humanismus war, und zeigt uns zugleich, was wir später noch eingehender erörtern müssen, wie sehr Petrarca trotz seiner

---

[1]) Die ganze Erzählung nach Ep. Fam. XXIV 2. Ueber die Berechtigung als Datum dieses Briefes den 13. Mai 1351 anzusetzen vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 138 f.

glühenden Liebe für die Classiker des römischen Alterthums doch von einer maass- und kritiklosen Verehrung derselben weit entfernt war, viel entfernter, als so manche der ihm nachfolgenden Humanisten. In dem Geiste seines Begründers war der Humanismus noch nicht, wie später so oft geschehen, zu einem neuen Evangelium und unerschütterlichen Dogmenglauben geworden. Es mussten viele Jahrzehende vergehen, bevor man in der Beurtheilung Cicero's dieselbe Unbefangenheit zeigte, die Petrarca in diesem Gespräche und in seinem erwähnten Briefe bekundet hatte. Endlich aber wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, wie der erzählte Vorfall recht deutlich beweist, dass der grosse Petrarca auch eine sehr menschliche Schwäche besass, dass er Widerspruch nicht leicht ertragen konnte, sondern mit grosser Gereiztheit und in nicht eben feinen Formen ihn zu unterdrücken sich bestrebte.

Von Vicenza aus setzte Petrarca am folgenden Tage die Reise bis nach Verona fort. Hier nahm er bei seinem alten Freunde Guglielmo einen längeren Aufenthalt, welcher mindestens bis zum 1. Juni sich ausdehnte [1]), vermuthlich indessen durch Ausflüge nach Mantua, Parma [2]), Piacenza [3]) unterbrochen wurde; von dem letzteren Orte aus richtete der Dichter am 11. Juni an seinen Freund Sokrates einen Brief, erfüllt mit düsteren Betrachtungen über die unheilvollen Erdbeben, von denen kurz zuvor Rom heimgesucht worden war. Am 20. Juni überschritt er endlich auf der über den Mont Genèvre führenden Strasse die Alpen [4]) und wenige Tage darauf muss er in Vaucluse eingetroffen sein, denn bereits am 27. Juni meldete er seinem alten Freunde, dem Bischof Philipp von Cavaillon, durch ein Billet die glücklich erfolgte Ankunft [5]).

Mit welchen Empfindungen musste der Dichter das ihm

---

[1]) Ep. Fam. XI 6.

[2]) ibid.

[3]) Ep. Fam. XI 7.

[4]) Ep. Fam. XI 9. (Ueber das Ortsdatum dieses Briefes vgl. Fracassetti's Note in der lat. Ausg. der Epp. Fam. t. II p. 135).

[5]) Ep. Fam. XI 10.

einst so liebe Thal jetzt begrüssen! Vor vier Jahren hatte er es verlassen, in der Blüthe des kraftvollsten Mannesalters stehend, die Liebe zu Laura im Herzen tragend und die Brust erfüllt mit stolzen Hoffnungen. Er war ausgezogen mit der Zuversicht, in dem zu neuer Herrlichkeit erstandenen Rom, an des Befreiers Cola di Rienzo Seite, seine politischen Ideale verwirklicht, seine kühnsten Träume erfüllt zu sehen. Wie ganz anders war es doch gekommen! Die römische Freiheit hatte ein eben so rasches als klägliches Ende gefunden, schwerer als jemals lastete auf der ewigen Stadt der Doppeldruck der feudalen und kirchlichen Zwingherrschaft, der Tribun selbst war im fernen Böhmen des Kaisers Gefangener und musste nach menschlicher Voraussicht eines noch schlimmeren Looses gewärtig sein. In tiefster Seele musste Petrarca den Schmerz solcher Enttäuschung empfinden. Aber noch Schwereres hatte ihn betroffen. Theure Freunde waren durch Pest oder Mörderhand ihm entrissen worden, seine Laura war ihm gestorben und er selbst war unter der niederbeugenden Last so vielfachen Leides ein Anderer geworden; der heitere Muth und das freudige Selbstvertrauen der Jugend waren von ihm gewichen, die entsetzlichen Unglücksjahre, die er durchlebt, hatten ihn schwermüthig und ernst gestimmt und das Bewusstsein in ihm wachgerufen, dass er bereits an der Schwelle des Alters stehe. Freilich war seine Kraft nur gebeugt und nicht gebrochen, seine elastische Natur vermochte gar bald zu neuem Hoffen und Wirken sich empor zu raffen, aber, als er einzog in Vaucluse, als er nun die Stätten wieder sah, an denen er einst seines Lebens glücklichste Jahre verlebt und in der Liebe zu Laura seines Lebens schönsten Traum geträumt hatte, da mochte er gewiss von tiefster Wehmuth sich ergriffen fühlen und daran verzweifeln, dass er jemals wieder frohe Stunden schauen werde. Und wie seltsam musste in solch' trüber Stimmung es ihm erscheinen, als er allseitig gedrängt ward, in die heiteren Kreise des früheren Lebens wieder einzutreten, als die Jugendfreunde seine Thür belagerten und ihn einluden, mit ihnen die Gesellschaft edler Damen aufzusuchen, oder als

gar die einstige Freundin zu nächtlicher Stunde an seine Pforte kam und ihn beschwor, das frühere Verhältniss zu erneuern [1]). Für ihn lag zwischen dem Einst und Jetzt ein nicht mehr zu überbrückender Abgrund, und nun wollte man ihn bestimmen, dass er, uneingedenk des Entsetzlichen, was er erfahren und erlitten, die Gegenwart mit der Vergangenheit tändelnd verknüpfe, man wollte ihm nicht gestatten, dem holden Leichtsinn der Jugend zu entsagen! Wahrlich, unter solchen Verhältnissen konnte der Dichter unmöglich in Vaucluse behagliche Tage verleben und musste zu einem baldigen abermaligen Scheiden sich innerlich gedrängt fühlen.

Aeussere Verhältnisse traten hinzu, um ihm den Aufenthalt in der alten Heimath vollends zu verleiden. Der Papst hatte, um den anarchischen Zuständen, unter denen Rom seit des Tribunen Sturz seufzte, ein Ende zu machen, eine aus vier Cardinälen bestehende Commission mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes beauftragt und diese hatte wiederum Petrarca's Gutachten eingefordert, sei es nun, weil sie ihn für vertraut mit den römischen Verhältnissen erachtete, oder, was wol wahrscheinlicher ist, weil sie damit eine Pflicht der Schicklichkeit gegen den lorbeergekrönten römischen Ehrenbürger zu erfüllen glaubte. Dichter sind selten gute Diplomaten, kaum aber hat jemals einer grösseres politisches Ungeschick bewiesen, als Petrarca bei dieser Gelegenheit. Ohne im mindesten die Lehren zu beherzigen, welche die Ereignisse der letzten Jahre doch wahrlich vernehmbar genug gepredigt hatten, und ohne irgendwie den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, entwarf er in einem langen Schreiben an die Commission, welchem er bald darauf noch ein zweites folgen liess [2]), eine ebenso ideale als im Einzelnen unklare, jedenfalls aber völlig unausführbare Verfassung, welche im Wesentlichen darin gipfelte, dass die Barone von der Herrschaft über Rom,

---

[1]) Ep. Fam. IX 3; dass dieser Brief, wie Fracassetti, Lett. fam. II p. 369 ff. annimmt, am 25. Sept. 1351 geschrieben worden sei, scheint mir nicht bezweifelt werden zu dürfen.

[2]) Ep. Fam. XI 16 u. 17.

zeitweilig wenigstens ausgeschlossen, und dem Volke seine einstigen Gewalten zurückgegeben werden sollten. Mit rückhaltlosem und, wenn auch an sich löblichem, so doch überaus unzeitgemässem Freimuthe erging sich der Dichter in den heftigsten Anklagen gegen die herrschenden Adelsgeschlechter und scheute sich nicht, selbst die Colonna und Orsini als fremde Eindringlinge zu bezeichnen, denn die ersteren seien von den Ufern des Rheins, die letzteren von Spoleto her nach Rom gekommen und folglich in Wahrheit ohne ein Anrecht auf den Römernamen. Allerdings sei ihm persönlich keine andere fürstliche Familie so theuer wie die der Colonnesen, aber theurer noch sei ihm das Vaterland, und dessen Heil erfordere die Ausschliessung aller Adligen von den öffentlichen Aemtern. Das römische Volk müsse so frei sein, wie einst im Alterthume es gewesen, und dürfe nicht von solchen sich beherrschen lassen, welche ihrer Abstammung nach Barbaren seien. Man erkennt hieraus, wie unheilbar befangen Petrarca in seinem humanistischen Idealismus war, wenn er solche Ansichten aussprechen und auch jetzt noch, nachdem er doch hatte sehen müssen, wie gänzlich unfähig und unwürdig das kläglich verkommene Volk der Römer der Freiheit war, von einer Wiederherstellung der römischen Republik träumen konnte [1]).

Es ist uns nicht überliefert, welchen Eindruck des Dichters wunderlicher Reformvorschlag auf die Cardinäle gemacht hat, aber wie sollte man daran zweifeln können, dass es der denkbar ungünstigste gewesen sein muss? Waren doch die Cardinäle mehr oder weniger mit den römischen Adelsgeschlechtern durch die Bande verwandtschaftlicher Beziehungen und gemeinsamer Interessen verbunden und gewiss von der Ueberzeugung durchdrungen, dass die Aufrichtung einer römischen Republik ebenso für die päpstliche Herrschaft verderblich als auch an und für sich unsinnig sein würde. Jedenfalls konnten die persönlichen Beziehungen Petrarca's zu den hohen

[1]) Bemerkt sei jedoch, dass Gregorovius a. a. O. VI p. 325 f. nicht ungünstig über Petrarca's politische Ideen urtheilt.

geistlichen Würdenträgern nun, nachdem er so revolutionäre Ansichten offen kundgegeben hatte, nicht mehr so angenehme und vertrauliche sein, wie dies früher der Fall gewesen war. Es muss demnach befremdend erscheinen, dass Petrarca dennoch bald darauf mit dem Amte eines päpstlichen Secretärs betraut werden sollte. In einem Briefe vom 9. August 1352 [1]) erzählt er, wie er von zwei ihm befreundeten Cardinälen [2]) gedrängt worden sei, sich um das erledigte Amt zu bewerben, und wie er, da alle seine Weigerungen vergeblich blieben, sich endlich dazu verstanden habe, die erforderliche lateinische Probeschrift, durch welche er seine Vertrautheit mit dem Curialstyle beweisen sollte, abzufassen, wie aber diese Schrift von ihm absichtlich, damit er doch noch den drohenden Fesseln einer amtlichen Stellung entgehen könne, in einem so eleganten und schwungvollen Style abgefasst worden sei, dass die Cardinäle ihn für unfähig zur Handhabung des einfachen und oft halbbarbarischen Curialstyles und also auch für zum Secretariate ungeeignet erklärt hätten. Es klingt dieser Bericht höchst unwahrscheinlich und ist ganz darnach angethan, den Verdacht zu erwecken, als sei er mindestens theilweise erfunden. Der wahre Thatbestand dürfte doch wol einfach der gewesen sein, dass Petrarca's Bewerbung um das Secretariat, zu welcher er immerhin von zwei Cardinälen gedrängt worden sein mag, desshalb zurückgewiesen ward, weil er sich in der römischen Angelegenheit allzusehr compromittirt hatte; die Eleganz des Styles kann vielleicht einen, wenn auch ziemlich absurden, so doch bequemen Vorwand abgegeben haben, und Petrarca beeilte sich, den erlittenen Misserfolg seinen auswärtigen Freunden als einen von ihm selbst beabsichtigten und im letzten Grunde für ihn rühmlichen darzustellen. Der Vorfall beweist, dass der Dichter damals an der Curie nicht eben viele einflussreiche Freunde mehr besessen haben kann.

---

[1]) Ep. Fam. XIII 5. Dass der Brief in das Jahr 1352 anzusetzen ist, hat die höchste innere Wahrscheinlichkeit für sich.

[2]) Jedenfalls die Cardinäle von Boulogne und Talleyrand, vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 225 f.

War Petrarca demnach zu der ihm früher so gewogenen Curie in ein gespanntes Verhältniss getreten, so musste seine gesellschaftliche Stellung in Avignon eine noch misslichere werden, als er sich mit der einflussreichen Zunft der Aerzte offen überworfen hatte.

Papst Clemens VI. war im Januar 1352 bedenklich erkrankt [1]). Auf die Kunde hiervon richtete Petrarca an ihn einen Brief, in welchem er ihn ermahnte, dass er, wenn er anders zu genesen wünsche, sich nicht der zweifelhaften Kunst der Aerzte anvertrauen möge [2]), denn gar Mancher sei schon durch die Unwissenheit seines Arztes gemordet worden. Die seltsame Epistel kam zur Kenntniss der päpstlichen Leibärzte und ward von diesen natürlich in nicht eben feinen Gegenschriften erwidert. So entspann sich die wunderliche und langwierige Fehde Petrarca's mit den Aerzten, auf welche wir, da sie eine der merkwürdigsten culturgeschichtlichen Episoden jener Zeit bildet, späterhin ausführlicher werden zurückkommen müssen. Hier nur die Bemerkung, dass sich der Hass gegen die Aerzte in Petrarca bis zu einer wahren und ihm bis zum Tode anhaftenden Idiosynkrasie steigerte. —

Seinen Jugendfreunden entfremdet, mit der Curie halb zerfallen, mit den Aerzten arg verfeindet, wie hätte unter solchen Verhältnissen Petrarca sich wohl fühlen können in Vaucluse und Avignon, zumal da auch Laura ihn nicht mehr dort fesselte?

So beschloss er denn, wieder nach Italien überzusiedeln. Hielt ihn doch Nichts mehr in Avignon zurück, denn auch eine Streitsache, welche ihn lange beschäftigt hatte, war endlich zum befriedigenden Austrage gebracht worden. Petrarca hatte es, als er noch in Italien weilte, durch seinen Einfluss bewirkt, dass ein ihm befreundeter Mönch, Don Ubertino, zum Abte des Benedictinerklosters Corvara bei Bologna ernannt worden war. Bald darauf hatte indessen der Abt von Vallom-

---

[1]) Ep. Fam. XII 4 u. 5.
[2]) Ep. Fam. V 19.

brosa bei Florenz, welchem die Vergebung der erwähnten Stelle zustand, seinen Sinn geändert und dieselbe, uneingedenk der bereits erfolgten Ernennung des Don Ubertino, einem gewissen Don Guido verliehen [1]). Die Angelegenheit wurde nun, da Don Ubertino seinem Anspruche nicht entsagte, der päpstlichen Curie zur Entscheidung überwiesen. Petrarca, inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt [2]), nahm sich der Sache seines Freundes mit Eifer an und verwerthete für sie, wie einst im Interesse Azzo's di Correggio, seine juristischen Kenntnisse, ohne dass er indessen zunächst etwas zu erreichen vermocht hätte. Erst im April 1352 gelang es ihm, eine für Don Ubertino günstige Entscheidung zu erzielen [3]).

So brach denn der Dichter, durch Nichts mehr an Frankreich gefesselt, am 16. November 1352 von Vaucluse nach Italien auf. Er hatte kein bestimmtes Reiseziel, sondern beabsichtigte, erst später sich den künftigen Aufenthaltsort zu wählen. Wollte er auch in Florenz und in Parma sich nicht niederlassen, so war er doch in Verona, in Padua, in Rom einer freundlichen Aufnahme gewiss. Auch Neapel hätte ihn locken können, wohin er von dem Seneschall Niccolo Acciaiuoli, dem Bruder des ihm befreundeten Bischofs von Florenz, Angelo Acciaiuoli, dessen Besuch er erst kürzlich in Vaucluse empfangen hatte [4]), in ebenso schmeichelhafter als liebenswürdiger Weise eingeladen worden war [5]).

Indessen sollte die geplante Reise schon in ihrem Beginne unterbrochen und zunächst vereitelt werden.

Petrarca hatte sich von Vaucluse aus zuerst nach dem nahe gelegenen Cavaillon begeben, um dort von seinem Freunde, dem Bischofe Philipp, Abschied zu nehmen. Bei einem völlig

---

[1]) Epist. Fam. XII 4, vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 138.

[2]) Fracassetti geht gewiss zu weit, wenn er l. l. meint, dass diese Angelegenheit wol der Hauptgrund gewesen sein möchte, wesshalb Petrarca im Juni 1352 nach Avignon zurückkehrte.

[3]) Ep. Fam. XII 13.

[4]) Ep. Fam. XII 12.

[5]) Ep. Fam. XIII 9.

heitern und milden Wetter, wie es in diesem ganzen Herbste geherrscht hatte, war er ausgezogen, aber nur erst eine kurze Strecke hatte er zurückgelegt, als plötzlich der Himmel sich zu bewölken und ein starker Regen zu fallen begann. So gelangte er nach Cavaillon, wo ihn der Bischof, obwol krank und bettlägerig, in freundschaftlichster Weise aufnahm und ihn beredete, die Nacht bei ihm zuzubringen. An Schlaf war indessen für Petrarca nicht viel zu denken. Die Krankheit des Hausherrn hielt die Dienerschaft wach, draussen tobte ein furchtbares Unwetter und überdies traf die Kunde ein, dass die Alpenpässe der nach Nizza und Genua führenden Strassen von bewaffneten Schaaren — man wusste nicht, in wessen Auftrag — gesperrt seien. In Rücksicht auf letzteren Umstand bat der Bischof am Morgen seinen Gast, die Reise einstweilen als zu gefahrvoll aufzuschieben. Petrarca schwankte noch: er hatte die Strasse nach Nizza nur gewählt, um in Montrieu seinen Bruder, den er seit fünf Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen, und war nun einen Augenblick geneigt, einen anderen Weg einzuschlagen. Der sündfluthartige Regen indessen, der unablässig herabströmte und den werthvollsten Bestandtheil seines Reisegepäckes, die Bücherpackete, mit schwerer Beschädigung bedrohte, bestimmte ihn endlich, die Reise vorläufig aufzugeben. Er sandte einige Diener mit den entbehrlichen Gepäckstücken nach Italien voraus, um seine spätere Ankunft den dortigen Freunden zu melden, und wandte sich selbst zur Umkehr nach Vaucluse. Ein seltsames Spiel des Zufalls wollte, dass fast in demselben Augenblicke — es hätte sein Ruf noch die weiter reisenden Diener erreichen können — der Regen aufhörte und die Sonne wieder hell und klar aus dem Gewölke hervortrat. Doch liess er sich dadurch in dem einmal gefassten Entschlusse nicht beirren, sondern setzte den Weg nach Vaucluse fort [1]). Dort eingetroffen, nahm er seine frühere, theils den Studien, theils beschaulichem Naturgenusse gewidmete Lebensweise wieder auf, doch, wenn ihm

[1]) Die ganze Erzählung nach Ep. Fam. XV 2 u. 3.

bereits vorher das Verweilen an den einst so geliebten Quellen der Sorgue durch mancherlei Verhältnisse verleidet worden war, so musste dies Missbehagen durch das, was in der Folge geschah, noch gesteigert werden.

Am 3. December 1352 starb Papst Clemens VI., der schweren Krankheit, von welcher er seit Beginn des Jahres heimgesucht worden war, erliegend. Sein Nachfolger wurde der Cardinal Etienne Aubert (Stefano Alberti), bisher Bischof von Ostia und Velletri [1]), ein redlicher, aber geistig beschränkter Mann. Der neue Papst war Petrarca nicht sonderlich gewogen, ja er hielt ihn sogar wegen seiner eifrigen Beschäftigung mit Virgil für einen Zauberer [2]). Der Aufenthalt des Dichters in der unmittelbaren Nähe der Curie, zu welcher er doch nicht alle Beziehungen abbrechen durfte, musste bei solcher Sachlage ein peinlicher sein und konnte selbst ein gefährlicher werden, denn wer bürgte dafür, dass Innocenz den vermeintlichen Zauberer nicht vor das kirchliche Gericht rufen liess? Der finstere Geist des Mittelalters, der in Innocenz noch einmal den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war ja der natürliche Feind des Humanismus. Petrarca konnte befürchten, seines Freundes Cola di Rienzo Schicksal theilen zu müssen. Der einstige Tribun weilte seit einigen Monaten als Gefangener des Papstes in Avignon, nachdem er lange Zeit des Kaisers Gefangener in Böhmen gewesen war [3]). Sein Leben zwar schien gesichert, das seltsame Gerücht, dass er ein grosser Dichter sei, schützte ihn [4]), denn an einem solchen sich zu vergreifen, wäre damals, wo die poetische Raserei in Avignon nicht bloss die Masse des Volkes, sondern selbst die Curie ergriffen hatte [5]), als ein Frevel erschienen, aber dass er jemals

---

[1]) vgl. Christophe a. a. O. II p. 167 ff.

[2]) Ep. Sen. I 2 u. 4.

[3]) Ueber die vielfach hoch interessanten Beziehungen Karls IV. zu Cola vgl. ausser dem, was Papencordt darüber mittheilt, die schöne Darstellung b. Friedjung, Kaiser Karl IV. und sein Antheil an dem geistigen Leben seiner Zeit (Wien, 1876) p. 285—296.

[4]) Ep. Fam. XIII 6.

[5]) ibid.

die Freiheit wieder erlangen würde, konnte von Niemandem erwartet werden.

So wenig indessen Petrarca bei dem neuen Papste auf eine freundliche Aufnahme rechnen konnte, so wollte und durfte er doch die Pflicht der Schicklichkeit nicht versäumen und begab sich, wahrscheinlich auch von seinen Gönnern, den Cardinälen von Boulogne und Talleyrand, dazu ermuntert, am 3. Januar 1353 nach Avignon, um sich Innocenz VI. vorzustellen. Ehe er indessen noch sein Vorhaben hatte ausführen können, wurde er durch eine Trauerkunde, welche er am Abende des folgenden Tages empfing, nach Vaucluse zuückgerufen: sein alter Hausverwalter und Bibliotheksdiener, Raimund Monet, war gestorben [1]). Gewiss blieb auch dies an sich nebensächlich erscheinende Ereigniss nicht ohne Einfluss auf Petrarca's Entschliessungen. Der Tod des treuen Dieners musste für ihn, den alternden Junggesellen, mancherlei äussere Unbequemlichkeiten zur Folge haben und den Wunsch in ihm erwecken, der lästigen Sorgen für den verwaisten Haushalt möglichst bald überhoben zu werden. So entschloss er sich denn, die Reise nach Italien abermals anzutreten.

Zunächst aber brachte er, um nicht wieder in seinen Reisedispositionen behindert zu werden, den lang beabsichtigten Besuch im Kloster Montrieu zur Ausführung. Um die Mitte des April brach er dahin auf. Unterwegs hatte er am 19. April, als er auf der Strasse von Aix nach St. Maximin sich befand, die Freude, einer Gesellschaft römischer Damen zu begegnen, welche nach San Jago wallfahrteten und von denen er über das Befinden seines Freundes Laelius sowie über die letzten politischen Vorgänge in Rom unterrichtet wurde [2]). Beim Abschied wollte er den gefälligen Frauen ein Geldgeschenk aufdringen, diese aber verweigerten beharrlich dessen Annahme und der Dichter erhielt von ihnen den wohlthuenden Eindruck, dass sie nicht nur an Wuchs und Haltung, sondern auch an Gesinnung den Römerinnen des Alterthums glichen. Nicht

[1]) Ep. Fam. XVI 1.
[2]) Ep. Fam. XVI 8.

minder angenehme Eindrücke gewann er von seinem Aufenthalte in der Karthause: er fand seinen Bruder, der nun bereits beinahe zehn Jahre dem strengen Orden angehörte, sehr zum Vortheile verändert: aus dem wankelmüthigen und leichtsinnigen Jünglinge war ein ernster Mann geworden, welcher eifrig und standhaft sittlicher Vervollkommnung nachstrebte. Hatte Petrarca einst Sorgen und Befürchtungen um seines Bruders Entwickelung gehegt, so musste er jetzt von aufrichtiger Freude und Bewunderung erfüllt werden. Selbst nicht ohne einen gewissen Neid mochte er auf das Loos des Bruders schauen, der in stiller Clause den inneren Frieden gefunden und auf das nichtige Treiben der Welt verzichten gelernt hatte, während er selbst noch unstät und von Hoffnungen und Wünschen erregt umhertrieb auf dem bewegten Meere des Lebens und gerade jetzt wieder einer unsicheren Zukunft entgegen ging. Es sollten die beiden Brüder sich fortan nicht wieder sehen.

Die freundliche Aufnahme, welche Petrarca jetzt wie schon einmal früher in dem Kloster gefunden hatte, säumte er nicht, in angemessener Weise zu vergelten. Die Karthause, welche als zur Grafschaft Provence gehörig damals unter der Oberhoheit der Anjou's von Neapel stand, hatte unter den anarchischen Zuständen, denen das sicilisch-provenzalische Reich seit dem Tode des grossen Robert verfallen war, schwer zu leiden, indem ihr Grundbesitz der Gegenstand unaufhörlicher räuberischer Angriffe von Seiten der umwohnenden Barone wurde, ohne dass der Bischof von Marseille dagegen seine geistliche Autorität geltend gemacht hätte. Petrarca richtete daher an seinen Freund Zanobi von Florenz, welcher seit kurzem des Seneschalls Acciaiuoli Secretär geworden, ein Schreiben, in welchem er ihn aufforderte, dass er seinen Einfluss bei dem Seneschall aufbieten möge, um den bedrängten Klosterbrüdern die schmerzlich vermisste Rechtssicherheit wieder zu verleihen [1]).

---

[1]) Ep. Fam. XVI 9.

Nach kurzem Aufenthalte in Montrieu reiste Petrarca nach Vaucluse zurück, begab sich dann am 26. April noch einmal — zum letzten Male — nach Avignon, hielt sich hierauf noch etwa acht Tage zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten in Vaucluse auf[1]) und trat endlich an einem der ersten Tage des Mai die Reise nach Italien an[2]). Mit welchen Gefühlen mochte er dieses Mal, nach den Erlebnissen der letzten Jahre, von Vaucluse scheiden! Ob er wol ahnte, dass er die einst ihm so theueren und bereits durch ihn berühmt gewordenen Stätten seiner Jugend und seiner Liebe nie wieder schauen werde? Und, wenn er auch wiedergekehrt wäre, sein trauliches Häuschen an den Quellen der Sorgue, in welchem er so manche freudevolle und so manche leidvolle Stunde verlebt und so manchen durch Geburt oder Geist ausgezeichneten Mann als Gast empfangen hatte, würde er doch nicht wiedergefunden haben, denn am Weihnachtstage desselben Jahres noch ward es von Räubern verwüstet und in Brand gesteckt[3]).

Wir wissen nicht, auf welcher Strasse der Dichter, dem gallischen Babel entronnen, dem geliebten Italien zueilte, doch lässt sich vermuthen, dass er den Weg über den Mont Genèvre wählte, denn es scheint, als habe er nur damals das herrliche lateinische Lied dichten können, mit welchem er von den Höhen dieses Berges aus die vor ihm liegenden herrlichen Gefilde seines Heimathslandes begrüsste: „Sei gegrüsst, Du heiliges Land, Du von Gott geliebtes! sei gegrüsst, Du Land, das den Edeln Schutz gewährt, doch furchtbar den Frevlern ist! Du Land, das Du edler bist, als viele berühmte Lande, fruchtbarer, als alle, und schöner, als irgend ein and'res! Vom Doppelmeere wirst Du umgürtet und es schmückt Dich das weit berühmte Gebirge; der Waffen und der Gesetze Heimath bist Du und doch zugleich auch der heiligen Musen Sitz; an

[1]) Diese Daten nach Ep. Fam. XVI 10.

[2]) Fracassetti, Lett. fam. I p. 181 setzt den 1. Mai als Tag der Abreise an, ohne dies indessen belegen zu können, denn Epist. poet. III 24, welche citirt wird, bietet keinen Anhalt.

[3]) vgl. oben S. 141.

Schätzen bist Du reich und an tapferen Mannen. Zu Deinem Preise haben Natur und Kunst sich verbündet und Dich zur Herrin der Welt erhoben. — Nach langer Entfernung kehre ich jetzt sehnsuchtsvoll zu Dir zurück, um fortan immer bei Dir zu weilen. Dem lebensmüden Wanderer wirst Du der Rast ersehnte Stätte gewähren und wirst ihm einst so viel Erde spenden, als nöthig ist, um den Leib zu bedecken. — Dich, Italien, schau' ich jetzt froh von der Höhe des Genèvreberges! Die düsteren Wolken bleiben nun fern, ein milder Lufthauch fächelt mein Antlitz und kühlt es mit lieblichen Schwingen. — Ich erkenne mein Vaterland wieder und begrüsse es freudig. Sei mir gegrüsst, schöne Muttererde! Du ruhmvollstes der Länder, sei gegrüsst [1])!"

So betrat Petrarca das Vaterland mit jenem Hochgefühle der Freude, welches ein dem düsteren Kerker Entronnener empfindet, wenn ihm zum ersten Male wieder die Luft der Freiheit zu athmen vergönnt ist. Auch diese lebendige und innige Liebe zum Vaterlande, sich gründend auf die Bewunderung seiner natürlichen Schönheit und seiner grossen geschichtlichen Vergangenheit, ist ein erst durch die Renaissance wieder erwecktes, dem Mittelalter fremdes Gefühl. Die Renaissance erst hat dem Menschen ein wirkliches Vaterland auf Erden wiedergegeben und ihn die Liebe zu demselben gelehrt.

---

[1]) Ep. poet. lat. III 24.

Sechstes Capitel.

Petrarca in Mailand[1]).

Petrarca scheint seine Reise nach Italien unternommen zu haben, ohne über den Zielpunkt derselben im Voraus zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein. Früher jedoch, als er wol selbst erwartet hatte, sollte er ein Ziel und für lange Jahre einen festen Aufenthaltsort finden.

In Mailand herrschte seit dem am 25. Januar 1349 erfolgten Tode Luchino's dessen Bruder Giovanni Visconti, mit der weltlichen Macht zugleich die erzbischöfliche Würde vereinend und, treu den alten Traditionen seines Hauses, mit allen Mitteln einer hinterlistigen und keine sittlichen Bedenken kennenden Politik nach Befestigung und Erweiterung seiner Herrschaft erfolgreich strebend. So hart man auch vom sittlichen Standpunkte aus über diesen Mann zu urtheilen berechtigt sein mag, so wird man doch nicht leugnen können, dass er unter den Menschen seiner Zeit eine hervorragende Erscheinung war und, namentlich verglichen mit den späteren Visconti, einer gewissen Charaktergrösse nicht entbehrte. Es lebte in diesem Priester etwas von dem staatenbildenden

---

[1]) vgl. C. Romussi, Petrarca a Milano. Studi storici Mailand 1874 u. A. Hortis, „Petrarca e i Visconti“ u. „Petrarca alla corte di Galeazzo Visconti“ in den „Scritti inediti di Fr. P.“ p. 43—84 u. 135—182.

Geiste eines Richelieu und er darf auf den Ruhm Anspruch erheben, noch vor einem Ludwig XI. den ersten modernen Staat begründet oder doch dessen Gründung vorbereitet zu haben.

Petrarca hatte durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Luchino schon seit langer Zeit zu den Visconti in näherem Verhältnisse gestanden und mochte in Folge dessen, als er von Frankreich aus nach Mailand gekommen war, sich für verpflichtet halten, den Erzbischof aufzusuchen.

Dem klugen Kirchenfürsten konnte es unmöglich entgehen, wie vortheilhaft es für ihn sein müsste, den berühmten Dichter dauernd an seinen Hof zu fesseln. War doch der jugendliche Humanismus bereits eine Macht geworden, mit welcher man zu rechnen hatte, welche man erfolgreich für politische Zwecke benutzen konnte. Schon hatte die Zeit begonnen, wo Staatsreden und Staatsschriften, abgefasst in den volltönenden Klängen eines ciceronianischen Lateins, eine unwiderstehliche Gewalt auf Leser und Hörer ausübten und durch ihre zierliche Form mehr als durch ihren Inhalt zu wirken oder doch dem letzteren einen leichteren Zugang in die Gemüther zu verschaffen vermochten. Wie mächtig also musste es die Ziele der ehrgeizigen Politik der Visconti fördern, wenn künftighin ein Petrarca, der gefeierteste Meister des Styls, ihr seine beredte Zunge und noch beredtere Feder lieh! Und mehr noch! Die Tyrannis der Visconti musste in den Augen der Italiener eine Art höherer Weihe erlangen, mit einer gewissen Legitimität bekleidet werden, wenn ein Mann wie Petrarca, der seine glühende Vaterlandsliebe so oft mit Wort und That bekundet hatte, sich in Mailand dauernd niederliess. Das Fürstenhaus, in dessen Dienste zu treten ein Petrarca sich bestimmen liess, musste dem Volke Italiens als dasjenige erscheinen, von welchem am ehesten die ersehnte Neugeburt des Vaterlandes erwartet werden durfte.

Von solchen Erwägungen wurde allem Vermuthen nach der Erzbischof geleitet, als er an Petrarca das Ansuchen richtete, seinen Wohnsitz fortan in Mailand nehmen zu wollen.

Der überraschte Dichter sträubte sich anfänglich, denn er musste befürchten, dass er in eine drückende Abhängigkeit gerathen und in der geräuschvollen Stadt mancher bisher genossenen Annehmlichkeit des äusseren Lebens beraubt werden könnte, indessen, als der Visconti ihm in der verbindlichsten Form alle nur irgend wünschenswerthen Zusicherungen gab, willigte er ein und verblieb in Mailand. Der Erzbischof hielt, was er versprochen. Er erwies seinem berühmten Gaste jede denkbare Rücksicht und Aufmerksamkeit und that Alles, um ihm den Uebergang in das neue Lebensverhältniss zu erleichtern. Petrarca's Abneigung gegen das städtische Leben kennend, wies er ihm im äussersten Westen der Stadt gegenüber der Kirche des heiligen Ambrosius eine geräumige und bequeme Wohnung an, welche fast die Annehmlichkeiten eines Landaufenthaltes, namentlich auch eine entzückende Fernsicht auf die nahen Alpen gewährte [1]. Petrarca fühlte sich denn auch in derselben sehr behaglich und lebte, fast wie er es in Vaucluse gewohnt gewesen war, vorwiegend den eigenen Studien und dem Genusse der Natur; weder zu einem regelmässigen Erscheinen am fürstlichen Hofe noch zu bestimmten amtlichen Geschäften war er verpflichtet, wenn es auch stillschweigende Vereinbarung sein mochte, dass er bei gegebener Gelegenheit bereit war, dem Fürstenhause mit Rath und That zu dienen, namentlich aber die Abfassung wichtiger Staatsschriften und die Ausführung diplomatischer Missionen zu übernehmen. Es war kein Ruheposten, den er als Rath des mailändischen Fürsten bekleidete, oft genug ward er mit schwierigen Aufträgen und beschwerlichen Gesandtschaftsreisen in das ferne Ausland betraut, aber es blieb ihm doch das drückende Gefühl erspart, dauernd der freien Verfügung über seine Zeit beraubt zu sein und von den Launen eines fortwährende Dienstbarkeit fordernden Herren abzuhängen, und für die Mühwaltungen, denen er zeitweilig sich unterziehen musste, konnten ihn die ehrenden Auszeichnungen entschädigen, welche

[1]) Ep. Fam. XVI 1. Ep. poet. lat. III 18.

ihm von Seiten des Fürstenhauses wiederholt erwiesen wurden. So hat er denn in Mailand Jahre verlebt, welche ihm die mit einem hohen Staatsamte verbundenen ansehnlichen Vortheile in reichlichem Maasse gewährten, ohne ihn doch die sonst in solcher Stellung unvermeidlichen Lasten allzu sehr empfinden zu lassen, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass er, der sonst so schwer zu befriedigen war und an keinem Orte lange zu verweilen vermochte, noch nach fünf Jahren sich über den Aufenthalt in Mailand sehr befriedigt aussprach [1]), wie er ihn denn auch endlich nur durch äussere Umstände genöthigt aufgegeben hat.

So war denn das Unglaubliche geschehen. Petrarca, der so oft und so nachdrucksvoll erklärt hatte, wie er das städtische Leben verabscheue, ja als geradezu unsittlich betrachte, und wie er nur in ländlicher Einsamkeit sich wohl zu fühlen vermöge, war jetzt Bürger einer Grossstadt geworden, welche als ein Centralpunkt des damaligen politischen und mercantilen Lebens an geräuschvollem Treiben gewiss alle übrigen Städte Italiens, Neapel vielleicht ausgenommen, weit übertraf. Und mehr noch. Er, der so oft betheuert hatte, dass er seine persönliche Freiheit als sein höchstes Gut betrachte und dass er nimmer das unwürdige Joch einer abhängigen Stellung auf sich nehmen werde, hatte sich jetzt doch dazu verstanden, in den Dienst eines Fürsten einzutreten, und er, der so oft die Herrschaft der kleinen Tyrannen als Italiens schwerstes Unheil beklagt hatte [2]), war jetzt selbst, wenn nicht dem Namen, so doch der That nach der Diener eines solchen und zwar des gefährlichsten unter ihnen geworden.

Unleugbar enthielt des Dichters Handlungsweise eine schwere Inconsequenz und konnte nicht verfehlen, seine Freunde in schmerzliche Bestürzung zu versetzen und selbst an der Lauterkeit seines Charakters zweifeln zu lassen. War doch Petrarca in den Augen seiner Bewunderer eine Ideal-

---

[1]) Ep. Fam. XIX 16.
[2]) vgl. A. Hortis, a. a. O. p. 68 f.

gestalt gewesen und hatte er doch selbst sich durch seine moralphilosophischen Diatriben eifrigst bemüht, sich der Welt als weit erhaben über das Trachten nach irdischen Gütern und als einzig idealen Zielen nachstrebend darzustellen. Jetzt war das Ideal zu dem Niveau der gemeinen Menschlichkeit herabgestiegen, der gefeierte Halbgott erschien als ein mit den gewöhnlichen Schwächen der Menschheit behafteter Sterblicher.

Allerdings versuchte Petrarca, sich gegen die mehr oder weniger offen ausgesprochenen Anklagen und Vorwürfe seiner Freunde zu vertheidigen, doch kann man nicht eben behaupten, dass ihm seine Rechtfertigung gelungen sei. Er kam, wie das ja auch der Natur der Sache nach gar nicht anders sein konnte, über allgemeine und trotz ihrer Klangfülle inhaltslose Redensarten nicht hinaus [1]) und er vermochte nicht, die Verlegenheit um Beweismittel unter der Hülle volltönender Perioden zu verbergen. Das beste Argument, von welchem er Gebrauch machte, bestand wol noch darin, dass er betheuerte, es sei ihm unmöglich gewesen, den Bitten des „Grössten der Italiener“ zu widerstehen [2]). Darin mochte Wahrheit enthalten sein. Giovanni Visconti war wirklich eine gewaltige Persönlichkeit [3]). Es wäre also erklärlich gewesen, wenn Petrarca, dessen lebhafte Phantasie sich rasch Ideale erschuf, in dem mächtigen Fürstbischofe, der in den wenigen Jahren seiner Herrschaft bereits so Grosses gethan hatte und Grösseres noch plante, das Ideal eines Staatenlenkers erblickt hätte. Bot sich uns doch schon wiederholt die Gelegenheit zu der Bemerkung dar, dass die Menschen der Renaissance nicht ethisch, sondern ästhetisch urtheilten und dem Eindrucke einer über das Durchschnittsmaass der Befähigung sich erhebenden und überdies von grossen Erfolgen emporgetragenen Persönlichkeit nicht zu widerstehen vermochten. Ein jeder Charakter, der auch nur den Schein des

---

[1]) Ep. Fam. XVI 11. 12. XVII 10. Var. 7. 25. App. 5.
[2]) Ep. Fam. XVI 11.
[3]) vgl. A. Hortis a. a. O. p. 63 ff.

Grossen und Aussergewöhnlichen an sich trug und in sich harmonisch abgeschlossen erschien, erweckte Bewunderung und Beifall. Und Giovanni Visconti war zweifellos ein solcher Charakter und war es in weit höherem Maasse, als ein Jacopo II. von Carrara oder gar ein Azzo von Correggio es gewesen. Begreiflich war es also, dass der Idealist Petrarca ihm aufrichtige Hochachtung zollte und zum Verbleiben bei ihm sich bestimmen liess.

Aber auch durch einen anderen und zwar sehr prosaischen Grund, den er den Freunden zu bekennen sich schämte, ist Petrarca, wie man vermuthen darf, zu dem Aufenthalte in Mailand bewogen worden. Es befand sich der Dichter damals in keineswegs glänzenden, wenn auch nicht gerade ärmlichen Vermögensverhältnissen. Die Einnahmen, welche er aus seinen verschiedenen geistlichen Präbenden bezog, waren selbst nach den Geldverhältnissen der damaligen Zeit durchaus nicht hohe zu nennen und bestanden überdies zum Theil aus Naturalien, deren Werth für einen abwesenden Nutzniesser sich sehr verringern musste [1]. War nun auch Petrarca für seine Person bedürfnisslos genug, so bedurfte er doch zur Führung seines Haushaltes um desswillen grösserer Summen, als er mehrere Copisten in seinem Dienste hatte und bei seinen häufigen Reisen auch mindestens zwei Pferde zu unterhalten genöthigt war [2]. Sich in dieser Beziehung Beschränkungen auferlegen zu müssen, würde ihm sehr empfindlich gewesen sein, und auf die Dienste der Bücherabschreiber konnte er bei den damaligen litterarischen Zuständen auch wirklich nicht verzichten, so lange er selbst in der gewohnten Weise litterarisch thätig sein wollte. Ferner war es für ihn wie für einen Jeden, der sich nicht des Besitzes eines beträchtlichen Vermögens erfreut, ein Gebot der Klugheit, im Voraus für die Tage des Alters

---

[1] vgl. A. Malmignati, Petrarca a Padova, a Venezia e ad Arquà (Padua 1874) p. 24 ff. Petrarca hat sich selbst wiederholt über seine Vermögensverhältnisse sehr offen ausgesprochen. Ep. Fam. XIV 4. XVI 3. XIX 17. XX 8. XXII 12. Var. 15.

[2] Ep. Var. 15.

zu sorgen, zumal da er wol befürchten konnte, seiner Präbenden einmal ganz oder theilweise durch politische Ereignisse oder auch durch die Launen eines ihm übelwollenden Papstes, wie Innocenz VI. es war, beraubt zu werden. Endlich aber war er auch verpflichtet, die Zukunft seiner beiden Kinder materiell sicher zu stellen. Sein Sohn Giovanni hatte allerdings im Jahre 1352 von den Scaligeri ein Canonicat zu Verona verliehen erhalten [1]), aber es war das, wie die Erfahrung lehrte, ein sehr unsicherer Besitz. Es musste ihm demnach hochwillkommen sein, in eine Stellung eintreten zu können, welche ihn aller finanziellen Sorgen überhob und in welcher er, wenn auch nicht eben Schätze sammeln, so doch ein Sümmchen für etwaige spätere Nothfälle erübrigen konnte; dass aber seine Lage in Mailand in pecuniärer Beziehung eine recht günstige war, ist unzweifelhaft, denn er würde sonst bei seiner Wanderlust gewiss nicht so lange dort verweilt haben.

Sicherlich wird kein billig Urtheilender es tadeln wollen, wenn Petrarca, der eben auch nur ein Mensch mit menschlichen Bedürfnissen war, auch finanziellen Erwägungen Einfluss auf seine Entschliessungen verstattet haben sollte. Nichts wäre ungerechter, als um desswillen die Anklage der Habsucht gegen den Dichter zu schleudern. Wie frei er von diesem Laster war, hat er durch manche schöne Handlung seines Lebens bewiesen, namentlich aber durch die Abtretung eines ihm im Jahre 1352 vom Papste verliehenen Canonicates zu Modena an seinen alten Freund Luca Cristiano [2]).

Indessen so erklärlich und entschuldbar es immerhin auch sein mag, dass Petrarca die glänzenden Anerbietungen des Erzbischofs von Mailand annahm, so darf doch nicht geleugnet werden, dass er dadurch einen Beweis der Charakterschwäche und des Mangels an wahrer sittlicher Grösse gegeben hat, den man gern aus seiner Lebensgeschichte hinwegwünschen

[1]) Ep. Fam. XIII 2.

[2]) Ep. Fam. XIV 4. (Fracassetti, Lett. fam. I p. 181 setzt irrig diesen Vorfall in das Jahr 1354).

würde. Wenn er sich selbst treu bleiben und die Aufrichtigkeit seiner so oft zur Schau getragenen sittlichen und politischen Ueberzeugungen bekunden wollte, so durfte er um keinen Preis in Mailand bleiben. Dass er dies dennoch gethan hat, ist für die Entwickelung des Humanismus von übler Vorbedeutung gewesen: wie der Meister haben dann, nur freilich in ungleich anstössigerer Weise, auch die Schüler gehandelt, sie haben die Gaben ihres Geistes an den Meistbietenden verkauft, ohne auf die Sittlichkeit des Käufers und der Sache, welche er vertrat, irgend welchen Werth zu legen. Fürwahr, Grosses und Herrliches haben auf den Gebieten des Wissens und der Kunst, des privaten und des staatlichen Lebens der Humanismus und die Renaissance geschaffen, aber — und das war ihre düstere Schattenseite — grosse und wahrhaft sittliche Charaktere haben sie nicht hervorgebracht. Dazu fehlte ihnen die sittliche Grundlage. Von dem Christenthume sich innerlich loslösend gaben sie auch dessen Ethik auf und vermochten nicht dieselbe irgendwie zu ersetzen. Die eklektische Philosophie und späterhin der von dem realen Leben abstrahirende Platonismus, denen sie huldigten, waren dessen nicht fähig, eine entschiedene Annahme der Sittenlehre der Stoa aber, welche wenigstens annähernden Ersatz geboten haben würde, war aus eben demselben Grunde nicht möglich, welcher das Festhalten an der christlichen Heilslehre unmöglich machte: die stoische Philosophie wie das Christenthum verlangen eine Hingabe der Individualität an die sittlichen Ideen, welche mit dem nach der vollsten Freiheit des Individuums strebenden Geiste des Humanismus und der Renaissance unvereinbar war.

Wenig fehlte übrigens, dass Petrarca nicht schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Mailand einen plötzlichen Tod gefunden hätte. Am 14. September 1353 hielt der Cardinallegat Egidio Albornoz, welcher vom Papste zur Wiedergewinnung des Kirchenstaates ausgesandt worden war, seinen Einzug in Mailand, festlich eingeholt vom Fürstbischofe und von der Bürgerschaft. Auch Petrarca hatte sich dem Zuge angeschlossen, zur Seite Galeazzo's Visconti, eines Neffen des

Erzbischofs, reitend. Vom grellen Sonnenlichte und dem wirbelnden Staube geblendet und von dem Lärmen der wogenden Volksmenge geschreckt scheute plötzlich des Dichters Ross und warf seinen Reiter ab. Der Sturz hätte tödtlich werden können, doch ein glücklicher Zufall fügte es, dass Petrarca unbeschädigt blieb und, von Galeazzo unterstützt, sich sofort wieder zu erheben vermochte. In seiner Frömmigkeit aber glaubte er, dass er nur durch Christi unmittelbare Hülfe gerettet worden sei [1]).

Bei der Anwesenheit des Cardinallegaten in Mailand hatte sich Petrarca mit der Rolle eines Zuschauers und Theilnehmers an den Festlichkeiten begnügen dürfen, bald aber sollte er bei Gelegenheit einer anderen, ungleich wichtigeren Staatsaction zu einer eigenen politischen Thätigkeit berufen werden.

Seit dem Jahre 1350 bereits wüthete ein für ganz Italien unheilvoller Krieg zwischen den beiden mächtigen Handelsrepubliken Venedig und Genua [2]), deren jede den Handel mit Byzanz und der Levante allein zu beherrschen strebte. Vergebens hatten die Päpste Clemens VI. und Innocenz VI. wiederholt ihre Vermittelung zur Beilegung des unseligen Kampfes angeboten. Vergebens hatte auch Petrarca in mehrfachen beredten Schreiben an die Dogen von Venedig [3]) und Genua [4]) im Namen des Vaterlandes die kämpfenden Parteien beschworen, dem brudermörderischen Streite ein Ende zu machen und die beiderseitig so tapfer geführten Waffen lieber gegen auswärtige Feinde, wie Byzanz oder Aragonien, zu kehren. In dem wilden Kriegslärme verhallten seine patriotischen Ermahnungen ungehört. Der verderbliche Kampf, der, wie er auch enden mochte, die Entwickelung der sich eben erst bildenden gesammtitalienischen Nationalität schwer schädigen musste, nahm seinen Fortgang, und von den spani-

---

[1]) Ep. Var. 56.

[2]) vgl. A. Hortis, „Petrarca e le guerre tra Genova e Venezia" in den „Scritti inediti" p. 85—134.

[3]) Ep. Fam. XI 8. XV 4.

[4]) Ep. Fam. XIV 5 u. 6.

schen Küsten bis zu den Gestaden Aegyptens und der Pontusländer bedeckten sich die Meere mit den Trümmern vernichteter Flotten und dem Blute italienischer Seehelden. Anfangs schwankte das Kriegsglück unstät hin und her, bald Venetianer, bald Genuesen begünstigend, allmählich aber begann es sich dem über eine fester gegründete Macht und grössere Hülfsmittel verfügenden Venedig zuzuneigen. In der furchtbaren Seeschlacht von Loiera oder Algheri an der sardinischen Küste erlitten die Genuesen am 29. August 1353 eine entscheidende Niederlage. Innere Zerwürfnisse und Parteikämpfe, welche so häufig in Republiken die Begleiter militärischer Misserfolge sind, vollendeten Genua's Unglück und die einst so stolze Stadt hielt die freiwillige Unterwerfung unter des mailändischen Tyrannen Schutzherrschaft für die einzig mögliche Rettung aus ihrer Bedrängniss [1]).

So kamen denn bald darauf Gesandte der Genuesen nach Mailand, um ihre Stadt und deren ganzes Gebiet unter bestimmten Bedingungen dem mächtigen Schutze des Erzbischofs zu übergeben. Petrarca war von einem der erzbischöflichen Räthe aufgefordert worden, die Beantwortung der von den Gesandten gehaltenen Rede zu übernehmen, doch glaubte er dies ablehnen zu müssen, theils weil ihm nicht die genügende Zeit zur Vorbereitung vergönnt worden wäre, theils aber auch, weil er es für angemessener hielt, dass Giovanni Visconti in eigener Person zu den Genuesen spreche, wie denn auch wirklich geschah [2]). Selbstverständlich war es, dass der ehrgeizige Fürstbischof die ihm vermuthlich nicht ohne eigenes Zuthun angetragene Schutzherrlichkeit über einen der bedeutendsten italienischen Staaten gern übernahm. Er sandte seinen Feldhauptmann, den Marchese Guglielmo Pallavicino von Cassano, als seinen Bevollmächtigten nach Genua und liess durch denselben am 10. October die Stadt in Besitz nehmen [3]).

[1]) vgl. Leo, Geschichte der ital. Staaten III p. 78 ff., sowie Fracassetti's ausführliche Noten zu den oben citirten Briefen Petrarca's.

[2]) Ep. Fam. XVII 4.

[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 148 ff.

Durch diese Erweiterung seiner Macht wurde dem Tyrannen von Mailand natürlich auch die Pflicht auferlegt, den Frieden zwischen seinen neuen Schutzbefohlenen und den Venetianern zu vermitteln, eine Pflicht, deren Erfüllung ihm auch durch sein eigenstes Interesse nahe gelegt wurde, da die noch unabhängigen Staaten Oberitaliens, eifersüchtig auf die so rasch anwachsende Macht Mailands, sich gegen dasselbe verbündeten und selbst den Kaiser Karl IV. für sich zu gewinnen strebten. Der drohenden Gefahr glaubte Giovanni Visconti nicht besser zuvorkommen zu können, als dadurch, dass er einerseits den Kaiser einlud, die lombardische Krone in Mailand zu empfangen, und andrerseits Petrarca an der Spitze einer Gesandtschaft nach Venedig schickte, um dort den Abschluss des Friedens zu betreiben [1]).

So begab sich denn Petrarca, nachdem er im October in dem lieblich gelegenen San Colombano eine kurze Villegiatur gehalten hatte [2]), zu Anfang des Novembers nach der stolzen Lagunenstadt, welche er seit langen Jahren, seit seiner Studienzeit in Bologna [3]), zum ersten Male wieder betrat. Am 8. November hielt er vor dem Dogen Andrea Dandolo und dem grossen Rathe die ihm obliegende Staatsrede, deren Inhalt so, wie er in einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien uns überliefert ist [4]), in Kürze hier folgen möge.

Noch nie — so begann der Redner — habe er es so schmerzlich wie an dem heutigen Tage empfunden, dass die menschliche Sprache nicht genüge, um alle Empfindungen der Seele vollständig zum Ausdruck zu bringen, er hoffe jedoch auf die Barmherzigkeit dessen, welcher, als er gen Himmel fuhr, uns nicht irdische Schätze noch die Befriedigung sinnlicher Lüste, sondern seinen Frieden verliehen habe: er werde auch jetzt aus der kärglichen Saat der Worte die reiche

---

1) Ep. Fam. XVIII 16. vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 148 ff.
2) Ep. Fam. XVII 5.
3) Ep. Sen. X 2.
4) herausgegeben von A. Hortis in den „Scritti inediti di Fr. P.“ p. 329—333. (vgl. aber Fulin in „Petrarca e Venezia“ p. 295 ff.)

Ernte des ersehnten Friedens hervorgehen lassen. Auch dürfe der Redner viel von der Einsicht seiner Zuhörer erwarten, da diese ja mit der Befähigung ausgerüstet seien, aus Wenigem Vieles zu entnehmen. Besondere Hoffnung aber setze er auf den Dogen, dem er seine Ansicht über die Verderblichkeit des Krieges bereits in mehreren Briefen auseinandergesetzt und welcher, was das Wesentlichste sei, erkannt habe, von welcher aufrichtigen Gesinnung er, der Redner, beseelt sei. So möge man denn dem, was er jetzt sagen wolle, ein geneigtes Ohr leihen.

Der Erzbischof von Mailand, in dessen Auftrage er mit den übrigen Gesandten erschienen sei, erbitte eine für den ganzen Erdkreis, besonders aber für Italien heilsame Sache, den Frieden, und zwar erbitte er ihn von Männern, mit denen er niemals Krieg geführt habe, und erbitte ihn in fremdem Auftrage. Zu diesem Schritte werde er veranlasst durch seine Tugenden und namentlich durch seine weltbekannte Gerechtigkeit, mit welcher er nicht nur seine Vaterstadt, sondern auch viele entlegene Provinzen beherrsche. Als ein Nacheiferer der alten römischen Gerechtigkeit aber müsse er auch die alten römischen Künste pflegen, deren erste die Erhaltung des Friedens sei, wie Virgil sage:

„Du aber, Römer, gedenke, in Herrschaft die Völker zu halten
(dies soll sein Deine Kunst) und des Friedens Sitte zu wahren“ [1]).

Ein besonderer Beweggrund zu dem Versuche einer Friedensvermittelung müsse übrigens für den Erzbischof der Umstand sein, dass Genua sich seiner Herrschaft unterworfen habe, ein Ereigniss, welches die Venetianer gewiss mit Freuden begrüssen würden, da sie selbst zur Erreichung desselben ihm eine Flotte und Kriegsmittel angeboten hätten. Auch die Erinnerung daran, dass einst des Erzbischofs Vater den Frieden zwischen Venedig

---

[1]) Verg. Aen. VI 851 f.: tu regere imperio populos, Romane, memento, (Haec tibi erunt artes) pacisque imponere morem. Für pacis ist bessere (aber von Petrarca nicht gekannte) Lesart paci.

und Genua vermittelt habe[1]), trage dazu bei, ihm (dem Erzbischofe) die Rolle des Friedensstifters nahe zu legen. Die Venetianer möchten bedenken, dass eben nur der Friede von ihnen gefordert werde und zwar zu einem Zeitpunkte, wo sie ihn unter den für sich ehrenvollsten und günstigsten Bedingungen gewähren könnten, so dass jetzt gelte, was Hannibal bei Livius den Römern sage: „Dieser Krieg hat bewirkt, dass ihr den Frieden, den ihr selbst vorher unter günstigen Bedingungen angenommen hättet, jetzt unter solchen anbieten könnt[2]).“

Guter Männer Grundsatz sei es, nur um desswillen Krieg zu führen, damit sie ohne Anfechtungen in Ruhe leben könnten. Da die Venetianer gegenwärtig diesen Zweck erreicht hätten, so müssten sie nun auch Frieden schliessen. Gemeinhin seien freilich die Menschen unersättlich und nach Rache und gänzlicher Besiegung eines Erbfeindes begierig, doch sollten die Venetianer bedenken, dass Gott die allzu gewaltsamen Entschlüsse verabscheue und dass das Kriegsglück wandelbar sei, sie möchten sich daher des Ausspruchs Hannibals erinnern: „besser und vortheilhafter ist ein sicherer Frieden, als ein nur erhoffter Sieg[3]).“ Sie möchten ferner das Beispiel der Römer nachahmen, welche nach der Besiegung des Antiochus diesem keine härteren Friedensbedingungen auferlegten, als sie vorher ihm angeboten hatten. Auch der grosse Scipio Africanus habe in gleicher Weise gehandelt. Diese Beispiele aber müssten die Venetianer um so bereitwilliger nachahmen, als sie nicht mit einem ausländischen, sondern mit einem italienischen Staate Krieg geführt hätten. Sie möchten also Frieden schliessen und dadurch beweisen, dass sie ihres Sieges würdig seien und ihn nicht sowol durch Glück als durch Tugend errungen hätten. Keinen grösseren

---

[1]) Matteo Visconti vermittelte im Jahre 1299 den Frieden zwischen Venedig und Genua, vgl. Leo, Gesch. d. ital. Staaten III p. 52.

[2]) Die Sentenz ist nur dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach entnommen aus Liv. XXX 30.

[3]) Liv. XXX 30.

Sieg gebe es, als nach des Feindes Besiegung sich selbst zu besiegen. —

Wenn diese Rede in ihrer ursprünglichen Gestalt uns überliefert worden ist, woran vielleicht schon in Hinsicht auf ihren geringen Umfang gezweifelt werden darf, so begreift sich leicht, dass sie auf die siegesfrohen venetianischen Nobili keinen sonderlichen Eindruck machen konnte. Es waren diese keinen moralphilosophischen Reflexionen, sondern nur handelspolitischen Erwägungen zugänglich und als ein Gebot der Klugheit musste es ihnen erscheinen, den Krieg bis zur völligen Niederwerfung der verhassten Nebenbuhlerin fortzusetzen, zumal da die Erreichung dieses Zieles nicht allzu schwierig schien. Wenn irgendwo, so betrieb man an den Lagunen Realpolitik. Auch ein Privatbrief, den Petrarca wenige Monate später im Interesse des Friedens an den Dogen Andrea Dandolo richtete[1]), blieb wirkungslos. Der blutige Kampf entbrannte auf's Neue und in gewaltigeren Dimensionen, um endgültig erst im Jahre 1381 durch den Frieden von Turin beigelegt zu werden. Der Erfolg lehrte, dass der Idealist Petrarca in diesem Falle doch nicht bloss die patriotischere, sondern auch die praktisch vortheilhaftere Politik anempfohlen hatte. Venedig vermochte trotz seiner grössten Anstrengungen nicht die vollständige Besiegung Genua's zu erzwingen und ging, wenn auch mit einigen äusseren Vortheilen, so doch innerlich geschwächt aus dem langwierigen Kampfe hervor, welcher, wenn irgend etwas, dazu beigetragen hatte, den bald beginnenden Verfall der Republik von San Marco vorzubereiten.

In Folge des Scheiterns der Friedensverhandlungen wurde nun auch Mailand zu einem Kriege gegen Venedig genöthigt, welcher indessen von beiden Theilen lau und ohne sonderliche Erfolge geführt ward.

Dagegen gelang es den Genuesen, welche sich unter des Erzbischofs Schutzherrschaft wunderbar rasch von ihrer

---

[1]) Ep. Fam. XVIII 16.

Niederlage erholten, neue Vortheile über die Venetianer zu erringen, wodurch die letzteren sich im Januar 1355 zur Eingehung eines Waffenstillstandes und im Juni desselben Jahres zum Abschlusse eines Friedens, welcher freilich nur von kurzer Dauer sein sollte, bestimmen liessen [1]). Weder Andrea Dandolo noch Giovanni Visconti erlebten des Friedens Wiederherstellung. Der erstere starb schon im September 1354 und der letztere folgte ihm am 5. October im Tode nach. Wie hart man auch immer des Erzbischofs egoistische und aller sittlichen Grundsätze baare Politik beurtheilen mag, so darf man ihm doch den Ruhm nicht bestreiten, dass er ein Mann war, welcher hohes Verständniss für die geistigen Interessen seines Zeitalters besass und sich um die Förderung derselben manches Verdienst erwarb.

Die Nachfolge des inmitten grosser Pläne dem Leben entrissenen Fürstbischofs traten, ohne dass irgend welcher Widerspruch erhoben worden wäre, seine drei Neffen Matteo, Bernabò und Galeazzo an, welche die Herrschaft über die Provinzen unter sich theilten, während sie die Oberhoheit über Mailand und Genua gemeinsam ausübten [2]). Matteo starb bereits im September des folgenden Jahres, nachdem er kurz vorher die Herrschaft über Bologna verloren hatte. Die beiden überlebenden Brüder regierten bis zum Jahre 1378, in welchem Galeazzo starb, gemeinsam und Bernabò herrschte dann noch sieben Jahre, bis er im Jahre 1385 von seinem Neffen Giovanni, dem Sohne Galeazzo's, verdrängt wurde und bald darauf im Kerker starb.

Galeazzo und Bernabò zeigen schon ganz jenen abschreckenden Typus der Tyrannen der Renaissancezeit, einen Typus, welcher, wenigstens für den mit der Renaissancecultur nicht Vertrauten, eins der merkwürdigsten psychologischen Probleme bildet. Mit einer reichen geistigen Begabung, durch welche sie befähigt wurden, in den schwierigsten Lagen und gegen

---

[1]) vgl. Leo, a. a. O. p. 82 u. 301.

[2]) Leo, a. a. O. p. 300 f.

sich immer erneuernde Bündnisse mächtiger Widersacher die usurpirte Herrschaft ihres Hauses siegreich zu behaupten, und mit einer nicht erheuchelten Liebe zu Wissenschaft und Kunst vereinigten sie den entsetzlichsten Mangel an jedem sittlichen Gefühl und eine Wollust der Grausamkeit, welche den Cäsarenwahnsinn auch der schlimmsten römischen Imperatoren weit überbietet. Dieselben Männer, welche Künstler und Gelehrte um sich sammelten, Hochschulen gründeten und Prachtbauten errichteten, welche mit verständnissvollem Genusse den stylgewandten Reden ihrer Hofrhetoren lauschten und ihre Residenzen mit Kunstwerken schmückten, scheuten in dem ränkevollen Spiele ihrer Politik vor keiner Frevelthat zurück, bedrückten ihre Unterthanen mit den unerschwinglichsten, unsinnigsten Steuern und liessen um geringfügiger Ursachen willen erbarmungslos zahllose Menschen unter den entsetzlichsten Martern langsam hinsterben. Die raffinirten Folterreglements, welche Galeazzo und Bernabò verfassten oder doch genehmigten, sind wol das Scheusslichste, was der Menschengeist je ersonnen hat [1]). Schaudernd erkennt man, mit welcher sittlichen Verworfenheit und Herzensrohheit sich Geistesbefähigung und Geistesbildung zu paaren vermögen und wie eine Cultur, welche der ethischen Grundlage entbehren zu können vermeint, zwar einerseits Grosses und Herrliches zu schaffen, andrerseits aber auch den Menschen in den Abgrund der wildesten Barbarei zurückzustossen vermag. Wie so oft, so berühren sich auch hier die Extreme, aber nirgends anderswo ist ihre Berührung eine so unvermittelte und eine so verderbenbringende.

Durch Nichts wird der hohe Grad, welchen die Abstumpfung des sittlichen Gefühles bereits in der Zeit der erst beginnenden Renaissance erreicht hatte, schärfer gekennzeichnet, als durch das ruhige Verbleiben Petrarca's an dem Hofe der fürstlichen Henker von Mailand und durch die freundschaftlichen Beziehungen, welche er mit denselben auch selbst dann noch, als er Mailand — aus Angst vor der Pest, nicht etwa

[1]) vgl. Leo, a. a. O. p. 311 f.

aus Abscheu vor der dort herrschenden verruchten Tyrannei! — bereits verlassen hatte, eifrig unterhielt. Seltsam genug! Derselbe Mann, der sich der Curie von Avignon gegenüber zum gestrengen Sittenrichter aufgeworfen und gegen das gottvergessene Treiben im abendländischen Babel mit hochsittlichem Pathos geeifert hatte, er fand kein Wort des Tadels für die greuelvollen Thaten der Visconti, auch nicht das leiseste Wörtlein der Missbilligung entschlüpft in den zahlreichen Briefen den Lippen des sonst doch so Beredten, selbst dann nicht, als er in Padua oder Venedig es ohne jede Scheu vor den etwaigen Folgen hätte thun können. Derselbe Mann, der, um seine politischen Träume zu verwirklichen, kühne Briefe an Päpste und Kaiser gerichtet hatte, war stumm, als es galt, in Mailand die heiligsten Rechte der Menschheit zu vertheidigen, nicht den schüchternsten Versuch wagte er, der doch die Römer mit Feuerworten zur Freiheit aufgerufen hatte, um den unglückseligen Bürgern Mailands nicht etwa die Freiheit, sondern nur eine menschliche Form des Despotismus zu erwerben, die Bestialität der sie bedrückenden Tyrannei zu mildern. Nicht genug aber, dass Petrarca durch sein Verbleiben in Mailand und durch sein Schweigen die Handlungen der Visconti billigte, er liess sich sogar gewissermaassen in den Familienkreis dieser gekrönten Ungeheuer aufnehmen und schmeichelte ihnen in der unwürdigsten Weise. Bei dem Sohne Bernabò's vertrat er Pathenstelle und schenkte dem Täufling als Angebinde einen goldenen Becher, diese Gabe mit einer poetischen Epistel begleitend, in welcher die edlen Marceller Roms als die Vorbilder der Tyrannen Mailands dargestellt werden [1]). In einer anderen Epistel [2]) preist er Galeazzo [3]) als den mächtigsten

---

[1]) Ep. poet. lat. III 29. Die Epistel zeigt im Uebrigen die anmuthigste Form u. könnte, wäre sie an einen Würdigern gerichtet, für ein Meisterwerk poetischer Kunst gelten.

[2]) Ep. poet. lat. III 6.

[3]) Die Beziehung ist allerdings nicht ganz deutlich ausgesprochen und könnte daher vielleicht auch der Erzbischof Giovanni als Adressat betrachtet werden.

und edelsten Fürsten Italiens, welcher die römischen Regentenkünste, Schonung der Unterworfenen und Besiegung der Frevler [1]), nach Mailand verpflanzt habe. Man sieht, Petrarca entbehrte in dieser Beziehung der wahren Sittlichkeit. In dem Petrarca, der sich völlig unempfindlich zeigt gegen die bestialischen Barbareien der Visconti und gegen die Leiden des unglücklichen mailändischen Volkes, erkennt man den Mann wieder, der einst die herzlosen Worte schrieb: „die Aerzte können nicht mehr die Gebildeten, sondern nur noch die ungebildete Masse des Volkes betrügen und morden, um diese aber ist es nicht im Geringsten Schade [2])“, und der einmal in einer Streitschrift ein Schmähwort, von welchem er wusste, dass es den Widersacher besonders schwer kränken müsse, geflissentlich wiederholte, um nur eben denselben möglichst zu ärgern [3]). In den Humanisten lebte eben die traurige Denkweise des römischen Alterthums wieder auf: nur die oberen, die litterarisch gebildeten, zu Herrschaft und Lebensgenuss berufenen Stände des Volkes bilden die dieses Namens würdige Menschheit, nur für diese gibt es ein Recht, nur für den Verkehr mit und unter ihnen gelten die moralischen Gebote; alle übrigen Menschen aber sind ein verächtlicher Pöbelhaufe, sind rechtlose Sklaven, deren Wohl und Weh den auf der Höhe der Bildung und der gesellschaftlichen Rangordnung Stehenden nicht kümmern darf. In den Zeiten des finstersten Mittelalters ist die Menschenwürde nicht in solchem Grade und in so grundsätzlicher Weise missachtet worden wie in den glanzvollsten Perioden der Renaissancecultur. Auch in der humanistischen Litteratur zeigt sich diese Tendenz der Exclusivität. Die Humanisten wollten principiell nur für die litterarisch gebildeten Kreise schreiben, der Gedanke, dass ihre Productionen etwa populär im weiteren Sinne werden könnten, erfüllte sie mit Schrecken. Daher auch ihre geflissent-

---

1) „parcere subiectis et debellare superbos.“

2) Invect. in med. II (p. 1211): „— — ceterorum strages minime flenda est.“

3) Invect. in med. II (p. 1213).

lich zur Schau getragene Verachtung der italienischen Sprache, ihre bis zum Unverstand getriebene Vorliebe für das Latein. Am liebsten würden sie das Italienische selbst als Umgangssprache, wenigstens für die litterarisch Gebildeten, ganz verdrängt und durch das Lateinische ersetzt haben. In der That wurde ja auch die Entwickelung der nationalen Sprache und Litteratur durch den Humanismus wesentlich geschädigt, ja eine Zeit lang geradezu in Frage gestellt. Die Gefahr, dass die Sprache, in welcher Dante seine unsterblichen Dichtungen geschaffen, zu einem Jargon der ungebildeten Volksmassen herabsinken könnte, war ungefähr ein Jahrhundert hindurch wirklich vorhanden, und beseitigt wurde sie nur durch eine künstliche Annäherung des Schriftitalienischen an das Lateinische, eine sprachliche Reaction, welche sich mit der einst von Ennius und seinen Nachfolgern innerhalb des Lateins vollzogenen vergleichen lässt. Auch in diesen eben erwähnten Beziehungen steht Petrarca an der Spitze der Humanisten. Das Latein gilt ihm als die für ernste Production einzig verwendbare Sprache, des Italienischen bedient er sich nur zur Abfassung seiner Lieder, die er für eigentlich seiner unwürdige Spielereien hält oder doch sie dafür zu halten vor der Welt sich den Anschein geben will [1]. Die Popularität ist ihm in der Theorie wenigstens — denn in der Praxis war sie ihm nicht eben so unangenehm — durchaus verhasst. Ausdrücklich erklärt er, dass er nicht für die grosse Menge, sondern nur für die wenigen Gelehrten schreibe [2]. Selbst auf seine italienischen Dichtungen erstreckt er diesen Grundsatz. Er preist sich einmal glücklich, dass er nicht Dante's Schicksal theile, dessen Verse selbst von Leuten aus den niedrigsten Ständen, von „Walkern, Schenkwirthen und Wollwebern" gesungen würden [3].

Doch von diesen Abschweifungen auf Fragen, welche wir

---

[1] vgl. z. B. Ep. poet. lat. I 1. v. 84 ff.
[2] Ep. Fam. XIV 2. XXI 15. Ep. poet. lat. III 17. v. 10 ff.
[3] Ep. Fam. XXI 15.

später in einem anderen Zusammenhange eingehender behandeln werden, kehren wir jetzt zu unserer Erzählung der Lebensgeschichte des Dichters zurück. Die neuen Herren von Mailand ergriffen am 7. October 1354 förmlichen Besitz von der ererbten Fürstenmacht. Petrarca wurde beauftragt, dem versammelten Volke den Regierungswechsel durch eine Rede anzuzeigen. Er unterzog sich dieser Obliegenheit, wurde aber mitten in seiner Rede von dem Hofastrologen unterbrochen, der da behauptete, dass die günstige Stunde für die Krönung selbst gekommen sei und nicht versäumt werden dürfe. Aus Rücksicht auf den Aberglauben des Volkes fügte sich Petrarca dem thörichten Gebote, nicht aber ohne später in einem Briefe über den Sterndeuter zu spotten, der officiell sein Geschäft mit solcher ostensiblen Wichtigkeit betreibe, während er doch in einer vertraulichen Stunde selbst erklärt habe, dass die ganze Astrologie eitel Lug und Trug sei[1]). Vielleicht war es indessen dem Dichter nicht eben unangenehm, gerade bei dieser Gelegenheit durch die Bedenklichkeit des Astrologen unterbrochen und dadurch einer lästigen Pflicht überhoben zu werden, denn er bezeigte wenigstens keine Neigung, die begonnene Rede fortzusetzen, als der Astrologe bald darauf erklärte, dass es dazu noch Zeit sei. An den erwähnten Vorfall aber knüpft sich eine schwierige kritische Frage. In den im J. 1874 herausgegebenen „Scritti inediti", welche zu erwähnen wir bereits oft Gelegenheit fanden, ist von Attilio Hortis auch der italienische Text einer Rede veröffentlicht worden[2]), welche in der betreffenden Handschrift ausdrücklich als die von Petrarca zu Mailand in Anlass des Regierungswechsels gehaltene bezeichnet wird. Wenn dieser Text ohne Weiteres als authentisch angenommen werden dürfte, so besässe er eine ausserordentliche Wichtigkeit, denn er würde die einzige uns erhaltene italienische Prosaschrift Petrarca's darstellen. Aus dem Inhalte können unseres Erachtens keine Argumente gegen, aber wohl

---

[1]) Ep. Sen. III 1.
[2]) p. 335—340.

solche für die Aechtheit des Schriftstückes hergeleitet werden. In ihrer ganzen Anlage erinnert diese Rede gar sehr an die im J. 1356 von Petrarca zu Novara gehaltene[1]), deren Authenticität man schwerlich anzuzweifeln vermögen dürfte: wie die letztere behandelt sie einen Bibeltext und wie die letztere ist sie nach Petrarca's Gewohnheit erfüllt mit Citaten aus classischen Autoren. Die streng systematische Disposition zeigt auch mit der in der Krönungsrede (vgl. S. 179 ff.) angewandten grosse Aehnlichkeit. Dessen ungeachtet mögen wir an die Aechtheit der mailänder Rede in der Fassung, in welcher sie uns vorliegt, nicht glauben, denn die Annahme, dass man sich damals bei einer feierlichen Staatshandlung der Volkssprache bedient habe, erscheint uns unstatthaft. Die officielle Sprache war durchaus die lateinische. Auch auf dem Capitole zu Rom und ebenso in Novara redete Petrarca lateinisch zu dem Volke. Der Einwand, dass dadurch ja die grosse Masse des Volkes von dem Verständnisse ausgeschlossen worden sei, ist an sich allerdings berechtigt, vermag aber an dem Thatbestande Nichts zu ändern. Uebrigens muss man bedenken, dass das Latein, wenn italienisch ausgesprochen und in eine leichtere syntaktische Form gekleidet, auch dem nicht litterarisch gebildeten Italiener leicht verständlich werden kann. Wir möchten daher und auch aus sprachlichen Gründen, welche zu entwickeln hier nicht der geeignete Ort sein würde, Romussi's Ansicht beistimmen, dass der erhaltene italienische Text die Uebersetzung eines verlorenen lateinischen Originales sei[2]). Es wird dadurch die Aechtheit wenigstens des Inhaltes gerettet, der freilich auf einen besonderen Werth keinen Anspruch erheben darf, sondern im Gegentheil eher Petrarca's Nachruhm zu schädigen geeignet ist. Denn was sollen wir von dem Manne denken, der sich erdreistet, Giovanni Visconti weit über Platon zu er-

---

[1]) Scritti inediti, p. 341—358.

[2]) Romussi, Petrarca a Milano p. 42, Anm. 1. Wenn Geiger (Beilage der Allg. Ztg. 1874 no. 199) meint, die erhaltene Rede könne keinesfalls mit der von Petrarca wirklich gehaltenen identisch sein, so bleibt er den Beweis dafür schuldig.

heben, weil der letztere nur an der Spitze einiger hundert Schüler gestanden, der erstere dagegen viele Länder und Völker beherrscht habe? —

Dasselbe so ereignissvolle Jahr 1354 sollte Petrarca noch die, freilich rasch als eine Täuschung sich erweisende, Erfüllung einer Hoffnung bringen, welche er seit Jahren heiss ersehnt hatte. Der deutsche König Karl IV. trat endlich nach langem Zögern den Römerzug an und kam nach Italien, um dort die lombardische und die römische Krone zu empfangen.

Wir werden in der Erzählung der Beziehungen des Dichters zu dem Fürsten uns der möglichsten Kürze befleissigen dürfen, da dieselben erst neuerdings in einem vortrefflichen Werke ausführlich dargestellt worden sind[1]. Bevor wir aber zu unserer Erzählung übergehen, erscheint es angemessen, einige Bemerkungen über Petrarca's politische Ansichten und Ideale vorauszuschicken.

Dass Petrarca, wie die Dichter meist, ein schlechter praktischer Politiker war, fanden wir bereits öfters Anlass zu beobachten. Diplomatische Missionen, wie die nach Neapel und später nach Venedig, auf denen es der Erreichung eines schwierigen Zieles galt, missglückten ihm so gründlich wie möglich, da er offenbar, ganz abgesehen von seiner vorauszusetzenden Geschäftsunkenntniss, die realen Verhältnisse, über welche, und die Menschen, mit welchen er zu verhandeln hatte, gar nicht zu beurtheilen verstand, sondern sich in Bezug auf sie den wunderlichsten idealistischen Illusionen hingab. Wenn aber seine späteren Gesandtschaftsreisen nach Prag und Paris besseren Erfolg hatten, so war das nicht sein Verdienst, sondern die Folge günstiger Umstände. Es mag befremdlich erscheinen, dass der Dichter trotz seiner wiederholten Misserfolge und trotzdem, dass er im innersten Grunde des Herzens doch empfinden mochte, ein wie schlechter Politiker er sei[2], sich

[1] Friedjung, Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit (Wien 1876), p. 296—321.

[2] Wenigstens entschlüpft ihm einmal das Geständniss: „nihilo melior oeconomicus quam politicus sum.“ Ep. Fam. XXII 12.

immer wieder mit politischen Geschäften betrauen liess, ja sich zur Uebernahme solcher mit einer gewissen Geflissentlichkeit drängte oder doch wenigstens nie darauf verzichten wollte, auch eine politische Rolle zu spielen und den politischen Vorgängen mit lebhafter Antheilnahme zu folgen [1]). Es erklärt sich das aber zu einem Theile aus seiner aufrichtigen Vaterlandsliebe und zu einem anderen aus seiner Ueberzeugung von der Macht der Beredtsamkeit. Wenn er unaufgefordert lange Episteln an Fürsten und Päpste schrieb und ihnen die Normen ihrer Politik vorzuschreiben unternahm, so meinte er gewiss — und wer möchte behaupten, dass das irrig gewesen sei? — eine patriotische Pflicht zu erfüllen und schliesslich doch den Geschicken seines Vaterlandes eine Wendung zum Besseren geben zu können. Er handelte wie jetzt ein überzeugungstreuer Publicist handelt, welcher fest beharrend auf dem einmal als richtig erkannten Standpunkte und unbeirrt durch den äusseren Gang der Ereignisse nicht müde wird, eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse den Regierenden als unbedingt erforderlich anzurathen. Man kann Petrarca's politische Episteln und Reden geradezu als Leitartikel betrachten, durch welche er die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchte. In unserer Zeit lebend würde er die Monarchen mit directen Zuschriften verschonen und sich der politischen Presse als des geeignetsten Organes bedienen, um für seine Anschauungen Propaganda zu machen.

Besondere Klarheit kann man den politischen Ansichten Petrarca's eben nicht nachrühmen. Er war auch in der Politik Idealist im vollsten Sinne des Wortes. Freilich fällte er über die politischen Verhältnisse seiner Zeit gelegentlich ganz treffende Urtheile, so wenn er das römisch-deutsche Reich als einen „leeren Namen" bezeichnete [2]), oder wenn er richtig erkannte, dass das Papstthum nie ein wirkliches Kaiserthum neben sich aufkommen lassen werde, „weil keine Gewalt einen

---

[1]) Ep. Fam. XIX 9.

[2]) de remed. utr. fort. I 116, vgl. auch die höhnende Vergleichung des römischen Reiches seiner Zeit mit dem des Alterthums de vit. solit. II 4, 4.

Theilhaber dulde"[1]. Das aber hinderte ihn nicht, doch auch wieder die realen Verhältnisse auf's Aergste zu verkennen und mit gänzlicher Ignorirung derselben sich den verworrensten Träumen der politischen Phantasie hinzugeben. Unmöglich auch konnte er zur Klarheit gelangen in einer Zeit, in welcher die verschiedenartigsten politischen Ideen und Elemente wie in einem Hexenkessel sich mischten und auch das scharfsinnigste Auge nicht abzusehen vermochte, wie der gewaltige Gährungsprocess einst enden werde. Das mittelalterliche Staatssystem war damals schon im raschen Absterben, das moderne Staatensystem aber erst im langsamen, kaum erkennbaren Werden begriffen. Allgemein war die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der herrschenden Zustände vorhanden, aber über die vorzunehmende Neugestaltung der Dinge gingen die Ansichten so weit wie nur möglich aus einander. Welche unendliche Kluft liegt doch zwischen den Anschauungen, welche Dante in seiner „Monarchie" aussprach, und den kühnen Lehren eines Marsilius, in denen prophetisch die Volkssouveränität gepredigt ward[2]. —

Von der Thatsache ausgehend, dass Hellenen und Römer den Höhepunkt ihrer Entwickelung in der Blüthezeit ihrer republikanischen Institutionen erstiegen, nach dem Uebergange zur monarchischen Staatsform aber raschem Verfalle zueilten, möchte man sich zu der Annahme berechtigt halten, das Staatsideal des nach der Erneuerung der antiken Zustände strebenden Humanismus sei die Republik gewesen, das war indessen keineswegs der Fall, namentlich nicht zur Zeit des erst entstehenden, vom griechischen Einflusse fast noch unberührten Humanismus. Dieser erachtete durchaus — mochte er immerhin von dem Worte „Freiheit" einen reichlichen rhetorischen Gebrauch machen — die Monarchie für die beste Staatsform und hat denn auch in der That wesentlich dazu

---

[1]) Ep. Fam. XIX 2.

[2]) vgl. F. v. Bezold, die Lehre von der Volkssouveränität im Mittelalter. v. Sybel's hist. Zeitschr. XXXVI (1876), p. 313—367.

beigetragen, dass einerseits der mittelalterliche, ständisch gegliederte Feudalstaat, und andererseits die mittelalterliche Commune durch den modernen centralistischen und naturgemäss dem Absolutismus sich zuneigenden Staatsorganismus ersetzt wurde. Die Renaissancecultur hat nirgends Republiken gegründet, wohl aber in Florenz, Mailand und anderwärts Republiken zerstört.

Diese auf den ersten Anblick befremdende Erscheinung ist nichtsdestoweniger leicht zu erklären.

Die ursprüngliche Basis des Humanismus war ganz vorzugsweise die lateinische Litteratur des ciceronianischen und augusteischen Zeitalters, eine Litteratur also, welche erfüllt ist von der grossen Idee des römischen Weltreiches, der Universalmonarchie, und in welcher die gewaltigen Gestalten eines Pompejus, Cäsar und Octavian im vollen Glanze idealer Verklärung dargestellt werden. Wahrlich nicht zur Begeisterung für die republikanische Staatsform konnte der Humanist entflammt werden, der in Sallusts und Cicero's Schriften die trübselige Geschichte von dem kläglichen Hinsterben der römischen Freiheit in allen ihren traurigen Einzelheiten las. Begeistern musste er sich hingegen für einen Cäsar, der zuerst mit der überlegenen Kraft des Genius das Wirrsal endete, und für einen Octavian, der dem abermals zerrütteten Weltreiche endgültig den Frieden gab und für die unter einem Scepter vereinten Völker vom Euphrat bis zum Rheine ein goldenes Zeitalter der Ruhe und des Glückes zu begründen schien. Wie herrlich hatten doch Virgil und Horaz und Ovid den Augustus gefeiert als den Sprossen und den Liebling der seligen Götter, der berufen sei, der Erdenwelt das lang entbehrte Heil zu bringen, allen Streit und alle Zwietracht zu enden und in einem ewigen Frieden die Geschicke der Nationen mit Weisheit und Gerechtigkeit zu leiten! Und wie grossartig, wie ideal erscheinen auch in den Büchern der Geschichtsschreiber die Gestalten der römischen Cäsaren! selbst der finstere Tiberius, der wahnwitzige Caligula, der blutige Nero zeigten in den Charakterbildern, die Sueton von ihnen entworfen, eine das gemeine Menschen-

maass weit überschreitende Grösse, welche eines gewissen poetischen Glanzes nicht entbehrte. Rühmlicher musste es scheinen, der Unterthan eines solchen gigantischen Frevlers zu sein, selbst auf die Gefahr hin, von ihm zerschmettert zu werden, als unter dem Joche eines kleinen, aber nicht minder bösartigen Tyrannen zu schmachten.

Sehr begreiflich war es demnach, dass die Humanisten in dem römischen Kaiserreiche das Ideal des Staates erblickten und von einem neuen Augustus das Heil der Welt erwarteten[1]). Dieser Glaube war ein um so natürlicherer, als er im Grunde nur eine Modificirung der mittelalterlichen Staatsidee darstellte, welche ja ebenfalls an dem römischen Reiche festhielt, wenn auch dasselbe in engste Beziehung zu dem Gottesreiche und dessen irdischer Erscheinungsform, der Kirche, setzend. Auf dem eigentlichen politischen Gebiete bestand zwischen den specifisch mittelalterlichen Staatsrechtslehrern und den Humanisten kein wirklich fundamentaler Unterschied der Auffassung, wie man leicht durch eine Vergleichung der politischen Schriften Petrarca's mit Dante's im J. 1311 veröffentlichter „Monarchie" erkennen kann[2]): beide, der Vertreter des Mittelalters wie derjenige des Humanismus, fordern die Universalmonarchie mit einem wirklichen Kaiser an der Spitze, beide fordern, dass Rom die Reichshauptstadt sei. Erst auf dem kirchenpolitischen Gebiete gehen die Ansichten wesentlich auseinander, denn der Humanismus vermochte, wie sehr begreiflich, nicht dem Papstthume eine bestimmte Stellung innerhalb der Weltmonarchie zuzuweisen.

Noch erklärlicher wird die Hinneigung des Humanismus zu dem Ideale des universalen Kaiserthums, wenn man einen Blick auf die politische Lage Westeuropa's, in Sonderheit Italiens, um die Mitte des 14. Jahrhunderts wirft. Krieg und Wirrniss finden wir da überall. Die beiden grossen Leuchten

---

[1]) vgl. J. Bryce, the holy Roman Empire (6 ed. London 1876) p. 255 f., 265 f.

[2]) vgl. Fraticelli's Dissertazione sulla monarchia in der Ausg. der Opere minori di Dante II p. 257 ff.

des früheren mittelalterlichen Lebens, Papstthum und Kaiserthum, sind erblichen und spenden der bedrängten Menschheit ferner keinen Schutz. Völlig recht- und schutzlos steht der Einzelne den zahllosen kleinen Tyrannen gegenüber, welche allenthalben ihr Haupt erheben und mit der wilden Gier unersättlicher Raubthiere Gebiet auf Gebiet unter ihr Joch zwingen. In den wenigen communalen Republiken aber, welche ihre staatliche Freiheit noch gegen die Söldnerbanden der Tyrannen zu behaupten vermögen, tobt unablässig der wildeste Parteikampf mit allen seinen Schrecken und raubt den Bürgern des Lebens behaglichen Genuss. Wie hätten die Söhne eines solchen Zeitalters nicht innigst wünschen sollen, dass ein mächtiger Fürst, wie einst Cäsar und Augustus, den entfesselten Leidenschaften mit starker Hand Ruhe gebiete und dem so schwer heimgesuchten Erdkreise eine neue Aera des Friedens und Wohlstandes eröffene?

Zu alledem trat aber noch ein innerer Grund hinzu. Der Humanismus strebte nach einer freien Entwickelung der Individualität. Eine solche aber ist bei den so äusserst complicirten gesellschaftlichen Verhältnissen der modernen Zeit nicht mehr in der Republik, sondern nur innerhalb der Monarchie möglich. Die Republik, wenn sie eine Wahrheit und nicht eine leere äussere Form sein soll, muss, indem sie alle Bürger zur thätigen Theilnahme an der Staatsleitung beruft, von ihnen eine theilweise Verzichtleistung auf die eigene Individualität und eine bedingungslose Hingabe an die Staatsidee fordern, sie muss darnach streben, dass eine gewisse Gleichartigkeit der Anschauung und Bildung aller Bürger statthabe, dass sich nicht einzelne Persönlichkeiten in eigenartiger Grösse über das allgemeine Durchschnittsniveau erheben. Das geschah denn auch wirklich im alten Sparta und Athen, nicht minder im alten Rom, in welchen letzteren Freistaaten eine freie Entwickelung der Individualität erst ermöglicht ward, als die republikanische Staatsform unter dem gewaltigen Einflusse eines Perikles und eines Scipio sich thatsächlich der monarchischen oder doch der oligarchischen zu nähern begann.

Moderne Menschen, wie sie der Humanismus bildete, mögen und können sich den Fesseln, welche die Republik den Individuen auferlegt, nicht mehr fügen und streben durch innere Nothwendigkeit der Monarchie zu, welche ihnen, da sie den Einzelnen von den Geschäften der Allgemeinheit entlastet, behaglichere Musse und einen freieren Spielraum der Thätigkeit gewährt.

Nach dem, was bisher erörtert worden ist, wird es begreiflich erscheinen, dass Petrarca durchaus ein Anhänger der Monarchie war und in derselben die beste Staatsform erkannte [1]. Persönliche Gründe mochten dazu beitragen, ihn in dieser Anschauung zu bestärken. Der Mann, welchem die Parteiwuth der Bürger eines Freistaates noch vor der Geburt seine Heimath geraubt hatte, konnte unmöglich für eine Republik schwärmen. So meinte er denn, dass die Tyrannei eines einzelnen Mannes sich leichter ertragen lasse [2], als die von einem ganzen Volke ausgeübte. Sein Ideal aber war die Wiederaufrichtung des römischen Universalreiches, dessen Hauptstadt Rom sein [3] und dessen Kaiser sich als Römer fühlen soll, denn von den deutschen Kaisern ist nicht viel zu erwarten: „dort (im Norden) ist Alles kalt und starr, da ist keine edle Begeisterung, keine Lebenswärme für das Reich zu finden" [4]. Am liebsten würde er es ohne Zweifel gesehen haben, dass ein Römer von Geburt an der Spitze des Reiches stehe. So erklärt sich seine Begeisterung für Cola's di Rienzo phantastisches Unternehmen. Man sieht, in dieser Denkweise traf der Humanist, vielleicht ohne sich dessen klar bewusst zu werden, mit dem italienischen Patrioten zusammen: der erstere verabscheute die Deutschen als nordische Barbaren, der letztere hasste sie als unliebsame Herren. Ueberhaupt verband Petrarca mit der Begeisterung für die Universalmonarchie nach augusteischem Zuschnitte die feurigste Liebe zu seinem

---

[1]) Ep. Fam. III 7. Sen. VI 2.

[2]) Wie man sich unter der Herrschaft eines Tyrannen zu benehmen habe, lehrt Petrarca ausführlich Var. 32.

[3]) App. ep. 1.

[4]) Ep. Fam. XX 2.

schönen Vaterlande und er hat ihr ja, wie bekannt, in einer Reihe italienischer und lateinischer Dichtungen den beredtesten Ausdruck gegeben. Theoretisch freilich wollte er die Vaterlandsliebe nur dann als berechtigt anerkennen, wenn sie einem tugendhaften Lande gelte [1]), praktisch aber hat wol Niemand vor ihm und nach ihm das damals nichts weniger als tugendhafte Italien inniger geliebt als er. Italien war ihm das Centrum des politischen Lebens, so dass er meinte, dass, wenn nur dort Friede und Eintracht wiederhergestellt würden, dies der ganzen Welt zum Heile gereichen müsse [2]). Dass aber Italiens staatliche Wiedergeburt und die Herstellung seiner früheren Macht erfolgen werde, erhoffte er mit Bestimmtheit [3]). Er fühlte sich durch und durch als Italiener und jede kosmopolitische Schwärmerei war ihm, wie dem früheren Humanismus überhaupt, durchaus fremd. Man erkennt daraus, wie der Humanismus, wenn er sein politisches Ideal hätte verwirklichen können, in Wahrheit etwas ganz Anderes erschaffen hätte, als ein neurömisches Weltreich, dass vielmehr ein Grossitalien sich als Product seiner Bestrebungen ergeben haben würde. Der Römer des Alterthums war nicht für Italien, von welchem ihm ja weite Gebiete geradezu als gallisches und griechisches Ausland (Gallia cisalpina und Graecia magna) galten, sondern nur eben für Rom begeistert, er besass kein Vaterland, sondern nur eine Vaterstadt, die Urbs. Die Möglichkeit, dass ganz Italien eine nationale und politische Einheit bilden könne, ist von den alten Römern nie geahnt und ihre Herstellung nie angestrebt worden. Die italienische Nationalität bildete sich erst in Folge des Gegensatzes zu den germanischen Eroberern, Gothen, Langobarden, Franken und Deutschen, und wenn der Humanismus diese Nationalität als einen Factor in seine Zukunftsberechnungen mit aufnahm, so machte er, ohne es zu wissen und zu wollen, die wirkliche politische Renaissance des

---

[1]) de vit. solit. II 4, 8.
[2]) App. ep. 4.
[3]) Ep. Fam. VII 1.

Alterthums von vornherein unmöglich und erstrebte die Schaffung eines specifisch neuen staatlichen Zustandes. Es geschieht dies ja immer, wenn die Wiederbelebung abgestorbener Zustände versucht wird. Vergebliches Bemühen ist es, die Weltgeschichte rückläufig machen zu wollen.

Fügen wir dem Gesagten noch hinzu, dass Petrarca eifrigst die Zerstörung des schismatischen byzantinischen Reiches befürwortete[1]) und dass er nach mittelalterlicher Weise für einen zur Wiedergewinnung des einst christlichen Morgenlandes zu unternehmenden Kreuzzug schwärmte[2]), so haben wir im Wesentlichen seine politischen Theorien auseinandergesetzt. Erwähnen liesse sich höchstens noch, dass er an die Fürsten die höchsten sittlichen Anforderungen stellte[3]) und nach Art aller idealen Schwärmer wünschte, dass immer der tugendhafteste Mann zur Herrschaft berufen werde, wie auf der Insel Taprobane wirklich geschehe[4]).

Man sieht, Petrarca zeichnet nur in den allgemeinsten Umrissen den seiner Meinung nach aufzuführenden Weltstaatsbau. Wie diese Chimäre etwa im Einzelnen auszuführen, wie sie mit den realen Verhältnissen irgendwie zu vereinbaren sei, darum kümmert er sich absolut nicht. Sobald die Theorie mit der Praxis sich berührt, ist es mit seinen Plänen zu Ende, denn es fehlte ihm eben jede wirkliche politische Productivität. Ja er verwickelt sich in seinen Theorien selbst in die heillosesten Widersprüche. So wenn er sein ganzes Leben hindurch für die Idee einer Rückkehr der Curie nach Rom eifrigst kämpfte, während er doch bei einer auch nur flüchtigen Erwägung der Dinge erkennen musste, dass, wenn er sein Ziel erreiche, eben dadurch die Wiederaufrichtung eines wirklichen römischen Kaiserthumes völlig unmöglich gemacht werde. Die Frage, wie Kaiserthum und Papstthum in ihrem gegenseitigen

[1]) Er versuchte, die Genuesen dazu anzuregen. Ep. Fam. XIV 5, vgl. Sen. VII 1 u. de vit. solit. II 4, 3.

[2]) de vit. solit. II 4, 5.

[3]) Ep. Fam. XII 2. Sen. XIII 1.

[4]) de remed. utr. fort. II 78.

Verhältnisse zu bestimmen seien, eine Frage, welche doch die eminenteste Wichtigkeit besass und von deren Lösung geradezu Alles abhing, hat ihn nie ernstlich beschäftigt. Ganz nach Art eines träumerischen Idealisten hüpfte er über die ungeheuerste Schwierigkeit leichten Fusses hinweg. Nirgends wol hat der grosse Mann sich kleiner gezeigt, als auf dem Gebiete der Politik, so dass er auf diesem von gar manchen nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern auch der Vorlebenden weit überragt wurde. Die Verwirklichung seiner politischen Ideale hatte Petrarca zunächst von Cola di Rienzo erhofft. Der klägliche Sturz des Tribunen hatte ihm diese Hoffnung zerstört. Sein Blick wandte sich nun auf den im Jahre 1347 zur Herrschaft gelangten deutschen König Karl IV., der einen Theil seiner Jugend in Italien verbracht und dadurch sowie durch seine bekannte litterarische Bildung sich in den Augen der Italiener von dem Makel des Barbarenthums gereinigt hatte. An diesen Fürsten nun richtete der Dichter am 24. Februar 1351 von Padua aus einen Brief[1]), in welchem er ihn mit beredten Worten aufforderte, nach Italien zu kommen, die Kaiserkrone zu empfangen und das alte Imperium wieder aufzurichten. Kein rhetorisches Mittel ward gespart, um des Königs Herz zu erschüttern. Die Manen der grossen Vorgänger Karls auf dem Kaiserthrone wurden heraufbeschworen, um ihn zur Nachahmung ihrer Thaten anzufeuern. Italien selbst wurde in Gestalt einer ehrwürdigen, in Bettlertracht gehüllten Matrone redend eingeführt und flehte um Erlösung aus seiner traurigen Verlassenheit. — Petrarca hatte sich in dem deutschen Herrscher arg verrechnet. Karl IV. war eine durch und durch nüchterne und realistisch angelegte Natur, und abhold jedwedem schwärmerischen Idealismus, verfolgte er in seiner Politik nur eng begrenzte, erreichbare und praktische Ziele[2]). Nicht im Mindesten gelüstete es ihn nach dem Ruhme, des

---

[1]) Ep. Fam. X 1. Das Jahresdatum hat gegen Fracassetti, der es als 1350 ansetzte, scharfsinnig bestimmt K. Palm in seiner Dissertation: Italienische Ereignisse in den ersten Jahren Karls IV. (Göttingen, 1873) p. 58 ff

[2]) vgl. die treffliche Charakteristik Karls b. Friedjung, a. a. O. 77 ff.

römischen Reiches Regenerator zu werden, sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, den Wohlstand seines angestammten Königreiches Böhmen zu fördern, seine Hausmacht zu befestigen und zu erweitern und in Deutschland geordnete Verfassungszustände zu begründen. Darüber hinaus strebte er nicht und namentlich lag ihm der Gedanke fern, in die italienischen Verhältnisse energisch einzugreifen und das Ansehen der Reichsgewalt dort wiederherzustellen. Für die Grundidee des Humanismus besass er trotz seines hohen Interesses für Wissenschaft und Litteratur nicht das geringste Verständniss, und obwol in manchen Beziehungen aus den Gedankenkreisen des Mittelalters heraustretend und moderner Geistesrichtung sich zuneigend, war er doch im Wesentlichen unberührt geblieben von dem Hauche des neuen geistigen Lebens seiner Zeit; fast scheint es, als wenn er sich demselben grundsätzlich verschlossen habe, weil er, durch und durch Verstandesmensch wie er war, die Gefahren scheute, welche das Experimentiren mit neuen Ideen stets mit sich bringt. Es war eine eigene Fügung des Schicksals, dass gerade ein solcher Fürst an der Spitze der abendländischen Christenheit stand, als eine neue Culturform die bisher bestandene mittelalterliche zu ersetzen strebte. Ganz ähnlich geschah es im Beginn des 16. Jahrhunderts, als Deutschlands Herrscher Karl V., sonst ein hochbegabter und tüchtiger Fürst, doch für die weltbewegende Idee seiner Zeit, die Reformation, ganz unempfänglich war. Wie ganz anders — ob freilich besser, mag billig unentschieden bleiben — würde der Lauf der Weltgeschichte sich gestaltet haben, wenn statt Karls IV. ein für den Humanismus und statt Karls V. ein für die Reformation begeisterter Fürst auf Deutschlands Throne gesessen hätte! In beiden Fällen würde vermuthlich die Weltmonarchie begründet worden sein.

Petrarca war nicht der erste gewesen, welcher den König für das politische Ideal des Humanismus zu gewinnen versucht hatte. Cola di Rienzo, der ja als Gefangener mehrere Jahre in Böhmen verbringen musste, hatte dies bereits gewagt, selbstverständlich aber ohne jeden Erfolg, wenn auch, was uns be-

fremdlich genug erscheinen muss, Karl den phantastischen Schwärmer nicht einfach abwies, sondern sich mit ihm in eine brieflich geführte Polemik einliess [1]). Es war das wol nur ein Zugeständniss, welches er der dem ehemaligen Tribunen günstigen öffentlichen Meinung machen zu müssen glaubte. Wenn aber aus solchem Grunde ein Rienzo sich nicht ignoriren liess, so war dies bei dem hoch gefeierten Petrarca noch weniger möglich, und überdies mochte Karl gern die Gelegenheit ergreifen, mit dem geistig bedeutendsten Mann seiner Zeit in nähere Berührung zu treten. So beantwortete er denn des Dichters Brief mit einem ausführlichen und in den ehrendsten Ausdrücken abgefassten Schreiben [2]), in welchem er sich auseinanderzusetzen bemühte, wie die Aufrichtung des römischen Reiches, welche einst im Alterthume möglich gewesen sei, jetzt unter den gänzlich veränderten Verhältnissen der Gegenwart und namentlich bei den heillos verwirrten Zuständen Italiens sich nimmermehr bewerkstelligen lasse.

Wenn aber dieser Brief auch seinem Inhalte nach eine directe Absage an die politische Idee des Humanismus enthielt, so machte er doch wenigstens in der Form demselben ein bemerkenswerthes Zugeständniss: der König strebte in ihm sichtlich, ein elegantes Latein zu schreiben oder schreiben zu lassen. So hatte der Humanismus nun Bürgerrecht erlangt in der kaiserlichen Canzlei und begann den barbarischen Styl des Mittelalters auch aus den amtlichen Schriftstücken zu verdrängen. Die Zeit brach an, in welcher von einem Canzler vor allen Dingen Stylgewandtheit erfordert ward und in Folge dessen nur Humanisten zu solchem Amte berufen wurden.

Irgend ein böser Zufall verschuldete es, dass Karls Brief, der vermuthlich im Frühjahr 1351 abgefasst wurde, erst nach beinahe drei Jahren in die Hände des Adressaten gelangte [3]),

---

[1]) Das Nähere über die sehr interessanten Beziehungen Karls zu dem Extribunen sehe man bei Friedjung, a. a. O. p. 284—296.

[2]) Bei de Sade II pièces justif. XXXIV, in ital. Uebersetzung b. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 85 ff.

[3]) Ep. Fam. XVIII 1.

welcher inzwischen bereits, wahrscheinlich im April oder Mai 1352 [1]), eine zweite Epistel [2]) ähnlichen Inhaltes an den Kaiser gerichtet hatte. Endlich aber im Besitze der königlichen Antwort zögerte Petrarca nicht, am 23. November 1353 [3]) einen dritten Brief [4]) an den deutschen Herrscher abgehen zu lassen. Der unverbesserliche Idealist, der blind gegen alle realen Verhältnisse war, beharrte auf dem Gedanken, aus dem nüchternen und praktisch denkenden Fürsten einen Nachfolger des phantastischen Cola machen zu können, zugleich aber liess er sich die Gelegenheit nicht entgehen, in schulmeisterndem Tone Karl darüber zu belehren, dass der von diesem in seiner Epistel angewandte Ausspruch, die Herrschaft sei ein Ungeheuer, nicht, wie er angegeben habe, von Augustus, sondern von Tiberius [5]) zuerst gethan worden sei. Mit welchem berechtigten Lächeln verständiger Ueberlegenheit mag Karl die pathetischen Episteln des Dichters gelesen haben! Gleichwol las er sie sicherlich mit grossem Genusse des eleganten und klangvollen Baues ihrer Perioden und der Originalität der in ihnen ausgesprochenen Gedanken wegen, und es steigerte sich in Folge dessen sein wohlwollendes Interesse für ihren Verfasser immer mehr.

Im Geheimen mochte Petrarca sich mit dem Gedanken schmeicheln, dass der König doch schliesslich von seinen so beredten Ermahnungen sich habe bestimmen lassen, als derselbe im Herbst 1354 aus Beweggründen, deren Darlegung der politischen Geschichte überlassen bleiben muss, sich endlich zur Ausführung seines lang geplanten Römerzuges entschloss. Kaum hatte Karl die Alpen überschritten, als er von dem Dichter mit éiner begeisterten Zuschrift begrüsst ward [6]),

---

[1]) Jahresdatum nach Palm (vgl. S. 322, Anm. 1), p. 59.

[2]) Ep. Fam. XII 1.

[3]) Fracassetti Lett. fam. IV p. 87 setzt 1354 als Jahresdatum an, es ist das aber schon um desswillen unstatthaft, weil Karl um diese Zeit bereits auf dem Römerzuge begriffen war.

[4]) Ep. Fam. XVIII 1.

[5]) Suet. Tib. c. 24.

[6]) Ep. Fam. XIX 1.

in welcher er mit keinem Geringeren verglichen ward, als mit Aeneas, der, allen Gefahren trotzend, seinen Vater Anchises in der Unterwelt aufsucht. — Befremdlich mag es vielleicht erscheinen, dass Petrarca durch seine Begeisterung für den König und die von ihm vertretene Idee sich nicht die Gunst seiner Brodherren, der Visconti, verscherzte. Das erklärt sich indessen leicht genug. Die Tyrannen von Mailand wünschten damals sehnlichst, in gute Beziehungen zu dem Könige zu treten, und nicht unwillkommen mochte es ihnen sein, dass der von ihnen besoldete gefeierte Dichter sich als begeisterter Anhänger des Königs bekannte. Ueberdies kannten sie aber gewiss Karls Charakter genau genug, um zu wissen, wie auch nicht die leiseste Gefahr vorhanden sei, dass er sich von Petrarca's schwärmerischen Ermahnungen irgendwie beeinflussen lassen werde. Warum also sollten sie nicht dem Dichter die harmlose Schwärmerei gestatten, die ihnen und ihrer Politik nicht nur keinen Nachtheil, wohl aber Förderung bringen konnte? Tyrannen geben sich gern den Anschein der Freisinnigkeit in politischen Dingen, so lange es sich um bloss akademische Erörterungen handelt.

Im November kam Karl IV. nach Mantua. Hier nahm er längeren Aufenthalt, denn, bevor er seine Reise weiter fortsetzte, musste er seine Beziehungen zu den oberitalienischen Staaten ordnen. Die Gegner der Visconti, die Mitglieder der lombardisch-venetianischen Liga, hatten erwartet, der König werde sich ihnen anschliessen und gemeinsam mit ihnen die übermächtig gewordenen Tyrannen Mailands bekämpfen. Karl aber dachte nicht daran, wie ihm überhaupt jeder Gedanke an eine auf Wiederherstellung der Reichsgewalt gerichtete thätige Einmischung in die italienischen Verhältnisse fern lag. Das Kaiserthum hatte eben aufgehört eine politische Macht zu sein und war nur noch eine politische Idee [1]. Wenn aber Karl wünschte, jeden Conflict mit den Herrschern von Mailand

[1]) vgl. Th. Sickel, das Vicariat der Visconti (in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. d. Wissensch., Philos.-hist. Cl., Bd. 30) p. 32.

zu vermeiden, so wünschten diese nicht minder, der Gunst des Königs sich zu versichern, denn allseitig von erbitterten Feinden bedrängt, wie sie es waren, mussten sie Werth darauf legen, dass nicht etwa noch durch deutsche Macht die Kraft ihrer Widersacher verstärkt werde. So sandten sie denn eine Gesandtschaft an den König nach Mantua, um von ihm, mit dem sie sich bis dahin im Kriegszustande befunden hatten, den Frieden zu erbitten. Dieser kam denn auch, wie bei Karls friedfertigen Dispositionen nicht anders zu erwarten war, mühelos zu Stande, ja Karl übertrug sogar den Visconti das Reichsvicariat für die Gebiete von Mailand und Genua, wogegen diese sich zur Zahlung der beträchtlichen Summe von 200,000 Goldgulden verpflichten mussten [1]). Karl benutzte eben als praktischer Mann den Rest seiner königlichen Autorität, der ihm in Italien noch geblieben war, als einträgliche Finanzquelle, und es glich nur allzu sehr sein ganzer Römerzug der Handelsreise eines schachernden Kaufmannes.

Petrarca hatte sich unter jenen nach Mantua abgeschickten Gesandten nicht befunden. Die Visconti, der in Venedig mit dem politisirenden Dichter gemachten Erfahrung sich erinnernd, mochten allen Grund haben, sich für das wichtige Geschäft des Friedensschlusses gewandterer Diplomaten zu bedienen. So wurden denn „Privatgründe" vorgeschützt, um seine Ausschliessung von der ehrenvollen Mission zu rechtfertigen [2]). Für diese Zurücksetzung, welche seine Eitelkeit schmerzlich verletzen musste, sollte er indessen bald glänzend entschädigt werden. Wenige Tage nach der Rückkehr der mailändischen Gesandten empfing er eine feierliche Einladung des Königs, ihn in Mantua aufzusuchen. Selbstverständlich zögerte er nicht, der ehrenden Aufforderung Folge zu leisten. Am 12. December [3]) brach er von Mailand auf. Die Witterung war für Italien ungewöhnlich winterlich — man sagte, der nordische Fürst habe

---

[1]) vgl. Sickel, a. a. O. p. 24 f.

[2]) Ep. Fam. XIX 3., vgl. A. Hortis a. a. O. p. 130.

[3]) II Idus Decembris, was Fracassetti Lett. fam. IV p. 160 irrig mit agli undici di decembre übersetzt.



auch den nordischen Winter über die Alpen gebracht — und der Ritt auf den mit Schnee und Eis bedeckten Strassen war nicht ohne Gefahr. Endlich in der vierten Nacht erreichte Petrarca seinen Bestimmungsort. Der König empfing den Dichter in der wohlwollendesten und gütigsten Weise und brachte zuweilen den ganzen Tag in seiner Gesellschaft zu. Vergebens indessen bemühte sich der Humanist, den Herrscher für seine politischen Ideen zu begeistern, vergebens war es, dass er ihm die Widmung seines Buches über die berühmten Männer versprach, wenn er sich derselben durch Tugend würdig mache, vergebens, dass er ihm auf alten Münzen die Bildnisse römischer Imperatoren zeigte und ihn in freimüthigster Rede aufforderte, dem Beispiele dieser seiner Vorfahren auf dem Throne nachzueifern. Karl war für solche Phantasien nicht empfänglich, und ohne auf eine Widerlegung derselben, die den Dichter gekränkt und doch nicht überzeugt hätte, sich einzulassen, verstand er es, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Er befragte Petrarca nach seinem Lebensgange und begann mit ihm ein gewiss nicht ernst gemeintes Wortgefecht über den Werth des von dem Dichter so gepriesenen Lebens in der Einsamkeit [1]).

Höchst befriedigt von seinem Aufenthalte in Mantua, der ungefähr zehn Tage gewährt haben mag [1]), kehrte Petrarca nach Mailand zurück [2]). Die Befriedigung, welche seiner Eitelkeit durch die so gütige Aufnahme bei dem Könige gewährt worden war, hatte ihn für eine objective Auffassung der Verhältnisse vollends blind gemacht. Er glaubte in allem Ernste. Karl IV. für seine Anschauungen gewonnen zu haben, und gab sich den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft hin, die nur allzu bald enttäuscht werden sollten.

Es lässt sich die Frage aufwerfen, ob Karl mit Petrarca's Berufung nach Mantua etwa eine politische Berechnung verbunden habe, ob er vielleicht durch das Wohlwollen, welches

---

[1]) Die ausführliche Erzählung seines Verkehrs mit dem Könige hat Petrarca Ep. Fam. XIX 3. gegeben, vgl. Friedjung, a. a. O. p. 305 ff.

[2]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 157.

er dem Dichter in so liebenswürdiger Weise zeigte, die Gemüther der Italiener sich gewinnen wollte. Diese Frage dürfte indessen wol zu verneinen sein, wenn man erwägt, wie eilig und ohne irgend etwas gethan zu haben Karl bald darauf, unbekümmert um die ihm entgegen getragenen lebhaften Sympathien des italienischen Volkes, über die Alpen zurückging. Nicht politische Pläne verfolgte Karl, als er die Begegnung von Mantua veranstaltete, sondern um die Erfüllung eines persönlichen Wunsches allein war es ihm zu thun: er, der für geistige Interessen so viel Theilnahme und Verständniss besass, wollte den seltenen Mann kennen lernen, der nach dem Urtheile der Zeitgenossen die höchsten Höhen des gelehrten Wissens sowol als des poetischen Schaffens erstiegen hatte. In seinem Verhältnisse zu Petrarca war Karl nur Mensch, nicht Fürst. Daraus begreift es sich auch, dass er dem Dichter auch dann sein Wohlwollen unverändert bewahrte, als dieser ihn wegen des kläglichen Verlaufes des Römerzuges mit den bittersten Vorwürfen überhäuft hatte, denn diese Vorwürfe, nur gegen die Handlungsweise des Fürsten, nicht gegen den Charakter des Menschen gerichtet, konnten eben nur den Fürsten, nicht aber den Menschen verletzen.

Wie einst schon Petrarca's Aufenthalt an dem Hofe des Königs Robert, so bezeichnet auch sein Aufenthalt bei dem in Mantua weilenden deutschen Herrscher den Beginn einer neuen Culturperiode. Fortan übernahmen die Fürsten das Ehrenamt, Förderer und Pfleger der Wissenschaft und Kunst zu sein, eine Pflicht, welcher sich die Fürsten des Mittelalters nur in vereinzelten Fällen und in beschränktem Umfange unterzogen hatten. Fortan galt, theoretisch wenigstens, der Gelehrte, der Dichter, der Künstler als den Höchstgeborenen ebenbürtig, der Adel des Geistes ward anerkannt und die Idee, dass geistiges Schaffen das edelste Schaffen sei, gelangte endlich zur Geltung, wenn sie auch freilich noch oft verleugnet wurde und noch oft auch verleugnet werden wird. —

Nachdem Karl sich mit den Visconti verglichen, stand der Fortsetzung seiner Romfahrt kein weiteres Hinderniss entgegen.

Zunächst begab er sich, einer Einladung der Visconti Folge leistend, nach Mailand, wo er am 4. Januar 1355 einzog, von den Tyrannen mit Pracht und anscheinender Unterwürfigkeit, aber doch auch mit schlecht verborgenem Misstrauen empfangen. Am 6. Januar empfing er in der Kirche des heiligen Ambrosius[1]) aus den Händen des Erzbischofs Robert Visconti die eiserne Krone. Dann brach er nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen gen Rom auf. Er hatte gewünscht, dass Petrarca ihn dorthin begleiten möchte, und dieser würde gewiss sehr bereit dazu gewesen sein, denn was hätte seiner Eitelkeit mehr schmeicheln können, als an der Seite des Königs einzuziehen in die ewige Stadt und sich dort als den geistigen Erneuerer der Kaiserherrlichkeit feiern zu lassen? Indessen in seiner abhängigen Stellung war er nicht Herr seiner Entschliessungen und jedenfalls durch Rücksichtnahme auf die Politik der Visconti liess er sich bestimmen, des Königs Antrag abzulehnen. Er begnügte sich, Karl'n bis fünf Miglien über Piacenza hinaus das Geleite zu geben und kehrte dann nach Mailand zurück. Er hatte jedoch die ihm durch die Verhältnisse aufgenöthigte Entsagung nicht zu bereuen. Die am 4. April erfolgende Kaiserkrönung nahm bekanntlich einen so kläglichen Verlauf[2]), dass der Idealist sich Glück wünschen musste, dem die Idee des Kaiserthums so tief entwürdigenden Schauspiele nicht beigewohnt zu haben. Noch tiefer aber musste ihn schmerzen, was nachdem geschah. Der neugekrönte Kaiser, für alle Bitten der Römer taub und nur den päpstlichen Wünschen nachzukommen sich beeifernd, verliess noch am Tage der Krönung Rom und trat mit würdeloser Hast die Rückreise an, die fast eine Flucht zu nennen war und ihm manche Demüthigungen brachte. Der Hohn und die nur allzu berechtigte Entrüstung der in ihren schönsten Hoffnungen betrogenen Italiener verfolgte den kaiserlichen Geschäftsreisenden, der statt auf die Wiederherstellung des Imperiums nur auf die Füllung seiner Börse bedacht gewesen war, und

[1]) Ep. Fam. XX 14.
[2]) Das Nähere sehe man b. Gregorovius, a. a. O. VI p. 375 f.

die Autorität des Reiches in Italien, welche damals, so scheint es wenigstens, einer für ganz Europa heilsamen Kräftigung fähig gewesen wäre, wurde unwiederbringlich zerstört. Das römische Reich, das doch bis dahin noch schattenhaft wenigstens bestanden hatte, war fortan ein leerer Name. Deutschland und Italien betraten seitdem gesonderte Bahnen der Entwickelung, welche aber für beide Jahrhunderte hindurch gleich unheilvoll sein sollten

Petrarca, endlich grausam genug enttäuscht, verlieh seinem Schmerze beredten Ausdruck in einem vorwurfsvollen Briefe, den er an den Kaiser richtete [1]). „Was meinst Du" — redete er ihn an — „das Dein Vater (Johann von Böhmen) und Dein Ahn (Heinrich VII.) Dir sagen würden, wenn sie auf den Höhen der Alpen Dir begegnen könnten? So höre es denn von mir! Herrliches fürwahr hast Du vollführt, grosser Cäsar, durch Deinen so lange Jahre hindurch verschobenen Zug nach Italien und durch Deinen hastigen Rückzug! Du bringst endlich die eiserne und die goldene Krone heim, zugleich aber auch den leeren Namen des Imperiums. Kaiser der Römer wirst Du genannt werden, während Du in Wahrheit nur Böhmens König bist. Möchtest Du doch auch dies nicht sein, damit die zu höherem Streben gezwungene Tugend in Dir erwachte und Armuth des Besitzes Dich antriebe, das Erbe der Väter nicht zu vernachlässigen."

Diese kühnen Worte gereichen dem, der sie auszusprechen wagte, zur hohen Ehre, indem sie beweisen, dass er, wenn es seine Ideale galt, persönliche Rücksichten zu vergessen vermochte und, in der Rede wenigstens, den Muth der Ueberzeugung besass. Nicht minder aber gereicht es dem Fürsten zur Ehre, dass er dem, der solche Worte an ihn zu richten sich vermaass, ein unverändertes Wohlwollen bewahrte und von kleinlicher Empfindlichkeit sich frei erhielt. Karl IV. war in sehr vielen Dingen ein kleinlich gesinnter Mensch, hier hat er sich aber einmal wahrhaft hochgesinnt gezeigt.

---

[1]) Ep. Fam. XIX 12.

Indem Karl, seines kaiserlichen Berufes uneingedenk, durch seine hastige Rückkehr Italien sich selbst überlassen hatte, loderte in dem unglücklichen Lande bald wieder der verheerende Brand des Bürgerkrieges empor. Zwar in Mittelitalien herrschte verhältnissmässige Ruhe, da die starke Hand des päpstlichen Cardinallegaten Egidio d'Albornoz die Tyrannen bändigte und da auch Rom selbst, nachdem der auf kurze Zeit wieder zur Macht gelangte Tribun Cola di Rienzo am 8. October 1354 ein seiner früheren Thaten unwürdiges Ende gefunden hatte, sich, wenn auch widerwillig, dem kirchlichen Regimente wieder fügen musste. Oberitalien dagegen wurde der Schauplatz wüster und wilder Kämpfe. Der unlängst zwischen Venedig und Mailand abgeschlossene Frieden blieb allerdings unangefochten, da die Lagunenrepublik durch innere Wirren an einer Action nach aussen behindert war, aber die kleinen Tyrannen der Lombardei, welche von der immer mehr anwachsenden Macht Mailands vernichtet zu werden befürchteten — die Este, die Gonzaga, die Carrara, die Scaligeri, der Markgraf Giovanni von Montferrat —, verbündeten sich auf's Neue gegen ihre gemeinsamen Feinde, die Visconti. Diese letzteren, von so vielen Gegnern bedrängt und überdies durch das Gerücht erschreckt, dass der König von Ungarn sich zu einem Zuge nach Italien rüste, wollten zum Mindesten ihre Bedrängniss nicht noch dadurch steigern, dass etwa auch der Kaiser dem Bunde ihrer Feinde sich zugeselle. Dass dieses aber geschehen werde, hatten sie allen Grund zu befürchten, wenn sie sich erinnerten, wie schimpflich dem aus Rom zurückkehrenden Kaiser von ihnen begegnet worden war. Hatten sie ihm doch damals den Einzug in ihre Städte verweigert oder nur unter demüthigenden Bedingungen zugestanden!

Um also, wenn es möglich sei, den Zorn des schwergekränkten Lehnsherrn zu besänftigen, beschlossen die Tyrannen. Petrarca an Karls Hoflager nach Prag zu senden. Gerade für diese Mission, bei welcher es weniger auf diplomatische Gewandtheit und Geschäftskenntniss, als auf Beredtsamkeit und

gewinnende persönliche Eigenschaften ankam, konnte der Dichter als eine sehr geeignete Persönlichkeit erscheinen, zumal er bereits in so vertraulichen Beziehungen zu Karl gestanden hatte. Seufzend, seinem behaglichen Stillleben entrissen zu werden, wenn auch gewiss gleichzeitig des ehrenden Auftrages sich freuend, trat Petrarca am 20. Mai 1356 die weite Reise an [1]. Sein Begleiter auf derselben, war in Folge irgend eines zufälligen Zusammentreffens ein gewisser Sacramore di Pommiers, ein Mann, der die beschwerlichen Functionen eines Cabinetscouriers versah und zuweilen siebenmal in einem Jahre zwischen Böhmen und Italien hin- und herreiste [2]. Petrarca hatte ihn bereits im December 1354 kennen gelernt — denn er war der Bote gewesen, welcher dem Dichter die kaiserliche Einladung nach Mantua überbrachte, — und er befreundete sich späterhin innig mit ihm, empfahl ihn auch angelegentlich dem Kaiser und dessen Räthen [3]. Wir dürfen demnach wol vermuthen, dass Sacramore trotz seines anscheinend untergeordneten Amtes ein Mann von Geist und Bildung war. Sein fernerer Lebenslauf war übrigens seltsam genug: der reisegewandte Courier wurde im Jahre 1367 oder 1368 durch plötzliche Entschliessung ein frommer Carthäusermönch, ein Lebenswechsel, der ihm Petrarca's Zuneigung in noch höherem Grade gewann [4].

Die Reisenden nahmen ihren Weg nach Basel, denn hier hoffte Petrarca mit dem Kaiser, der dorthin zu kommen beabsichtigt hatte, zusammentreffen zu können. Als diese Hoffnung, obgleich er einen ganzen Monat wartete, sich nicht erfüllte, musste er sich zur Weiterreise nach Prag entschliessen. Er verliess also gegen Ende Juni Basel (welche Stadt einige Tage nach seiner Abreise wie das ganze Rheinland von einem

[1] Ep. Fam. XIX 13. Der Brief ist am 19. Mai unter dem Lärmen des Kofferpackens („inter tumultum sarcinulas stringentium") geschrieben.

[2] Ep. Fam. XXI 7. Sen. X 1.

[3] Ep. Fam. XXI 5. 6. 7.

[4] Ep. Sen. X 1.

furchtbaren Erdbeben verheert wurde,[1]) und begab sich nach Prag, wo er vermuthlich in den ersten Tagen des Juli eintraf und von dem Kaiser sehr ehrenvoll empfangen wurde. Leider fehlt uns alle nähere Kunde über Petrarca's Aufenthalt in Deutschland und insbesondere in der Hauptstadt Böhmens, nicht minder auch müssen wir uns zu wissen bescheiden, welchen Eindruck die fremdartige Natur des Nordens auf des Dichters Gemüth machte. Ein allzu angenehmer kann es indessen nicht gewesen sein, denn Petrarca bekennt wiederholt, dass er erst in Deutschland die wunderbare Schönheit seiner italienischen Heimath recht erkennen und würdigen gelernt habe[2]). Sehr beklagenswerth ist es, dass der Dichter seine Absicht, eine ausführliche Beschreibung seiner Reise in einer besonderen Schrift zu geben[3]), nicht zur Ausführung gebracht hat. Wie interessant und werthvoll würde eine solche Schrift für uns geworden sein! Vermag man doch schon aus dem „Itinerarium Syriacum", obwol dies nur eine fingirte Reise erzählt, zu erkennen, welch' ein gewandter Reisebeschreiber Petrarca ist und wie geschickt er aus der Fülle des Stoffes das Wesentliche und allgemein Interessante herauszuheben weiss.

In Prag machte Petrarca die Bekanntschaft mehrerer am kaiserlichen Hofe weilender hochgebildeter Kirchenfürsten, des Erzbischofs Ernst von Prag, des Bischofs Johann Ocko von Olmütz und des Canzlers Johann von Neumarkt, welcher damals Bischof von Leitmeritz war[4]). Nicht ohne Staunen mochte der italienische Humanist bemerken, wie es auch in dem sonst von ihm so verachteten barbarischen Norden gelehrte und fein gebildete Männer gebe, wie man auch dort

[1]) Ep. Sen. X 2.

[2]) Ep. Fam. XIX 14 u. 15.

[3]) Ep. Fam. XIX 14.

[4]) Mit allen diesen Männern unterhielt Petrarca später einen Briefwechsel, der indessen wenig inhaltsvoll war und nur dadurch für die Nachwelt Interesse besitzt, dass er zeigt, was schon die ersten Humanisten in gegenseitiger Lobesberäucherung zu leisten vermochten. Näheres sehe man b. Friedjung, a. a. O. p. 311 ff. und bei Mehus, a. a. O. p. 221—224.

die classischen Studien bereits zu pflegen und zu fördern beginne, aber er ahnte wol nicht, dass Deutschland einst Italien ebenbürtig, ja überlegen werden würde in humanistischer Bildung.

Wenn Petrarca mit der Aufnahme, welche er persönlich bei dem Kaiser und dessen Räthen fand, vollauf zufrieden sein konnte, so hatte er weit weniger Ursache, sich des Erfolges seiner politischen Mission zu freuen. Das freilich mochte der Kaiser dem Abgesandten der Visconti versichern, dass weder von ihm noch von dem Könige Ungarns ein Zug nach Italien beabsichtigt werde, aber es war solche Versicherung werthlos, da sie indirect gebrochen wurde. Der Kaiser überschritt allerdings die Alpen nicht, aber sein Vicar in Toscana, der Bischof Marquard von Augsburg, ergriff offen Partei gegen die Visconti, agitirte auf das Lebhafteste gegen sie und wagte es sogar, sie wie gemeine Verbrecher vor seinen Richterstuhl zu laden. Die mailändischen Tyrannen beantworteten des Vicars Aufforderung mit einem in maasslos erbitterten Ausdrücken abgefassten Pamphlete[1]), doch gaben sie sich, um den offenen Bruch mit dem Kaiser zu meiden, den Anschein, als glaubten sie, dass Marquard ohne Auftrag seines Herrn gehandelt habe.

Nach einem Aufenthalte von etwa eines Monats Dauer reiste Petrarca wieder von Prag ab. Jedenfalls that er es in nicht eben gehobener Stimmung, denn es konnte ihm unmöglich entgehen, dass seine Sendung im Grunde eine erfolglose gewesen sei, und ebenso hatte er nun wol endgültig einsehen müssen, dass Karl IV. nimmermehr für eine ideale Politik sich werde gewinnen lassen. Die Reise hat ihm also nur Enttäuschungen und Beschwerden gebracht, für welche ihm die

---

[1]) Man hat die Verfasserschaft dieser Schmähschrift (= Ep. Var. 59) Petrarca beilegen wollen und noch Hortis a. a. O. p. 163 neigt sich dieser Ansicht zu, indessen ist es schwer glaublich, dass Petrarca fast unmittelbar nach seiner Rückkehr vom kaiserlichen Hofe — das Pamphlet ist vom 9. Oct. 1356 datirt — einen kaiserlichen Statthalter in so rücksichtsloser Weise angegriffen haben sollte. Vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 464 ff.

empfangenen reichen Ehrenbezeugungen doch nur unvollkommen entschädigen konnten. Er hätte wohl Grund gehabt, dem Kaiser zu grollen, der ihm seine schönsten Hoffnungen zerstört hatte. Und dem Fürsten Karl grollte er auch in der That, mit dem Menschen Karl jedoch fuhr er fort, die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten. Es besassen Karl und Petrarca trotz ihrer grundverschiedenen Denkungsart doch zu viele geistige Berührungspunkte, als dass sie, nachdem sie sich einmal genähert, wieder einander hätten entfremden können. Beide hatten das Bewusstsein, ausserhalb der Gedankenkreise ihrer Zeit auf einsamer Höhe zu stehen, einem erst werdenden Zeitalter anzugehören und folglich auf einander angewiesen zu sein. So blieb ihr persönliches Verhältniss zu einander das beste und nahm selbst einen vertraulichen Charakter an. Petrarca wurde fast wie ein Mitglied der kaiserlichen Familie betrachtet und von den dieselbe betreffenden Ereignissen direct benachrichtigt. Auch an äusseren Gunstbezeugungen liess es der Kaiser nicht fehlen: er verlieh dem Dichter die Würde eines Pfalzgrafen [1], machte ihm kostbare Geschenke [2] und lud ihn zum bleibenden Aufenthalte an seinem Hofe wiederholt und dringend ein [3]. Petrarca, welcher sich in seiner Eitelkeit durch diese Gunstbeweise überaus geschmeichelt fühlte, dankte dem kaiserlichen Gönner in stylvollen Briefen [4], in denen er es natürlich nicht an Weihrauchspenden fehlen liess. Er hatte selbst Augenblicke, wo er den alten Illusionen sich wieder hingab und Karl'n auf's Neue für seine politischen Ideale zu begeistern suchte [5], doch merkt man es den betreffenden Briefen an, dass ihr Verfasser nicht mehr mit der früheren freudigen Zuversicht erfüllt ist und selbst nicht mehr ernstlich an die Möglichkeit einer Erneuerung der römischen Herrlichkeit glaubt.

[1]) Ep. Fam. XXI 2.
[2]) Ep. Fam. XXIII 8.
[3]) Ep. Fam. XXIII 2. 8. 9.
[4]) Briefe Petrarca's an Karl IV. (ausser den bereits früher citirten) XXI 7. XXIII 2. 3. 8. 9. 15. 21. Sen. XVI 5.
[5]) Ep. Fam. XXIII 2 u. 15.

So erfüllte sich denn in dem Freundschaftsbunde Karls IV. mit Petrarca der schöne Spruch, dass der Sänger mit dem Fürsten gehen solle, und es ward dadurch der Welt bekundet, dass eine neue Zeit begonnen habe. —

Am 20. September konnte Petrarca seinem Freunde Francesco Nelli die glücklich erfolgte Rückkehr nach Mailand melden [1]).

Traurige Zeiten hatten für den mailändischen Staat begonnen. Seit dem Frühjahre war der Krieg zwischen den Visconti und der lombardischen Liga in voller Wuth entbrannt, und nur mit grosser Mühe vermochten die ersteren sich der Angriffe ihrer zahlreichen und kriegsgewandten Gegner zu erwehren. Zuchtlose deutsche Söldnerbanden, von einem Abenteuerer, dem Grafen Conrad Wirtinger von Landau [2]), befehligt und im Dienste der Verbündeten stehend, verheerten weite Strecken des mailändischen Gebietes mit Mord und Brand. Wichtige Städte wurden den Visconti entrissen und auch Genua, das erst unlängst freiwillig sich ihnen unterworfen hatte, gewann sich neu erstarkt seine Freiheit zurück.

Das Seltsamste aber begab sich zu Pavia. Hier rief ein junger Augustinermönch Jacopo Bussolari, ein Mann von seltener Begabung und erfüllt mit Begeisterung für demokratische Ideen, das Volk erfolgreich zur Freiheit auf und vertheidigte, von dem Markgrafen von Montferrat unterstützt, eben so muthvoll als gewandt die Stadt gegen das mailändische Belagerungsheer, über welches er am 27. Mai 1356 einen vollständigen Sieg davontrug [3]).

An diesen Demagogen richtete Petrarca am 25. März 1357 im Auftrage Galeazzo's Visconti ein langes Schreiben [4]), in welchem er ihn aufforderte, der angemassten Herrschaft zu entsagen und, wie es seinem geistlichen Stande gezieme, zur

---

[1]) Ep. Fam. XIX 14.

[2]) Es ist derselbe, mit welchem verwandt zu sein, der Verfasser des „Giovanni Boccaccio" p. 19 Anm. „bescheiden ablehnt".

[3]) vgl. Leo, a. a. O. p. 304 ff.

[4]) Ep. Fam. XIX 18.

Wiederherstellung des Friedens mitzuwirken. Selbstverständlich hatte der wunderliche Brief nicht den geringsten Erfolg. Der muthige Mönch fuhr fort, die Freiheit Pavia's zu vertheidigen, bis er endlich im November 1359, durch die Uebermacht der Visconti bedrängt, die Stadt an Galeazzo übergeben und, da er für seine persönliche Sicherheit zu sorgen verabsäumt hatte, sein kühnes Unternehmen mit lebenslänglicher Klosterhaft büssen musste. Der hochbegabte Mann wäre eines besseren Looses würdig gewesen. Bezeichnend aber ist es für Petrarca's Charakter und Denkungsart, dass er, der einst für einen Cola di Rienzo sich begeistert hatte, für einen Bussolari nicht ein Wort der Anerkennung besass und ihn im Auftrage eines Tyrannen wie einen gemeinen Verbrecher verunglimpfte. Man erkennt hieraus recht deutlich, wie für den Begründer des Humanismus die Freiheit des Volkes ein inhaltsleerer Begriff war, wie wenig er in politischer Beziehung den Geist des römischen Alterthums erfasst hatte. Des Humanismus politisches Ideal war eben das römische Kaiserreich, nicht die römische Republik. In Cola di Rienzo erblickte und feierte Petrarca nur den Befreier Roms von der Fremdherrschaft der eingewanderten Barone und den Wiederhersteller der Unabhängigkeit Roms von ausländischer Beeinflussung, nicht aber den Befreier des Volkes vom Drucke tyrannischer Gewalt. Ein Fürst, der sich als Römer fühlte, sollte seinem Wunsche nach über Rom, über Italien, über den Erdkreis herrschen — das war ihm genug, wie gegen eines solchen Fürsten etwaiges despotisches Regiment die Freiheit des Volkes zu schützen sei, das kümmerte ihn nicht. — Noch einmal wurde Petrarca durch die Ereignisse des Krieges zu einer politischen Thätigkeit, wenn auch anderer Art, veranlasst.

Im Juni 1358 war Galeazzo wieder in den Besitz der Stadt Novara gelangt, welche ihm von dem Markgrafen von Montferrat entrissen worden war. Mit grossem Gepränge zog er in die Stadt ein [1]) und wünschend, die Bewohner derselben

[1]) vgl. A. Hortis, a. a. O. p. 165 f.

für sich zu gewinnen, beauftragte er Petrarca, durch eine Rede die Bürger zum Gehorsam gegen den früheren und nun wieder in seine Rechte eintretenden Herren zu ermahnen. Petrarca kam diesem Auftrage nach und hielt am 19. Juni vor dem versammelten Volke eine Rede[1]), welcher er das Psalmenwort: „es wird dies mein Volk sich bekehren" [2]), als Text zu Grunde legte und deren Inhalt im Folgenden kurz skizzirt werden soll.

In Rücksicht auf die Gegenwart des Herrschers — so begann der Redner — und auf die schon vorgerückte Stunde sowie in Erwägung dessen, dass er nur ein schlechter Redner sei, wolle er nach Anrufung des heiligen Geistes, ohne welchen ja Nichts gethan noch gedacht werden könne, in aller Kürze einiges Wenige sagen, welches dem Herrn Jesus Christus zum Ruhme, dem weltlichen hier anwesenden Fürsten zur Ehre und dieser kriegsmüden Stadt zum Frieden und zur Ruhe gereichen solle. Die Worte: „es wird dies mein Volk sich bekehren", welche einst David in Bezug auf das Volk Israel gesprochen habe und welche jetzt Galeazzo in Bezug auf sein Volk von Novara anwenden könne, lassen sich in zwei Theile gliedern: 1) „es wird sich bekehren" — Worte, welche eine lobenswerthe Handlung der Besserung, 2) „dies mein Volk" — Worte, welche eine huldvolle Besitznahme bezeichneten. Das Beste sei allerdings, nie zu sündigen und zu straucheln, doch, da dies ja den Menschen unmöglich sei, so sei es wenigstens lobenswerth, nach begangenen Fehltritten auf den rechten Weg zurückzukommen und sich zu bekehren.

---

[1]) b. Hortis, a. a. O. p. 341—358. In der Handschrift wird angegeben, dass die Rede am 19. Juni 1356 gehalten worden sei, welche Jahresangabe offenbar irrig ist, vgl. Hortis p. 166, Anm. 3. — Die Aechtheit der Rede dürfte sich nicht anzweifeln lassen. Befremdlich kann es allerdings scheinen, dass Petrarca in seinen Briefen ihrer nirgends erwähnt, doch erklärt sich dies daraus, dass er seine Servilität gegen die Visconti möglichst zu verbergen sich bestrebte.

[2]) Ps. 72 v. 10 (nach Zählung der Vulgata, b. Luther 73, 10). P. riss übrigens diese Worte ganz aus ihrem Zusammenhange und legte ihnen einen Sinn unter, den sie an der betreffenden Stelle gar nicht besitzen.

Huldvoll sei auch die Besitzergreifung, welche der Herr von Mailand jetzt vollziehe, indem er, der doch über so viele Völker gebiete, gerade zu den Novaresen sage: „dieses mein Volk." Wenn man überdies diese gnädigen Worte genauer betrachte, so werde man finden, dass ein jedes einzelne ein Unterpfand der Ehre und Liebe in sich schliesse.

1) „Volk": was bedeute dieses Wort? bedeute es jede Vereinigung der Menschen (coetus hominum)? Dann wären die Seeräubervereinigungen und die bewaffneten Sklavenbanden der Römerzeit auch Völker gewesen, dann müssten auch die Söldnerschaaren, welche neuerdings, die Zwietracht der Italiener benutzend, Italien verwüsteten und die „grosse Compagnien" genannt wurden, ein Volk sein. Ein Volk sei nur eine durch die Bande des Rechts und der Gerechtigkeit zusammengehaltene Gemeinschaft: so hätten Cicero im dritten Buche seiner Schrift vom Staate und der heilige Augustin im zweiten Buche vom Gottesstaate den Begriff definirt und damit sei Cicero's Ausspruch im Traume des Scipio zu vergleichen: „Nichts ist jenem obersten Gotte, welcher diese gemeinsame Welt regiert, auf Erden angenehmer, als Rathsversammlungen und durch das Recht verbundene Vereinigungen der Menschen". Daher sei die Anrede „Volk" eine ehrenvolle.

2) Das Wort „mein" zeige einen Besitz an, denn es sei ein Possessivpronomen. Mit vollem Rechte brauche es Galeazzo in Bezug auf die Novaresen, wie diese selbst es besser wissen müssten, als er, der Redner, denn er sei erst später in diesen Staat eingewandert, während sie die betreffenden Ereignisse selbst durchlebt oder doch von Augenzeugen erfahren hätten. Es habe über Novara zuerst mit Recht und Gerechtigkeit Matteo Visconti, sodann dessen Sohn Galeazzo (des anwesenden Galeazzo Oheim) und dann wieder dessen Sohn Azzo (des anwesenden Galeazzo Cousin) geherrscht. Der Erzbischof Giovanni Visconti aber, der späterhin die Herrschaft übernommen, habe die Stadt geliebt und mit Wohlthaten überhäuft. Diesen Vorgängern nun folge der hier anwesende Galeazzo nach, der die Novaresen nicht minder liebe und, so lange sie seiner

Liebe sich würdig zeigen würden, immer lieben werde. In dem „mein" sei aber zugleich auch eine freundschaftliche Aneignung mit ausgedrückt.

3) „Dies." Das Wort sei ein Demonstrativpronomen. Die Zuhörer möchten sich einmal einen Mann vorstellen, der zwar viele Verwandte und Freunde, aber nur einen einzigen Sohn besitze und von diesem letzteren sage „dies' ist mein Sohn", so sei es unzweifelhaft, dass mit dem „dies" ein Vorzug angedeutet werden solle. So habe auch Gott von seinem Sohne bei dessen Taufe und ebenso bei dessen Verklärung gesprochen. Auch sie, die Zuhörer, selbst gehörten Gott an und besässen die Möglichkeit, Gottes Söhne zu werden [1]). Nicht minder bediene sich Virgil des Pronomens „dieser" zur besonderen, ehrenden Hervorhebung, wie durch die Verse 791 und 857 des sechsten Buches der Aeneis bewiesen werde. Auch Terenz verfahre in gleicher Weise.

Nun gelte es, die Worte „es wird sich dies mein Volk bekehren" in ihrer Gesammtbedeutung zu besprechen. Sehr Vieles lasse sich darüber sagen, doch er wolle sich, weil ihn der Herr darum ersucht habe, in seiner Rede möglichst kurz fassen.

Kein Mensch sei frei von Sünde, nur der eine sei es gewesen, der Mensch und Gott zugleich war. Daher sei die gegentheilige Meinung der Brahmanenphilosophen des Morgenlandes, welche Ambrosius im dritten Buche [2]) überliefere, falsch und widerstreite dem Ausspruche des Apostels: „wenn wir sagen, dass wir ohne Sünde sind, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns", womit auch ein heidnischer Dichter übereinstimme, wenn er sage:

„Keiner der Menschen ist frei von den Lastern, der beste ist jener, welcher die kleinsten besitzt."

---

[1]) Es folgt hier im Text ein Schwall von biblischen Citaten: Ev. Joh. 1, 12. Galat. 3, 26. Röm. 7, 14. Ephes. 1, 5. Matth. 3, 17 u. 17, 5. Marc. 9, 16.

[2]) Eine nähere Bezeichnung des Werkes wird nicht gegeben.

Aber nicht bloss geboren, sondern auch selbst schon empfangen werde der Mensch in Sünden, wie es im Psalm heisse: „Sieh! im Unrecht ward ich erzeugt und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen." Wenn wir daher im gewöhnlichen Leben Jemand einen „guten", einen Anderen einen „besseren" und einen Dritten einen „sehr guten Mann" nennen, so beziehe sich dies nur auf die relativ grössere oder geringere Freiheit von Sünde, wie auch Cicero in dem Buche über die Freundschaft sage: „wir müssen das berücksichtigen, was im gewöhnlichen Leben wirklich vorkommt, nicht aber das, was nur vorgestellt oder gewünscht wird." — Das Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit aber müsse uns veranlassen, über die Sünden Anderer mild zu urtheilen und Nachsicht gegen sie zu üben, jedoch erst dann, wenn der Sünde die Reue, dem Hochmuthe die Demuth und der Widersetzlichkeit die Unterwerfung nachgefolgt sei, wie ja auch Virgil die Unterworfenen zu schonen und die Uebermüthigen zu entwaffnen gebiete. Unter dieser Voraussetzung werde auch Galeazzo Visconti, obwol er von den Bürgern Novara's schwer beleidigt worden sei, dennoch ihnen verzeihen und ihnen seine Gnade wieder schenken. Wenn er das letztere thue, so thue er noch mehr als nur verzeihen, denn es begründe einen Unterschied, ob Jemand einen Anderen, ohne früher zu ihm in einem näheren Verhältnisse gestanden zu haben, Beleidigungen zufüge, oder ob er sich dessen gegen einen früheren Herrn und Wohlthäter schuldig gemacht habe. So sage Seneca (Ep. 81): „demjenigen, welchem man, bevor man sich Verdienste um ihn erworben hatte, verzeihen musste, wird, wenn er eine empfangene Wohlthat mit Beleidigung vergalt, mehr als Verzeihung erwiesen." Der hochherzige Fürst jedoch werde auch diesen Ruhm sich nicht entreissen lassen. Die alten Philosophen freilich hätten darüber gestritten, ob das Mitleid (misericordia) eine Tugend sei. So sage Cicero (Tusc. IV 8): „das Mitleid ist ein (geistiges) Unbehagen, welches durch den Anblick eines unschuldig Leidenden erzeugt wird", und Seneca behaupte sogar (de clement. II 4): „das Mitleid ist eine Krankheit des Ge-

müthes". Auch Aristoteles zähle das Mitleid zu den Leidenschaften (passiones). Der katholische Glaube jedoch könne hierüber nicht zweifelhaft sein und betrachte das Mitleid (oder die Barmherzigkeit) nicht bloss als eine menschliche, sondern auch als eine göttliche Tugend, wie durch viele Bibelstellen bezeugt werde. Uebrigens stelle auch Cicero trotz seiner oben angegebenen Definition doch das Mitleid sehr hoch, wie aus mehreren Stellen seiner Reden (pro Lig. 12, 37 f. und pro Marcell. 3, 8) hervorgehe, und er halte den, der es ausübe, für gottähnlich. Hiermit stimme auch Augustin überein, der im neunten Buche des Gottesstaates sage: „das Mitleid ist nicht nur eine Tugend, sondern auch eine wunderbare und entzückende Tugend". Diese Tugend nun würde auch Galeazzo üben, wenn er nicht eine noch grössere zu üben sich vorgenommen hätte: er wolle nämlich die ihm angethanen Beleidigungen vergessen, also das Beispiel Cäsars nachahmen (vgl. Cic. pro Lig. 12, 34) und, wie es scheine, nach den Worten des Psalmes (Vulg. 24, 6 f.) handeln: „Gedenke, Herr, an Deine Barmherzigkeit und an Deine Gnade, die von der Welt her gewesen ist. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung". Er handele also ebenso, wie einst Scipio Africanus in Spanien gegen das meuterische Heer gethan (vgl. Liv. VIII 29). Aber Galeazzo thue sogar noch mehr; er wolle es gar nicht anerkennen, dass er von den Novaresen beleidigt worden sei, sondern vertheidige und entschuldige vielmehr ihre Handlungsweise. Der Aufstand der Stadt sei seiner Meinung nach durch das ungeschickte Vorgehen und die Verblendung der mailändischen Beamten hervorgerufen worden, es sei geschehen, was Jeremias verkündet habe (50, 6): „mein Volk ist wie eine verlorene Heerde; ihre Hirten haben sie verführet und auf den Bergen in der Irre gehen lassen", und nicht minder hätten Verleumdungen dazu beigetragen, das Volk seinem alten Herrn zu entfremden und einem anderen zuzuführen, der durch Furcht Gehorsam erzwungen habe. Jetzt erkenne er deutlich an dem ganzen Betragen und Benehmen der Bürger, dass sie ihm im Herzen

doch immer die Treue bewahrt hätten und nun zu ihm, dem alten Herrn, mit eben solchem vollen Vertrauen zurückkehrten, wie es einst den Römern von den Faliskern bewiesen worden sei (vgl. Liv. V 27). Denn freudig umständen die Bürger der Stadt ihren ihnen wiedergegebenen Herrn und könnten sich an seinem Anblicke kaum sättigen. Daher wolle nun er — der Redner —, die von dem Virgilcommentator Servius gegebene Regel: „wenn etwas Grosses versprochen wird, muss man mit dem Wichtigsten beginnen“ umkehrend, seine Ansprache mit dem Wichtigsten schliessen, was sich in den Vers Virgil's (Aen. I 562) zusammenfassen lasse:

„Löst von der Furcht nun die Herzen, o Teucrer, verscheuchet die Sorgen!“

Das gesammte Volk aber möge mit Tobias (3, 14) sprechen: „Zu Dir, mein Herr, kehre ich mein Angesicht, zu Dir hebe ich meine Augen auf“, worauf er mit den Worten des Deuteronomiums (26, 18) antworte: „der Herr hat Dich heute erwählt, dass Du sein eigenes Volk sein sollst“. So bitte er denn Gott, dass er den Herrscher und die Bürger der Stadt mit seiner Weisheit erleuchten möge: das gewähre Christus in Gnaden! —

Es ist diese Rede, wie wol auch die gegebene Skizze gezeigt hat, in mehrfacher Beziehung hoch interessant. Sie zeigt uns in vollem Maasse jene seltsame, fast bizarre Mischung humanistischer und theologischer Elemente, welche für Petrarca's lateinische Werke, namentlich für die seinem späteren Alter angehörenden, so charakteristisch ist und welche uns so deutlich vergegenwärtigt, wie schwer, ja wie unmöglich es dem Begründer des Humanismus war, sich aus den Fesseln der scholastisch-theologischen Anschauungen des Mittelalters zu lösen. Sie zeigt uns ferner, wie ausserordentlich belesen der Dichter sowol in der classischen Litteratur des Alterthums als auch in der Bibel und in den kirchlichen Autoren war und wie er von überallher Citate für seine Zwecke aufzuhäufen verstand. Sie zeigt uns endlich auch — und das ist ihre sehr

wenig erfreuliche Seite —, welcher mehr als byzantinischen Schmeichelei auch schon der erst entstehende Humanismus fähig war, und wie er die Erneuerung der widerlichen Fürstenapotheose der römischen Kaiserzeit anstrebte.

Welchen Eindruck die Rede auf die Gemüther der angeblich so reuigen Sünder von Novara machte, wird uns nicht überliefert. Irren wird man indessen schwerlich, wenn man annimmt, dass die Novaresen von den schönen Citaten und Phrasen, welche der Hofrhetor von Mailand ihnen vortrug, wenig gerührt wurden und sich nicht sonderlich für den edeln Tyrannen Galeazzo zu begeistern vermochten. —

Abgesehen von den beiden im Vorhergehenden erzählten Ereignissen, wurde Petrarca während der Kriegsjahre 1357 und 1358 von den Visconti nicht für irgend welche politische Thätigkeit in Anspruch genommen und ebensowenig dürfte dies im Jahre 1359 der Fall gewesen sein. Es war ihm vielmehr vergönnt, ruhig in Mailand seinen geliebten Studien leben und, wie es seiner Neigung entsprach, litterarisch thätig sein zu können [1]. Mehrere seiner bedeutendsten Werke sind gerade während dieser Zeit verfasst oder doch begonnen worden. In der Sommerszeit flüchtete er aus der heissen und staubigen Stadt in die ländliche Einsamkeit des nah gelegenen Garignano [2], wo er in der Nähe der von Giovanni Visconti neu gegründeten Carthause eine Villa bewohnte, welche er sein Linternum zu nennen pflegte [3]. Zuweilen unternahm er wol auch kleinere Reisen nach Padua und Venedig [4]; grösseren Genuss aber noch als diese mochte ihm ein Ausflug nach Bergamo gewähren, zu welchem er sich durch einen eigenthümlichen Umstand bestimmen liess.

In Bergamo lebte ein Goldschmied Namens Enrico Capra. Dieser schon in höheren Jahren stehende Mann hegte eine solche

---

[1]) Ep. Fam. XIX 16.

[2]) Ueber die Lage von Garignano u. Linterno vgl. Romussi, a. a. O. p. 64 ff.

[3]) Ep. Var. 46.

[4]) vgl. Romussi, a. a. O. p. 76 f.

Begeisterung für Petrarca, dass er kein Mittel unversucht liess, um die persönliche Bekanntschaft des Gefeierten zu machen. Endlich gelang ihm dies und er hatte die hohe Genugthuung, von Petrarca in freundlichster Weise aufgenommen zu werden. Nun aber wurde seine Schwärmerei erst recht gesteigert. Er begann sich seines Handwerkes zu schämen und fasste, zumal da es ihm an finanziellen Mitteln nicht fehlte, den Entschluss, sich trotz seines vorgerückten Alters noch den wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er führte dies auch wirklich aus und, wie es scheint, nicht ganz ohne Erfolg. Der sehnlichste Wunsch seines Ehrgeizes aber war, dass es ihm vergönnt sein möchte, den von ihm so hochverehrten Petrarca einmal als seinen Gast in Bergamo selbst empfangen zu können. Er bestürmte daher den Dichter mit dringenden Einladungen. Dieser zögerte mehrere Jahre, denselben Folge zu leisten, endlich aber konnte er sich dem nicht länger entziehen und begab sich am 11. October (wahrscheinlich 1358) nach Bergamo. An den Thoren der Stadt wurde er von den Behörden und Würdenträgern der Commune feierlich empfangen und ersucht, sein Absteigequartier in dem Stadtpalaste oder in der Wohnung eines der vornehmsten Bürger nehmen zu wollen. Schon zitterte der Goldschmied, dass ihm der berühmte Gast entgehen könnte, Petrarca aber blieb ihm treu und stieg in seinem Hause ab. Auch hatte er dies nicht zu bereuen, denn der Goldschmied bewirthete ihn mit wahrhaft fürstlicher Pracht und in der ehrenvollsten Weise. Ein König hätte nicht mit grösserem Pompe aufgenommen werden können[1]).

Der kleine Vorfall zeigt uns, wie gross bereits damals Petrarca's Popularität selbst in den unteren Schichten des Volkes war und wie er sich dieselbe trotz seiner zur Schau getragenen Verachtung der niederen Volksclassen doch gern gefallen liess. Seine Eitelkeit fühlte sich eben durch jedwede ihr erwiesene Huldigung geschmeichelt. —

Es konnte nicht fehlen, dass Petrarca in Mailand die

---

[1]) Ep. Fam. XXI 11.

Besuche zahlreicher Freunde und Verehrer empfing. Lag doch Mailand an einer von Italien nach Frankreich führenden Strasse und wurde folglich von vielen derjenigen passirt, welche die Reise nach oder von der päpstlichen Residenz Avignon zu Lande unternehmen wollten. So kam im April 1359 auch Boccaccio nach Mailand und verbrachte einige Tage bei dem Freunde [1]), den er seit beinahe zehn Jahren nicht gesehen hatte. Im folgenden Jahre empfing Petrarca sogar den Besuch seines alten Gönners, des neapolitanischen Grossseneschalls Acciaiuoli, und wurde ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der hochgestellte Würdenträger mit ihm verkehrte [2]).

Indessen neben diesen erfreulichen Ereignissen fehlten, wie immer im menschlichen Leben, auch die unerfreulichen nicht. Ein Vorkommniss freilich hatte bei aller Verdriesslichkeit doch auch eine heitere Seite. Petrarca besass Cicero's Briefe in einem stattlichen Bande. Dieses Buch fiel ihm von ungefähr wiederholt von der Höhe des Büchergestelles auf den linken Fuss und verletzte denselben. Da nun die kleine Wunde von ihm, wie natürlich, nicht weiter beachtet ward, verschlimmerte sie sich und begann zu eitern. Der Dichter wurde gezwungen, mehrere Tage liegend zu verbringen und die Hülfe der Aerzte in Anspruch zu nehmen, behielt aber Humor genug, den kleinen Unfall, den sein lieber Cicero ihm bereitet, in einem Briefe [3]) ausführlich und launig zu erzählen. Diesem kleinen Unglück sollte bald ein grösseres nachfolgen. Im October 1359 oder 1360 [4]) wurde Petrarca in einer Nacht von seinen eigenen

---

[1]) Ep. Fam. XX 7.

[2]) Ep. Fam. XXII 6.

[3]) Ep. Fam. XXI 10.

[4]) Für das erstere Datum spricht Ep. Fam. XXI 14, wo Petrarca sagt, dass, als er das Haus an der Ambrosiuskirche verliess, er schon im siebenten Jahre dort gewohnt habe („mihi iam septimus annus agebatur"), das siebente Jahr begann aber im Sommer 1359; das Datum 1360 dagegen wird dadurch wahrscheinlich gemacht, dass Petrarca den Diebstahl in einem Briefe (Ep. Fam. XXII 12) erzählt, der am 26. October des Jahres 1360

Dienern arg bestohlen, das Haus wurde geradezu ausgeräumt und ihm, wie er sich ausdrückt, nur sein Leben und seine Bücher gelassen. Was ihn aber mehr als alles Andere dabei schmerzen musste, war, dass höchst wahrscheinlich sein Sohn Giovanni mit den Uebelthätern gemeinsame Sache gemacht und also den eigenen Vater geplündert hatte. Er sah sich wenigstens damals genöthigt, den ungerathenen Sohn, der ihn schon immer durch Unfleiss und Neigung zu Ausschweifungen betrübt hatte, ganz aus seinem Hause zu verstossen.

Es war nur erklärlich, wenn dem Dichter durch diesen Vorfall die Wohnung an der Ambrosiuskirche, die ihm bis dahin so lieb gewesen war, verleidet wurde. Er gab sie daher auf und nahm in dem ausserhalb der Stadt gelegenen Benedictinerkloster des heiligen Simplicianus Quartier. Die neue Wohnung, welche er am 3. November (1359 oder 1360) bezog, bot ihm die Annehmlichkeit einer mehr ländlichen Umgebung und den Vortheil, lästigen Besuchern durch ein Hinterpförtchen entschlüpfen zu können. Freilich wurden damals die vorstädtischen Bezirke durch umherstreifende, unbotmässige Söldnerschaaren der Visconti und durch Banden von der „grossen Compagnie“ des Condottiere Landau arg beunruhigt, er liess sich aber dadurch an der Uebersiedelung nicht behindern, er mochte darauf vertrauen, dass ihn sein Ruhm und der Gottesfrieden des Klosters schützen würden. (vgl. Ep. Fam. XXI 14.)

Im Winter des Jahres 1360 musste Petrarca abermals in Galeazzo's Auftrage eine beschwerliche Reise über die Alpen unternehmen. Der Anlass zu derselben war folgender.

Der langwierige Kampf zwischen Frankreich und England hatte vor Kurzem einen für das erstere Reich ebenso nachtheiligen als unrühmlichen Abschluss gefunden. In der Schlacht bei Maupertuis am 17. September 1356 war der französische König Johann der Gute von dem schwarzen Prinzen nicht nur völlig geschlagen worden, sondern auch selbst in die Gefangen-

geschrieben worden sein muss, und dessen Abfassung der Begebenheit jedenfalls rasch nachfolgte.

schaft der Engländer gefallen[1]). Erst durch den am 8. Mai 1360 zu Bretigny abgeschlossenen Frieden erlangte er unter schweren Bedingungen die Freiheit wieder und konnte am 13. December desselben Jahres in seine Hauptstadt Paris einziehen.

Galeazzo Visconti hatte mit jener speculirenden Schlauheit, welche für die italienischen Tyrannen der Renaissancezeit so charakteristisch ist, aus dem Unglücke des französischen Herrschers Nutzen zu ziehen verstanden. Die drückendste der demselben auferlegten Friedensbedingungen war die binnen sechs Jahren zu leistende Zahlung eines Lösegeldes von drei Millionen Goldgulden. Dem durch den Krieg und durch die inneren Wirren der Jacquerie tief erschöpften Frankreich war die Aufbringung dieser für die damalige Zeit ungeheueren Summe unmöglich. Dem französischen Könige war es demnach hoch willkommen, dass Galeazzo sich bereit erklärte, ihm 600,000 Gulden vorstrecken zu wollen, und er willigte, was er ohne seine Nothlage gewiss nimmer gethan haben würde, in die mit diesem Darlehen verbundene Bedingung, dass seine Tochter Isabella sich mit Galeazzo's Sohne Gian Galeazzo vermählen sollte. Die Prinzessin ward, geleitet von dem Herzoge Amadeus von Savoyen, ohne Verzug nach Mailand gebracht und hier im October 1360 die Vermählung mit grossem Pompe gefeiert, obschon sowol die Braut als auch der Bräutigam das zum Vollzuge der Ehe erforderliche Alter bei Weitem noch nicht erreicht hatten.

So hatte sich denn der Emporkömmling Galeazzo mit einem der ältesten Herrscherhäuser Europa's verschwägert und war dadurch förmlich in die Reihe der Fürsten eingetreten, wenn er auch vorläufig noch des herzoglichen Titels, der erst seinem Sohne beschieden sein sollte, entbehren musste. Die

---

[1]) Galeazzo richtete in Anlass dessen sowol an den Dauphin als auch an den mit dem Königshause verwandten Cardinal Guido von Boulogne Beileidschreiben (Ep. Var. 6 u. 63), welche vielleicht von Petrarca verfasst worden sind, vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 222.

französische Heirath knüpfte zuerst jene engen Beziehungen zwischen Mailand und Frankreich, welche dann Jahrhunderte hindurch fortbestehen, aber freilich weder dem einen noch dem anderen Lande zum Segen gereichen sollten.

Dem mailändischen Herrscher, der also in ein so nahes verwandtschaftliches Verhältniss zu dem französischen Könige eingetreten war, musste es als eine unabweisbare Pflicht der Schicklichkeit erscheinen, den Schwiegervater seines Sohnes zur Wiedererlangung der Freiheit beglückwünschen zu lassen, und er beschloss demnach, eine Gesandtschaft nach Paris abzuschicken. Zum Führer derselben erwählte er mit gutem Bedachte Petrarca, denn schwerlich konnte für diese Mission, bei welcher kein eigentlich politisches Ziel zu erreichen, sondern nur eine Aufgabe der Beredtsamkeit zu lösen war, eine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden. Ueberdies hatte Johann der Gute, der sich für Wissenschaft und Litteratur lebhaft interessirte und dessen Aufmerksamkeit vielleicht durch französische Cardinäle auf Petrarca gelenkt worden war, bereits seit Jahren mit demselben freundliche Beziehungen unterhalten und ihn sogar einmal schon, obwol erfolglos, nach Paris eingeladen [1]; es war demnach vorauszusetzen, dass er den Dichter gern als seinen Gast begrüssen würde.

Petrarca trat demnach vermuthlich noch im December, also in der ungünstigsten Jahreszeit, die weite und beschwerliche Reise nach Paris an, wo er etwa in den Weihnachtstagen angekommen sein mag [2]. Unterwegs hatte er nur allzuviel Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie schwer Frankreich noch an den Folgen des Krieges zu leiden hatte und wie sehr der einst so blühende Zustand des Landes, den er selbst auf seiner vor nun siebenundzwanzig Jahren unternommenen ersten Reise nach Paris hatte wahrnehmen können, jetzt in das traurige Gegentheil verkehrt worden war [3].

[1]) Ep. Fam. XV 8.

[2]) Ueber Petrarca's Aufenthalt in Paris vgl. A. Hortis: Petrarca alla corte di Francia in den Scritti inediti p. 187—219.

[3]) Ep. Fam. XXIII 14.

Die Rede, welche er vor dem Könige zu halten beauftragt war[1]), begann Petrarca, was recht bemerkenswerth ist, damit, dass er sich entschuldigte, nicht in französischer Sprache sprechen zu können, da er derselben nicht mächtig sei Gern habe er desshalb das Amt des Sprechens einem Anderen überlassen wollen, doch sei dies nicht möglich gewesen, und so befinde er sich nun in der Nothwendigkeit, lateinisch reden zu müssen. Es tröste ihn jedoch hierbei der Gedanke, dass er von mehreren Freunden erfahren habe, wie der König seit seiner Jugend die Wissenschaften geliebt und ganz besonders auch mit dem Studium der lateinischen Sprache sich eifrig beschäftigt habe, wenn auch freilich zu befürchten sei, dass die Last der Geschäfte und Sorgen der Regierung diesen Eifer habe erkalten lassen.

Nach diesem Eingange wandte sich der Redner dem bequem zu behandelnden Thema der Veränderlichkeit des Glückes zu. Fortuna habe sich, sagte er, noch nie so gewaltig gezeigt, als damals, wo sie des erhabensten und mächtigsten Königs Geschick so unheilvoll wandte. Dies Unglück habe alle Treuen und Guten schmerzlich berührt, am schmerzlichsten des Redners erhabenen und dem französischen Könige treu ergebenen Herrn, den Gebieter von Mailand; ganz Italien könne dies bezeugen, denn verdüstert habe es Galeazzo's Antlitz geschaut, so lange des Königs Missgeschick währte, und dann sofort erheitert, als dieses schwand. Jetzt nun habe der erlauchte Fürst ihn, den Redner, zu des Königs Majestät gesandt, um derselben die aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen und die volle Bereitwilligkeit zu allen guten Diensten und jeder Hülfsleistung zu erklären. Des Königs Tochter aber — dies füge er in Galeazzo's Namen noch hinzu — könne sich nirgends wohler befinden und ehrenvoller behandelt werden, als in Mailand,

---

[1]) Es ist diese Rede in einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien erhalten und sie ist von Barbeu du Rocher in den Mém. présentés par divers savants à l'Acad. des Inscr. etc. III p. 214—225 edirt worden (vgl. Hortis p. 208 ff., wo ein Auszug gegeben wird).

und habe es daher ihr Vater nicht zu bereuen, dass er sie mit keinem mächtigeren Fürsten vermählt habe.

Am Schlusse der Rede überreichte Petrarca im Auftrage seines Herrn dem König zwei kostbare Ringe. Der eine derselben, einen Pyropus von hohem Werthe enthaltend, war früher bereits Eigenthum des Königs gewesen, von diesem aber in der Schlacht bei Maupertuis verloren und von Galeazzo erworben worden [1]), der nun, die günstige Gelegenheit benutzend, ihn dem ehemaligen Eigenthümer zurückschenkte.

Petrarca fand an dem französischen Hofe die wohlwollendeste und ehrenvollste Aufnahme. Der König überschüttete ihn mit Beweisen der Huld und wollte ihn durchaus zum Verbleiben in Paris bewegen, wie er denn auch noch, als der Dichter bereits abgereist, ihn durch nachgesandte Boten und Briefe zurückzurufen und zum dauernden Aufenthalte an seinem Hofe zu bereden versuchte [2]). Nicht minder als der König interessirte sich auch dessen Sohn, der hochgebildete Dauphin Karl, für den Dichter.

König und Dauphin hatten gewünscht, von Petrarca Näheres über seine Auffassung des Begriffes „Glück (fortuna)" zu erfahren, da sie nicht glauben konnten, dass er denselben wirklich in dem gewöhnlichen Sinne verstehe, wie er in seiner Rede sich den Anschein gegeben hatte. Petrarca erklärte sich bereit, an einem bestimmten Tage seine Ansicht in einem Vortrage auseinanderzusetzen, ein Anerbieten, das mit Freuden angenommen ward. Indessen fand sich in dem bewegten Hofleben nicht die erforderliche Mussestunde und der Dichter reiste ab, ohne den Vortrag gehalten zu haben, konnte es sich aber nicht versagen, einige Zeit nachher das Thema in einem längeren Briefe an seinen alten Freund Pierre le Bercheur von Poitiers [3]) eingehend zu behandeln. Er legte dar, wie das

---

[1]) de remed. utr. fort. I dial. 37.

[2]) Ep. Fam. XXIII 2.

[3]) Petrarca hatte ihn bereits in Avignon kennen gelernt. Ep. Sen. XVI 7.

„Glück“ nichts Wesenhaftes, sondern nur ein inhaltsleeres Wort sei, dessen man sich jedoch recht füglich in der Sprache des alltäglichen Lebens im herkömmlichen Sinne bedienen dürfe [1]).

Im Februar 1361 trat Petrarca die Rückreise nach Mailand an, welche er in kleinen Tagesrouten gemacht zu haben scheint. Wenigstens hatte er auf dem Wege so viel Musse, dass er an Pierre von Poitiers eine lange Epistel schreiben konnte, in welcher er die Gründe auseinanderzusetzen sich bestrebte, wesshalb das Kriegswesen bei den Alten zu so hoher Blüthe gelangt, bei den modernen Italienern dagegen in so tiefen Verfall gerathen sei. Es ist dieser Brief [2]), der an ein Capitel der „Considérations“ Montesquieu's erinnert, ein schönes Denkmal sowol seiner eindringenden Geschichtsbetrachtung als auch seiner patriotischen Gesinnung. —

Trübe Zeiten begannen für den Dichter, als er endlich im März von der weiten Reise nach Mailand zurückgekehrt war. Der unersättliche Ehrgeiz der Visconti hatte auf's Neue die kaum erloschene Kriegsfackel entzündet, und die schönen Fluren des oberen Italiens wurden abermals mit Schwert und Feuer verwüstet. Der Markgraf von Montferrat, der mailändischen Tyrannen erbittertster und gefährlichster Gegner, führte die durch den Frieden von Bretigny in Frankreich beschäftigungslos gewordenen Söldnercompagnien über die Alpen, und diese wilden Banden, in langen Kämpfen gegen jedes Gefühl der Menschlichkeit abgestumpft, brachten unsägliches Elend über das Land, gegen welches sie entfesselt worden waren [3]). Zu den Leiden des Krieges gesellte sich eine noch weit schlimmere Plage. Die entsetzliche Pest, welche seit dem Schreckensjahr 1348 zwar noch nie ganz erloschen, aber doch dem Erlöschen nahe gewesen war, erhob sich auf's Neue in ihrer

[1]) Ep. Fam. XXII 13.
[2]) Ep. Fam. XXII 14. Der Brief kam an Petrarca zurück, da der Adressat inzwischen verstorben war.
[3]) Ep. Fam. XXIII 1.

ganzen Furchtbarkeit, und gerade das bis dahin so ziemlich von ihr verschont gebliebene Mailand war jetzt der Ort, wo sie am grässlichsten hauste. An 77,000 Menschen soll sie nach eines Chronisten Berechnung im Laufe eines Jahres dahingerafft haben [1], eine Angabe, welche, so übertrieben sie auch sein mag, uns doch einen Schluss auf die verheerende Gewalt der Seuche und zugleich auf die Dichtigkeit der Bevölkerung Mailands gestattet. Auch Petrarca's Sohn Giovanni fiel, kaum vierundzwanzig Jahre alt, in der Nacht vom 9. zum 10. Juli 1361 [2]) der mörderischen Seuche zum Opfer. Wenig Freude wahrlich hatte der Vater an ihm erlebt [3]), und wenn auch des Kindes Hinscheiden ihn natürlich mit Schmerz erfüllte, so mochte Petrarca doch sich durch dasselbe von einer schweren Bürde und Sorge erlöst glauben. Er hatte es eben, wie das ja gerade bei geistig bedeutenden Männern leider so häufig geschieht, durchaus nicht verstanden, des Sohnes Erziehung zu leiten und dessen Entwickelung in heilsame Bahnen zu lenken, er mochte sich dieses Fehlers auch bewusst genug sein und die ihm auferlegte Verantwortlichkeit schwer empfinden. So athmete er denn erleichtert auf, als des Sohnes Tod ihm die drückende Gewissenslast abnahm [4]). Eigenthümlich genug war es, dass Giovanni gerade an demselben Tage starb, an welchem ihm das Canonicat zu Verona, welches ihm früher von den Scaligeri übertragen, dann aber nach einigen Jahren wieder entzogen worden war, auf's Neue verliehen wurde [5]).

Bald hatte Petrarca auch einen anderen, schwereren Verlust zu beklagen. Am 8. August erhielt er zuerst gerüchtweise, dann aber bald die bestimmte Kunde, dass sein alter Freund Sokrates in Avignon verstorben sei [6]). Dieser Schlag

---

[1]) vgl. Leo, a. a. O. p. 309.

[2]) Postille zum Virgil b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 242, vgl. Ep. Var. 35. Sen. I 2. 3.

[3]) Ep. Fam. XIII 2. XIX 17. XXII 7. XXIII 12.

[4]) „Deo gratias, qui me longo labore, sed non sine dolore liberavit" sagt er über seines Sohnes Tod. Ep. Var. 35.

[5]) Ep. Var. 35.

[6]) Postille zum Virgil b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 242 f.

traf ihn überaus schmerzlich und trug mehr als alles Andere dazu bei, seine Stimmung zu verdüstern und das Bewusstsein in ihm zu erwecken, dass auch er des Lebens Höhepunkt bereits überschritten habe und mit raschem Schritte dem Alter und dem Grabe zueile [1]. Solchen trüben Gedanken hingegeben, schloss er jetzt endgültig die Sammlung der „Freundesbriefe" und begann „die Briefe des Alters". Die Drangsale der Zeit hatten ihn vorzeitig zum Greis gemacht.

[1]) Ep. Sen. I 1. 2. 3.

Siebentes Capitel.

Die Jahre des Alters[1]).

Petrarca weilte nicht mehr in Mailand, als ihm seines Sohnes und seines Jugendfreundes Hinscheiden gemeldet wurde. Er war bereits im Anfang des Juli 1361, um der von der Pest drohenden Gefahr sich zu entziehen, nach Padua übergesiedelt, denn so sehr er auch in der Theorie sich der Todesverachtung rühmte und oftmals philosophisch auseinandersetzte, wie man dem Tode nimmermehr entfliehen könne[2]), so war er doch praktisch sehr auf die Erhaltung seines irdischen Daseins bedacht und keineswegs gewillt, dasselbe unnöthigerweise zu gefährden. Trotz aller seiner Klagen über des Lebens Beschwerlichkeiten und Leiden liebte er das Leben doch recht sehr und wünschte dessen möglichste Verlängerung. —

Aber auch nach Padua drang die Pest und bedrohte den Aufenthalt daselbst mit Gefahren. Petrarca war genöthigt, einen anderen Zufluchtsort sich zu suchen. Er beschloss nach Vaucluse zurückzukehren: dort, wo er seines Lebens glücklichste Jahre verbracht hatte, wollte er auch seine Tage beschliessen. Und der Hauptgrund, der ihn wol einst von dort

---

1) vgl. A. Malmignati, Petrarca a Padova, a Venezia e ad Arquà. Padua 1874. Barozzi, Petrarca e Venezia, p. 281—294.

2) z. B. Ep. Fam. XXII 12.

vertrieben hatte, war jetzt hinweggefallen. Papst Innocenz VI. grollte ihm nicht mehr und hatte ihm sogar neuerdings zweimal, im Jahre 1359 und 1361, das Amt eines päpstlichen Secretairs angetragen[1], freilich ohne dass Petrarca sich zur Annahme desselben hätte bestimmen lassen, wie er denn auch im folgenden Jahre, 1362, das zum dritten Male wiederholte Anerbieten[2] ablehnte.

Am 10. Januar 1362 trat der greise Dichter die Reise nach der alten Heimath jenseits der Alpen an, aber schon in Mailand wurde er genöthigt, auf die Ausführung seines Planes zu verzichten, denn er musste erfahren, dass die Strassen durch das umherstreifende Kriegsvolk für den friedlichen Wanderer gesperrt seien. So kehrte er denn schmerzlich enttäuscht, nachdem er sich längere Zeit in Mailand aufgehalten, am 11. Mai nach Padua zurück, mit dem Entschlusse, nun den wiederholten dringenden Einladungen Kaiser Karls IV. Folge zu leisten und sich nach Prag zu begeben[3]. Doch auch dieser Gedanke sollte vereitelt werden. Petrarca fand, als er um die Mitte des Mai nach Norden aufbrach, ebenfalls alle Strassen von bewaffneten Schaaren besetzt und begab sich, unter solchen misslichen Umständen auf die geplante Reise verzichtend, nach Venedig, um von dort noch vor Ende des Mai nach Padua zurückzukehren[4].

So schien es des Himmels Wille zu sein, dass Italiens grosser Dichter seines Vaterlandes Grenzen nicht wieder überschreiten, sondern auf heimischer Erde altern und sterben sollte, nachdem er so viele Jahre der Jugend in fremden Landen verbracht hatte. Nicht bedeutungslos ist, so dünkt es uns, diese letzte Wendung in Petrarca's vielbewegtem Leben gewesen. Hätte er die beschaulichen Tage des Alters im fernen Auslande, losgelöst von Italiens Boden, durchlebt, er würde

---

[1]) Ep. Fam. XX 14 u. Sen. I 2 u. 4, vgl. Fracassetti, Lett. fam. III p. 216.

[2]) Ep. Sen. II 2.

[3]) Ep. Sen. I 3 (vgl. Ep. Fam. XXIII 8. 9. 10. 14).

[4]) Ep. Fam. XXIII 14. Sen. I 3.

seinem Volke sich entfremdet haben und würde, in seinem Innern gestört und erregt durch die sich ihm aufdrängenden Eindrücke der fremden Umgebung, schwerlich zu jener ruhigen Klärung und Läuterung seines ganzen Wesens gelangt sein, welche uns in den „Altersbriefen“ und in den „Trionfi“ so wohlthuend entgegentritt. Wenn Petrarca trotz aller seiner Universalität und seines über die Schranken einer Nationalität sich erhebenden humanistischen Strebens von den Italienern mit Recht als ein Angehöriger ihres Volkes und zwar nicht bloss unter Berufung auf seine Geburt, sondern auch auf sein Empfinden und Denken in Anspruch genommen wird, so ist dies nur desshalb möglich, weil das Schicksal es verhütet hat, dass er dem Lande seiner Abstammung auf die Dauer und namentlich dass er ihm nicht im Alter entfremdet worden ist. Auch für die Entwickelung des Humanismus ist Petrarca's Verbleiben in Italien bedeutungsvoll gewesen. Es war dieselbe naturgemäss zum guten Theile von dem Aufenthaltsorte des geistigen Vaters der ganzen Renaissancecultur bedingt. Man kann unschwer beobachten, wie an allen denjenigen Orten, an denen Petrarca, namentlich seitdem er zur vollen Tiefe seiner Anschauungen gelangt war, längere Zeit verweilte, humanistische Kreise, Schulen und Pflanzstätten der Renaissancebildung entstanden, so namentlich in Mailand, Verona, Padua und Venedig. Gleiches geschah selbst auch an den Orten, an welchen er nur indirect durch die Vermittelung seiner in seinem Geiste arbeitenden Freunde zu wirken vermochte, so in Florenz, Rom und Neapel. Besonders fruchtbar aber für das Emporblühen des Humanismus war Petrarca's Wirksamkeit in dem letzten Jahrzehende seines Lebens. Nehmen wir nun an, dass er diese Zeit etwa im fernen Böhmen an Karls IV. Hofe verbracht hätte, so erscheint es sehr fraglich, ob auch dann Italien der Ausgangs- und Mittelpunkt der humanistischen Geistesbewegung geworden oder ob nicht vielmehr derselbe, falls er überhaupt sich zu bilden vermocht hätte, nach dem Norden verlegt worden wäre. Wahrscheinlich wäre der in Italien bis dahin ausgestreuete und bereits im Aufkeimen be-

griffene Saamen der Renaissancebildung aus Mangel an Pflege wieder abgestorben, ohne Blüthe noch Frucht zu tragen, Italien wäre nicht das Mutter- und Centralland der modernen Bildung geworden, und schwerlich würde ein anderes dafür einzutreten befähigt gewesen sein, am wenigsten aber das slavische Böhmen. Dort hätte der Humanismus höchstens, wie einst am Hofe des grossen Karl, nur zu einer künstlichen und vorübergehenden Blüthe gelangen, nur die Hofkreise beschäftigen, nicht aber breitere Schichten der Bevölkerung ergreifen können. Vielleicht dass dennoch Böhmen und mit ihm Deutschland durch die Macht der neuen Bildung für kurze Zeit befähigt worden wären, die geistige Hegemonie des westlichen Europa's zu übernehmen, aber diese würde gewiss, da die Geistesbewegung, auf welche sie sich gründete, feste Wurzeln nicht zu fassen vermocht hätte, nur von kurzer Dauer gewesen und ihr ein chaotischer Zustand der Cultur nachgefolgt sein. Petrarca, als er in Italien verblieb und seinen mächtigen Einfluss dort zur Geltung brachte, bereitete dem entstehenden Humanismus eine feste Stätte, in welcher allein dieser die für seine Entwickelung und Lebensfähigkeit erforderlichen historischen Bedingungen erfüllt fand. Es ist eins der interessantesten Schauspiele, welche die Culturgeschichte darbietet, zu beobachten, wie gleichsam unter den Fittigen des Geistes Petrarca's der Humanismus allenthalben in Italiens Städten emporspriesst und aus zarten Anfängen zur üppigen, blüthen- und fruchtreichen Pflanze heranwächst. Diese in ihrer Art einzige Entwickelung im Einzelnen zu betrachten und zu verfolgen wird uns im weiteren Verlaufe unserer litterargeschichtlichen Erzählung eine ebenso wichtige als dankbare Aufgabe sein. —

Unmittelbar nach seinem Wiedereintreffen in Padua wurde Petrarca durch eine seltsame, ja unheimliche Begebenheit veranlasst, einen langen Brief an seinen Freund Boccaccio zu richten [1]).

Zu Boccaccio war unlängst ein Karthäusermönch Gioachino

---

[1]) Ep. Sen. I 5 (28. Mai 1362).

Ciani gekommen, hatte ihn eindringlich ermahnt, sein sündiges Leben zu ändern und ihm zugleich, wenn er dies nicht zu thun gewillt sei, den baldigen Tod verkündet. Den Auftrag zu solcher Botschaft gab er an von einem jüngst im Geruch der Heiligkeit gestorbenen und ihm befreundet gewesenen Klosterbruder Pietro Petroni erhalten zu haben, dem solches durch eine unmittelbare Offenbarung Christi geboten worden sei [1]. Die gleiche Mahnung wie an Boccaccio sollte er auch, fügte er hinzu, an mehrere andere berühmte Gelehrte Italiens, Frankreichs und Deutschlands, zuletzt aber auch an Petrarca, richten. Auf den empfindsamen und weichen Boccaccio machte diese merkwürdige Mahnung zur Busse, dies anscheinende Hineinragen der überirdischen Welt in das Erdenleben, den tiefsten Eindruck, zumal da er sich bewusst sein musste, dass sein bisheriges Leben und mehr noch seine, des Verfassers des Decamerone, bisherige schriftstellerische Thätigkeit keineswegs von sittlichem Makel frei sei. Er gelobte sich, ein anderes, besseres Leben zu beginnen und sogar, um sich ungestört und ausschliesslich religiösen Betrachtungen und Uebungen widmen zu können, seine profanen Bücher zu verkaufen und jeder Beschäftigung mit Poesie und Litteratur zu entsagen. In der Angst seiner Seele schrieb er an Petrarca, theilte ihm mit, was er erlebt und beschlossen habe, und bat ihn um seinen Rath [2].

Petrarca antwortete dem Freunde in dem oben erwähnten, sehr ausführlichen Briefe, welcher in mehr als einer Beziehung höchst bemerkenswerth ist. Es wäre gewiss nur begreiflich und verzeihlich gewesen, wenn der alternde und durch die traurigen Ereignisse, die er in letzter Zeit durchlebt, gemüthlich tief ergriffene Mann sich in der Beurtheilung des sonderbaren Vorfalles von abergläubischer Furcht befangen gezeigt hätte, besonders da auch ihm das Erscheinen des unheimlichen Busspredigers in Aussicht gestellt war. Aber der Vater des Humanismus handelte, wie es seiner würdig war, und bewies,

[1]) vgl. Acta Sanctorum, 29. Mai.
[2]) vgl. Landau, Giovanni Boccaccio p. 205 ff.

dass er über mittelalterlichen Aberglauben erhaben sei. Die Möglichkeit freilich einer solchen göttlichen Offenbarung, wie sie Pietro Petroni zu Theil geworden sein sollte, leugnete er nicht, aber er machte den Freund darauf aufmerksam, wie leicht in dem vorliegenden Falle ein Betrug vorliegen könne und wie Gioachino Ciani seine Sendung erst noch unwiderleglicher, als bisher geschehen, nachzuweisen habe. Er legte ferner mit eindringlichen Worten beredt dar, wie die Beschäftigung mit humanistischer Wissenschaft keineswegs dem christlichen Glauben widerstreite und wie Gelehrsamkeit nicht die Erlangung der Seligkeit im Jenseits verhindern könne. Er gab demnach der Hoffnung Ausdruck, dass Boccaccio sich nicht zu einer Verzichtleistung auf wissenschaftliche und poetische Studien dauernd bestimmen lassen werde, wenn aber dies, fügte er hinzu, und das ist bezeichnend für den leidenschaftlichen Bücherfreund, wider Erwarten doch geschehen solle, so möge er wenigstens seine Bibliothek nur an ihn verkaufen, damit sie nicht etwa zersplittert werde oder in unwürdige Hände übergehe.

Es hatte dieser Brief wenigstens theilweisen Erfolg. Boccaccio, ermuthigt durch des hochverehrten Freundes Zuspruch, blieb den humanistischen Studien treu, doch die frühere Unbefangenheit und Heiterkeit des Gemüthes gewann er nicht mehr wieder, er wurde nachdenklich und begann, sich einer asketischen Denkweise zuzuneigen. So tiefe Wellen schlug das Mittelalter noch in dem vollen Quellenstrome des Humanismus! Auch später sollte noch oft genug des Mittelalters Geist das neue Geschlecht gespensterhaft erschrecken. — —

Wahrscheinlich schon bei seinem Verweilen in Venedig, im Mai, hatte Petrarca den Entschluss gefasst, seinen bleibenden Aufenthalt in der Lagunenstadt zu nehmen, deren geordnete politische Zustände behagliches Wohnen zu verbürgen und deren maritime Lage Sicherheit vor ansteckenden Seuchen zu gewähren schienen[1]), und er brachte diesen Entschluss

[1]) Ep. Sen. III 1.

denn auch nach wenigen Monaten zur Ausführung. Um sich in der theueren Stadt eine angemessene Wohnung ohne eigenen Kostenaufwand zu sichern, machte er durch Vermittelung des ihm befreundeten Grosskanzlers der Republik dem venetianischen Senate das Anerbieten, dass er denselben oder vielmehr, wie der officielle Ausdruck lautete, den heiligen Evangelisten Marcus zum Erben aller der Bücher, welche er gegenwärtig besitze und künftig etwa noch besitzen werde, einsetzen wolle, wenn ihm dagegen die Nutzniessung eines „nicht umfangreichen, aber anständigen" Hauses gewährt und wenn nach seinem Tode seine Bibliothek weder verkauft noch zersplittert, sondern in einem angemessenen, vor den Unbilden der Witterung geschützten Raume aufgestellt werde [1]). Die venetianische Regierung nahm das Anerbieten, welches bei dem verhältnissmässig grossen Umfange der Bibliothek Petrarca's und bei dem damaligen hohen Werthe der Bücher höchst vortheilhaft für sie war, denn auch dankend an. „In Anbetracht dessen," heisst es in der betreffenden, vom 4. September datirten, Zuschrift [2]) an Petrarca in unbeholfenem Latein, „wie sehr das Anerbieten des Herrn Franciscus Petrarca (dessen Ruhm auf dem ganzen Erdkreise heute so gross ist, dass es nach Menschengedenken keinen Moralphilosophen und Dichter gegeben hat noch gibt, welcher mit ihm verglichen werden könne) zum Lobe Gottes und des heiligen Evangelisten Marcus und zur Ehre und zum Ruhme unserer Stadt gereichen wird, soll dies Anerbieten unter den von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Bedingungen angenommen werden." Der Vertrag gelangte in seinen wesentlichsten Bestimmungen zur Ausführung. Petrarca erhielt als Wohnung den „Palast der beiden Thürme (palazzo delle due Torri)" an der Riva degli Schiavoni überwiesen [3]), und seine Büchersammlung ging wenig-

---

[1]) Die betr. Urkunde ist in ihrem Wortlaute von Fracassetti, Lett. fam. V p. 376 f. mitgetheilt. Vgl. Petrarca e Venezia, p. 47 ff. u. p. 281 ff.

[2]) im Wortlaute z. B. bei Fracassetti l. l.

[3]) vgl. Malmignati a. a. O. p. 65 u. Fracassetti, Lett. fam. V p. 381. Das Haus ist, wenn auch in seinem Baue wesentlich verändert, noch heute erhalten und durch eine Inschrift kenntlich gemacht.

stens theilweise nach seinem Tode in den Besitz der Republik über, freilich aber nur, um traurigster Verwahrlosung anheimzufallen [1]). —

So siedelte denn Petrarca im Herbst 1362 nach Venedig über und nahm daselbst für die nächsten fünf Jahre seinen bleibenden Aufenthalt. Er fühlte sich, wenigstens während der ersten Zeit, sehr wohl und zufrieden in seinem neuen Wohnsitze in der Stadt, welche er als die einzige Stätte der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, als die einzige Zuflucht der Guten und als den einzigen Port bezeichnete, welchen die durch die allenthalben wüthenden Stürme der Tyrannei und des Krieges schwer geschädigten Lebensschiffe der nach einem behaglichen Leben Strebenden aufsuchen könnten [2]). Das rege Leben und Treiben in der blühenden Handelsstadt, das stete Ein- und Auslaufen der verschiedenartigsten Schiffe interessirte ihn ungemein und manche mondhelle Nacht konnte er damit verbringen, von seinem Fenster aus die wechselnden Vorgänge im Hafen zu beobachten [3]). Es erschloss sich für ihn, der bis dahin nur im Binnenlande gelebt und auf seinen Seereisen das Meer nur von der furchtbaren und gefahrbringenden Seite kennen gelernt hatte, sozusagen eine neue Welt, und er begann zu ahnen, dass der Menschengeist auch auf anderen Gebieten, als denen des wissenschaftlichen und poetischen Schaffens, Wunderbares hervorbringen könne, dass auch das im Handel und Gewerbbetriebe sich kundgebende Streben nach materiellen Gütern seine Berechtigung und seine Grösse besitze. Sonst war ihm der Aufenthalt in grossen Städten verhasst gewesen, jetzt söhnte er sich mit ihm aus und erkannte, dass er auch vortheilhafte und angenehme Seiten habe. Wesentlich erleichtert mochte ihm solche Sinnesänderung allerdings dadurch werden, dass Venedig trotz seines grossstädtischen Treibens doch, Dank

---

[1]) Das Nähere sehe man b. Fracassetti, Lett. fam. V p. 381. b. Malmignati p. 81 u. Petrarca e Venezia, p. 41 ff.

[2]) Ep. Sen. IV 3.

[3]) Ep. Sen. IV 2.

seiner eigenthümlichen Lage, von dem sonst damit verbundenen nervenerschütternden Geräusche der rasselnden Wagen und stampfenden Rosse frei war und in Folge dessen selbst grössere äussere Ruhe als manche kleine Landstadt gewähren konnte.

Die Annehmlichkeit seines neuen Aufenthaltes wurde für den Dichter noch dadurch erhöht, dass er daselbst reiche Gelegenheit fand, mit geistvollen und gelehrten Männern zu verkehren. Venedig war schon damals, was es später in noch höherem Grade werden sollte, ein Centralpunkt humanistischen Strebens, und selbst hohe Staatsbeamte waren Freunde und Förderer der neu entstehenden Bildung. So vor allen der Grosskanzler der Republik, Benintendi de' Ravegnani [1]), der sich als Geschichtsschreiber einen rühmlichen Namen erworben hat, so auch selbst der Doge Lorenzo Celso, dem Petrarca ein warm empfundenes Lob spendet [2]). Am innigsten aber befreundete Petrarca sich mit dem aus Pratovecchio im Apenninenlande gebürtigen und daher Apenninigena genannten Grammatiker Donato degli Albanzani [3]). Zwischen beiden Männern bildete sich trotz der Ungleichheit ihres Alters — Donato war der beträchtlich Jüngere — das vertraulichste Verhältniss, so dass sie selbst auch in gewisse Familienbeziehungen zu einander traten und an dem, was in dem Kreise der Ihrigen geschah, den herzlichsten Antheil nahmen. Donato that Alles, was ihm nur möglich war, um dem verehrten Freunde seine Anhänglichkeit und Ergebenheit zu bezeugen, ja er ging in diesem Streben wol zu weit: er überhäufte, obschon er keineswegs vermögend war, Petrarca fortwährend mit Geschenken, so dass dieser wiederholt und ernstlich dagegen protestiren musste [4]). Petrarca aber unterstützte den Freund, der trotz oder vielmehr wegen seiner Freigebigkeit sich öfters in

---

[1]) vgl. über ihn Fracassetti, Lett. fam. IV p. 198 ff.

[2]) Ep. Sen. IV 3.

[3]) vgl. über ihn Fracassetti, Lett. fam. V p. 238 und die dort citirten Schriften.

[4]) Ep. Sen. XIV (XV) 9. — Briefe Petrarca's an Donato: Sen. V 5. 6. 7. VIII 6. X 4. 5 XIV 9.

Geldverlegenheit befand, mit Darlehen und entband ihn testamentarisch von der Pflicht der Rückzahlung, für welche Grossmuth Donato wieder sich dadurch dankbar bewies, dass er Petrarca's Buch über die berühmten Männer in's Italienische übersetzte. Es hat gerade im Verkehre mit Donato Petrarca sich von seiner menschlich schönen Seite gezeigt und ist in demselben, was nicht eben oft geschehen, einmal herabgestiegen aus der sonst eifersüchtig behaupteten olympischen Höhe zu dem Niveau der Menschlichkeit: er war Donato gegenüber wirklich Freund, nicht bloss Rhetor, und betrachtete ihn als wirklichen Freund, nicht bloss als einen passenden Adressaten für stylvolle Episteln.

Die Familienverhältnisse des greisen Dichters gestalteten sich in Venedig zunächst recht freundlich. Schon in Mailand hatte, wahrscheinlich im letzten Jahre seines dortigen Aufenthaltes, seine Tochter Francesca sich mit einem jungen Edelmanne Franceschino d'Amicolo da Brossano [1]) vermählt und das junge Ehepaar, das in bester Harmonie gelebt zu haben scheint [2]), war ebenfalls nach Venedig gezogen. Hier wurde ihm — nachdem bereits ein Töchterchen, welches den Namen der Urgrossmutter Eletta erhielt, vorausgegangen war — im Februar 1366 ein Söhnlein geboren, welches von Donato degli Albanzani aus der Taufe gehoben und nach seinem mütterlichen Grossvater Francesco benannt wurde. Dies Kind wurde Petrarca's Liebling und glich ihm in seinen Zügen in ganz auffälliger Weise. Unsäglich war des Grossvaters Schmerz, als ihm nach kaum zweiundeinhalb Jahren, am 15. Juni 1368, der Enkel durch den Tod wieder geraubt wurde [3]).

---

[1]) Petrarca charakterisirt ihn Ep. Sen. V 7 (8) als „quo nemo adolescens melior, caritatis et constantiae plenus".

[2]) vgl. Boccaccio b. de Sade, III p. 724.

[3]) Ep. Sen. X 4. XI 3. Petrarca widmete dem verstorbenen Liebling eine poetische Grabschrift (b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 262), in welcher das Alter des Kindes als zwei Jahre und vier Monate betragend angegeben wird. Das im Eingange der Grabschrift bezeichnete Datum des Todestages XIV Kal. Jun. aber ist nach Ep. Sen. X 4 offenbar falsch, wenn die gewöhnliche Tradition richtig sein soll, dass das Kind zu Pavia starb, wäh-

So hatte Petrarca binnen wenigen Jahren den Sohn und den Enkel verloren und zu diesen beiden Verlusten gesellte sich noch ein dritter, der ihn vielleicht noch schmerzlicher berührte.

Er hatte im Jahre 1364 [1]) einen Jüngling als Schüler in sein Haus aufgenommen, um dessen weitere wissenschaftliche Ausbildung zu leiten, nachdem er vorher des Donato Unterricht genossen hatte. Der junge Mann, ein geborner Ravennate, zeigte die glänzendste Befähigung für die humanistischen Studien und erfüllte seinen Lehrer mit den stolzesten Hoffnungen. „Er ist arm und vermögenslos" — so charakterisirt ihn Petrarca in einem Briefe an Boccaccio [2]) — „aber seine Bedürfnisslosigkeit und sein ernstes Wesen würden auch einem Greise zum Lobe gereichen. Er fasst rasch auf, urtheilt mit Scharfsinn und besitzt ein umfassendes und, was das Wichtigste ist, auch festes Gedächtniss. Meine zwölf Eklogen hat er binnen elf auf einander folgenden Tagen auswendig gelernt und sie so im Gedächtnisse behalten, dass er mir täglich am Abende eine Ekloge hersagen konnte und zwar die beiden letzten so wörtlich und ohne Anstoss, als wenn er das Buch vor den Augen hätte. Er besitzt überdies, was ja in unserer Zeit so selten ist, eine grosse Erfindungsgabe, einen edeln Drang zur eigenen Productivität und poetische Anlage, so dass er schon eigene Gedichte verfasst und, wenn er leben bleibt und, wie ich hoffe, sich günstig fortentwickelt, einmal Bedeutendes leisten wird. — — Seine sittliche Aufführung ist eine solche, dass ich ihn ebenso wie einen leiblichen Sohn liebe und vielleicht mehr noch, da ja ein Sohn, wie unsere Jünglinge nun einmal sind, den Vater zu beherrschen begehrt, dieser aber nur zu gehorchen bestrebt ist und sich nicht seinen Ver-

rend Petrarca gerade dem Hochzeitsfeste der Violante Visconti mit dem Herzoge Lionel von Clarence beiwohnte. Diese Tradition scheint indessen sehr schlecht begründet zu sein.

[1]) Ueber die schwierige Zeitbestimmung vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 93 ff.

[2]) Ep. Fam. XXIII 19.

gnügungen, sondern den Arbeiten für mich widmet und zwar nicht etwa aus Geldgier oder in der Hoffnung auf eine Belohnung, sondern einzig aus Liebe zu mir und in dem Glauben, dass er durch den Umgang mit mir besser werden kann." Im ferneren Verlaufe des Briefes hebt Petrarca auch rühmend hervor, wie wesentliche Dienste ihm Giovanni — so hiess der junge Mann — als Copist leiste, zumal er eine sehr schöne und deutliche Handschrift besitze, welche die Schreibweise der gewerbsmässigen Schreiber weit übertreffe.

Wie schmerzlich überrascht musste also Petrarca sein, als ihm nach kaum drei Jahren Giovanni ganz plötzlich und mit der grössten Bestimmtheit erklärte, er wolle Venedig verlassen, um in der Fremde, etwa in Unteritalien oder in Avignon, weitere Studien zu machen und namentlich Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen zu finden. Was den Jüngling zu diesem Entschlusse bestimmt haben mag, lässt sich leicht vermuthen. Er war es offenbar müde geworden, für Petrarca beschwerliche Schreiberdienste zu verrichten und seine Zeit mit dem Ordnen und Copiren der „Freundesbriefe", womit er beauftragt worden war, zu verlieren, ohne dass ihm dafür von Petrarca ein regelmässiger und geordneter Unterricht ertheilt wurde. So beharrte er denn trotz aller Zureden und Vorstellungen Petrarca's auf seinem Vorhaben und dem letzteren blieb schliesslich Nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und seinen Schüler, nachdem er ihn mit Reisegeld ausgestattet hatte, zu entlassen [1]). Vorläufig kam indessen Giovanni nicht weit, sondern kehrte nach mancherlei nicht eben angenehmen Abenteuern und nachdem sein Reisegeld ihm ausgegangen war, in sehr abgerissenem Zustande und in reumüthiger Stimmung zu Petrarca zurück, der ihn mit offenen Armen aufnahm [2]). Bald aber erwachte des Jünglings Reiselust auf's Neue, er verliess seinen alten Lehrer abermals und gelangte nun glücklich nach Rom, wohin ihm Petrarca

---

1) Ep. Sen. V 5.
2) Ep. Sen. V 6.

einmal später einen väterlich herzlichen Brief schrieb [1]), so wie er ihn auch schon früher wohlwollend an mehrere einflussreiche Männer empfohlen hatte [2]). Was ferner aus dem talentvollen Jünglinge geworden, ist unbekannt. Einige Forscher haben ihn, aber, wie es scheint, mit Unrecht mit dem berühmten Humanisten Giovanni de' Malpaghini identificiren wollen, welcher am Ende des vierzehnten und am Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts eine Professur an der Hochschule von Florenz bekleidete [3]). — —

Wie immer, so verfolgte Petrarca auch in Venedig den Gang der politischen Ereignisse mit eben so grosser Aufmerksamkeit als Theilnahme und suchte in dieselben, so weit es ihm vergönnt war, zu Gunsten der ihm so gastfreundlichen Republik einzugreifen. Eine Gelegenheit hierzu bot sich ihm bald dar.

Es war im Jahre 1363 auf der damals dem Lagunenstaate unterworfenen Insel Candia eine Empörung gegen die venetianische Herrschaft ausgebrochen, welche in Folge der grossen Verbreitung, die sie sowol unter den venetianischen Colonisten als auch unter den griechischen Einwohnern fand, und nicht minder in Folge der eigenthümlichen Terrainbeschaffenheit des Landes einen bedrohlichen Charakter annahm [4]). Die Venetianer waren bemüht, für die Niederwerfung des Aufstandes die Dienste des erprobten veronesischen Condottiere Luchino del Verme zu gewinnen, und der Doge ersuchte in Folge dessen Petrarca, welcher sich an dem Hofe der Visconti mit Luchino befreundet hatte, an diesen ein Schreiben zu richten, welches ihn zur Uebernahme des angetragenen Oberbefehles bestimmen möchte. Gern entsprach Petrarca dieser Aufforderung und richtete an Luchino eine lange Epistel „über das Amt und die Tugenden

[1]) Ep. Sen. XV 12.

[2]) Ep. Sen. XI 8 u. 9.

[3]) vgl. über diese Frage die weitläufige Untersuchung bei Tiraboschi, V p. 851—862. — Giovanni ist von Otto Müller zum Helden des absurden und durch und durch unhistorischen Romans „Aus Petrarca's alten Tagen" gemacht worden.

[4]) vgl. Leo, a. a. O. p. 85 ff.

eines Feldherrn" [1]). Er begann dieselbe mit einem volltönenden Lobe der Tapferkeit Luchino's, der fast sein ganzes Leben unter den Waffen zugebracht habe und jetzt auf Beschluss eines mächtigen Freistaates zur Durchführung eines schwierigen Kampfes nach Candia, dem alten Creta, gesandt werden solle. Er schildert sodann die Grösse dieser Insel, die Terrainhindernisse, welche sie der Kriegführung entgegenstelle und die altbekannte Treulosigkeit ihrer Bewohner. Alle Hindernisse jedoch werde Luchino's erprobte Tapferkeit sowie die Gerechtigkeit der Sache, welche er verfechte, siegreich überwinden. Während nun vielleicht Andere dem in den Krieg ziehenden Feldherrn Rosse und kostbare Waffen zum Geschenke darbrächten, könne er, Petrarca, in seiner Armuth ihm als Abschiedsgabe nur den Spruch bieten: „Im Namen Christi erhebe Dich und gehe hin!" Luchino solle sich Gott zu seinem Führer und die heiligen Engel zu seinen Bannerträgern erwählen, dann werde er die auf Seite der Feinde kämpfenden Dämonen der Hölle leicht überwinden. Im Uebrigen werde ihm die Erinnerung an seine eigenen früheren Heldenthaten Kraft verleihen, nicht minder auch die Erinnerung an den Metellus Creticus, der ja einst ebenfalls das aufständische, damals aber ungleich mächtigere Creta besiegt habe.

Hierauf geht Petrarca zu der Erörterung der Tugenden über, welche ein Feldherr besitzen müsse, denn seine Absicht sei, sagt er, dem Luchino gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, in welchem dieser sich selbst erkennen solle.

Alles, dessen ein Feldherr bedürfe, sei in dem Satze Cicero's ausgedrückt: „ich meine, dass ein grosser Feldherr folgende vier Eigenschaften besitzen muss: Kenntniss des Kriegswesens, Tüchtigkeit (virtus), persönliches Ansehen und Glück" [2]). In dem Besitze dieser vier Eigenschaften aber be-

---

[1]) Ep. Sen. IV 1. In den baseler Ausgaben bildet diese Epistel einen selbständigen Tractat.

[2]) „ego sic existimo, in summo imperatore quatuor has res inesse oportere, scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem". Cic. pro leg. Manil. 10, 28.

finde Luchino sich bereits oder könne doch, wenn er in Bezug auf irgend eine noch etwas vermissen sollte, leicht durch sein edles Streben in den Besitz desselben gelangen. Die Kriegskunst werde theils durch theoretisches Studium, namentlich auch der lateinischen und griechischen Werke über die Strategik, von denen Luchino einige in Abschrift zu besitzen gewünscht habe, theils aber durch die Praxis, durch Beispiele und durch die Belehrung von Seiten der Veteranen erlangt; sie sei eine vielseitige, viele Regeln umfassende Wissenschaft, welche, wie die römische Geschichte beweise, die grösste Wichtigkeit für das Wohl der Staaten besitze. Aus drei Haupttheilen setze sie sich zusammen, indem sie lehre, was vor, was in und was nach der Schlacht gethan werden müsse. Ein guter Feldherr werde für seine Ausbildung Praxis und Theorie innig verbinden, die eine durch die andere zu stützen und zu ergänzen suchen. Die römischen Feldherren seien, mit einziger Ausnahme des Marius, alle wissenschaftlich gebildet und Freunde der Wissenschaften gewesen, dagegen seien die gegenwärtigen Feldherren und Fürsten meist rohe Gesellen und Verächter der Studien: daher auch die grossen Erfolge der Alten und die kläglichen Misserfolge oder doch nur kleinlichen Erfolge der Neueren. Luchino bilde in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Uebrigens jedoch habe der Feldherr durchaus nicht nöthig, sich etwa mit Philosophie oder Poesie zu beschäftigen, es genüge vielmehr, dass er denjenigen Wissenszweigen, welche zu dem Kriegswesen in unmittelbarer Beziehung stehen, ein stätiges Studium widme.

Die Tüchtigkeit sei eine zweifache: eine körperliche und eine geistige. Der Feldherr müsse, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, leiblich stark und gesund sein. Wichtiger sei jedoch für ihn die geistige Tüchtigkeit. Es bestehe dieselbe: 1) in Verschlagenheit und Klugheit, deren der Feldherr z. B. bei Verhandlungen mit dem Feinde dringend bedürfe; 2) in todesverachtendem Muthe; 3) in der Gerechtigkeit, deren Vorschriften der Feldherr sowol, seinen Feinden als namentlich auch seinen Mitbürgern und Bundesgenossen gegenüber ehren

müsse; 4) in der Bescheidenheit und Mässigung, welche namentlich in der Beherrschung sinnlicher Gelüste zu beweisen seien. Zu allem diesen aber müsse nun noch die Fähigkeit hinzutreten, mit den Kriegern in leutseliger Weise verkehren zu können. Nicht minder auch bedürfe der Feldherr der Geduld, sowol um die körperlichen Schmerzen, welche aus etwaigen Verwundungen entspringen, als auch um die missgünstigen Urtheile der grossen Menge ertragen zu können. Von grösster Wichtigkeit aber sei es, dass der Feldherr sich das Vertrauen seiner Krieger zu erwerben verstehe.

Seien die eben besprochenen Eigenschaften in einem Feldherrn vereinigt, so werde er das persönliche Ansehen, die Autorität, sich leicht erwerben, zumal wenn noch hinzukomme, dass er edelem Geschlechte entsprossen und Träger eines edelen Namens sei, dass er ein gewinnendes Aeussere besitze und dass er über kriegerische Beredtsamkeit verfüge.

Das Glück freilich könne Niemand sich selbst verleihen, noch dasselbe, wer es besitze, beliebig steigern, nichtsdestoweniger sei es für den Feldherrn ein unbedingtes Erforderniss, denn nur einem glücklichen Führer folgen die Krieger mit Vertrauen.

Der Brief schliesst damit, dass Luchino ein ruhmvoller Sieg und eine glückliche Heimkehr gewünscht wird.

Luchino nahm das ihm angetragene Commando an. Man wird billig bezweifeln dürfen, dass Petrarca's pathetisches und schulmeisterliches Schreiben auf den Entschluss des tapfern Haudegens sonderlichen Einfluss ausgeübt hat, und wird vielmehr zu glauben geneigt sein, dass andere, namentlich aber klingende Gründe für den Condottiere weit maassgebender waren. Nichtsdestoweniger ist Petrarca's Epistel ein bemerkenswerthes Schriftstück. Sie zeigt uns, wie der damals doch noch so jugendliche Humanismus dennoch sich bereits stark genug fühlte, um seinen Einfluss auch auf Gebieten geltend zu machen, welche seinem eigentlichen Wesen doch sehr fern lagen. Der Humanist am Schreibtische stellt aus classischen Reminiscenzen Verhaltungsmaassregeln für den schlachtgeübten

Condottiere zusammen! Das Publicum aber findet das nicht etwa wunderlich und komisch, sondern ganz in der Ordnung und vernünftig. Bald sollte die Zeit kommen, in denen man die Kriege ganz akademisch und schachspielmässig nach den Regeln der antiken Taktik und Strategik zu führen mindestens eifrig bestrebt war, wenn auch leicht ersichtliche äussere Gründe eine vollkommene Realisirung dieses Strebens nicht gestatteten. Es ist die Einwirkung des Humanismus auf das Kriegswesen eine sehr bedeutende und bis auf die Gegenwart nachhaltige gewesen. Auch die Kriegskunst hat, ganz wie die bildenden Künste, mit denen sie sich ja auf dem Gebiete der Architektur nahe berührt, ihre Renaissance gehabt, deren Specialgeschichte zu erzählen eine ebenso interessante als belehrende Aufgabe sein würde.

Petrarca konnte Luchino bald zu dem errungenen Siege beglückwünschen [1]), denn der kriegsgeübte Feldherr warf, wie man es von ihm erwartet hatte, den Aufstand der Kretenser in überraschend kurzer Zeit nieder. In der sechsten Stunde [2]) des 4. Juni 1364 stand Petrarca mit einem bei ihm zu Besuch weilenden Freunde, dem Erzbischofe Bartolomeo Papazzurri von Patras, am Fenster und blickte auf das vor ihm liegende Meer hinaus. Da sah man plötzlich eine laubbekränzte Galeere mit eilenden Ruderschlägen dem Hafen zusteuern und bald in denselben einlaufen. Begierig zu erfahren, was das Fahrzeug bringe, strömte das Volk auf den Molo zusammen, und man vernahm denn die für den ersten Augenblick unglaublich klingende, aber nichtsdestoweniger verbürgte Kunde, dass die Candioten von Luchino gänzlich besiegt und der venetianischen Herrschaft auf's Neue unterworfen worden seien. Unglaublich war die Freude der von schwerer Sorge befreiten Bürger der Lagunenstadt: von ihrem Dogen geleitet zogen sie zunächst

---

[1]) Ep. Sen. IV 2.

[2]) d. i. nach damaliger Rechnung Vormittags zwischen neun und zehn Uhr.

zur Marcuskirche, um dort Gott zu danken für die erwiesene Gnade[1]).

Dann aber, als inzwischen auch der siegreiche Feldherr selbst mit den erbeuteten Tröphäen heimgekehrt war, rüstete man sich, den errungenen Sieg durch festliche Spiele zu verherrlichen. Die grossartigsten Vorbereitungen wurden hierzu getroffen. Endlich vom 4. bis 7. August fand das prächtige Fest statt. Edle Jünglinge und Krieger führten auf dem Marcusplatze ritterliche Wettkämpfe und Turniere auf mit all' dem Glanze, den das endende Mittelalter solchen Festlichkeiten zu verleihen pflegte. Reiche Preise, über deren Zuertheilung die bestellten Kampfrichter — der Doge, Luchino und die dem Feste beiwohnenden fremden Ritter — zu entscheiden hatten, waren ausgesetzt, als erster, den ein Venetianer sich gewann, eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone, als zweiter, mit welchem ein Ferrarese beliehen wurde, ein silbernes Wehrgehänge von köstlicher Arbeit. Der ganze Marcusplatz aber, soweit er nicht als Turnierstätte diente, war so dicht mit Zuschauern besetzt, dass auch nicht ein Maiskern hätte zur Erde niederfallen können. Von einer Tribüne aus schauten auch vierhundert der vornehmsten und schönsten Frauen den in dem rossearmen Venedig so seltenen Ritterspielen zu. Der Doge aber hatte in der Marmorloge der Vorhalle der Marcuskirche mit seinem Gefolge Platz genommen; die ehrende Auszeichnung, zur Rechten des Fürsten zu sitzen, wurde Petrarca zu Theil, welcher auf diese Weise selbst vor mehreren anwesenden englischen Rittern vom höchsten Range, Verwandten des Königs, bevorzugt wurde — ein schöner Beweis, wie hoch damals geistiger Adel geschätzt ward.

So lebte der Dichter im schönen Venedig ein behagliches, an Freuden und Ehren reiches Leben. Auch sein körperliches Befinden war mit Ausnahme dessen, dass er einmal im Jahre 1365 fünf Monate lang von einer lästigen Hautkrankheit ge-

---

[1]) Dies und das Nächstfolgende nach Ep. Sen. IV 3.

plagt wurde[1]), das beste und die Beschwerden des Greisenalters machten sich ihm noch nicht fühlbar. Bangen Befürchtungen hatte er sich hingegeben, als er am 20. Juli 1366 in das 63. Lebensjahr eingetreten war, denn während er sonst so frei von Aberglauben war[2]), konnte er doch sich des Gedankens nicht erwehren, dass dieses Lebensjahr ein ominöses sei, wie mehrere römische Autoren — Gellius in den „Noctes Atticae", Censorinus in dem „liber de saeculis"[3]) und Julius Firmicus Maternus im vierten Buche seiner „Mathesis" — es behauptet hatten. Da nämlich, so lautete des letztgenannten Autors seltsame Beweisführung, das 7. und 9. Lebensjahr erfahrungsmässig kritische seien, so müsse das 63., welches das Product von 7 mal 9 darstelle, es im doppelten Grade sein[4]). Indessen am 20. Juli 1367 konnte Petrarca seinem Freunde Boccaccio, welchem er vorher seine trüben Ahnungen mitgetheilt hatte, die tröstliche Nachricht zukommen lassen[5]), dass das gefürchtete Jahr ihm nicht das geringste Unheil gebracht und dass er sogar sich nie körperlich wohler als während desselben gefühlt habe, ja es seien ihm in diesem selbst zwei grosse Freuden bereitet worden: die Eroberung Alexandriens durch den König von Cypern und die Rückkehr des Papstes nach Rom. Während wir das erste der beiden hier genannten Ereignisse als für unsere Erzählung nicht minder wie für die allgemeine Geschichte bedeutungslos übergehen wollen[6]), müssen wir uns bei dem zweiten, welches sowol für das äussere Leben als auch für die litterarische Thätigkeit Petrarca's bedeutungsvoll wurde, etwas länger verweilen.

Papst Innocenz VI. war am 12. September 1362 gestorben. Sein Nachfolger wurde durch die Wahl eines stürmisch be-

---

[1]) Ep. Sen. III 3.
[2]) vgl. S. 197 ff. u. 360 f.
[3]) Gell. XV 7. Censorin. de die natali c. 14.
[4]) Ep. Sen. VIII 1.
[5]) Ep. Sen. VIII 8 (b. Fracassetti 7).
[6]) Eine kurze Notiz darüber gibt Fracassetti, Lett. sen. I p. 497, vgl auch Christophe, a. a. O. II p. 262 f.

wegten Conclave ein ausserhalb des Cardinalates stehender Prälat, Wilhelm Grimoard, Abt des St. Victorklosters von Marseille, welcher am 6. November gekrönt wurde und den Namen Urban V. annahm [1]).

Petrarca, noch immer den festen Glauben hegend, dass nur Rom die des Nachfolgers Christi würdige Residenz sein könne, richtete an den neuen Papst, wie einst an Benedict XII. und Clemens VI., ein Schreiben, in welchem er ihn mit beredten Worten — doch ohne poetische Umkleidung — zur Rückkehr nach Rom aufforderte [2]).

Er begann diese bemerkenswerthe Epistel, welche in Wahrheit vielmehr ein kirchenpolitischer Tractat zu nennen ist, damit, dass er erklärte, sein Freund, der Patriarch Philipp von Jerusalem (der frühere Bischof von Cavaillon), habe ihm die Anregung und Ermuthigung zur Abfassung derselben gegeben. Sodann lobt er des Papstes energische kirchenreformatorische Bestrebungen, lobt, dass er den in Avignon müssig weilenden Bischöfen befohlen habe, in ihre Sprengel zurückzukehren und sich an ihren Pfründen genügen zu lassen, dass er die unsinnigen Modetrachten von seinem Hofe verbannt habe — die Schnabelschuhe, die Federhüte [3]), die nach Weiberart zierlich abgetheilten Scheitel, die unzüchtigen Gewänder, die den Unterleib beengenden Schnürleiber —, dass er sich die Wiederaufrichtung der durch den Krieg zerrütteten Universität Bologna angelegen sein lasse und dass er endlich die Straflosigkeit der in den Häusern der Cardinäle ein Asyl suchenden Verbrecher aufgehoben habe. Nur in einem Punkte handele der sonst so weise Papst nicht recht und darauf erlaube er sich, ihn mit aller Offenheit, aber auch in aller Demuth aufmerksam zu machen. Habe er doch auch an den Kaiser mit der gleichen Offenheit Ermahnungen und Vorstellungen zu richten gewagt, nicht weil er ein Recht dazu

---

[1]) vgl. Christophe a. a. O., II p. 249 ff.
[2]) Ep. Sen. VII 1.
[3]) pennati vertices?

besitze, sondern weil er glaube, es sei seine Pflicht, in solchen Fällen zu reden, wenn alle Anderen und auch die zum Reden Berechtigten schwiegen. Uebrigens habe auch der Kaiser seine Mahnungen immer freundlich aufgenommen. Dies Eine, in Bezug auf welches der Papst nicht recht handele, sei, dass er seine Braut d. h. Rom fortdauernd im Stiche lasse. Allerdings könne man ja einwenden, des Papstes Braut sei die ganze Kirche und der Papst dürfe an jedem beliebigen Orte, wo er nur immer wolle, residiren. Das sei an sich auch ganz richtig, aber nicht weniger richtig sei trotzdem, dass Rom in ganz besonderem Sinne des Papstes Braut sei, denn wie alle bedeutenderen Städte ihren Bischof besässen, so habe Rom den Papst zu seinem Bischofe und folglich sei dieser verpflichtet, dort zu residiren. Jetzt werde Rom, wie eine arme verlassene Wittwe, von höchster Noth bedrückt. Schon sei die Laterankirche ihres Daches beraubt und stehe aller Unbill der Witterung offen, die Kirche der Apostel Peter und Paul aber sei zu einer Ruine und einem unförmlichen Steinhaufen geworden. Wie könne ein Papst, der sich „Urbanus“ (d. h. der Städtische) nenne, sich von der „Urbs“ (d. h. der Stadt Rom) fern halten wollen? Habe doch Gott selbst Rom zur Hauptstadt der Kirche auserwählt. Das müsse der Papst um so mehr beherzigen, als er nicht leugnen könne, dass sich gerade in seiner Erhebung auf den Stuhl Petri Gottes Fügung recht sichtbarlich erkennen lasse, denn dieselbe sei ja eigentlich gegen den Willen der Cardinäle erfolgt: diese nämlich erwählten sonst grundsätzlich nur einen aus ihrer Mitte — am liebsten möchte ein Jeder sich selbst wählen — und würden durch eigene Eingebung gewiss nicht darauf verfallen sein, einem schlichten Abte den Vorzug zu geben. Gott selbst habe ihre Wahl gerade auf ihn gelenkt, damit er die Rückverlegung des päpstlichen Stuhles nach Rom ausführen solle. Welche Schuld häufe also der Papst auf sich, wenn er dieser Absicht Gottes nicht entspreche! Frühere Päpste hätten sich durch verschiedene, oft sehr unwürdige Beweggründe zum Verbleiben in Avignon bestimmen lassen, zum Theil weil sie

Italien gar nicht kannten und ein Vorurtheil gegen dieses Land hegten: habe doch einmal Benedict XII., als ihm Aale aus dem Bolsener See von vorzüglichem Geschmacke zugesandt worden waren, sehr naiv geäussert, er habe gar nicht geglaubt, dass aus Italien etwas so Gutes kommen könne. Der gegenwärtige Papst aber kenne Italien aus eigener Anschauung[1]).

Ganz unbegründet sei es, zu glauben, dass in Rom die persönliche Sicherheit des Papstes und der Cardinäle irgendwie gefährdet sei. Viele Cardinäle aber zögen Avignon nur desshalb vor, weil sie dort Paläste und liegendes Vermögen besässen — ein ganz unwürdiger Beweggrund! Und wie hässlich wohne es sich doch an den stets windigen, schmutzigen und felsigen Ufern der Rhône! — Auch das sei schon vorbedeutungsvoll gewesen und ein Anzeichen des göttlichen Willens, dass Urban gerade zur Zeit seines Aufenthaltes in Italien erwählt worden sei. In Rom werde der Papst, wenn er, Gottes Willen gehorchend, dahin zurückkehre, mit der grössten Ehrerbietung und Freude empfangen werden, ja die Engel Gottes selbst würden bei seinem Einzuge ihn begrüssen. In Avignon dagegen könne der Papst nicht weiter mit Sicherheit wohnen: sei er doch schon von Kriegerbanden heimgesucht und zur Loskaufung gezwungen worden, eine Schmach, welche weit grösser und namentlich auch unverdienter sei, als diejenige, welche einst Bonifaz VIII. zu Anagni habe erdulden müssen.

Nun gibt Petrarca eine begeisterte Schilderung der Schönheit und des Reichthums Italiens. „Sage nur Deinen Cardinälen," redet er den Papst an, „dass Italien nicht so beschaffen ist, wie sie meinen, sondern dass es vielmehr nach dem einstimmigen Urtheile berühmter Schriftsteller der schönste und ruhmvollste Theil der Erde sei. Es würde ein geradezu unvergleichliches Land sein, dem kein Uebel anhaften und kein

---

[1]) Urban war von Innocenz VI. als Nuntius nach Neapel gesandt worden; bevor er indessen noch seinen Bestimmungsort erreicht hatte, erhielt er zu Corneto die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl.

Gut mangeln würde, wenn es nur den Frieden besässe. Diesen aber wird Deine Gegenwart ihm bringen. Sage Deinen Cardinälen, dass es in diesem Lande die edelsten und herrlichsten Städte gibt, mit denen verglichen das stinkende Avignon ganz armselig erscheint, dass das Klima daselbst äusserst gesund ist und zwischen Hitze und Kälte eine angenehme Mitte hält, dass es dort so viele und so grosse fischreiche Seeen gibt, wie sonst nirgends auf einem gleich kleinen Raume, dass dort auch Flüsse vorhanden sind, welche durch die weise Fügung der Natur in so vielfachen Krümmungen dahin strömen, dass in einem grossen Theile Italiens, in Ligurien und Venetien, in der Aemilia und Flaminia, kaum ein bedeutender Ort gefunden werde, der nicht an einer Wasserstrasse liege. Sage ihnen, dass ein von zahlreichen Häfen und altberühmten Städten umkränztes Doppelmeer das Land umfliesst und dass viele grosse Ströme sich in dasselbe ergiessen, so dass fast ganz Italien auf Wasserpfaden mühelos durchreist werden kann. Wo aber das Meer nicht strömt, da stellen sich die bis in die Wolken ragenden Alpen der Wuth der Barbaren entgegen. In der Mitte des Landes findet man grünende Hügel und sonnige Thäler und fruchtbare Gefilde, der Apennin aber, der Vater der Berge, durchschneidet ganz Italien der Länge nach mit seinen waldreichen Höhen, silberhelle Bäche strömen von ihm aus und mannigfache heilsame Gewässer, kalte und warme Quellen, aus denen zu trinken für die Dürstenden erquickend, für die Gesunden ergötzlich und für die Kranken heilkräftig ist. Reichhaltige Adern aller Metalle durchziehen das Gebirge und Heerden von kampflustigen Rindern weiden auf seinen Triften. — Auf allen Meeren gebieten Italiens Schiffe, so dass dieses ganze Mittelmeer gegen den Willen der Italiener von keinem anderen Volke befahren werden kann. Hier in Italien gibt es eine unerschöpfliche Menge von Getreide, Wein und Oel, von Bäumen, Früchten und Obstsorten, die anderswo unbekannt sind, von Holzarten, von Nutzthieren und Wild, von Fischen und Vögeln und

Speisen aller Art, so dass Deine Cardinäle nicht den Hungertod zu fürchten brauchen."

Auf die Anpreisung der materiellen Genüsse, welche Rom den Cardinälen bieten würde, kommt Petrarca dann noch einmal zurück und hebt nachdrücklich hervor, dass man dort alle nur denkbaren Leckerbissen erhalten und, wenn doch etwa der eine oder der andere fehlen sollte, er leicht durch die bequemen Handelsverbindungen beschafft werden könne — man ersieht hieraus, wie kläglich und widerlich verweltlicht die Denkweise der hohen Kirchenfürsten war. Aber auch an ernsten Mahnungen und Vorstellungen lässt er es nicht fehlen. Mit grossem Freimuthe legt er dar, wie unwürdig es sei, wenn die Cardinäle durch kleinliche Gründe zum Verbleiben in Avignon sich bestimmen liessen und ein kleines persönliches Opfer für Rom zu bringen sich scheuten, während doch mehrere römische Kaiser, welche durch ihre Geburt auswärtigen Ländern, wie Spanien, Syrien oder Africa angehört hätten, bestrebt gewesen seien, Rom zu Liebe ihre Nationalität zu vergessen und zu Römern zu werden. Bei den Cardinälen aber müsse als ein Motiv für die Rückkehr nach Rom noch hinzutreten, dass man nirgends so andächtig sein könne, wie in dieser durch die Apostelfürsten und Märtyrer geweihten Stadt.

Auch einen politischen Grund endlich macht Petrarca zu Gunsten der Uebersiedelung der Curie nach Rom geltend: der Papst müsse jetzt dem griechischen Morgenlande, welches von den Türken bedrängt werde, näher sein, um ihm Hülfe bringen zu können. Schimpflich sei es auch, wie die wahre katholische Kirche von den Griechen verachtet und geschmäht werde. Diese Schmach dürfe die rechtgläubige Christenheit nicht länger dulden und leicht sei es auch, ihr zu wehren: die Venetianer und Genuesen würden, wenn der Papst es nur wolle, das schwache byzantinische Reich mühelos zerstören oder doch seine Bewohner zum Katholicismus überführen.

Den grössten Freimuth indessen zeigt Petrarca am Schlusse des Briefes. Er habe gehört, sagt er da, dass der Papst

einen bestimmten Theil seines Palastes „Rom“ benenne und durch einen zeitweiligen Aufenthalt in demselben seiner Pflicht, in Rom zu residiren, zu genügen glaube. Wenn das wahr sei, so heisse das Gott verspotten und versuchen. .

Schliesslich erinnert der kühne Briefschreiber den Papst an die Verantwortung, welche er einst am Tage des jüngsten Gerichtes Christus und St. Peter über sein Verbleiben in Rom zu geben haben werde, und macht ihn darauf aufmerksam, dass man wol nirgends seliger sterben und auferstehen könne als in Rom, wo so viele Heilige ruhen. Wolle aber Urban V. trotz alledem nicht nach Rom zurückkehren, nun, so möge er wenigstens veranlassen, dass der Kaiser dort seine Residenz aufschlage, denn einer von beiden, der Papst oder der Kaiser, müsse unbedingt in der Hauptstadt der christlichen Welt seinen Sitz haben.

Es ist ein merkwürdiger Brief, dessen wesentlichster Inhalt im Obigen kurz wiedergegeben worden ist. Merkwürdig durch den Freimuth, mit welchem in ihm der rombegeisterte Humanist zu dem Oberhaupte der Christenheit spricht; merkwürdig ferner durch das grelle Streiflicht, das er auf die damaligen Zustände der Kirche wirft; merkwürdig auch dadurch, dass er zeigt, wie damals noch der Sinn für Naturschönheit in solchem Grade unentwickelt war, dass Petrarca die gegenwärtig von Allen gekannten und gepriesenen Reize Italiens erst gleichsam entdecken musste; merkwürdig endlich auch durch den weiten und richtigen Blick, welchen der, sonst in so seltsamen Illusionen befangene, Idealist Petrarca hier einmal beweist. Nicht nur, dass er, was allerdings so ziemlich handgreiflich war, erkennt der natürliche und historisch allein berechtigte Sitz des Papstthums könne einzig in Rom sein, sondern er schaut auch weiter und weist mit prophetischem Blicke das Papstthum und das Abendland auf die Aufgabe hin, die damals für sie im Osten gestellt ward. Er weist darauf hin, dass dem Vordringen der Osmanen Einhalt gethan werden müsse, dass das byzantinische Reich sich nicht länger mehr halten könne und dass die italienischen Seestaaten zu dessen Erbschaft

berufen seien. Wie ganz anders und, soweit menschliches Ermessen zu urtheilen vermag, um wieviel besser würde die Weltgeschichte sich gestaltet haben, wenn Petrarca's Ideen verwirklicht worden wären! Die orientalische Frage, deren Lösung schon so viele Ströme Blutes gekostet hat und noch kosten wird, wäre vermuthlich Europa erspart oder doch im Keime erstickt worden. Die Republiken Italiens aber würden, anstatt in selbstmörderischen Wechselkämpfen sich zu zerrütten, im Osten ein würdiges Feld für ihre überschüssige Thatkraft gefunden und das Morgenland mit dem Abendlande zu einer grossen Cultureinheit verbunden haben.

Es bedurfte der Epistel [1]) Petrarca's nicht mehr, um den Papst zur Rückkehr nach Rom zu bestimmen. Andere Gründe waren bereits für Urban V. maassgebend gewesen. Er empfand es zu deutlich, dass das Papstthum in seiner Grundlage schwanke, so lange es in Avignon ausserhalb seiner natürlichen Atmosphäre weile. Er empfand auch, dass die äussere Lage der Curie an den Ufern der Rhône eine äusserst gefährdete geworden sei, seitdem Frankreich die Beute der umherstreifenden Söldnercompagnien [2]) geworden war. War es doch bereits geschehen, dass er sich gezwungen gesehen hatte, von einer solchen Compagnie den Frieden mit Geld und Ablassertheilung zu erkaufen. Solchen Schimpf hatte er in Rom nicht zu befürchten. Und wenn man früher wol gemeint hatte, in Avignon sei ein gesünderes Wohnen, als in Roms Malarialuft, so war dieser Glaube unhaltbar geworden, seitdem in den Jahren 1348 und 1361 die Pest in Avignon grauenhaft gewüthet hatte.

So beschloss denn Urban V. die Rückkehr nach der altehrwürdigen Stadt der Apostelgräber. Am 30. April 1367

---

[1]) Es ist diese Epistel „Venedig, den 29. Juni“ datirt, jedenfalls des Jahres 1366.

[2]) Durch den Frieden von Bretigny waren grosse Söldnerschaaren beschäftigungslos geworden, welche nun in fest organisirten Kameradschaften auf eigene Faust plündernd und brandschatzend Frankreich, Italien und einen Theil Deutschlands Jahre lang verheerten.

verliess er Avignon, ungeachtet des lebhaften Widerspruches der französischen Cardinäle, fuhr sodann am 20. Mai von Marseille nach Corneto über, wo er am 4. Juni eintraf, und setzte von dort aus seine Reise zu Lande nach Viterbo fort. In dieser Stadt, welche er am 9. Juni erreichte, nahm er einen längeren Aufenthalt, der freilich durch zwei unheilvolle Ereignisse, den Tod des grossen Cardinallegaten Egidio d'Albornoz, des Wiederherstellers des Kirchenstaates, und einen Volksaufstand verdüstert wurde. Endlich am 14. October brach der Papst nach Rom auf und zog am Morgen des 16. mit festlichem Gepränge dort ein [1]).

Petrarca, ob des Papstes That mit höchster Freude erfüllt, richtete an denselben ungesäumt eine lange beglückwünschende Epistel [2]), in welcher er zum Theil die in dem früheren Schreiben zu Gunsten Roms vorgebrachten Argumente wiederholte. Abermals erging er sich im Lobe Italiens, dessen politische Bedeutsamkeit und Machtfülle sowie die Grösse und Blüthe seiner zum Theil alten, zum Theil, wie namentlich Venedig, noch jugendlichen Städte. Sodann wandte er sich zum besonderen Lobe Roms. Allerdings, bekennt er, sei Rom sehr verfallen, aber desto schöner und würdiger sei für Urban die Aufgabe, die Stadt wieder zu erheben. Rom sei der Ort, an welchem der Papst Gott am meisten gefallen und den Menschen am meisten nützen könne, er dürfe daher auch vernünftigerweise nicht daran denken, die Stadt wieder zu verlassen. Das würde heissen, eine Sache herrlich beginnen und kläglich enden. Man sage, Rom sei ungesund, und das möge zum Theil auch wahr sein, aber ungesund sei es nur, weil es entvölkert sei; werde ihm nun durch die Residenz des Papstes wieder eine grössere Bevölkerung gegeben, so würde auch zweifelsohne sein sanitärer Zustand sich wieder bessern. Für seine persönliche Sicherheit habe der Papst in Rom Nichts

---

[1]) vgl. über diese ganze Episode Gregorovius, a. a. O. VI p. 415 ff. u. Christophe, a. a. O. II p. 280 ff.

[2]) Ep. Sen. IX 1.

zu befürchten, denn der Tumult in Viterbo sei nur das Werk eines vereinzelten Bösewichtes gewesen.

Nicht unbekannt konnte es bleiben, wie eifrig Petrarca für des Papstes Rückkehr nach Rom gewirkt hatte, und es war nur natürlich, dass der Zorn der französischen Prälaten, die nur mit dem äussersten Widerstreben das heimathliche Avignon mit dem verfallenen Rom vertauschten, sich hauptsächlich auch gegen ihn richtete. Einer der erbitterten Franzosen schleuderte eine heftige Schmähschrift [1]) gegen den rombegeisterten Humanisten, von welcher wir hier, um den Ton, in welchem damals litterarische Fehden ausgefochten wurden, zu veranschaulichen, eine kurze Analyse folgen lassen.

„Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder (Ev. Luc. 10, 30)." Der Mensch ist der Papst, Jerusalem das friedfertige Gallien, Jericho das wankelmüthige Rom. Rom lässt sich mit dem Monde vergleichen: so hat seine Macht, allmählich bis zum vollen Glanze zu-, dann bis zum völligen Verschwinden abgenommen. Jetzt ist Rom ein wesenloser Schatten, ein Nichts. Am Boden liegen seine Scepter, am Boden seine einst so stolzen Paläste und des erhabenen Cäsar Haus ist zu einer Hütte für die Armen geworden. Wie ganz anders steht dagegen Gallien da, das von Petrarca geschmähte! Keineswegs ist es unfruchtbar, wie Petrarca ihm vorgeworfen, vielmehr ist derjenige Theil, in welchem Avignon liegt, ebenso fruchtbar, wenn nicht fruchtbarer, als die römische Landschaft. Und übrigens bedarf man ja weniger Dinge zu einem glücklichen Leben. Den Italienern fehlt eben die Genügsamkeit, immer trachten sie nach Geld und Gewinn und desshalb sind sie auch immer arm. Schon Orosius nannte Rom „einen unersättlichen, Alles verschlingenden, immer hungrigen Bauch".

Nun will der Anonymus die Worte: „und er fiel unter die Mörder" erklären. Gern freilich, bekennt er, würde er

---

[1]) abgedruckt unter der Bezeichnung „Galli cuiusdam anonymi in Fr. P. invectiva" in den baseler Ausgaben.

davon absehen, wenn ihn nicht Petrarca dazu nöthige, indem er den Weggang des Papstes von Avignon als „den Auszug Israels aus Aegypten“ bezeichnet habe. Israel solle dabei offenbar die Kirche, Aegypten aber Gallien und das Barbarenvolk, von welchem Petrarca weiterhin spreche, die Franzosen bedeuten. Das Alles sei aber so verkehrt wie nur möglich. Glaube nämlich Petrarca im Ernste, dass Gallien Aegypten sei, so sei dies ja einfach unrichtig, spreche er aber nur gleichnissweise, so sei es grundfalsch, denn Aegypten bedeute so viel als „Finsterniss“, Gallien dagegen, dessen Name sich vom griechischen *γάλα*, d. h. Milch, ableite „das weisse, leuchtende Land“. Freilich werde Aegypten auch erklärt als „Bedrängniss, Bekümmerniss“ [1]), und in diesem Sinne habe Petrarca es jedenfalls verstanden wissen wollen. Aber habe nicht die Kirche in Gallien sich der grössten Ruhe, des tiefsten Friedens erfreut? Das Aergste jedoch sei, dass Petrarca die Franzosen als ein Barbarenvolk bezeichnet habe. Seien dieselben doch vielmehr ein wohlgebildetes, feingesittetes und mit hohen Tugenden geschmücktes Volk. Die Barbarei der Römer hingegen sei ausser Zweifel: sie werde bezeugt durch das Urtheil, welches der heilige Bernhard in einem Briefe an den Papst Eugen über sie ausgesprochen habe und mehr noch durch Juvenal's beissende Satyre. Wenn also der Papst sich zu solchen Leuten begebe, wie die Römer nach Juvenal's Schilderung seien, so könne man in Wahrheit sagen, dass er Mördern in die Hände falle.

Im Folgenden will nun der Anonymus noch folgende vier Punkte erörtern: 1) dass Petrarca den Papst zur Rückkehr nach Rom beglückwünsche; 2) dass er ihn und die Cardinäle zur Tugend ermahne; 3) dass er den südfranzösischen Wein, namentlich den benuenser Wein, schmähe, und 4) dass er Gallien herabsetze, Italien hingegen lobend erhebe.

Was Petrarca's Glückwunsch anlange, so sei derselbe sehr thöricht, denn, wenn der Papst glücklich werde, so werde

---

[1]) Der hebräische Name מִצְרַיִם klingt an מֵצַר „Bedrängniss“ an

er dies nur durch seine Tugend, die Reise nach Rom aber könne einzig bewirken, dass sein inneres Glück durch äussere Widerwärtigkeiten, Sorgen und Bekümmernisse getrübt werde. Dies werde ganz sicher nicht ausbleiben, sehe man doch schon die wüthende Zusammenrottung der Viterbosen, die beleidigende Aufregung der Römer, die Rebellion der Perusiner und den gehässigen Widerspruch der Tyrannen. — Weitläufig bemüht sich dann der Anonymus in diesem Abschnitte, den Begriff „Glück" in scholastischer Manier zu definiren.

Petrarca's Ermahnung, die er an die Cardinäle gerichtet habe, sei eine unerhörte Frechheit, denn wie könne er sich unterfangen, das heilige Collegium für verblendet und unwissend zu halten? Und verräth es nicht seine eigene höchste Unwissenheit und Gewissenlosigkeit, wenn er dem Papst zur Reise in ein Land räth, in welchem alle Laster herrschen, in welchem man vom Raube lebt und in welchem schliesslich die Pest der Gottlosigkeit wüthet? Steht doch in Mailand das aus weissem Marmor gefertigte Standbild eines Reiters auf dem Altare [1])!

Wer aber sollte nicht schaudern, wenn er den so prächtigen benuenser Wein schmähen hört? Freilich aber sei die Curie nicht dieses Weines wegen nach Avignon übergesiedelt, sondern nur um den Verfolgungen, denen sie in Rom ausgesetzt gewesen, zu entgehen. Und überdies dürfe der Papst seinen Sitz aufschlagen, wo es ihm beliebe: ubi Papa, ibi Roma.

Die Schmähungen endlich, welche Petrarca gegen Gallien schleudere, seien leicht zu widerlegen. Welch' schönes Land Gallien sei, werde schon dadurch bezeugt, dass einst die Phocenser, durch seine Reize gefesselt, dort die Colonie Massilia gründeten, von welcher Rom selbst nach seiner Zerstörung durch die Gallier Wohlthaten empfangen habe. Bei

[1]) Es ist nicht ersichtlich, worauf sich diese sicherlich auf einem Missverständnisse beruhende Anspielung beziehen soll. Hatte der Franzose vielleicht eine Statue des heil. Georg, des Drachentödters, in einer Kirche gesehen und missdeutet?

den alten Historikern, namentlich bei Justin, sei viel von der Menge und von der furchtbaren Tapferkeit der Gallier zu lesen, während andererseits von ihnen bezeugt werde, dass Italien wüst liegen würde, wenn es nicht theils von den Galliern, theils von den Griechen besiedelt worden wäre. Geradezu lächerlich aber sei es, wenn Petrarca behauptet habe, ausserhalb Italiens sei kein Gelehrter und Dichter zu finden. Leicht sei es, zahlreiche Schriftsteller sowol der alten wie der neuen Zeit aufzuzählen, welche in Gallien geboren worden seien. Auch sei nicht zu vergessen, dass die antike Litteratur keineswegs eine ausschliesslich römische genannt werden könne und dass, so vortreflich auch Vieles in der römischen Litteratur sei, dies sich doch nicht mit des Aristoteles Werken vergleichen lasse. Welche Stadt aber könne sich in Bezug auf die Blüthe des wissenschaftlichen Lebens mit Paris vergleichen? preise es doch selbst der franzosenfeindliche Joannes Anglicus in seinem Architrivium! — Wenn Petrarca Rom die „heilige" Stadt nenne, so erklärt der Anonymus, dies nur dann begreiflich finden zu können, wenn er an die Kirchen und Reliquien Roms denke, denn sonst sei an Rom nichts Heiliges zu finden, sondern eher sei man versucht, es mit Juvenal die „grausige (saeva)" Stadt zu nennen, denn welche Greuelthaten seien doch in Rom verübt worden und mit welchem Undanke hätten die Römer gerade ihre besten Bürger und überdies auch viele heilige Männer belohnt! namentlich aber sei die Urgeschichte Roms erfüllt von Blut und Mord. Allerdings hätten in Rom auch ausgezeichnete Männer gelebt, aber die gegenwärtigen Römer hätten nicht deren Tugenden ererbt, wohl aber die Laster der scheusslichsten ihrer Vorfahren. Nachdem der Anonymus hiermit die Behandlung seines Thema's, sowie er dieselbe sich entworfen hatte, beendet hat, erklärt er am Schlusse seines Tractates mit Emphase, dass er den Papst weder zum Verbleiben in Avignon noch zur Rückkehr nach Rom auffordern, sondern die Entscheidung dieser Frage ganz seinem eigenen Urtheile überlassen wolle. — —

Man wird erkannt haben, dass diese Schrift nicht ohne

Gewandtheit abgefasst ist und die Blössen, welche Petrarca in seinem Plaidoyer für Rom sich gegeben hatte, ganz geschickt zu treffen weiss. Einzelne Bemerkungen des Anonymus, wie z. B. seinen Hinweis darauf, dass die lateinische Litteratur durchaus nicht allein eine specifisch römische ist, muss man geradezu geistreich und treffend nennen. Interessant ist die Schrift auch dadurch, dass sie, obwol gegen den Begründer des Humanismus und auch gegen den Humanismus selbst, insofern dieser Romschwärmerei war, gerichtet, doch von der schon fest gewurzelten Macht der humanistischen Geistesrichtung beredtes Zeugniss ablegt. Der Anonymus bemüht sich sichtlich, seiner Abhandlung ein humanistisches Colorit zu verleihen, er strebt, freilich erfolglos, nach einer guten Latinität und häuft aus allen möglichen classischen oder doch lateinischen Autoren Citate auf. Terenz, Virgil, Horaz, Ovid, Juvenal, Seneca (in seinen Tragödien) und Claudian unter den Dichtern, Justin, Valerius Maximus, Solin, Augustin, Orosius, Boëthius und Julius Celsus (d. h. Julius Cäsar de bello gallico) unter den Prosaisten müssen ihm Belegstellen liefern, ausserdem auch die lateinische Uebersetzung der aristotelischen Ethik. Man sieht, es ist ein stattliches Material, das hier zu polemischen Zwecken aufgehäuft ist, aber bei der Lectüre der Schrift erkennt man doch, dass der Verfasser die gelehrten Waffen noch nicht mit voller Fertigkeit zu handhaben versteht, dass sie ihm noch zu schwer sind und dass er sich ihrer mehr zum Prunke als zum Kampfe bedient. —

Gegen Nichts war Petrarca, besonders im höheren Alter, empfindlicher, als gegen litterarische Angriffe. Ein solcher konnte ihn in helle Wuth versetzen und zu den maasslosesten Entgegnungen, zu einem Vergessen aller Schranken der Billigkeit und Schicklichkeit verleiten. Er war auch in dieser Beziehung das Prototyp der späteren Humanisten, von denen — mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen — ein Jeder in eitelster Selbstüberschätzung befangen war, ein Jeder sich selbst vergötterte und auf Unfehlbarkeit lauten Anspruch erhob, ein

Jeder endlich im Bewusstsein der eigenen Herrlichkeit mit Geringschätzung auf den Anderen herabblickte und, wenn dieser, wie natürlich, für solche Geringschätzung sich in gleicher Weise rächte, ihn mit allen Waffen einer giftigen und sophistischen Rhetorik bekämpfte. Es war dies eben die widerliche, übrigens leicht erklärliche Schattenseite des Humanismus, dass er Duldsamkeit gegen das Denken Anderer nicht kannte. Alle in ihrer Eigenartigkeit stark ausgeprägten Individualitäten sind despotisch und streben darnach, sich alleinige Geltung zu erringen, namentlich aber dann, wenn, wie dies bei dem Humanismus der Fall, die Intelligenz der Leitung durch das ethische Bewusstsein entbehrt.

So rüstete sich Petrarca, als ihm im Jahre 1372[1]) die französische Streitschrift durch Vermittelung des Legaten Uguccione di Tiene bekannt geworden war, unverzüglich zur energischen Gegenwehr und verfasste eine geharnischte „Vertheidigung gegen die Verleumdungen eines gewissen anonymen Franzosen“[2]). Auch von dieser Schrift, welche des Interessanten Manches enthält und zu mancherlei Betrachtungen anregt, lassen wir hier eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes folgen.

Zunächst spricht Petrarca seine Verwunderung darüber aus, dass der Anonymus erst jetzt den doch bereits vor vier Jahren geschriebenen Brief an Urban V. beantworte[3]). Schon durch dieses lange Zögern verrathe der Anonymus, wie schwach

---

[1]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. Fracassetti. Lett. fam. V p. 213 ff.

[2]) Petrarcae contra cujusdam anonymi Galli calumnias apologia, abgedruckt in den baseler Ausgaben der opp. omnia.

[3]) Das war sicherlich nur eine Fiction Petrarca's, denn die Invective des Franzosen ist ohne Zweifel im Jahre 1368 verfasst worden, als sie noch dem praktischen Zwecke, den Papst zum Verbleiben in Avignon oder zur Rückkehr dahin zu bewegen, dienen konnte. Im Jahre 1371 oder 1372, nachdem Urban V. bereits im September 1370 nach Avignon zurückgekehrt war und sein Nachfolger, Gregor XI., erst im Jahre 1374 wieder an die Uebersiedelung nach Rom dachte, wäre die Abfassung der Invective völlig sinnlos gewesen; auch macht sie ganz den Eindruck, noch unter Urban's V. Pontificate geschrieben worden zu sein.

es um seine Sache bestellt sei. Nun endlich habe er mit Zuhülfenahme aller möglichen Bücher — oder vielleicht auch nur (man bemerke den giftigen Streich!) mit Hülfe eines Compendiums, etwa einer Anthologie (manipulum florum), wie sie ja bei den Franzosen so beliebt sei — und mit ächt scholastischer Schwerfälligkeit eine Schrift zu Stande gebracht, welche den Leser auch mitten im Winter schwitzen machen könne und an das Sprüchwort mahne: „Nichts ist lästiger als ein gelehrter Mann." Der Autor aber dürfe mit Nero ausrufen: „O verstände ich doch nicht zu schreiben!"

Wie albern sei der Text, den der Anonymus für seine Predigt sich gewählt: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho." Wie könne man die tiefe Lasterhöhle Avignon, den scheusslichsten Gestank des ganzen Erdkreises, mit Jerusalem, die Welt- und Reichshauptstadt Rom aber, die Burg des katholischen Glaubens, mit Jericho vergleichen! Wie könne sich ferner der Anonymus gegen die Bezeichnung der Franzosen als Barbaren ereifern! Möge er nur seine Bücher wälzen, so werde er finden, dass alle Historiker und Cosmographen die Gallier also benennen. Wie lächerlich aber und wie verlogen sei es, wenn der Anonymus aus der Mässigkeit der Franzosen in Leibesgenüssen folgern wolle, dass sie keine Barbaren seien! Bezeuge doch Sulpicius Severus, der beredteste aller Gallier, ausdrücklich die Gefrässigkeit seiner Landsleute.

Nun gibt Petrarca eine kurze Charakteristik der modernen Franzosen, welche, mit mehreren späterhin folgenden Stellen zu einem Gesammtbilde vereinigt, einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Völkerpsychologie darbietet und desshalb hier folgen möge.

Die Franzosen sind ein bewegliches und witziges Volk [1], welches, in angenehmer Weise sich selbst betrügend, über sich selbst sehr günstig, über alle anderen Nationen aber sehr ungünstig urtheilt. In Wahrheit freilich kommen sie in Bezug

---

[1] gens promptula et argutula, p. 1191.

auf geistige Befähigung anderen Völkern nicht gleich, an Ruhmsucht und Geschwätzigkeit aber übertreffen sie selbst die (byzantinischen) Griechen. Im Uebrigen sind sie Leute, die zu leben verstehen, die sich gern amüsiren und die Sorgen durch Spiel, Scherz, Gesang, Schmausen und Zechen zu verscheuchen wissen. Ihre hervorstechendste Charaktereigenschaft aber ist der Leichtsinn. Wahrlich, Pilatus würde nicht so eilig und leichtmüthig seine Hände in Unschuld gewaschen haben, wenn er nicht ein Gallier gewesen wäre [1])! Mögen übrigens die Franzosen sein, wie sie wollen — fährt Petrarca fort — und immerhin glauben, dass sie keine Barbaren seien, an der Wahrheit könne dies doch Nichts ändern, wenn man auch gern zugestehen dürfe, dass sie die gesittetsten aller Barbaren seien.

Von den Schmähungen, welche der Verfasser der Invective nach Art eines Rasenden gegen Rom ausgespieen habe, will Petrarca die meisten mit Stillschweigen übergehen und nur einige zurückweisen. Der Anonymus habe Rom die Wandelungen seiner Geschicke vorgeworfen und es um dieser willen mit dem Monde verglichen. Aber haben andere berühmte Städte nicht noch jähere Schicksalswechsel erlitten? Rom sei doch wenigstens immer bestehen geblieben und der Ruhm der erhabenen Stadt werde dauern bis zum Ende aller Dinge. Und übrigens, stürzen könne nur, was hoch stehe: Rom habe daher stürzen können, während für Avignon freilich dies nimmer möglich sein werde. Grosse Männer, welche nicht Römer gewesen seien, hätten für von Römern abstammend gelten wollen — nur solche kleine und geistig beschränkte Leute wie der Anonymus fühlen sich wohl in dem Schmutze ihrer obscuren Heimath.

Der Anonymus leugne, dass die Kirche in Avignon Drangsal habe erdulden müssen. O über den geistig Tauben und Blinden! Er weiss also nicht, dass in Avignon der Zusammenbruch der alten guten Sitten der Kirche erfolgt ist! Jedenfalls aber stelle er sich nur, als wisse er es nicht und schmei-

[1]) Der alten Legende zufolge war Pontius Pilatus aus Gallien gebürtig. vgl. Wilh. Creizenach, Legenden und Sagen von Pilatus, in Paul's und Braune's Beitr. zur Gesch. der deutschen Spr. u. Litt. I p. 94.

chele der Curie, um den Bischofshut zu erhaschen, den ihm Petrarca gern gönnen wolle. Die Wuth, welche der Anonymus gegen Rom zeige, gleiche der Wuth, mit welcher ein entlaufener Sklave gegen seinen früheren Herrn schimpfe. Aber noch sei Rom stark und könne sich leicht zur Züchtigung rebellischer Barbaren aufraffen. Unbegreiflich dumm sei es auch, wenn der Anonymus sich anstelle, als könne er nicht begreifen, wesshalb Rom die „heilige“ Stadt genannt werde. Bekanntlich sei nach dem Gesetze ein jeder Begräbnissplatz, selbst der eines Sklaven, heilig, Rom aber sei die Grabstätte so vieler berühmter und so vieler heiliger Männer, so vieler Apostel und Märtyrer, und überdies sei es auch heilig als die Mutterstadt der römischen Gesetzgebung.

Der Anonymus vermöge in seiner Beschränktheit nicht einzusehen, wesshalb Petrarca die Rückkehr des Papstes nach Rom als ein Glück betrachtet habe. Als wenn es nicht ein Glück gewesen wäre, dass die Kirche aus der Verbannung in ihren rechtmässigen Sitz zurückgeführt und aus dem blutgetränkten Schlamme Avignons erlöst worden sein würde! Zu tadeln habe Petrarca nur, dass Urban V. nicht beständig gewesen sei, sondern noch kurz vor dem Tode sein Gewissen mit der Rückkehr nach Avignon beschwert habe —, besser würde es für ihn gewesen sein, wenn er sich auf seinem Sterbebette vor den Altar der Peterskirche hätte tragen lassen. Dass übrigens Urban selbst die Uebersiedelung nach Rom nicht als ein Unglück betrachtet habe, werde durch seine beiden eigenhändigen Briefe bewiesen, in denen er Petrarca's Mahnungen beantwortet, ihm dafür gedankt und ihn dringend zu einem Besuche nach Rom eingeladen habe. Die Zeit werde bald nahen, in welcher Diejenigen, die jetzt, nachdem sie durch alle möglichen Einflüsterungen den Papst zur Rückkehr nach Avignon beschwatzt, wieder in der Erdenhölle den benuenser Wein trinken, das verdiente Verderben ereilen werde. —

Fern sei es von ihm, erklärt Petrarca, dem Papste einen Aufenthaltsort anweisen zu wollen, und er wisse sehr wohl, dass, wo der Papst sei, in gewissem Sinne auch Rom sei, aber

er könne es sich nicht versagen, auszusprechen, dass der Papst in Rom sowol sicherer als auch ehrenvoller wohnen würde. Keiner Schaar von Bewaffneten bedürfe der Papst, um die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen: sein Ansehen, seine Heiligkeit und seine geistlichen Waffen würden allein genügen. Rom sei keine „grausige (saeva)“ Stadt und, wenn der Satyriker sie so nenne, so brauche er das Epitheton „saevus“ im Sinne von „magnus (gross)“, wie auch Virgil mehrfach gethan habe [1]).

Der Anonymus behaupte, dass die Römer zur Zeit, als sie noch vorwiegend Heiden waren, viele heilige Männer getödtet hätten. Das Gleiche sei aber auch in Gallien geschehen und, wenn allerdings die Zahl der römischen Martyrer grösser sei, als die der gallischen, so erkläre sich dies daraus, dass Rom die Hauptstadt des Reiches war und dass Christus die künftige Wohnstadt seines Stellvertreters mit reichlicherem Martyrerblute befruchten wollte. Und haben einst die Römer die Heiligen gemordet, so haben sie auch die Heiligen wieder gerächt. —

Wenn der Anonymus ferner einen leisen Zweifel Petrarca's an der Güte des benuenser Weines als eine Lästerung auffasse, so erkenne man daraus sogleich, wess' Geistes Kind er sei und wie er zu denen gehöre, welchen der Bauch ihr Gott ist. Uebrigens habe Petrarca sich auch weniger gegen den Wein ereifert, als gegen die Trunkenheit, welche derselbe bei manchen geistlichen Würdenträgern zum Schaden der Kirche zu erzeugen pflege. Wenn ihm nun der Anonymus zur Strafe für seine angebliche Schmähung wünsche, dass nie ein Tropfen guten Weines seine Kehle benetzen möge, so ertrage er diesen Fluch mit grossem Gleichmuthe, denn obwol er den Wein, wenn er ihn haben könne, ganz gerne trinke, so sei er doch für ihn, der sich ein römischer Bürger zu sein rühme [2]), nicht, wie für den Gallier, ein Lebensbedürfniss und er könne desselben nöthigenfalls leicht entbehren.

---

[1]) z. B. saevus Hector. Aen. I 99. saevus Aeneas Aen. XII 107.

[2]) Romanus civis esse glorior p. 1185.

Der Anonymus führe als einen Beweis für die Schlechtigkeit der Römer auch das an, was der heilige Bernhard in seinem Briefe an den Papst Eugen gegen dieselben geschrieben habe. Allerdings nun habe leider St. Bernhard diesen harten Tadel ausgesprochen, und es sei recht bedauerlich, dass er dies gethan. Aber mit dieser Thatsache werde doch Nichts bewiesen. Die gegenwärtige Heiligkeit St. Bernhards sei freilich über alle Zweifel erhaben, aber, als er den betreffenden Brief schrieb, sei er doch noch kein Heiliger gewesen, sondern nur ein Mensch und als solcher menschlichen Leidenschaften unterworfen; möglich also sei es, dass er aus irgend einem Grunde den Römern zürnte und, beeinflusst von diesem Zorne, über sie urtheilte. Das sei um so denkbarer, als die Neigung zum Zorn ein Nationalcharakterzug der Gallier sei. Dem Tadel des heiligen Bernhard könne man übrigens die Lobeserhebungen entgegen stellen, welche Ambrosius im Proömium seiner Epistel an die Römer und Hieronymus im zweiten Buche seines Commentars zu dem Galaterbriefe den Römern spendeten.

Wenn der Anonymus den Römern Treulosigkeit und Leichtsinn vorwerfe, so werde durch die Geschichte gerade ihre Treue und Bedächtigkeit bezeugt, und selbst Feinde, wie Kineas und Pyrrhus, hätten der Tugend der Römer ihre Anerkennung nicht versagt. Ferner wärme der Anonymus den Vorwurf wieder auf, den einst der heilige Bernhard den Römern gemacht, dass sie grosssprecherisch und doch dabei kleinlich seien. Das Erstere aber sei nie eine Eigenschaft der mehr auf Thaten als auf Worte bedachten Römer, sondern nur der Griechen und Gallier gewesen, das Letztere aber sei augenscheinlich unwahr, denn nirgends habe eine höhere Grossartigkeit sich entfaltet als in Rom. Weiter tadele der Verfasser der Invective an den Römern, dass sie unfähig zum Frieden und nur immer nach Krieg begierig gewesen seien. Diese Behauptung lasse sich freilich nicht widerlegen, denn die ganze Geschichte von Numa ab bis zu Cäsar hinauf (sic!) bestätige sie. Aber alle ihre Kriege führten die Römer mit Gerechtigkeit und überhaupt entfalteten sie in ihren steten

Kämpfen so herrliche Tugenden, dass ihre Geschichte zugleich eine ununterbrochene Verherrlichung ihres Namens sei. Endlich auch mache der Anonymus den Römern Unverschämtheit in ihren Forderungen und Undankbarkeit für empfangene Dienste zum Vorwurfe. Die erste Beschuldigung sei leicht zu widerlegen: bezeugen doch zahlreiche und glänzende, von Livius erzählte Thatsachen die Uneigennützigkeit der Römer. Ganz ähnlich verhalte es sich auch mit der zweiten Anklage, wenn auch allerdings einzelne Fälle von Undank nicht abzuleugnen seien. Wende man nun etwa gegen die sittliche Tüchtigkeit der Römer ein, dass in Rom immer nur einzelne Männer Beispiele hervorragender Tugenden gegeben haben, so sei dies freilich richtig, aber dasselbe sei, und zwar in weit ungünstigerem Verhältnisse, überall der Fall. Ueberdies dürfe man auch hier nicht vergessen, dass Rom die Mutterstadt der römischen Gesetzgebung und die Welthauptstadt sei, wie es der Jurist Salvius Julianus genannt habe.

Aber der Anonymus, der sich gleichzeitig im Besitze eines Hahnenkammes [1]) und einer Gänsezunge befindet, wird gegen dies Alles den Einwand erheben: „die Zeiten und die Menschen haben sich geändert!" Freilich ändere sich Alles mit der Zeit und man empfinde das in der verkommenen Gegenwart nur gar zu deutlich. Aber dennoch seien auch jetzt noch die Römer tüchtige Männer und, wenn sie freundlich und nicht tyrannisch behandelt würden, so könne man sehr angenehm mit ihnen verkehren. Nur in einem Punkte verständen sie keinen Scherz: sie liessen sich ihre Weiber nicht so leicht entreissen wie die Bewohner des Jerusalems an der Rhône. — Sehr mit Unrecht beschuldige man die Römer der Gewinnsucht: gebe es doch in keiner grossen Stadt verhältnissmässig so wenig Kaufleute wie in Rom. Gewiss würde selbst auch der Anonymus nicht so hart über die Römer urtheilen, wenn er nicht von einem ererbten Hasse gegen sie beseelt wäre.

[1]) In der ganzen Schrift wird von dem wohlfeilen Wortspiele zwischen gallus (Hahn) und Gallus (Franzose) ein ausgiebiger und wenig geistvoller Gebrauch gemacht.

Der Anonymus wolle nicht begreifen, dass zu Avignon die Kirche sich im Exile befinde. Aber Südgallien diente doch schon im Alterthume als Verbannungsort! So seien Archelaus, des Herodes Sohn, und Herodes Antipater nach Vienne, ein anderer Herodes und Pilatus nach Lyon verbannt worden.

Petrarca bestreitet, behauptet zu haben — wie der Gegner es ihm unterschiebe — dass es in Gallien keine Gelehrten gebe, er habe vielmehr nur behauptet, dass von den vier grossen „Lehrern der Kirche (doctores ecclesiae)“ keiner Gallien angehört habe. In seinem Eifer, möglichst viele gallische Gelehrte aufzuzählen, habe aber der Anonymus nicht nur einige ganz obscure Leute mitgenannt, sondern auch den Sachsen Hugo von St. Victor für Gallien annectirt. Wenn er aber die Universität Paris so hoch rühme, so sei dabei doch zu bedenken, dass die berühmtesten Lehrer an derselben sämmtlich Ausländer gewesen seien und zwar zum grossen Theile Italiener, so z. B. Aegidius Colonna, Petrus Lombardus, Thomas von Aquino, Bonaventura de Balneo Regio [1]. Die Gallier seien von Natur ungelehrig, wie schon Hilarius erklärt und später auch Hieronymus bezeugt habe.

Sein Gegner rühme ferner die grosse Volksmenge der Gallier. Das möge immerhin wahr sein, aber auch die Mücken und andere unedle Thiere seien zahlreich. Eben so wenig sei es für die Gallier ein Ruhm, im Alterthume morgenländischen Fürsten als Söldner gedient zu haben. Zeitweilig hätten die Gallier allerdings in Italien und Griechenland weite Landstriche verheert und erobert, aber aus beiden Ländern seien sie bald wieder schimpflich vertrieben, wenn nicht vorher ausgerottet worden.

---

[1] Es ist jedenfalls der im Jahre 1482 heilig gesprochene Bonaventura (Johannes Fidanza) geb. 1221 zu Bagnarea gemeint, welcher im Jahre 1251 mit Thomas von Aquino die theologische Doctorwürde erlangte. Ein anderer Bonaventura, mit dem Beinamen Baduarius, geb. 1332 zu Padua, lehrte in den fünfziger Jahren an der pariser Hochschule; er war mit Petrarca befreundet und hat auch dessen Leichenrede gehalten. Vgl. Budinszky, die Universität Paris etc. p. 184 f.

Wenn der Anonymus die Blüthe der Stadt Massilia zum Ruhme Galliens ausbeuten wolle, so schlage er damit sich selbst, denn die Geschichtsschreiber berichten ausdrücklich, dass die griechischen Colonisten in Gallien ein rohes und barbarisches Volk vorfanden.

Nun kommt Petrarca auf die litterarischen Fragen zu sprechen, welche der Verfasser der Invective bezüglich der Nationalität einzelner lateinischer Dichter und der zwischen römischer und lateinischer Litteratur bestehenden Differenz angeregt hatte.

Wenn der Anonymus den Dichter Claudian aus Vienne stammen lasse, so verwechsle er ihn offenbar mit dem Presbyter Claudian, welcher aber freilich auch nicht aus Vienne, sondern aus Lyon gebürtig sei [1]). Woher der Dichter Claudian aber stamme, das wolle er (Petrarca) nicht sagen, um sich nicht den Anschein zu geben, als beabsichtige er, sein ohnehin schon ruhmreiches Vaterland durch die Hinzuzählung eines Dichters zu bereichern [2]). Statius sei allerdings seiner Abstammung nach ein Gallier gewesen [3]), seiner Sprache nach aber ein Römer, ebenso wie der Spanier Lucan. — Die Unterscheidung zwischen römischer und lateinischer Litteratur, welche der Anonymus zu machen beliebe, habe keinen Sinn, denn auch die Römer seien Lateiner gewesen. (Man bemerke, wie sophistisch Petrarca hier verfährt!)

Was solle denn ferner die Frage des Anonymus bedeuten: „hat Cicero etwa (wie Aristoteles) Physika oder Varro Metaphysika geschrieben?", womit er die Inferiorität der Römer andeuten wolle? Sei denn Aristoteles etwa ein Gallier gewesen?

[1]) Nichtsdestoweniger darf Claudianus Mamertus recht füglich als Viennensis bezeichnet werden, da er Presbyter der Kirche von Vienne war und als solcher vorzugsweise wirkte, vgl. Gennadius, vir. ill. c. 83 b. Teuffel, Gesch. der röm. Lit. 3. Ausg. §. 468, 3., Ebert, Gesch. der christl.-lat. Lit. (Leipzig, 1874), p. 450.

[2]) Es scheint, als ob Petrarca nicht gewusst habe, dass der Dichter Claudian aus Alexandria gebürtig war.

[3]) Ein auffallender Irrthum! Statius stammte bekanntlich aus Neapel, vgl. Teuffel, a. a. O. §. 321.

Zu einem Spanier wenigstens habe ihn ein Mönchlein in einem grammatischen, „Prosodion" betitelten Schriftchen schon einmal machen wollen. Allerdings habe Cicero keine Physika verfasst, aber dafür andere und nicht minder gute Bücher, z. B. de officiis, de legibus, de re militari, de re familiari, de laude philosophiae[1]), welche ebenfalls moralphilosophischen Inhaltes und von grösserer Eindringlichkeit seien als des Aristoteles gelehrte, aber trockene Schriften. Auch Seneca dürfe als Moralphilosoph dem Stagiriten an die Seite gestellt werden. Varro aber habe 25 Bücher über die menschlichen und 16 Bücher über die göttlichen Dinge geschrieben[2]).

Nach dieser Erörterung, welche entschieden den weitaus schwächsten und anfechtbarsten Theil der ganzen Schrift bildet, widerlegt Petrarca noch einige von dem Anonymus zu Gunsten Galliens und zu Ungunsten Italiens vorgebrachte Argumente.

Nicht geleugnet könne es werden, dass viele italienische Städte von Fremden gegründet worden seien, aber andererseits hätten auch die Italer viele Städte ausserhalb Italiens gegründet, so in Germanien, Gallien und Hispanien; selbst Troja, Roms Mutterstadt, sei die Gründung des Italers Dardanus gewesen. Richtig möge es auch sein, dass die Massilioten nach der Eroberung Roms durch die Gallier den Römern Geld geschickt haben, aber nicht durch dieses Gold seien die Römer errettet worden, sondern durch das Schwert — das bezeuge Livius. — Dass es in Rom viele Bösewichte gegeben habe, stehe ausser Zweifel, aber kommen nicht überall tausend böse Menschen auf einen guten? Ebenso sei es zweifellos, dass die Römer oft undankbar gegen ausgezeichnete Mitbürger gehandelt haben, aber Dankbarkeit sei überall nur die Tugend Weniger. Allerdings sei ein solches Scheusal wie Catilina ein Römer gewesen, aber er war doch wenigstens grossartig und

---

[1]) Bemerkungen über diese seltsamen Titel mögen dem achten Capitel dieses Buches vorbehalten bleiben.

[2]) Es sind natürlich die 41 antiquitatum libri gemeint. Die betreffende Kenntniss hat Petrarca jedenfalls nur aus Augustin. de civ. Dei VI 3 geschöpft.

heldenhaft in seinem Verbrecherthume — Gallien dagegen sei unvermögend, selbst auch nur einen grossen Bösewicht zu erzeugen, es sei das Land der im Guten wie im Bösen schwächlichen Charaktere. Und neben dem Frevler Catilina lebten ja in Rom so ausgezeichnete Männer wie Cato, Cicero, Pompejus u. A.! Wenn in dem grossen Rom die beiden von Juvenal genannten Kuppler Arcturius und Catulus ihr schmutziges Gewerbe trieben, was solle das weiter für die Sittenlosigkeit der Stadt beweisen, da doch in dem kleinen Avignon elf solcher Menschen existiren?

Der Anonymus werfe den Italienern vor, dass sie die Herrschaft der Tyrannen ertrügen, aber erfreue sich denn irgend ein Land auf dem Erdkreise der Freiheit? Wie unsäglich thöricht sei ferner des Invectivenschreibers Behauptung, dass in Mailand eine Reiterstatue wie ein Götzenbild auf dem Altare sich befinde! Nicht auf, sondern neben dem Altare stehe diese Bildsäule, dagegen seien in Paris die Chöre berühmter Kirchen so angefüllt mit Büsten von Männern und Frauen, dass kaum noch ein Durchgang übrig bleibe.

Der Anonymus in seiner Thorheit begehe auch die Absurdität, des älteren Brutus That als grausam zu bezeichnen und den Römern den Raub der Sabinerinnen vorzuwerfen. Aber, was Brutus gethan, sei nach allgemeinem Urtheile bewundernswerth — des Orosius absprechendes Urtheil könne, weil von einem einseitig christlichen Standpunkte aus gefällt, hier nicht in Betracht kommen — der Raub der Sabinerinnen jedoch lasse sich als eine Handlung der Nothwendigkeit entschuldigen. Romulus möge immerhin ein wilder Mann gewesen sein, zur Gründung eines Staates bedurfte es gerade eines solchen.

Endlich sticht Petrarca recht schulmeisterhaft kleinlich seinem Gegner noch zwei Fehler auf: die Worte des Lucan „humanum paucis vivit genus“ habe er falsch erklärt, indem er „paucis“, welches Dativ sei, als Ablativ fasse, und ferner lasse er den Numitor statt des Amulius von seinem Neffen getödtet werden.

Am Schlusse wendet sich Petrarca wieder an seinen Freund Uguccione di Tiene, dem er die Schrift zugeeignet, erklärt ihm, dass er jederzeit unbekümmert um persönliche Rücksichten und um den Hass, den er sich etwa zuziehen könne, die Wahrheit vertheidigt habe und auch fernerhin vertheidigen werde, und bittet ihn, diese Apologie zur Kenntniss des Anonymus, gegen den sie gerichtet, bringen zu wollen. — Datirt ist das Werkchen „Padua, d. 1. März" (wahrscheinlich des Jahres 1372, vergl. oben S. 388 Anm.[1]).

Der Eindruck, welchen man von dieser ziemlich umfangreichen (20 Folioseiten umfassenden) Schrift bei objectiver Betrachtung gewinnt, ist durchaus kein vortheilhafter und nur, soweit sie eben gegen das Verbleiben der Curie in Avignon gerichtet ist, wird man ihren Inhalt rückhaltslos billigen können. Sonst ist sie eben kein glänzendes Zeugniss für den Charakter und auch nicht einmal für die Gelehrsamkeit ihres Verfassers. Man erkennt, wie Petrarca sich nicht scheut, mit giftigen und unehrlichen Waffen zu streiten, wenn es der Bekämpfung eines seinen Nimbus antastenden Gegners gilt; man erkennt auch, wie er sich bestrebt, über den eigentlichen Kernpunkt der Streitfragen hinwegzugleiten und den Krieg auf nebensächliche Gebiete zu spielen, wo dann kleine Versehen des Gegners zu Capitalverbrechen der Unwissenheit aufgebauscht werden; man erkennt endlich — und das ist entschieden das Wichtigste — wie beschränkt und einseitig Petrarca's Humanismus in doppelter Beziehung war. Einmal vermag er gar nicht zu einer objectiven Betrachtung und Erkenntniss der Geschichte zu gelangen und ist ganz unfähig, eine Scheidung der Perioden vorzunehmen: Alterthum und Neuzeit vermischen sich für ihn zu einem Ganzen, die Neuzeit ist nur eine Fortsetzung des Alterthums, gleichsam ein degenerirtes Alterthum, welches nun wieder voll regenerirt werden soll, das Dazwischenliegen des Mittelalters wird dabei völlig ignorirt, die Existenz der doch so eigenartigen und alle Verhältnisse umfassenden mittelalterlichen Cultur wird gar nicht beachtet. Am schroffsten tritt diese einseitige Auffassung in Bezug auf Rom hervor: für den Humanisten ist

die Siebenhügelstadt trotz aller Wandelungen, die sie seit Cicero's oder auch nur seit Trajans Zeiten erlitten und durch welche sie, ganz abgesehen von der äusseren Form, ihr innerstes Wesen verändert hatte, immer noch die alte weltbeherrschende und zur Weltherrschaft berechtigte Stadt und ihre Bürger sind die unzweifelhaft echten und rechten Nachkommen und Erben der alten Römer. Nur die Römer und mit ihnen allenfalls auch die übrigen Italiener sind wirkliche, höherer Bildung wahrhaft fähige und daher allein zur Herrschaft berufene Vollmenschen, die übrigen Völker aber sind ihnen gegenüber nur Barbaren, die von Rechtswegen dem römischen Joche sich als Sklaven beugen und ob dieses Schicksales sich noch glücklich preisen müssen. Das Naivste bei dieser ganzen Anschauungsweise ist, dass der Humanist gar nicht bemerkt, wie er damit in Wahrheit einem Gefühle huldigt, das mit der antiken Anschauungsweise, welche er doch zu reproduciren vermeint, im grellsten Widerspruche steht: es ist das italienische Nationalitätsbewusstsein, dem er Ausdruck verleiht, ein Gefühl, welches der Römer des Alterthums nicht kennen konnte noch wollte. Der Italiener Petrarca bekämpft den Franzosen, der die Invective geschrieben. Der Humanismus zeigt sich national beschränkt, er ist nicht kosmopolitisch. Und in der That ist kaum durch irgend etwas Anderes die Scheidung der westeuropäischen Völker in scharf abgegrenzte und einander feindlich gegenüberstehende Nationen mehr befördert worden, als durch den Humanismus und überhaupt durch die Renaissance, wie wir zu beobachten noch häufige Gelegenheit finden werden. Es ist dies ein merkwürdiger Rückschlag der Weltgeschichte. Einst hatte im Alterthume Rom alle die Nationalitäten, welche in den Bereich seiner Weltherrschaft und seines Cultureinflusses gezogen wurden, innerlich zerstört und zu einer, wenigstens dem äusseren Anscheine nach, gleichartigen Menschheitsmasse verschmolzen, hatte einen gewaltigen Amalgamirungsprocess zwischen allen das Mittelmeer umwohnenden Völkern bis tief in das Binnenland hinein mehr oder weniger nachhaltig vollzogen. Die im Humanismus und

der Renaissance versuchte Wiederbelebung des Alterthums dagegen übte die entgegengesetzte Wirkung aus: sie zerstörte die Einheit, welche während des Mittelalters die auf dem Boden des altrömischen Imperiums — soweit derselbe nicht im Besitze der Byzantiner und der Muselmanen sich befand — und in dessen Grenzländern wohnenden Völker wenigstens im Ganzen und Grossen verbunden hatte, und schied aus denselben die Sonderexistenzen der Nationalitäten aus. Die Renaissance zeigte eben auch in Bezug auf das Völkerleben, wie in ihrem Wirken auf die einzelnen Menschen, die Tendenz nach Individualisirung. Individuen und Völker waren selbstverständlich auch im Mittelalter vorhanden gewesen, aber gleichsam nur latent und ihres Sonderdaseins sich nicht bewusst, die Renaissance erst gab ihnen, indem sie ihrem ganzen Denken eine aus den gewohnten Gleisen heraustretende freie Richtung verlieh und die bis dahin bestandene Autorität des Glaubens vernichtete, das Bewusstsein ihrer Individualität und damit zugleich das Streben, dieselbe auch äusserlich zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. —

Die zweite Einseitigkeit in Petrarca's humanistischer Denkweise, welche wir aus der Apologie zu erkennen vermögen, ist die Unterschätzung des Werthes der griechischen Litteratur, denn wir sehen, wie er ohne alles Bedenken den eklektischen und im letzten Grunde doch seichten Philosophen Cicero neben und selbst noch über den originalen Denker Aristoteles stellt. Auch diese Einseitigkeit, welche bei Petrarca freilich sich aus und mit seiner Unkenntniss des Griechischen erklären und entschuldigen lässt, blieb, selbst als die Kenntniss des Griechischen sich in weiteren Kreisen verbreitet hatte, dem Humanismus mehr oder weniger immer anhaften [1]). Die lateinische Litteratur und die römische Kunst wurden und blieben die eigentliche Basis des Baues der Renaissancebildung, griechische Elemente wurden ihm erst nachträglich und nur äusser-

[1]) vgl. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, 3. Aufl. besorgt von L. Geiger (Leipzig, 1877), S. 240, Anm. 4 (S. 322).

lich eingefügt, mehr als decorativer Schmuck, denn als das innere Wesen beeinflussender Bestandtheil. Und dabei hat es ja auch in der Folgezeit sein Bewenden gehabt und noch wir in unserer Gegenwart betrachten das Lateinische, nicht das Griechische, als die eigentliche Grundlage jeder höheren Bildung — eine Verkehrtheit, welche sich in unserer Culturentwickelung schon schwer bestraft hat und noch bestrafen wird[1]. — — —

Wir sind bei der Erzählung der litterarischen Fehde über den Sitz der Curie bereits über die Jahre des Aufenthaltes Petrarca's in Venedig hinausgeeilt und müssen daher in Kürze zu demselben zurückkehren.

Schon aus dem, was im Vorhergehenden dargelegt worden ist, lässt sich ersehen, wie Petrarca auch in Venedig eifrig humanistischen Studien und litterarischem Schaffen sich hingab, trotzdem dass ihm jetzt seine Jahre wol ein Recht zu behaglichem Ausruhen verliehen hätten. Das Bedürfniss aber nach Ruhe kannte er nicht, derselbe Feuereifer, der ihn in der Jugend bei seinen Studien beseelt hatte, blieb ihm auch im Alter eigen. Die Begriffe des Lebens und Schreibens waren für ihn identisch und er glaubte in allem Ernste, dass er sterben müsste, wenn er zu studiren aufhörte[2]. Er verjüngte sich im Studium und bewahrte sich immer die geistige Frische, selbst dann, als er bereits leiblich geschwächt war und der nahen Auflösung entgegensehen musste[3]. Wenn irgend wo, so musste übrigens in Venedig das litterarische Arbeiten leicht und behaglich sein, denn kaum gab es damals eine Stadt, in welcher so viel geistige Anregung geboten worden wäre, wie gerade dort. Abgesehen davon, dass eine grosse Anzahl geistig gebildeter und strebender Männer ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig hatte, wurde die Lagunenstadt in Folge ihrer zwischen dem Morgen- und Abendlande centralen

---

[1]) vgl. oben S. 153 f.

[2]) Ep. Sen. XVI (XVII) 2, vgl. Ep. Fam. praef.: „scribendi mihi vivendique unus finis erit."

[3]) Ep. Sen. XIV 5 (b. Fracassetti XV 4) u. XVI (b. Fracassetti XVII) 1.

Lage und ihrer maritimen Verbindungen von Durchreisenden viel besucht. Petrarca kam oft genug in die Lage, liebe Gäste in seinem Hause bewirthen zu können, kein Besuch aber wird ihn mehr erfreut haben, als derjenige seines Freundes und geistigen Bruders Boccaccio, der im Jahre 1363 zu ihm kam und drei Monate bei ihm verweilte [1]). Mit Boccaccio war zugleich der Grieche Leonzio Pilato nach Venedig gekommen, über dessen nicht unwichtige Beziehungen zu Petrarca wir demnächst zu sprechen haben werden. Welche anregende Gespräche mögen damals der Dichter des „Canzoniere" und der Verfasser des „Decamerone", der Vater des Humanismus und sein ihm geistig ebenbürtiger Schüler geführt haben! Die Geschichte weist wenige so erfreuende Bilder auf, wie dies des in Eintracht, herzlicher Liebe und gegenseitiger Verehrung verbundenen Freundespaares Petrarca und Boccaccio. Selten haben zwei einander geistig annähernd gleichstehende und denselben Zielen zustrebende Männer so neidlos mit einander verkehrt, wie diese Beiden. Boccaccio gestand willig dem älteren Freunde die Ueberlegenheit im wissenschaftlichen und dichterischen Schaffen zu, Petrarca aber erkannte gern Boccaccio als hoch befähigten Dichter an und wollte ihm sogar den Platz unmittelbar nach Dante zugestehen, sich selbst mit dem dritten begnügend [2]). Es ist demnach begreiflich, dass Petrarca ein dauerndes Zusammenleben mit Boccaccio wünschte und ihn dringend zur Uebersiedelung nach Venedig einlud, namentlich als die Pest abermals Florenz furchtbar heimsuchte [3]). —

Ebensowenig wie seinem Arbeitsdrange vermochte Petrarca in Venedig auch, trotz seines vorgerückteren Alters, der ihm angeborenen Reiselust zu widerstehen. Es war ihm unmöglich, ruhig an einem Orte zu verharren. Nicht nur,

---

[1]) Ep. Sen. III 1. V 6.

[2]) Ep. Sen. V 2. — Weiteres über Boccaccio's Beziehungen zu Petrarca zu sagen, behalten wir uns für einen späteren, Boccaccio zu widmenden Theil unseres Werkes vor. Man vergleiche übrigens die hübsche Skizze, welche Landau a. a. O. p. 111 ff. gegeben hat.

[3]) Ep. Sen. I 5. III 1.

dass er von Venedig häufig nach dem nahen Padua sich begab, wohin ihn ja zeitweilig, namentlich zur Osterzeit, die Pflichten seines Amtes riefen, auch weitere Ausflüge wurden noch von ihm unternommen. Die Sommer verbrachte er meist als Gast Galeazzo's Visconti in dem lieblich gelegenen und gesunden Pavia[1]), wo sich der mailändische Tyrann, nachdem er die Stadt wieder gewonnen, einen prachtvollen Palast hatte erbauen lassen. Im Jahre 1364 reiste er auch einmal nach Bologna, um den dort weilenden Cardinallegaten Androino de la Roche zu begrüssen[2]). —

So angenehm und behaglich die in Venedig verbrachten Jahre auch im Allgemeinen für Petrarca waren, so blieben ihm während derselben doch nicht alle Bekümmernisse, Sorgen und Verdriesslichkeiten erspart. Er wurde von wiederholten Trauernachrichten heimgesucht, indem gerade in dieser Zeit der Tod eine reiche Ernte unter seinen Freunden hielt. In einem Jahre, 1363, starben an der immer noch wüthenden Pest Lelio in Rom, Francesco Nelli (Simonides) in Florenz und Barbato in Sulmo, nachdem ihnen Azzo di Correggio wahrscheinlich schon im Jahre vorher im Tode vorangegangen war.

Von den Jugendfreunden des greisen Dichters war nun fast nur noch Philipp von Cabassoles, der frühere Bischof von Cavaillon, am Leben, aber auch von ihm verbreitete sich im Jahre 1368 das Gerücht, dass er gestorben sei, doch wurde es glücklicherweise bald widerrufen. So musste Petrarca sich mehr und mehr vereinsamt fühlen inmitten einer herangewachsenen neuen Generation, deren Anschauungen den seinigen, namentlich in Bezug auf religiöse Dinge, vielfach schroff widersprachen.

Aber Petrarca hatte nicht bloss den Tod vieler seiner Freunde, sondern auch, so seltsam dies immerhin klingen mag, seinen eigenen Tod oder, genauer gesprochen, das Gerücht von

---

[1]) Ep. Sen. V 1. Petrarca gibt in diesem Briefe auch eine sehr eingehende und vielfach interessante Beschreibung Pavia's und seiner Umgebung.

[2]) Ep. Sen. X 2.

seinem Tode zu beklagen. Er gehörte zu den Leuten, welche das eigenthümliche Schicksal haben, wiederholt todt gesagt zu werden. Zum ersten Male war ihm dies geschehen, als er im Jahre 1343 von Neapel zurückkehrte. Es war damals die Kunde von seinem Tode in so bestimmter Form aufgetreten, dass der Dichter Antonio de' Beccari von Ferrara bereits eine Canzone auf den vermeintlich Gestorbenen verfasst hatte, welche der Todtgesagte dann ungesäumt mit dem schönen Sonette „quelle pietose rime, in ch'io m'accorsi [1])“ beantwortete. Seitdem war ihm, wol hauptsächlich in Folge seines häufigen Ortswechsels, Aehnliches fast alle Jahre begegnet [2]), ohne ihn indessen sonderlich zu verstimmen oder zu benachtheiligen. Verdriesslich im höchsten Grade wurde aber die Sache für ihn, als sie sich im Jahre 1365 nochmals wiederholte. Das Gerücht fand nämlich bei der Curie in Avignon festen Glauben, und da es dort nie an Stellenjägern fehlte, so vertheilte der Papst unverzüglich die von Petrarca besessenen geistlichen Pfründen an darnach lüsterne Kleriker. Selbstverständlich wurden nun zwar, sobald das Gerücht sich als trügerisch erwies, diese Gaben hinfällig, soweit sie die von Petrarca factisch besessenen Beneficien betrafen, aber immerhin hatte der Dichter den Nachtheil, dass ein Canonicat zu Carpentras, welches ihm vom Papste schon zugedacht und zugesagt, aber noch nicht officiell übertragen worden war, ihm nun, als bereits einem Anderen übergeben, nicht mehr verliehen werden konnte. Diese Einbusse, für welche er auch anderweitig nicht entschädigt ward, war für Petrarca um so empfindlicher, als seine Vermögenslage keineswegs eine glänzende war, während ihn doch mancherlei Verhältnisse und Rücksichten zur Führung eines ziemlich grossen und kostspieligen Haushaltes nöthigten. Er besass allerdings, wie er einmal ausführlich darlegt [3]), Einnahmen genug, um für

---

[1]) Sonett 15 in den Rime sopra argomenti storici etc. ed. Carducci.

[2]) vgl. über diese ganze Sache Ep. Sen. III 7 u. IX 2.

[3]) Ep. Var. 15. Weitere, mehr oder weniger detaillirte Nachrichten über Petrarca's Vermögensverhältnisse findet man: Ep. Fam. III 14. XIV 4. XVI 3. XIX 17. XX 8. Var. 55.

seine Person sorgenfrei und angenehm leben zu können, da namentlich die Präbende zu Padua eine ziemlich einträgliche war, aber er musste, um bei dem damaligen Büchermangel mit Erfolg litterarisch thätig sein zu können, sich immer eine Anzahl Abschreiber halten, er musste auch mehrere Diener und, für seine häufigen Reisen, selbst zwei Pferde halten, er hatte ferner für mehrere dürftige Freunde zu sorgen, wol auch seinen Schwiegersohn, der nicht eben begütert gewesen zu sein scheint, zu unterstützen, und häufige und zahlreiche Gäste zu bewirthen. Dazu kam, dass die Einnahmen aus seinen Pfründen zum grossen Theile aus Naturalien bestanden, deren Werth, wenn er nicht an Ort und Stelle sie verzehren konnte, sehr verringert werden musste. In Padua hatte er als Canonicus freie Wohnung aber da er in der finsteren Stadt dauernd zu verweilen seiner Naturanlage nach nicht vermochte, so war sie ihm von geringem Nutzen. So war er denn in seinen alten Tagen, besonders, da er sich ein kleines Capital ansammeln wollte, um der heiligen Jungfrau, wie er gelobt, eine Capelle errichten zu können [1]), oft genug in finanzieller Bedrängniss und sah sich genöthigt, durch Vermittelung des ihm befreundeten apostolischen Secretärs Francesco Bruni wiederholt die Unterstützung des Papstes nachzusuchen, freilich ohne den gewünschten Erfolg.

Am schmerzlichsten aber wurde Petrarca während seines venetianischen Aufenthaltes von dem im Folgenden zu erzählenden Vorkommnisse betroffen. Wir haben wiederholt schon Gelegenheit gehabt [2]) und werden deren noch weitere finden, zu beobachten, dass Petrarca ganz nach mittelalterlicher Weise religiös und gut katholisch-kirchlich gesinnt war, ja selbst eine starke Neigung zur Askese besass, so dass er allen kirchlichen Pflichten gewissenhaft nachkam und namentlich eifrig, auch regelmässig zu bestimmten Stunden der Nacht, betete und zu den gebotenen Zeiten streng fastete [3]). Mag man hier-

---

1) Vit. Sol. II 10, 2. Ep. Var. 15.
2) vgl. namentlich oben S. 205 ff.
3) Ep. Sen. IX 2. XII 1., vgl. sonst noch z. B. Ep. Fam. X 3 u. 5.

bei auch gern eingestehen, dass diese Frömmigkeit zum Theil nicht das Erzeugniss einer wirklich festen Ueberzeugung, sondern nur einer gewissen Schwäche und eines Hanges zu sentimentaler Beschaulichkeit war, und mag man ferner auch einräumen, dass sie von Koketterie und Ostentation keineswegs frei und also nicht so tief innerlich war, wie es wol scheinen könnte, so ist sie doch durchaus nicht etwa für eine consequent durchgeführte Heuchelei zu halten, sondern sie muss als eine im Wesentlichen aufrichtige und wahre anerkannt werden. Petrarca war viel zu sehr Gemüthsmensch, als dass er die Kraft besessen hätte, des Glaubens zu entbehren oder gar demselbigen feindlich gegenüberzutreten. Niemals hat er, soviel wir wissen, an den Dogmen seiner Kirche gezweifelt, und selbst die Göttlichkeit des Papstthums ist, so sehr er auch dessen schmachvolle Verweltlichung zu Avignon beklagt und mit den schärfsten Worten gerügt hat, doch nie von ihm auch nur entfernt in Zweifel gezogen oder gar bestritten worden. Petrarca stand eben auf einem religiösen Standpunkte, welchen man in unseren Tagen als orthodox, wenn nicht als ultramontan bezeichnen würde. Allerdings beschäftigte er sich eifrig mit Philosophie und hegte Interesse für ihre Probleme, aber diese Beschäftigung war nie eine systematische, sondern immer nur eine, wenn auch im guten Sinne, dilettantische und eklektische, die, um so zu sagen, nur den lieblichen Schaum des philosophischen Wissens abschöpfte und vor einem tieferen Eindringen in die Bedingungen des Erkennens zurückscheute, namentlich aber jeden Gedanken daran, dass die Erkenntniss des Philosophen mit dem Glauben des Christen in Conflict gerathen könne, vielleicht gar gerathen müsse, mit aller Entschiedenheit perhorrescirte. Petrarca selbst hat seinen philosophischen Standpunkt wiederholt mit wünschenswerthester Deutlichkeit dargelegt und wir halten es für angezeigt, einige der betreffenden Stellen hier wiederzugeben.

Sen. VIII 6. de remed. utr. fort. II 1. Ep. poet. lat. II 19., namentlich aber die Schrift de otio relig.

„Das Wort „Philosophie", sagt er einmal [1]), bedeutet Liebe zur Weisheit, wenn wir es übersetzen wollen. Wenn nun Gott, durch welchen Alles erschaffen worden ist, die Weisheit ist, wie die göttliche Autorität und Wahrheit es dargethan hat, so ist nur derjenige, welcher Gott liebt, ein wahrer Philosoph, wozu ich noch unbedenklich hinzufügen möchte, dass bei uns, welche wir an Christi Göttlichkeit glauben, folgerichtig und wahrheitsgemäss geschlossen werden muss, dass nur ein wahrer Christ ein wahrer Philosoph sein kann." „Du kennst meine peripatetische Gewohnheit des Umherschweifens", bekennt er ein anderes Mal seinem Freunde Giovanni Colonna di San Vito [2]), „sie gefällt mir eben und sagt meiner Natur und meinem Charakter am meisten zu. Von den Meinungen der Philosophen haben einige meinen Beifall, andere wieder gar nicht. Ich liebe nicht die Secten, sondern die Wahrheit. Daher bin ich bald Peripatetiker, bald Stoiker, dazwischen auch einmal Akademiker; oft aber gehöre ich keiner von allen Philosophenschulen an, so oft mir nämlich bei ihnen etwas entgegentritt, was dem wahren und selig machenden Glauben als feindlich oder doch als verdächtig erscheint. Denn nur dann darf man die Schulen der Philosophen lieben und ihnen beistimmen, wenn sie von der Wahrheit nicht abirren, wenn sie uns von unserem wesentlichsten Ziele nicht abwendig machen. Wo sie das etwa versuchen, so mögen sie, mag es auch Plato oder Aristoteles, Varro oder Cicero sein, ungescheut allesammt verachtet und mit Füssen getreten werden (sic!). Kein Scharfsinn der Beweisführung, keine Anmuth der Sprache, keine Berühmtheit der Namen darf uns berücken: sie sind allesammt doch nur Menschen gewesen, welche allerdings, soweit es durch menschliches Forschen geschehen konnte, gelehrt waren, nicht minder auch hervorragend durch Beredtsamkeit und mit glücklichen Naturanlagen begabt, aber bedauernswerth dennoch, weil beraubt des höchsten und unaussprechlichen Denkobjectes (d. h.

[1]) Ep. Fam. XVII 1.
[2]) Ep. Fam. VI 2.

Gottes). Da sie nur den eigenen Kräften vertrauten und dem wahren Lichte nicht zustrebten, so stiessen sie oft nach Art der Blinden an einen Stein und glitten aus. Daher dürfen wir nur insoweit ihre geistigen Gaben bewundern, um den zu verehren, der sie ihnen verliehen hatte, aber mit ihren Irrthümern müssen wir solches Mitleid haben, dass wir uns ob der uns verliehenen göttlichen Gnade Glück wünschen und erkennen, wir seien ohne unsere Würdigkeit und irgend welches Verdienst im Vergleich mit unseren Vorfahren von dem geehrt und bevorzugt worden, welcher sein Geheimniss, das er den Weisen verbirgt, den Kindlein zu offenbaren geruht hat. Kurz, wir sollen so philosophiren, dass wir, wie der Name „Philosophie" lehrt, die Weisheit lieben. Die wahre Weisheit Gottes ist Christus, daher müssen wir, um in Wahrheit Philosophen zu sein, ihn vor allen lieben und verehren. Vor allen Dingen müssen wir Christen sein — dann mögen wir sein, was wir wollen. Philosophische, poetische, historische Schriften sollen wir so lesen, dass uns immer Christi Evangelium an das Ohr des Herzens töne. Durch dieses allein können wir gelehrt und glücklich werden, ohne dasselbe werden wir, je mehr wir gelernt haben, um so unwissender und unglücklicher sein, auf das Evangelium als auf die erhabenste Veste der Wahrheit müssen wir Alles beziehen, auf dasselbe als auf den einzigen unbeweglichen Grund der wahren Wissenschaft baut der menschliche Fleiss sicher sein Wissen auf. Wenn wir zu der Kenntniss vom Evangelium andere, ihm nicht feindselige Kenntnisse eifrig häufen, so wird man uns keineswegs tadeln dürfen, denn, wenn auch vielleicht nur Weniges zu dem wichtigsten Wissen, werden wir doch zur Ergötzung des Geistes und einer gesitteteren Gestaltung des Lebens sehr Bedeutendes beigetragen zu haben scheinen."

Man erkennt aus diesen Stellen, denen sich leicht noch weitere beifügen liessen [1]), dass Petrarca keineswegs ein wahrer

[1]) z. B. Ep. Fam. XII 13. XXIII 12. Rer. mem. lib. IV. 5. de contemt. mundi I 1., vgl. namentl. auch de otio relig. p. 340—344 u. 348—352.

Philosoph gewesen ist, sondern dass er freiwillig und absichtlich sein philosophisches Denken eingezäunt hat in die engen Schranken des christlichen Dogmatismus. Ehrenwerth und folgerichtig mag, wer selbst auf dem Boden christlicher Weltanschauung steht, Petrarca's Denkweise mit vollstem Rechte nennen, aber eingestehen wird er müssen, dass durch dieselbe die Philosophie geradezu ertödtet oder doch zu einem müssigen Spiele des Verstandes, wenn nicht der Phantasie, herabgewürdigt wird. Denn was bedarf es noch des philosophischen Denkens, wenn die Räthsel des menschlichen Daseins als durch die göttliche Offenbarung bereits gelöst betrachtet werden und wenn ein Widerstreit des Erkennens mit dem Dogma des Glaubens von vornherein als unberechtigt dargestellt wird? Bleibt doch dann der Philosophie höchstens noch die ebenso undankbare als unwürdige Aufgabe übrig, die Probe auf ein bereits ausgerechnetes Exempel zu machen, an dessen Ergebniss zu zweifeln untersagt ist.

Sein Verhältniss zur Philosophie und zur Religion ist — wie wir bereits wiederholt Gelegenheit fanden, zu bemerken — derjenige Punkt in Petrarca's geistigem Leben, in Bezug auf welchen er sich aus den Fesseln des gebundenen mittelalterlichen Denkens nicht nur nicht zu befreien vermochte, sondern auch in denselben mit einer gewissen Absichtlichkeit und Geflissentlichkeit verharrte. Er, sonst in so wesentlichen Beziehungen ein moderner Mensch, verblieb in religiösen Dingen mittelalterlich befangen, und während er auf allen anderen Gebieten die Antike neu zu beleben bestrebt war, wollte er in seltsamer Inconsequenz die religiöse Form, das Christenthum und das Papstthum, unangetastet lassen. Die europäische Welt, reconstruirt nach Petrarca's Idealen, würde ein bizarres Mixtum compositum abgegeben haben: ein römisches Kaiserreich mit dem Papste als geistlichem Oberhaupte, Consuln und Bischöfe friedlich neben einander, Klöster mit betenden und büssenden Mönchen inmitten von Städten, deren Bürger nach altrömischer Weise die Freiheit lieben und dem Ruhme nachtrachten. Kurz, alle Klarheit des Denkens hörte für den

Begründer der Renaissance auf, sobald auch nur entfernt religiöse Dinge in Frage kamen; er sah nicht und wollte nicht sehen, dass eine Culturumgestaltung nicht halb vollzogen, dass bei einer allgemeinen Wandelung der Verhältnisse nicht ein so wichtiges Lebensgebiet, wie das des religiösen Glaubens, inselartig ausgeschieden und in seinem alten Zustande conservirt werden kann. Es war eben für ihn die Religion ein „Noli me tangere“, das kein Humanismus ihm antasten durfte.

Diese befremdliche Einseitigkeit und Befangenheit Petrarca's lässt sich unschwer erklären. Er war, wie schon oben bemerkt, vorwiegend Gemüthsmensch und entbehrte jeder specifisch philosophischen Beanlagung. Er war lyrischer Dichter auch in seinem Denken und als einem solchen waren philosophische Abstractionen ihm nur insoweit sympathisch, als sie von einem idealen Inhalte erfüllt waren, wie etwa Platons Ideen, während sie ihm verhasst waren, wenn sie ihm als anscheinend inhaltlose und trockene logische Formeln entgegentraten. Sein poetischer Sinn fasste auch Philosophie und Religion poetisch auf, und da war es nur natürlich, dass die christliche Heilslehre mit ihrer Mystik und tief innerlichen Weise mehr ihn entzückte, als der scholastische Aristotelismus, die herrschende Philosophie seines Zeitalters. Was ihn aber entzückte und begeisterte, das hielt er eben desshalb auch für wahr, denn die Wahrheit fasste er nicht als ein Ergebniss verstandesmässiger Deductionen, sondern als die intuitiv gewonnene Ueberzeugung des Gemüthes auf. Andere Gründe kamen hinzu, um ihn der wirklichen Philosophie zu entfremden oder vielmehr ihn von dieser fern zu halten. Er hatte die griechische Philosophie nie an ihren Quellen erkannt, sondern, was er von ihr wusste, war ein aus den römischen Autoren zusammengelesenes, mehr als dürftiges Stückwerk. Es war ihm nie vergönnt gewesen, ein bedeutendes und tief durchdachtes philosophisches System in seiner Totalität betrachten und sich in dasselbe hineindenken, es in den eigenen Geist aufnehmen zu können. Eine solche unentbehrliche Schulung des philosophischen Denkens war ihm versagt geblieben und

er war hingedrängt worden zu dem römischen Eklekticismus eines Cicero und Seneca, ja selbst auch — soweit bei diesen Autoren noch von Philosophie die Rede sein kann — eines Augustin und Lactanz; eine einheitliche und harmonische philosophische Weltanschauung trat ihm hier nicht entgegen, sondern nur geistvollen, mehr oder weniger weitläufig ausgesponnenen Sentenzen begegnete er hier, deren Mehrzahl eine praktisch-ethische Pointe besass. Eine wirkliche, in sich geschlossene Philosophie konnte er aus diesem zerrissenen Materiale nicht sich gewinnen — was Wunder, wenn er sich dem religiösen Glauben hingab, der sich ihm in einer festen und abgeschlossenen Form darstellte? Zu solcher Handlungsweise mochte er selbst auch eine wissenschaftliche Berechtigung zu besitzen wähnen, da es ihm nicht entgehen konnte, dass in der antiken Philosophie, wie er sie bei den Römern kennen lernte, eine monotheistische oder doch, was für das ungeübte philosophische Denken so ziemlich identisch ist, eine pantheistische Tendenz vorherrschte. Da konnte es ihm denn leicht scheinen, als sei die geoffenbarte Religion nur die natürliche Ergänzung philosophischer Speculation, als seien diese letztere und jene erstere im letzten Grunde übereinstimmend oder doch leicht in Uebereinstimmung zu bringen. Er hegte damit eben den schönen Wahn, dem sich seitdem so viele edle und wohlmeinende Männer hingegeben haben, die da glaubten, dass die zwischen philosophischer Erkenntniss und frommem Glauben gähnende breite Kluft sich, wenn man nur wolle, leicht überbrücken lasse, dass der Widerspruch zwischen beiden nur ein scheinbarer und wohl zu versöhnender sei. Es ist das jene nebelhafte, unklare und verschwommene Anschauungsweise religiöser und philosophischer Dinge, die so leicht bei Menschen sich ausbildet, welche, weil eines scharfen und folgerichtigen Denkens unfähig oder dasselbe aus Gemüthsschwäche scheuend, meinen, dass dies überhaupt entbehrlich sei, da sich ja Alles mit Hülfe der Phantasie und einiger Rhetorik so herrlich erklären und zusammendeuten lässt.

Petrarca's wenig fruchtbringendes Verhältniss zur Philo-

sophie war vorbedeutend für die ganze Entwickelung des Humanismus und der Renaissance überhaupt. Da dieselbe, wie wir bereits wiederholt angedeutet [1]), ganz vorwiegend in einer Wiederbelebung des römischen, nicht aber des hellenischen Alterthums bestand, so blieb auch die philosophische Bildung der Renaissance vorwiegend durchaus nach römischer Weise eine eklektische und vermochte nicht zur wirklichen Reproduction eines einheitlichen philosophischen Systems des Alterthums — wozu es einer so innigen Vertrautheit mit dem hellenischen Geiste bedurft hätte, wie sie keiner oder doch höchstens nur der eine oder der andere vereinzelte Humanist besass —, noch viel weniger aber zu dem Aufbau eines neuen, eigenthümlichen Systems zu gelangen. Der Platonismus wurde allerdings in gewisser Weise reproducirt, aber es war diese Reproduction mehr ein Werk der ästhetisch schaffenden Phantasie, als des mit Ernst und Nüchternheit arbeitenden, nach hohen Zielen ringenden Verstandes. Man griff von Platons Lehren hauptsächlich diejenigen auf, welche von dem Hauche der Poesie erfüllt waren, und diese vereinigte man zu einem Complexe von Ideen, welcher eher eine philosophische Dichtung, als ein philosophisches System genannt werden muss. Die Renaissance war auf dem Gebiete der Philosophie mit nahezu völliger Unfruchtbarkeit geschlagen [2]): sie hat eine Reihe geistvoller philosophischer Dilettanten, aber keinen einzigen grossen und selbständigen Denker hervorgebracht, der sich mit den Philosophen Griechenlands oder auch mit denen Frankreichs, Englands und Deutschlands im siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte selbst nur entfernt in Parallele setzen liesse — man müsste denn gerade die letztgenannten noch als Söhne der Renaissance betrachten wollen, was in gewissem Sinne allerdings berechtigt scheinen kann. Die philosophische Unfruchtbarkeit der Renaissance — letzteren Begriff hier in

---

[1]) vgl. oben S. 152 u. S. 401 f.

[2]) Die weitere Ausführung und Begründung der im Obigen ausgesprochenen Gedanken behalten wir dem dritten Bande dieses Werkes vor. Hier muss es genügen, einzelne Andeutungen gegeben zu haben.

seinem engeren Sinne genommen — ist von den weittragendsten Folgen gewesen: sie hat es verschuldet, dass die Renaissance immer der wahren inneren Vertiefung entbehrt hat und dass sie zu keiner wirklichen Originalität des geistigen Producirens gelangt ist, namentlich nicht auf poetischem Gebiete. denn Originalität der geistigen Production ist nur möglich, indem und nachdem ein originales philosophisches System geschaffen wird oder geschaffen worden ist. Noch empfindlicher machte die philosophische Unfruchtbarkeit der Renaissance sich um desswillen geltend, als dadurch, nachdem, was an sich ganz folgerichtig war, der Humanismus für seine Anhänger das Christenthum innerlich beseitigt hatte, der neuen Bildungsform die ethische Basis entzogen wurde — doch hierüber haben wir bereits an einer früheren Stelle eingehender gesprochen [1]).

Durch seine eigenthümliche religiös-philosophische Denkweise, welche sich, wie natürlich, mit den zunehmenden Jahren immer mehr und fast bis zur Bigotterie steigerte, trat Petrarca in einen schroffen Gegensatz zu der Modephilosophie seiner Zeit. Diese bestand in einem scholastischen Formalismus, welcher sich auf des Aristoteles Schriften stützte, namentlich auf diejenigen, welche der Araber Ibn-Roschd (1126—1198) aus Cordova, von den christlichen Abendländern in seltsam latinisirter Namensform Averroës genannt, übertragen und commentirt hatte und welche in der lateinischen Uebersetzung des Michael Scotus (ca. 1230) dem christlichen Abendlande zugänglich gemacht worden waren [2]). An sich war nun diese philosophische Richtung dem christlichen Dogma weder günstig noch ungünstig, sondern, eben weil sie vorwiegend nur Formalismus war, gewissermaassen neutral, aber sie hatte im Laufe der Zeit, wie ja jedem philosophischen Systeme die Tendenz, das Dogma zu verdrängen, innewohnt

[1]) vgl. oben S. 190 ff.

[2]) Ueber Averroës, seine Lehren und Schriften und deren Einfluss auf die christliche Philosophie vgl. das treffliche Buch von E. Renan, Averroès et l'Averroïsme (3. Ausg., Paris, 1866).

und innewohnen muss, eine dem dogmatischen Christenthume feindselige Stellung eingenommen und sich, wenn auch mit aller durch die Zeitverhältnisse gebotenen Vorsicht, einer materialistischen Denkweise zugeneigt. Wie jede neue philosophische Lehre, die den Reiz des Pikanten an sich trägt und gegen die herrschende Kirche Opposition macht, gewann auch der materialistisch angehauchte Averroismus rasch zahlreiche Anhänger, namentlich, wie leicht erklärlich, in den Kreisen der Aerzte, und er erlangte für die damalige Zeit ungefähr dieselbe Verbreitung und Bedeutung, wie in unseren Tagen der Darwinismus, mit welchem er auch in seinem Wesen mehr als einen Berührungspunkt gemeinsam hat. Der Idealist und mehr noch der Christ Petrarca musste selbstverständlich ein principieller Gegner dieser materialistischen Philosophie sein. Er hatte aber auch noch einen besonderen Grund, sie verabscheuungswerth zu finden. Die furchtbare Waffe der Averroisten war die Dialektik, also jene Kunst, durch formal (wenigstens dem Ungeübten) unanfechtbare Schlüsse und Schlussfolgerungen irgend welche Behauptungen als logisch richtig und unwiderleglich zu erweisen. Seiner ganzen Naturanlage nach hasste Petrarca diese fragwürdige Kunst aus tiefster Seele und das um so mehr, als er sich ihr gegenüber wehrlos fühlte, denn sein poetischer Geist vermochte sich in den vielverschlungenen Gängen spitzfindiger Logik nicht zurecht zu finden. Er urtheilte über die Dialektik ebenso, wie heute so Mancher, der keine mathematische Begabung besitzt, über die Mathematik: er erklärte sie für eine dem jugendlichen Alter angemessene Beschäftigung und eine löbliche Vorbereitung auf ernstere Studien, aber er tadelte es heftig, dass sie von Vielen auch um ihrer selbst willen betrieben und zum Studium auch des reiferen Alters gemacht werde; solche Dialektiker von Profession seien, meinte er, ebenso lächerlich, wie Greise, welche noch an dem Reiten auf dem Steckenpferde (arundo tremula) Vergnügen fänden [1]).

---

[1]) Ep. Fam. I 6.

Feindselige Berührungen Petrarca's mit den Averroisten konnten bei solcher Sachlage gar nicht ausbleiben. Schon sein Streit mit den Aerzten, den er im Jahre 1353 begonnen hatte und den er sein ganzes Leben hindurch mit einer schwer begreiflichen Verbissenheit durchführte, entsprang in seinem letzten Grunde dem Widerwillen gegen den Averroismus. Erbitterter aber noch sollte der Kampf entbrennen, als Petrarca nach Venedig übergesiedelt war. Die Universität von Padua war einer der Hauptsitze des Averroismus geworden [1]) und von dort aus hatte er, wie das bei der Nähe der beiden Städte nur natürlich war — Padua war ja nach Renan's treffendem Ausdrucke das „Quartier latin" Venedigs —, auch in Venedig festen Fuss gefasst. Wollte nun Petrarca nicht auf den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern verzichten oder doch in demselben sich empfindliche Einschränkungen auferlegen, so konnte er den Verkehr mit Averroisten gar nicht vermeiden. Das führte denn nun zuweilen unerquickliche Scenen herbei, denn der alternde Dichter war überaus reizbar, wenn seinen religiösen Ansichten zu nahe getreten ward, und nicht alle Averroisten waren tactvoll genug, auf diese Schwäche die gebührende Rücksicht zu nehmen. So entwickelte einmal Einer derselben, den er wohlwollend in seinem Hause empfangen hatte, so ketzerische Ansichten in so schroffer Form, dass Petrarca, erzürnt und in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, den Religionsspötter eigenhändig zum Hause hinaus beförderte [2]). Andererseits war es natürlich, dass dieselbe Abneigung, welche Petrarca gegen die Averroisten empfand, vielfach von diesen gegen ihn gehegt wurde. Namentlich die jugendlichen Hitzköpfe unter den Bekennern der modischen Philosophie zeichneten sich in dieser Hinsicht durch Maasslosigkeit aus. Sie besassen keine Achtung für Petrarca's hohe dichterische und wissenschaftliche Verdienste, sie vergassen, dass er es gewesen, der den Canzoniere gedichtet, dass

[1]) vgl. Renan, a. a. O. p. 322 ff.
[2]) Ep. Sen. V 3.

er die humanistische Wissenschaft geschaffen, sie hatten nur ein Auge für des alten Mannes Schwächen, für seine Unwissenheit in naturwissenschaftlichen Dingen, für seine ihnen altväterisch erscheinende streng kirchliche Gesinnung und für seine Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Vier junge Männer, welche viel in Petrarca's Hause verkehrt hatten und von ihm immer wohlwollend aufgenommen worden waren, entblödeten sich sogar nicht, über den greisen Dichter und Humanisten, über den von allen einsichtsvollen Männern des ganzen Europa hochgeehrten und bewunderten Gelehrten ein förmliches Gericht abzuhalten und ihn für einen „guten, aber unwissenden Mann“ zu erklären [1]). Man kann sich vorstellen, wie empfindlich Petrarca betroffen wurde, als er von diesem tollen Gebahren eines jugendlich übermüthigen Weisheitsdünkels Kenntniss erhielt. Hatten die Frechen es doch gewagt, seinen Gelehrtenruhm anzutasten, den er so mühevoll sich erworben und über welchen seine Eitelkeit eifersüchtig wachte! Und wer möchte ihm auch seinen Zorn verargen? Handelte es sich hier doch nicht um einen einfachen Angriff auf die persönliche Gelehrtenehre, sondern es war dieser Angriff mit unleugbarer Perfidie und überlegter Bosheit geführt und nicht allein gegen die Person, sondern auch gegen die von dieser Person vertretene Sache, den christlichen Glauben, gezielt worden. Der schwer gekränkte Humanist konnte und wollte die ihm und seinen Ueberzeugungen angethane Schmähung nicht ungerächt lassen, sondern richtete gegen seine Beleidiger eine erbitterte Streitschrift, deren Inhalt wir hier, da er für die Kenntniss sowol der wissenschaftlichen Anschauungen als auch des Charakters Petrarca's von höchster Wichtigkeit ist, auszugsweise im Folgenden wiedergeben.

Betitelt ist diese Schrift „Petrarca's Buch über seine

---

[1]) Die Namen dieser vier jungen Männer waren: Leonardo Dandolo, Tommaso Talenti, Zaccaria Contarini und Guido di Bagnolo. Ueber ihre, übrigens nichts sonderlich Interessantes bietenden Lebensverhältnisse vgl. die ausführliche Notiz b. Fracassetti, Lett. fam. II p. 360 ff.

eigene und vieler (Anderer) Unwissenheit[1])", und wir erkennen schon in dieser Aufschrift jene erheuchelte Demuth ihres Verfassers, von welcher wir im Verlaufe unserer Analyse so manche weitere Beweise finden werden. Petrarca trug eben nicht selten und nicht ungern den zerlumpten Mantel des Cynikers Antisthenes, aus dessen Löchern der Stolz hervorschaute. Vorausgeschickt ist dem Werkchen ein aus „Padua vom 13. Januar[2]) in der elften Stunde der Nacht (d. i. zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens) auf meinem Schmerzenslager" datirter Brief an den Grammatiker Donato Apenninigena in Venedig (vgl. S. 364 f.). Petrarca erzählt in demselben, dass er die Schrift während einer nach Pavia gerichteten Fahrt auf dem Poflusse abgefasst habe und dass sie demnach von Flüchtigkeiten nicht frei sei und mehr den zwanglosen Charakter eines Briefes oder eines Gespräches, als denjenigen eines ernsten Buches an sich trage. Wenn er sie gleichwol ein „Buch" nenne, so thue er das nur, um durch den prunkvolleren Titel der dem Freunde übersandten Gabe ein stattlicheres Aussehen zu geben, wie man ja auch etwa wohlfeiles Obst in ein silbernes Gefäss oder in weisse Leinwand gelegt Freunden zum Geschenke zu überreichen pflege. Er bittet ferner, das nachlässige, weil durch Correcturen und Rasuren entstellte Aeussere der Schrift entschuldigen zu wollen, und meint, diese Bitte könne um so eher berücksichtigt werden, als gerade diese Vernachlässigung ihres Aeusseren eine sichere Bürgschaft für die Aechtheit der Schrift gewähre, indem dadurch bezeugt werde, dass sie von ihm selbst geschrieben und nicht von einem Schreiber copirt worden sei. — Im Eingange der Schrift selbst beklagt Petrarca, dass ihm selbst jetzt, wo sein Lebensalter sich bereits stark abwärts neige, niemals Ruhe noch

---

[1]) „Petrarcae de sui ipsius et multorum ignorantia liber"; abgedruckt ist die Schrift natürlich in allen Gesammtausg.; in das Italienische hat sie Fracassetti (Venedig, 1858) übersetzt.

[2]) Jedenfalls des Jahres 1368, vgl. Ep. Sen. XV 8. Die Abfassung der Schrift selbst fand im Jahre 1367, der sie veranlassende Vorfall im Jahre 1366 statt.

Rast vergönnt sei, sondern dass er in immer neue litterarische Fehden verwickelt werde. Jetzt werde ihm sogar, was er bisher noch nie erfahren, durch missgünstige Freundschaft oder durch freundschaftliche Missgunst die Feder zur Vertheidigung in die Hand gedrückt und es werde ihm damit die schwere Aufgabe gestellt, die Missgunst zu besiegen und doch die Freundschaft unverletzt zu erhalten. Vier Freunde seien es, welche ihn immer je zwei und zwei besuchen, auf das Freundlichste mit ihm verkehren, von den besten Gesinnungen, wie er selbst gern glauben wolle, gegen ihn erfüllt seien und welche ihn nichtsdestoweniger beneiden. Warum aber beneiden sie ihn? Wahrlich nicht um sein mehr als bescheidenes Vermögen, auch nicht um seine Freunde, nicht um seine Schönheit, welche, wenn sie überhaupt je vorhanden war, jetzt vom Alter ganz zerstört sei, ebenso wenig um seine Wissenschaft und seine Beredtsamkeit, welch' letztere sie ja nach der modernen Philosophen Art — ganz im Gegensatze zu Platon — gering schätzen, nicht endlich um seine Tugend, welche sie ihm nur allzu bereitwillig und uneingeschränkt zugestehen, — sie beneiden ihn einzig und allein um des Ruhmes willen, welcher ihm, was selten geschehe, schon bei Lebzeiten zu Theil geworden sei und den er als eine nie versiegende Quelle schweren Aergernisses erfunden habe. Die Missgunst jener vier Freunde aber sei um so heftiger, als sie selbst gar fleissig studiren und bei der nächtlichen Lampe schwitzen, wenn auch freilich dessen ungeachtet der erste von ihnen gar keine litterarischen Kenntnisse besitze, der zweite nur geringe, der dritte nicht viele, der vierte allerdings bedeutende, aber so verworrene, dass er besser gar keine besässe, denn sein Wissen beschränke sich im Wesentlichen auf die Kenntniss einer Menge Einzelheiten aus der Naturgeschichte, welche überdies, wie Beobachtungen an Ort und Stelle gelehrt hätten, zum grossen Theile in das Gebiet der Fabel gehörten. Und was nütze es auch, die Natur der Thiere zu erkennen, die Natur des Menschen aber und die Frage nach seiner Herkunft und den Zielen seines Daseins zu ignoriren? Diese Meinung nun

habe er (Petrarca) seinen Freunden oft unverhohlen ausgesprochen und dadurch ihre Eitelkeit verletzt. So seien sie denn einmal zusammen gekommen und hätten Gericht über die Frage gehalten, ob er (Petrarca) des Ruhmes würdig sei. Die Thatsache seiner Berühmtheit hätten sie nun freilich nicht in Abrede stellen können, aber sie hätten dieselbe für bedeutungslos erklärt, weil das Urtheil der grossen Menge, auf welchem sie beruhe, trügerisch sei. Auch hätten sie nicht leugnen können, dass er (Petrarca) von Königen, wie namentlich einst von König Robert, von Päpsten, wie noch gegenwärtig von Papst Urban V., und anderen hochgestellten Männern hoch geehrt und geschätzt worden sei, aber sie hätten dies damit zu erklären gesucht, dass diese vornehmen Personen, welche theilweise selbst keine wissenschaftliche Bildung besässen, entweder eben nur der Volksmeinung blindlings folgten, oder dass sie an den Geschichtchen, welche Petrarca zu erzählen verstehe, Gefallen fänden. Endlich hätten sie allerdings auch seine (Petrarca's) Beredtsamkeit eingestehen müssen, aber gerade daraus auf die Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse geschlossen, denn nach dem Sprüchworte „multum loquentiae, parum sapientiae (d. h. viel Geschwätz, wenig Weisheit)" vertrage sich Sprechfertigkeit nicht mit Weisheit. So sei denn ihr Schlussurtheil dahin ausgefallen, dass er (Petrarca) ein guter Mann ohne litterarische Bildung und folglich seines Ruhmes unwürdig sei. — Mit diesem Urtheilspruche nun, erklärt Petrarca, würde er sehr zufrieden sein, wenn er nur wirklich das Prädicat „gut" für sich in Anspruch nehmen könnte, denn — und er rufe Christus hierfür zum Zeugen an — trotz aller seiner Ruhmbegierde, die er nicht leugnen könne, habe er doch stets lieber gut als gelehrt sein wollen. Möchte ihm doch nur Gott statt alles Wissens die Tugend verleihen! So sehr er nun aber auch überzeugt sei, dass ihm die Gelehrsamkeit mit Recht abgesprochen werden könne, so glaube er doch allerdings nicht, dass diejenigen, welche es gethan, die hierzu competenten Richter gewesen seien, denn nicht Unwissenden komme es zu, eines Anderen Unwissenheit zu con-

statiren, ebenso wenig wie ein Hässlicher das Verdict der Hässlichkeit über Etwas auszusprechen befugt sei. Jeder Verständige hingegen werde unschwer selbst erkennen, wie gering sein Wissen sei, und das nicht etwa bloss verglichen mit dem Wissen Gottes, sondern auch mit demjenigen anderer Menschen, und je gelehrter Jemand wirklich sei, desto eher werde er zu dieser Selbsterkenntniss gelangen. Gleichwol, gesteht Petrarca, berühre ihn das absprechende Urtheil der Freunde überaus schmerzlich, denn es gemahne ihn daran, dass er nun auch bereits geistig gealtert sei. Sein ganzes Leben hindurch habe er sich bemüht, Kenntnisse zu sammeln, und er sei wirklich einst für einen Gelehrten gehalten worden; in Montpellier und Bologna, dann in Toulouse und Paris, Padua und Neapel — alles Städte, in denen die Wissenschaften blühten — habe er sich aufgehalten, um gelehrter zu werden, in Neapel habe ihn der, trotz Allem, was man dagegen sagen möge, hochgelehrte König Robert eines vertraulichen Verkehrs gewürdigt, am päpstlichen Hofe, dem Sammelpunkte der gelehrtesten Männer, habe er sich vielfach aufgehalten und jede Gelegenheit des Lernens benutzt, endlich habe er die langen, in der ländlichen Einsamkeit an der Quelle der Sorgue verbrachten Jahre ernsten wissenschaftlichen Studien gewidmet, bedeutende Männer hätten ihn seiner Kenntnisse wegen hochgeschätzt und seinen Umgang gesucht — und nun sprächen in Venedig vier junge Leute ihm, dem mehr als Sechzigjährigen, alle Kenntnisse ab! Gern freilich lasse er sich den Ruhm entreissen, denn derselbe sei nur eine Last und erfordere eine stete beschwerliche Vertheidigung, und ganz zufrieden sei er, wenn ihm, wie ja geschehe, nur das Prädicat „gut“ belassen werde, und er hoffe, dasselbe durch eifriges, bis zum letzten Hauche fortgesetztes Streben nach Tugend verdienen zu können, da ja hier der Wille die That zu ersetzen vermöge.

Nach diesem Eingange erklärt nun Petrarca, wie es habe geschehen können, dass seine Freunde eine so geringe Meinung von seiner Gelehrsamkeit erhalten hätten. Er habe

nämlich, wenn sie ihn besuchten, im vollen Vertrauen auf sein freundschaftliches Verhältniss mit ihnen ganz unbefangen und harmlos alle möglichen Dinge besprochen und dabei weder auf den Inhalt noch auf die Form seiner Rede sonderlich geachtet, so dass allerdings der erstere oft trivial, die letztere oft nachlässig gewesen sei. Ganz besonders aber habe er sie dadurch gereizt, dass er Zweifel an der Autorität des von ihnen göttlich verehrten Aristoteles geäussert und ihre Manier, über die Geheimnisse des christlichen Glaubens zu disputiren oder wol gar dieselben durch Spott zu lästern, missbilligt habe. Er könne nun einmal kein blinder Anhänger des Aristoteles sein, obgleich er die Schriften desselben recht gut kenne, sondern er ziehe den christlichen Glauben bei weitem den aristotelischen Lehren vor und nehme die Dogmen des ersteren als gegebene Wahrheiten an, über welche man nicht grübeln dürfe. Und er gebe sich diesem Glauben um so fester hin, als ja auch die aufgeklärten Heiden die Vielheit der Götter verspottet und den Glauben an einen Gott gelehrt hätten. Zum Beweise für diese Behauptung führt nun Petrarca eine ganze Reihe von Belegstellen aus Cicero's philosophischen Schriften, namentlich aus dem Buche „über die Natur der Götter", an, und da diese in extenso gegebenen Citate mehrere Seiten füllen, so entschuldigt er diese Ausbeutung fremden Geistesschatzes damit, dass er ja nun, nachdem ihm alles eigene Wissen abgesprochen worden, sich genöthigt sehe, mit fremden Federn sich zu schmücken, und überdies sei das, was er von Cicero angeführt, so überaus herrlich und dem christlichen Glauben so entsprechend, dass es sich nahezu mit dem Apostelworte vergleichen lasse. Welcher Schade, dass Cicero nicht Christ sein konnte! Indessen sei doch auch nicht zu übersehen, dass er (Cicero) nicht consequent bleibe, sondern öfters in das Heidenthum zurückfalle und von Göttern statt von einem Gotte spreche, wie z. B. de natur. deor. II, 28, 71. Mit dem einmal von ihm gelegentlich ausgesprochenen Lehrsatze, dass die verschiedenen Götter nur verschiedene Namen für verschiedene Daseinsformen des

einen Gottes seien, lasse sich dies nicht entschuldigen, denn es sei ein solcher Satz ebenso unlogisch, wie die Annahme, dass es mehrere Götter des gleichen Namens gebe oder dass einem Gotte die Schicksale und Thaten eines gleichnamigen Menschen beigelegt worden seien. In Bezug auf die etwa wünschenswerthe weitere Ausführung der hiermit angeregten Gedanken verweist Petrarca auf die Institutionen des Lactanz und wirft sodann die principielle Frage auf: solle man etwa nun die Schriftwerke des Heidenthums gar nicht lesen, weil sie von derartigen thörichten Vorstellungen erfüllt seien? Worauf er antwortet, man müsse sie gerade um desswillen lesen, denn, erst wenn man die ganze Thorheit des heidnischen Götterglaubens an den Quellen erkannt habe, lerne man die Leuchte der christlichen Wahrheit recht lieben und schätzen. Freilich finde man zuweilen in den Schriften der Heiden so thörichte Dinge behauptet, dass man mit Ekel und Widerwillen erfüllt werde, wie z. B. wenn Pythagoras — sonst ein so hoch bedeutender Mann — die alberne Lehre von der Seelenwanderung aufgestellt habe, die ja von Lactanz (Instit. III, 18) in ihrer Thorheit nachgewiesen worden sei, oder wenn Demokrit oder Epikur die Lehre von den Atomen zu begründen suchen, auch die Behauptungen von der Unendlichkeit der Welten oder von der Unvergänglichkeit der Welt gehörten in die gleiche Kategorie des Unsinns. Eben desshalb aber, weil er (Petrarca) ein Feind aller sogenannten philosophischen Hypothesen über die Entstehung der Welt sei und gläubig an der mosaischen Schöpfungsgeschichte und an der katholischen Lehre festhalte, werde er von seinen aristotelischen Freunden, denen das Christenthum etwas Verächtliches sei, als unwissend verschrieen — könnten doch solche Leute keine von der ihren abweichende Meinung vertragen! Und gehe doch ihre Verachtung der christlichen Religion so weit, dass sie bei öffentlichen Disputationen, da sie ja doch ihren Irrglauben nicht offen zu predigen wagen, im Voraus erklären, dass sie mit Beiseitesetzung der Religion „sequestrata ac seposita fide“ disputiren würden: sei diese „Beiseitesetzung“ ernsthaft gemeint,

so sei sie ein ungeheuerer Frevel, sei sie aber nur eine rhetorische Formel, so sei sie ein sträfliches Spiel mit einer heiligen Sache. Ja, diese Aristotelesschwärmer gehen sogar so weit, unseren Herrn und Meister Christus einen ungebildeten Menschen (idiota) zu nennen! Sie selbst aber, diese allweisen Leute, suchen ihren Ruhm in einer dunkeln und verworrenen und desshalb Niemandem, nicht einmal ihnen selbst verständlichen Ausdrucksweise, einem gelehrten Kauderwelsch, nicht bedenkend, dass Klarheit des Ausdruckes das wichtigste Kennzeichen des Geistes und Wissens sei, wie ihr gefeierter Aristoteles selbst im ersten Buche der Metaphysik angebe. Das Schlimmste aber sei, dass sie auf Alle und so auch auf ihn (Petrarca), welche nicht die Dunkelheit, sondern die Klarheit der Rede lieben, mit Verachtung herabsehen und dieser ihrer Ansicht einen allzu schroffen Ausdruck geben.

Hiernach kommt Petrarca wieder auf die philosophischen Ansichten seiner aristotelischen Freunde über die Weltentstehung zu sprechen, natürlich aber nur um seiner Entrüstung über solche Thorheiten und gefährliche Irrthümer Ausdruck zu geben, besonders aber ereifert er sich gegen die Annahme, dass die Welt ebenso ewig sei wie Gott. Sodann, zu dem Punkte zurückkehrend, von welchem er ausgegangen war, wiederholt er, seine Ueberzeugung, dass Aristoteles auch in rein menschlichen Dingen keine unfehlbare Autorität besitze, sei für seine aristotelischen Freunde, welche da glauben, Aristoteles habe Alles, was nur Menschen zu erkennen vermögen, auch wirklich richtig erkannt, der hauptsächlichste Grund zu ihrem geringschätzigen Urtheile über ihn oder doch mindestens der Vorwand dazu gewesen. Er (P.) könne aber nun einmal nicht der blinde Anhänger eines Philosophen sein und nicht Alles an Aristoteles bewundern, so namentlich nicht seinen Styl, wie er in der gangbaren, sicherlich sehr entstellten Bearbeitung seiner Schriften sich zeige; auch hätten ihn die ethischen Schriften des Aristoteles durchaus nicht befriedigt, und er habe nicht gefunden, dass er durch das Studium derselben besser geworden sei, wie doch hätte geschehen sollen. Aristoteles

definire die Tugend allerdings recht gut und verstehe es, eine Theorie dieser, sowie auch des Lasters zu entwerfen; aber es fehle ihm ganz oder beinahe ganz jene eindringliche und packende sittliche Begeisterung, welche die moralischen Schriften Cicero's und Seneca's und selbst auch des Horaz auszeichne und die Lectüre derselben so fesselnd mache. Denn nicht sowol in dem Erkennen als in dem Wollen des Guten bestehe unsere sittliche Aufgabe, ebenso wie die Liebe zu Gott besser sei, als die (auf Erden ohnehin nur sehr unvollkommen mögliche) Gotteserkenntniss. Keinesfalls aber könne nun Jemand bloss desshalb, weil er an Aristoteles Manches auszusetzen habe, der Unwissenheit bezüchtigt werden. Sei es doch unbestreitbar, dass man auch anderswoher, als aus des Aristoteles Schriften, etwas Tüchtiges lernen könne und dass es auch schon vor Aristoteles gescheidte Leute gegeben habe, so vor allen Platon, welchem nicht allein von den bedeutendsten heidnischen Autoren, sondern auch von den Kirchenvätern Augustin, Ambrosius und Hieronymus das Primat unter den Philosophen zuerkannt werde, während dem Aristoteles die gleiche Ehre nur von Seiten des thörichten und lärmenden Haufens der Scholastiker wiederfahre. Wenn ihm auch Averroës solche Ehre zu Theil werden lasse, so wolle das nicht viel bedeuten, da Averroës des Aristoteles Schriften commentirt habe und bekanntlich jeder Kaufmann seine Waare lobe. Gebe es doch Leute genug, welche, da sie nichts Selbständiges zu produciren vermögen, durch Schreiben über die Schriften Anderer Ruhm zu erwerben trachten und dabei natürlich die zum Vorwurf genommenen Schriften nach Kräften und oft über Gebühr herausstreichen. Man denke z. B. an das überschwängliche Lob, welches Macrobius dem „Traume des Scipio", also dem kleinen Bruchtheile eines ciceronianischen Werkes spende, indem er von demselben nichts Geringeres sage, als dass es die gesammte Philosophie in sich schliesse!

Da er, sagt Petrarca weiter, doch durch den Ausspruch seiner Freunde der Furcht, durch ein unbesonnenes Urtheil seinem Gelehrtenrufe schaden zu können, bereits überhoben

sei, so wolle er einmal ganz offen aussprechen, wie er über Platon und Aristoteles denke. Beide seien ganz ohne Zweifel grosse Geister, des Lobes vieler und bedeutender Männer würdig, und der Streit, welcher von Beiden grösser sei, könne, wie alle solche Streitfragen, nicht definitiv entschieden werden. Thatsache sei indessen, dass Platon von noch bedeutenderen Männern gepriesen worden sei, als Aristoteles, während der letztere allerdings die grössere Zahl von Anhängern besitze. Thatsache sei auch, dass Platon in den höchsten, die Gottheit betreffenden Fragen der Philosophie sich höher und dem Christenthum näher emporgeschwungen habe, als Aristoteles. Bei dieser Gelegenheit will Petrarca zugleich die irrthümliche Meinung seiner Freunde, dass Platon nur wenige Bücher geschrieben habe, berichtigen: besitze er (P.) doch selbst sechszehn Schriften Platons in seiner Bibliothek und mehrere noch habe er bei seinem Freunde und Lehrer, dem Calabresen Barlaam, gesehen.

Petrarca wiederholt — und man erkennt daraus recht deutlich, was er als den Kernpunkt der ganzen Schrift betrachtet wissen wollte — zum dritten Male, dass der Hauptgrund, wesshalb seine Freunde ihn anfeinden und der Unwissenheit beschuldigen, nur darin zu suchen sei, dass er christlich denke und sich als Christ fühle. Und er wolle in der That vor allen Dingen Christ sein, wodurch freilich nicht ausgeschlossen werde, dass er, noch in irdischer Schwäche befangen, auch die heidnischen Autoren, vielleicht selbst mehr als billig, liebe. Das Studium Cicero's allerdings, den er vor allen Uebrigen bewundere und schätze, halte er für ganz unbedenklich: das könne seinem Seelenheile nicht schaden, sondern nur nützen, da ja auch die grossen Kirchenväter Augustin und Hieronymus diesen Autor hoch geschätzt und eifrig gelesen hätten, und da ja ohne Zweifel Cicero selbst Christ geworden sein würde, wenn ihm die Möglichkeit dazu geboten worden wäre. Doch in jedem Falle ziehe er auch dem Cicero den christlichen Glauben vor. Schlimm aber, sehr schlimm sei es, dass ein Jeder, der seinen Christenglauben bekenne und ihn

über die heidnische Philosophie erhebe, als dumm und unwissend verschrieen werde, und dass man schon so weit gekommen sei, litterarische Bildung und Gläubigkeit für unvereinbar zu halten. Das sei indessen eine alte Sache: schon Victorinus, Augustin und selbst der Apostel Paulus hätten, als sie das Christenthum annahmen, es sich gefallen lassen müssen, für Dummköpfe und verrückte Menschen gehalten zu werden. Nicht wundern könne er sich daher, wenn auch er von seinen Freunden seiner Gläubigkeit wegen der Unwissenheit angeklagt werde.

Allerdings aber werde er auch noch aus anderen Gründen von den Freunden angefeindet. Da komme vor allen Dingen ihr Neid in Betracht, so ungeheuerlich und kaum glaubhaft es auch sei, dass Freunde den Freund beneiden. Vielleicht allerdings bestehe ihr Neid nicht sowol darin, dass sie ihm seinen Ruhm missgönnen, als dass es ihnen schmerzlich sei, nicht den gleichen Ruhm zu besitzen. Da sie denselben aber auch jemals erlangen zu können nicht hoffen dürften, so möchten sie nun die gestörte Gleichheit in der Freundschaft dadurch wieder herstellen, dass sie ihn (P.) in dieselbe Dunkelheit hinabzuziehen versuchten, in welcher sie selbst sich befänden. Aber eine derartige Gleichheit sei durchaus kein Erforderniss der Freundschaft und in hochberühmten Freundschaftsbündnissen, wie in dem des Theseus und Pirithous, des Hercules und Philoctet, des Achill und Patroclus, des Scipio und Lälius, sei sie nicht vorhanden gewesen. Indessen er sei, wie schon gesagt, gern bereit, das über ihn ausgesprochene Verdict der Unwissenheit hinzunehmen, zumal da ihm dies ja die ersehnte Ruhe, welche bisher immer durch seinen Ruhm gestört worden sei, bringen werde, jedoch befürchte er, dass es vielen Widerspruch finden und auf das Haupt der Richter selbst zurückfallen könnte. Nur vielleicht in eben der Stadt, in welcher es gefällt worden sei, werde es, da daselbst ein zahlreicher Pöbel existire, der nach Rabenart auf berühmte Namen loszuhacken pflege, eine allgemeinere, wenn auch nicht allseitige Anerkennung zu finden vermögen.

Indem nun Petrarca schliesslich von seiner eigenen Unwissenheit auf diejenige Anderer zu sprechen kommt, gesteht er, nirgends eine grössere entdeckt zu haben, als bei seinen anmaasslichen Richtern selbst. Und überhaupt wie beschränkt und wie schwankend sei alles menschliche Wissen! wie haben gerade die gelehrtesten Männer die ungeheuere Lückenhaftigkeit ihres Wissens erkennen müssen! Gern wolle er daher auf den Ruhm der Gelehrsamkeit verzichten und sehr zufrieden sein, wenn er nur so viel wisse, als zum Seelenheile erfordert werde. Und übrigens werde ja die unparteiische Nachwelt entscheiden, in wie weit er den Ruhm eines Gelehrten verdiene oder nicht. Der Nachwelt also stelle er die Entscheidung darüber anheim, der Nachwelt, bei der seine schon bei Lebzeiten kaum in der Nachbarschaft bekannten Richter sicherlich vergessen sein würden. Den Freunden aber zürne er nicht: wisse er doch, dass sie nur vom Neide überwältigt und also nicht mit Bewusstsein gehandelt hätten. Auch tröste er sich mit der Erwägung, dass es den grössten Männern nicht an Neidern gefehlt, dass ein Thersites den Agamemnon und Achilles, ein Pescennius Niger das Scipionengeschlecht zu schmähen gewagt habe, um anderer Beispiele nicht zu gedenken. Möchten ihn also immerhin seine Freunde für ungelehrt halten, wenn sie ihn nur als einen guten und wohlwollend gesinnten Mann lieben wollten!

Es macht die Schrift, welche wir soeben analysirt haben, in Bezug auf den Charakter ihres Verfassers — um zunächst dies zu erwähnen — einen überaus ungünstigen Eindruck, indem sie zeigt, wie Petrarca in litterarischen Fehden, sobald seine Eigenliebe in Mitleidenschaft gezogen wird, sich des Gebrauchs keiner Waffe schämt und die Gebote der höheren Sittlichkeit vollständig missachtet. Der Angriff seiner Gegner war, das ist rückhaltslos zuzugeben, perfid gewesen; aber die Art seiner Vertheidigung mit ihrer gleissenden Freundlichkeit und erheuchelten Bescheidenheit war es nicht minder, namentlich wenn man bedenkt, dass sein Ruhm doch schwerlich durch [illegible] jungen Averroisten ernstlich gefährdet

erscheinen konnte und er sich also kaum in der Lage der Nothwehr befand. Besonders widerlich aber berührt es, wie er seine Gegner, während er sie doch immer seine „Freunde" nennt, nachdrücklichst als Atheisten und Religionsspötter bezeichnet. Das war unter den damaligen Zeitverhältnissen eine Denunciation, welche — denn man bedenke, dass es eine kirchliche Inquisition gab, welche bereits mehr als einen Ketzer verbrannt hatte! — die gefährlichsten Folgen haben konnte. Fast scheint es, als würde es Petrarca gar nicht unlieb gewesen sein, wenn seinen „Freunden" der peinliche Process gemacht worden wäre. Man sieht eben, der grosse Mann war, wenn seine Eitelkeit gereizt wurde, ein recht kleiner Charakter: jeder noch so unbedeutende Nadelstich konnte seine Empfindlichkeit reizen und ihn in die unbändigste Wuth versetzen, in welcher er dann alle die sittlichen Ideale, mit denen er so gern zu prunken pflegte, völlig vergass. So hatte einmal Jemand, vermuthlich ein eifersüchtiger Dichter, an Petrarca's Dichtungen und Dichterkrönung gemäkelt — sofort schleuderte der Lorbeergekrönte zwei lange Episteln gegen den „Zoilus", der Solches gewagt, und entwarf in ihnen mit giftgetränkter Feder ein abschreckendes Bild von seinem Gegner [1]). Fast noch schlimmer erging es einem Anderen, welcher Petrarca einen prosodischen Schnitzer nachgewiesen hatte oder nachgewiesen zu haben glaubte. Petrarca überhäufte den Aermsten in einer poetischen Epistel [2]) mit allen erdenklichen Schmähungen: er bezeichnete ihn als einen unzurechnungsfähigen, weil immer in Trunkenheit und Unzucht versunkenen Menschen, er nannte ihn einen tollen Hund, eine betrunkene Elster, die mit den Musen streiten, einen Affen, der den Tiger reizen, eine Spinne, die mit der Minerva in der Webekunst wetteifern, und endlich einen Raben, der die Schwäne verhöhnen wolle! Wer erinnert sich bei solchen Expectorationen nicht an jene keifenden Mönche des Mittel-

---

[1]) Ep. poet. lat. II 11 u. 18.
[2]) Ep. poet. lat. III 26.

alters, welche, wenn ihnen von irgend Jemandem ein Fehler aufgestochen worden war, in förmliche Raserei geriethen und dickleibige Volumina mit den ärgsten Schimpfwörtersammlungen gegen den Kritikus verfassten? Und in der That scheint Petrarca etwas von der den klösterlichen Cölibatären so oft eigenen Gallsucht in sich gehabt zu haben. Aber seine Reizbarkeit hatte noch einen anderen Grund. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung betrachtete er die humanistische Wissenschaft als seine Domaine, als ein Gebiet, über welches ihm allein die souveräne Herrschaft zustehe, und er wies demnach jeden Eingriff eines Anderen in dasselbe als einen Angriff auf sein rechtmässiges Eigenthum zurück. Aehnlich haben ja zu jeder Zeit Alle gehandelt, welche ein neues Gebiet des Wissens erschlossen, und es ist im letzten Grunde eine solche Handlungsweise nur eine nothwendige, wenn auch sittlich nicht erfreuliche Erscheinungsform des vielbesprochenen „Kampfes um das Dasein".

Dieselbe Reizbarkeit und Empfindlichkeit, wie ihrem Meister Petrarca, war auch seinen Nachfolgern, den späteren Humanisten, eigen. Unter ihnen entbrannte geradezu der Krieg Aller gegen Alle: Keiner wollte den Anderen anerkennen und gelten lassen, ein Jeder suchte den Anderen mit allen den vergifteten Waffen einer sophistischen Rhetorik zu bekämpfen und zu verdrängen, ein Jeder hegte gegen den Anderen dieselbe boshafte Missgunst. So unerfreulich und verdammenswerth indessen auch vom sittlichen Standpunkte aus ein solches Treiben ohne Frage war, so muss doch bemerkt werden, dass ohne diesen steten Kampf, der die Kräfte der Streitenden entwickelte und stärkte, der Humanismus sich schwerlich in gedeihlicher Weise zu entwickeln vermocht hätte. Denken wir uns, dass die Humanisten in einem friedlichen und freundlichen collegialischen Verhältnisse zu einander gestanden hätten, so würden sie sich vermuthlich zu einer gelehrten Zunft verknöchert und es würde in derselben die bornirte Mittelmässigkeit dominirt haben.

Wie soll man über Petrarca's Antagonismus gegen die

Aristoteliker urtheilen? welche Partei besass in dem so erbittert geführten Kampfe das höhere Recht? Schwierig fürwahr ist der Frage Entscheidung, doch dürfte vielleicht folgende Bemerkung ungefähr das Richtige treffen. Unter den wissenschaftlichen Verhältnissen, wie sie damals bestanden, war Petrarca's Kampf gegen den Aristotelismus voll berechtigt, denn dieser hätte, da er bei der geistigen Unreife der damaligen Generation und dem noch so kindlich niederen Stande der Naturwissenschaften nur mechanisch erfasst, nicht aber geistig durchdacht und ausgebildet werden konnte, zu einem Formalismus der schlimmsten Art führen und das geistige Denken ertödten müssen. Aeusserlich betrachtet, mag allerdings der averroistische Aristotelismus, der gegen das Christenthum Opposition zu machen und die Ewigkeit der Materie zu behaupten wagte, gegenüber der Religionsphilosophie Petrarca's die freiere Richtung des Denkens darzustellen scheinen, aber in Wahrheit war doch auch er durch und durch dogmatisch, denn seine Lehrsätze waren von ihren Bekennern nicht durch selbständiges Forschen gefunden worden, sondern sie wurden, und zwar theilweise recht unverstanden, dem griechischen Meister und dessen arabischem Commentator nachgebetet. Für die Menschen des vierzehnten Jahrhunderts, welche nun einmal den Dogmatismus nicht innerlich zu überwinden vermochten, war entschieden Petrarca's eklektische und religiös durchhauchte, jedes Systems entbehrende Philosophie die ungleich bessere, weil anregendere und vom Drucke des Formelwesens erlösende Denkweise. Ganz anders freilich gestaltet sich die Sache, wenn man von einem allgemeineren Standpunkte aus sie betrachtet und beurtheilt. Sehr schlimm wäre es gewesen, wenn Petrarca's Anschauungsweise und sein Widerwille gegen die materialistische Weltanschauung auch für die Folgezeit maassgebend geblieben sein würde. Es würde damit jede Entwickelung der Erfahrungswissenschaften von vorn herein unmöglich gemacht, die Menschheit nie aus einem träumerischen Idealismus erweckt worden sein. Zum Glück ist es nicht also gekommen. Die Menschen lernten in der

Schule des Humanismus denken und Kritik üben und, nachdem sie dies gelernt, konnten sie vom Banne des Dogmatismus sich lösen. Kein Zufall ist es, dass nach dem Zeitalter der Renaissance im engeren Sinne die grossen Philosophen und Naturforscher auftreten. Freilich fehlte auch die Gegenströmung nicht. Reformation und Gegenreformation bemühten sich wetteifernd und erfolgreich um die Wiederherstellung des Dogmatismus, und noch wogt der Kampf unentschieden hin und her, um vielleicht, ja wahrscheinlich nie entschieden zu werden.

Sonach würde zu urtheilen sein, dass Petrarca das relative. der Aristotelismus das absolute Recht auf seiner Seite hatte, und damit ist Petrarca ein grosses Verdienst vindicirt, denn selbstverständlich darf von einem Manne nur gefordert werden, dass er das für seine Zeit Heilsame verficht. Das that Petrarca und das ist sein Verdienst. Freilich aber wird man nicht leugnen können, dass er sich dasselbe halb unbewusst erwarb. Deutlich nämlich erkennt man, wie seine Opposition gegen den Aristotelismus weit mehr eine Sache des Gemüthes, als des Verstandes war: unbequem war es ihm, in seinen religiösen Ueberzeugungen gestört zu werden und seinem aesthetischen Empfinden war es unmöglich, sich mit dem styllosen Aristoteles zu befreunden, unbehaglich auch im höchsten Grade war ihm der Gedanke, dass der Araber Averroës ein grosser Philosoph sein sollte, denn Alles, was nicht griechisch und römisch und nicht italienisch war, galt ihm von vornherein als etwas Barbarisches, das unmöglich bewundernswerth sein könne, ganz besonders aber waren ihm die ungläubigen Araber verhasst [1]).

Gern würde Petrarca den Kampf gegen die Averroisten im grösseren Maassstabe aufgenommen und ihre Irrlehre durch ein umfangreiches Werk widerlegt haben. Anderweitige Beschäftigungen aber und die Beschwerden des Alters gestatteten ihm dies nicht und so forderte er einen jungen Freund auf,

---

[1]) vgl. Ep. Sen. XII 2.

für ihn einzutreten[1]), doch Luigi Marsili — das war des jungen Mannes Name — leistete dieser Mahnung keine Folge.

Nachdem er in Venedig so schwer gekränkt worden war, mochte Petrarca sich daselbst nicht mehr recht wohl fühlen und siedelte daher nach Padua über, das er ja wegen der von ihm dort besessenen kirchlichen Pfründe als eine Art Heimath betrachten konnte, um so mehr, als er sich in dieser Stadt wiederholt längere Zeit aufgehalten hatte. Wann seine Uebersiedelung dorthin erfolgte, lässt sich nicht mit voller Sicherheit angeben, indessen da er den die Schrift „de sui ipsius etc. ignorantia" begleitenden Brief an Donato „Padua, 13. Januar (1368)" datirte, so wird man annehmen dürfen, dass er bereits am Schlusse des Jahres 1367, etwa in der Weihnachtszeit, nach Padua gekommen sei. Vermuthlich erfolgte, wie das bei der Nähe der beiden Städte begreiflich war, die Uebersiedelung von Venedig nach Padua nur allmählich, so dass Petrarca eine Zeit lang abwechselnd bald in der einen, bald in der anderen Stadt lebte, bevor er sich zur gänzlichen Aufgabe des Aufenthaltes in Venedig entschloss.

Padua bot Manches dar, was dem greisen Dichter das Verweilen daselbst angenehm machen konnte. Namentlich aber fehlte es dort nicht an geistiger Anregung, denn die berühmte Universität zählte gerade damals eine Anzahl der bedeutendsten Männer unter ihren Lehrern[2]). Der Fürst der Stadt, Francesco da Carrara, des im Jahre 1350 ermordeten Giacomo II. ältester Sohn, war selbst ein Freund der Wissenschaften und Künste und förderte sie nach bestem Vermögen[3]), durch welches edle Streben er sich ein Anrecht auf ein günstigeres Urtheil der Nachwelt erworben hat, als ihm sonst in Hinblick auf seine politische Thätigkeit — denn in dieser waltete er nach der gewöhnlichen Tyrannenart — zuerkannt werden könnte. Petrarca hatte einst, wie wir sahen (S. 249 f.), der

---

[1]) Ep. Sen. XV 6.
[2]) vgl. Malmignati, Petrarca a Padova etc. p. 36 f.
[3]) vgl. Malmignati, l. l.

Gunst des Vaters Francesco's sich erfreut und dieselbe mit aufrichtigster Zuneigung erwidert, jetzt wurde ihm von Seiten des Sohnes die gleiche ehrende Gunst zu Theil und er lohnte sie mit der gleichen dankbaren Zuneigung. Das Verhältniss zwischen dem greisen Dichter und dem noch jugendlichen Fürsten war ein überaus inniges und über die conventionellen Schranken der Standesungleichheit sich hinwegsetzendes, es gemahnt in manchen Zügen an das herrliche Freundschaftsbündniss Karl August's von Weimar mit Goethe. Francesco erwies Petrarca die Liebe und Aufmerksamkeit eines Sohnes. und Petrarca wiederum war dem Fürsten mit väterlicher Freundschaft zugethan. Ein schönes Denkmal dieses edlen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und dem Dichter ist der Brief, welchen der letztere an den ersteren richtete, um seine Ansichten über die beste Art der Staatsverwaltung ihm darzulegen [1]). Wir theilen den Inhalt dieser in mancher Beziehung interessanten Epistel in Kürze mit.

Vor allen Dingen, lehrt Petrarca, solle der Fürst nach der Liebe seiner Unterthanen trachten und zu erreichen suchen, dass er nur von den Bösen gefürchtet werde; denn ganz thöricht sei die Handlungsweise derjenigen Herrscher gewesen, welche von allen ihren Unterthanen hätten gefürchtet sein wollen [2]). Das Mittel aber, um Liebe zu erwerben, sei nur die Liebe selbst. Der Fürst solle eben alle seine Unterthanen lieben, wenn auch nicht ebenso wie seine Söhne („quantum filios"), was der Natur der Sache nach nicht ausführbar sei, so doch gleichwie seine Söhne („sicut filios"); er solle den Staat als einen Körper und sich selbst als dessen Haupt ansehen. Der Fürst müsse darnach streben, dass er selbst einst ruhig sterben könne, von seinen Unterthanen aber sein Tod als ein schweres Unglück betrachtet werde. Um das zu erreichen, müsse er wohlwollend, gütig und gnädig sein.

---

[1]) Ep. Sen. XIV 1. — In den baseler Ausg. als selbständiger Tractat u. d. T. „de republica optime administranda liber" gedruckt.

[2]) Dieser ganze Gedanke ist aus Cic. off. 2, 7 entlehnt.

letzteres freilich nicht gegen die Bösen, da dies ein den Guten angethanes Unrecht sein würde. Ferner solle der Fürst Freigebigkeit üben, wenn nicht gegen die einzelnen Unterthanen, so doch gegen die Gesammtheit derselben, was er dadurch erreichen könne, dass er Kirchen und sonstige für die öffentliche Benutzung bestimmte Gebäude errichten, Befestigungswerke anlegen und Strassen erbauen oder wiederherstellen lasse. Petrarca nimmt hierbei Gelegenheit, sich direct an Francesco mit der Bitte zu wenden, er möchte die Strassen seines Landes in guten Stand setzen lassen, namentlich aber auch dafür Sorge tragen, dass nicht mehr so zahlreiche Schweine auf den Gassen der Stadt frei umherlaufen dürften, sowie auch, dass die Sümpfe in den euganeischen Bergen ausgetrocknet würden, zu dem letzteren Unternehmen wolle er (Petrarca) selbst eine Geldsumme beisteuern. — Im Falle einer Theuerung, fährt Petrarca in seinen allgemeinen Vorschriften fort, solle der Fürst nach Cäsars und Augustus' Beispiel auch für die Beschaffung des Getreides sorgen. Sei ein Herrscher genöthigt, seinem Volke Steuerlasten aufzulegen, so thue er dies in solcher Weise, dass Alle erkennen können, dass er es nur nothgedrungen und ungern thue, und steuere auch selbst von dem Seinigen bei. Ein weiteres Mittel, sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben, seien theilnehmende Besuche bei ihnen und ein freundlicher Verkehr mit ihnen. — Grausamkeit und Habsucht müsse der Fürst gänzlich meiden, und er müsse Sorge dafür tragen, dass auch in seiner Umgebung nur tüchtige und gute Leute sich befinden; schon mancher Fürst sei ja nur durch die Schlechtigkeit seiner Vertrauten dem Volke verhasst geworden. Ueberhaupt solle daher der Fürst sich hüten, seine Günstlinge Einfluss auf die Regierung gewinnen zu lassen. Gegen die Seinigen solle der Fürst bescheiden, gegen die Feinde hochherzig sein, Glück solle er mit Demuth, Unglück mit Würde ertragen. Diese Tugenden zu üben, werde Francesco nicht schwer fallen, besonders was die Bescheidenheit anlange, denn er sei ja schon jetzt so bescheiden, dass er sich einfach mit seinem Namen, ohne irgend welchen Titel

hinzuzufügen, unterzeichne und dass er von sich nur im Singular, nicht im pluralis majestaticus, spreche. Der Fürst solle endlich alle tüchtigen Männer ehren, namentlich aber bedeutende Gelehrte, Schriftsteller und Dichter. — Zum Schlusse richtet Petrarca an seinen Landesherrn wieder eine persönliche Bitte: er möchte doch die Unsitte abstellen lassen, dass bei Leichenzügen die Leidtragenden Strassen und Kirche mit lautem Klagegeschrei erfüllen.

Man sieht, es ist ein durchaus ethisches Fürstenideal, welches Petrarca in dieser Epistel[1]) aufstellt. Mit einem solchen also begann die Renaissance, um dann mit dem von aller Ethik abstrahirenden „Principe" Machiavelli's zu enden. Welche anscheinend unermesslich weite Kluft gähnt zwischen Petrarca und Machiavelli! und doch genügte ein Entwickelungsgang der Renaissancecultur von nicht ganz zwei Jahrhunderten, um diese Kluft zu überschreiten — gewiss ein Beweis, auf welcher furchtbar abschüssigen Bahn die Renaissancecultur in ethischer Beziehung sich bewegte. Noch eine weitere lehrreiche Beobachtung ergibt sich aus der Vergleichung Petrarca's mit Machiavelli: der erstere zeigt sich als ein wohlmeinender, aber unpraktischer Idealist, der letztere dagegen als ein eminent praktischer und staatskluger Realist. So trieb die Renaissance von dem Idealismus rasch dem Realismus zu, sie verliess die Wolken der Ideen und betrat den festen Boden der wirklichen Verhältnisse.

So angenehm indessen Petrarca in Padua auch durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Herrn der Stadt wohnen mochte, ein ruhiges Bleiben, wie es seinem Alter und seiner allgemach verfallenden Gesundheit angemessen gewesen wäre, kannte er auch jetzt noch nicht. Dauernd in der Stadt zu wohnen, war ihm unmöglich. Hatte er doch immer für das Landleben geschwärmt und die kleinen Unannehmlichkeiten, welche das geräuschvolle städtische Treiben mit sich bringt, schwer

---

[1] Datirt ist dieselbe: Arquà, den 28. November (jedenfalls des Jahres 1373), sie ist also eine der letzten Arbeiten Petrarca's.

empfunden! Mit dem Alter hatte sich diese Abneigung gegen das Stadtleben noch gesteigert und war zur krankhaften Nervosität geworden, jeder Lärm konnte ihn stören, jede an sich noch so unbedeutende Unbequemlichkeit ihn reizen: wir sahen, wie er sich über das Geschrei der Leidtragenden bei Begräbnissen und über das Umherlaufen der Schweine beklagte, aber selbst das Rasseln der Wagen war ihm unerträglich. So flüchtete er denn schon im Jahre 1369 [1]) wieder in die ländliche Einsamkeit. Sein Zufluchtsort war das Dörfchen Arquà, $2^1/_2$ deutsche Meilen südwärts von Padua in einer lieblichen Landschaft der euganeischen Hügel gelegen [2]). Hier nahm er vorläufig in dem daselbst befindlichen Augustinerkloster seine Wohnung.

Auch auf das Reisen konnte der unermüdliche Wanderer noch nicht Verzicht leisten, und es war ihm dies um so unmöglicher, als er von allen Seiten her ehrende und dringende Einladungen empfing. Kaum war er nach Padua übergesiedelt, als er von Galeazzo Visconti im Frühjahre 1368 aufgefordert wurde, sich nach Pavia zu begeben, um an den dort geführten Friedensverhandlungen Galeazzo's mit der Curie theilzunehmen. Er folgte dieser Aufforderung, verliess am 25. Mai Padua und traf am 30. in Pavia ein [3]). Nachdem er über einen Monat sich dort verweilt hatte, wollte er zurückkehren, aber dies wurde ihm durch die obwaltenden Zeitverhältnisse fast unmöglich gemacht. Die fortdauernden Kriegswirren, von denen

---

[1]) Zeitbestimmung nach Ep. Sen. XI 14. Dieser Brief, datirt vom 1. November, beklagt den Tod des Bonsembiante Badoario, welcher am 28. October 1369 (nicht 1366, wie b. Fracassetti, Lett. sen. II p. 184 irrthümlich gedruckt ist) starb.

[2]) vgl. die Angaben über Arquà in der Recension von Geiger's „Petrarcha" in der Beilage der Augsb. Allgem. Ztg. vom 11. Juli 1874. Ausführliche Schilderung von Arquà in Tomasini's Petrarca Redivivus, p. 116 ff.

[3]) Dies und das Folgende nach Ep. Sen. XI 2.; dass Petrarca, wie gewöhnlich angenommen wird, von Pavia aus sich auch nach Mailand begeben und an der Hochzeitsfeier der Tochter Galeazzo's theilgenommen habe, ist höchst unwahrscheinlich, da er dessen nie erwähnt. Baldelli, p. 246, stützt sich nur auf das wenig verlässliche Zeugniss Corio's.

das unglückliche Oberitalien noch immer heimgesucht wurde, liessen die Benutzung des Landweges als unthunlich erscheinen, aber selbst auch die relativ sichere Rückfahrt auf dem Poflusse, welche dann als einzige Möglichkeit noch übrig blieb, schien doch so bedenklich, dass Petrarca trotz wochenlangen Harrens keinen zur Fahrt bereiten Schiffer finden konnte. Endlich erbot sich der Besitzer einer Barke, das Wagniss zu unternehmen, und Petrarca reiste also ab, trotzdem dass seine Freunde ihn ob seiner vermeintlichen Tollkühnheit tadelten. Jedem Anderen würde auch in der That die Fahrt gefährlich genug geworden sein und wol sicheres Verderben gebracht haben, den Dichter aber, dessen Namen die Italiener schon längst mit Ehrfurcht nannten, schützte sein Ruhm: die feindlichen Fahrzeuge, welche den Strom, die feindlichen Schaaren, welche die Ufer bedeckten, liessen den Lorbeergekrönten nicht nur ungehindert passiren, sondern die feindlichen Feldherren sandten ihm wetteifernd reiche Geschenke an Wein, Obst und sonstigen Lebensmitteln zu. So glich des Dichters Fahrt einem Triumphzuge, und wahrlich, es war auch ein erhabener Triumph, den hier geistige Grösse inmitten eines Zeitalters der rohen Gewalt feierte! Am Abend des 19. Juli traf Petrarca unter strömendem Regen wieder in Padua ein, und auch hier empfing er einen neuen Beweis der hohen Verehrung, die man ihm zollte: noch in später Abendstunde kam der Fürst der Stadt zu ihm, um ihn persönlich zu bewillkommnen, und verweilte längere Zeit bei ihm in vertraulichem Gespräche.

Doch trotz des glücklichen Ausgangs dieser Fahrt sollte der greise Dichter bald erfahren müssen, dass die Zeit des Wanderns für ihn vorüber sei und dass das Alter gebieterisch seine Rechte geltend machen könne.

Papst Urban V. hatte, seitdem er wieder in Rom residirte, Petrarca wiederholt und in dringendster Weise zu sich eingeladen, und wie hätte dieser einem so ehrenden und seiner eigenen Neigung so entsprechenden Rufe widerstehen können? wie hätte ihn der Gedanke nicht reizen sollen, sein heissge-

liebtes Rom jetzt, wo es die lang entbehrte Ehre der päpstlichen Residenz wiedererlangt hatte, noch einmal zu sehen?

So entschloss er sich denn, die beschwerliche Reise zu unternehmen; indessen seine immer hinfälliger werdende Gesundheit hielt ihn lange zurück. War er doch im Jahre 1369 von einem schweren und langwierigen Fieber heimgesucht und durch dasselbe so entkräftet worden, dass er nicht mehr auf den Füssen zu stehen, sondern selbst den Weg zur nahen Kirche nur mit fremder Unterstützung zurückzulegen vermochte [1]). Endlich im Frühjahr 1370 glaubte er, hinreichend genesen zu sein, und trat die Reise an, jedoch nicht ohne vorher, am 4. April, sein Testament aufgesetzt zu haben. Es fehlte wenig, so würde die düstere Ahnung, mit welcher er auszog, sich bewahrheitet haben. Der durch Alter und Krankheit geschwächte Körper war den Anstrengungen der Reise nicht mehr gewachsen. In Ferrara angekommen, wurde der Greis von einer schweren, todähnlichen Ohnmacht befallen, welche mehrere Stunden lang andauerte, so dass sich bereits allüberallhin das Gerücht von seinem Hinscheiden verbreitete. Durch die sorgsame Pflege, welche er im Hause der Este, der Herren von Ferrara, fand, wieder in's Leben zurückgerufen, wurde er durch das ernste Gebot der Aerzte genöthigt, auf die Fortsetzung der Reise zu verzichten, und musste sich, noch immer zwischen Tod und Leben schwebend, in einem Boote nach Padua zurückbringen lassen, wo ihn Francesco und die Bürgerschaft mit freudigem Staunen, wie einen aus dem Grabe Erstandenen, empfingen [2]).

Es war für Petrarca gewiss ein Glück, dass er Rom nicht mehr erreichte. Er würde dort die schmerzlichste Enttäuschung haben erfahren müssen. Urban V. und seine französischen Cardinäle vermochten in dem wüsten Rom, wo sie unaufhörlich von den kleinlichen Wirren der italienischen Staatshändel bedrängt wurden, sich nicht wohl zu fühlen und sehnten sich

---

[1]) Ep. Sen. XI 15 u. 16.
[2]) Ep. Sen. XI 17.

zurück nach den heimischen Ufern der Rhône. So fasste denn der Papst, nachdem er auch in Viterbo und Montefiascone vergebens eine ihm zusagende Residenz gesucht hatte, schon im Mai 1370 den Entschluss, nach Frankreich zurückzukehren. und bald brachte er ihn, aller flehentlichen Bitten der Römer ungeachtet, zur Ausführung. Am 5. September verliess er, im Hafen von Corneto nach der Provence sich einschiffend, Italien für immer und zog am 24. unter dem Jubelrufe der Bevölkerung wieder in Avignon ein. Schon nach wenigen Monaten aber, am 19. December, starb der Papst, einer furchtbaren Krankheit erliegend. Fromme Seelen glaubten, dass sein Tod die göttliche Strafe für das Verlassen Roms sei und dass sich damit eine Vision der heiligen Brigitta erfüllt habe[1]). Petrarca aber, so sehr er auch den Wankelmuth des Papstes beklagte, der nicht die Festigkeit besessen hatte, im heiligen Rom auszuharren, betrauerte sein Ableben doch aufrichtig und bewahrte ihm ein dankbares und ehrendes Andenken[2]); auch begab er sich, trotz seines leidenden Gesundheitszustandes, mit Francesco di Carrara nach Bologna, um den für den Verstorbenen am 3. Januar 1371 abgehaltenen Exequien beizuwohnen[3]).

Urban's V. Nachfolger wurde durch die am 30. December abgehaltene Wahl des Conclave der fromme Cardinal Pierre von Beaufort, der bei seiner am 4. Januar 1371 erfolgten Krönung den Namen Gregor XI. annahm[4]). Auch dieser erwies, wie alle seine Vorgänger seit Benedict XII., Petrarca das grösste Wohlwollen und lud ihn durch einen eigenhändigen Brief nach Avignon ein[5]). Willkommener freilich als eine solche Einladung, welcher er doch nicht folgen konnte, wäre dem greisen Dichter eine materielle Unterstützung von Seiten des Papstes gewesen, um eine solche jedoch bemühte er sich

[1]) vgl. Christophe, a. a. O. II p. 293 ff.
[2]) Ep. Sen. XIII 13.
[3]) vgl. de Sade, III 773.
[4]) vgl. Christophe, a. a. O. p. 311 ff.
[5]) Ep. Sen. XIII 13 XV 3.

vergebens und selbst die Vermittelung des ihm eng befreundeten apostolischen Secretärs Francesco Bruni vermochte nicht, sie ihm auszuwirken. Vermuthlich sorgten die Stellenjäger in Avignon eifrigst dafür, dass kein Auswärtiger so leicht ein Benefiz erlangen konnte.

Immerhin aber durfte Petrarca mit gerechtem Stolze sich rühmen, die Gunst und das Wohlwollen von fünf Päpsten genossen zu haben — denn auch der ihm anfänglich abgeneigte Innocenz VI. hatte sich ja später ihm freundlich gesinnt erwiesen —, und durch diese Thatsache allein schon wird die oft aufgestellte Behauptung widerlegt, dass der Begründer des Humanismus ein Feind des Papstthums und dadurch indirekt ein Vorläufer der Reformation gewesen sei. — —

Nachdem die nach Rom angetretene Reise so traurig unterbrochen worden war, musste Petrarca erkennen, dass er fortan auf das Reisen Verzicht leisten und zu einem ruhigen Verbleiben an einem Orte sich entschliessen müsse. Er erwählte das lieblich gelegene Arquà, in welchem er bereits einmal (1369) eine Villeggiatur gehalten, zu seiner letzten Wohnstätte. Hier erwarb er durch Vermittelung seines Freundes Lombardo da Serico am 22. Juni 1370 ein mässig grosses, mit Weinstöcken bestandenes Grundstück [1]), auf welchem er ein behagliches Häuschen errichten und einen Garten anlegen liess [2]).

Wol wäre hier, inmitten der freundlichen Landschaft, welche in ihrem Bilde südliche mit nordischen Reizen vereint, im Angesichte der im Schmucke der Olivenbäume und Wein-

[1]) Der Kaufcontract (abgedruckt b. Malmignati, a. a. O. p. 91 ff.) gewährt einen interessanten Einblick in die Rechtsverhältnisse der damaligen Zeit, namentlich aber veranschaulicht er, zu welchem entsetzlichen barbarischen Jargon das juristische Latein damals herabgesunken war.

[2]) Ep. Sen. XII 2. XIII 7. XIV 6. XV 5. — Eine Ansicht und einen Plan des Hauses Petrarca's, sowie Abbildungen mehrerer ihm gehöriger Mobilien (und auch von Petrarca's Katze!) gibt Tomasini im Petr. Rediv. p. 153 ff. — Ueber die Lage des Hauses vgl. Tommasèo b. Malmignati p. 85 f. — Ueber Arquà überhaupt vgl. u. a. von Reumont's Büchlein „Dichtergräber" (Berlin, 1846) (vgl. auch Augsb. Allg. Ztg. vom 9. Sept. 1874, Beilage).

reben immergrünenden Hügel und im Genusse einer balsamischen Luft [1]) ein beglücktes Wohnen dem Dichter beschieden gewesen, wenn anders nur die äusseren Umstände günstiger gewesen wären. Nicht Jahre behaglichen und beschaulichen Lebensgenusses, wie nach einem unruhvollen und vielfach mit Leid erfüllten Leben sein Alter sie wol hätte fordern dürfen, sondern Jahre schwerer Drangsal durchlebte Petrarca in Arquà. Seine einst so kräftige Gesundheit war gänzlich gebrochen und nur mühsam vermochte der noch jugendfrische Geist den hinfälligen Leib aufrecht zu erhalten. Fortwährend wurde der Greis von Fieberanfällen heimgesucht und wiederholt von schweren Ohnmachten betroffen. In allen seinen Briefen musste er klagen, wie gebrechlich er geworden sei und wie er immer an der Schwelle des Todes stehe —, mag immerhin bei diesen Klagen einige Uebertreibung untergelaufen sein, die Wirklichkeit war jedenfalls schlimm genug. Einen besonders schweren Anfall hatte er aber am 8. Mai 1371 zu erleiden [2]). Die in aller Eile, theils von Francesco Carrara gesandten, theils aus eigenem Antriebe herbeigekommenen Aerzte erklärten nach langer Untersuchung, dass der Kranke Mitternacht nicht überleben werde — es war aber bereits gegen 9 Uhr des Abends! — und dass höchstens, wenn man durch Festbinden der Glieder das Einschlafen zu verhindern suche, das Leben vielleicht noch bis zum Tagesanbruch gefristet werden könne. Petrarca in seiner grundsätzlichen Verachtung ärztlicher Vorschriften verschmähte es, von diesem ihm thöricht scheinenden (und wol auch in der That höchst thörichten) Mittel Gebrauch zu machen und überliess sich gottvertrauend dem Schlummer, der ihn denn auch wirklich erquickte und zeitweilige Genesung brachte. Als am folgenden Morgen die Aerzte wieder kamen in der sicheren Erwartung, eine Leiche anzutreffen, fanden sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Patienten leidlich munter am Schreibtische sitzen.

---

[1]) Ep. Sen. XIV 10.

[2]) Ep. Sen. XIII 8.

Uebrigens war Petrarca selbst nicht ganz ohne eigene Schuld an dem traurigen Verfalle seiner Gesundheit. Die Quelle seines Leidens war ohne Zweifel eine empfindliche Schwächung der Verdauungsorgane. Gleichwol aber wollte er sich auch den einfachsten und vernünftigsten diätetischen Vorschriften der Aerzte nicht fügen und nicht auf den Genuss des kalten Wassers und des rohen Obstes, namentlich aber nicht auf die strenge Beobachtung der kirchlich gebotenen Fasttage verzichten. Er entwickelte in Bezug auf diese Dinge den ganzen rechthaberischen Eigensinn eines alten und bigotten Mannes und war unermüdlich, in umfangreichen Episteln seine Ansichten als die einzig richtigen und vernunftgemässen zu vertheidigen [1]).

Nicht aber allein von Krankheiten ward Petrarca heimgesucht in den Tagen seines Alters, sondern auch die Schrecken des Krieges warfen auf dieselben ihre düsteren Schatten. Zwischen dem Tyrannen von Padua und der Republik von San Marco hatten schon lange, anlässlich des Salzhandels, in Bezug auf welchen Padua sich der Abhängigkeit von Venedig entziehen wollte, sowie wegen der freien Schifffahrt auf der Brenta, welche die Venetianer beanspruchten, arge Misshelligkeiten bestanden, welche sich endlich am Schlusse des Jahres 1371 zu einem blutigen Conflicte zuspitzten. Ungeachtet dass Francesco di Carrara alle, auch die verwerflichsten Mittel, selbst Meuchelmord und Bestechung, gegen die Venetianer anzuwenden sich nicht scheute, nahm doch der Krieg für ihn sehr bald die ungünstigste Wendung: die venetianischen Söldnerheere drangen in das paduanische Gebiet ein, verheerten dasselbe mit Feuer und Schwert und besiegten die ihnen entgegengesandten Truppen des Carraresen. Endlich musste Francesco im September 1373 von der Republik sich einen schimpflichen Frieden dictiren lassen: er musste Landabtretungen bewilligen, ungeheuere Entschädigungssummen zahlen und, um die Demü-

[1]) vgl. namentl. die beiden Briefe an den Arzt Giovanni von Padua, Ep. Sen. XII, 1 u. 2.

thigung vollständig zu machen, seinen eigenen Sohn nach Venedig senden, damit er vor dem grossen Rathe im Namen des Vaters um Verzeihung bitte [1]).

Petrarca hatte im Herst 1372 dem Kriegssturme weichen und sein kaum begründetes trauliches Heim in Arquà verlassen müssen. Am 14. November war er nach Padua zurückgekehrt, nicht ohne Besorgniss, dass sein aufgegebenes ländliches Besitzthum dem Schicksale der Plünderung verfallen, vielleicht wol gar in Brand gesteckt werden könnte. Ein Freund hatte ihm zwar gerathen, sein Haus dadurch vor jeder Unbill zu schützen, dass er seinen, jedem Italiener theueren Namen an die *Eingangspforte* schreibe; doch hatte er diesen Vorschlag als unpraktisch verworfen [2]). Indessen scheint es, dass sich keine feindliche Hand an des Dichters Villa vergriffen habe, da dies sonst wol in dem Brief berichtet sein würde. Jedenfalls, nachdem der Frieden wieder hergestellt war, bezog Petrarca sein Landhaus auf's Neue, um es nun nicht mehr zu verlassen. Vorher aber, im September 1373, hatte er sich noch der lästigen Mühe unterziehen müssen, Francesco's Sohn, den jungen Francesco Novello di Carrara, auf der schimpflichen Bittfahrt nach Venedig zu begleiten und in dessen Namen vor dem grossen Rathe zu sprechen [3]). Wie eigenthümlich muss es Petrarca ergriffen haben, jetzt in der Rolle eines Bittflehenden vor derselben Versammlung zu erscheinen, vor welche er einst als der Abgesandte des mächtigen Erzbischofs Giovanni Visconti getreten war! und wie seltsam auch muss es ihn bewegt haben, wenn er jetzt, offenbar am Ende seiner diplomatischen Laufbahn stehend, an den einstigen Beginn derselben zurückdachte, als er vor nun gerade dreissig Jahren vom Papste an den Königshof Neapels gesandt worden war! Sachlich freilich konnte er kaum mit sonderlicher Befriedigung auf die zahl-

---

[1]) vgl. Leo, a. a. O. III p. 88 f.

[2]) Ep. Sen. XIII 16 u. 17.

[3]) vgl. über die Reise die eingehende Untersuchung von R. Fulin in dem Sammelwerke „Petrarca e Venezia" p. 310—327. Fulin ist geneigt, die Reise in Zweifel zu ziehen.

reichen diplomatischen Missionen zurückblicken, mit denen er im Laufe dieser Jahre betraut worden war, aber doch durfte er sich eines Erfolges seiner politischen Thätigkeit rühmen: er hatte bewirkt, dass der Humanismus auch im politischen Verkehre Einfluss gewonnen hatte, dass das barbarische Kanzleilatein mehr und mehr verdrängt ward und dass der Diplomat wieder, wie in den Zeiten des Alterthums, in Wahrheit ein „Redner (orator)" sein musste. Die Zeit sollte nicht mehr fern sein, wo unter Umständen eine stylvoll redigirte Staatsschrift, eine elegante Gesandtschaftsrede des Humanisten grössere Erfolge errang, als das siegreiche Schwert eines Feldherren. — —

Nach Arquà zurückgekehrt nahm Petrarca, soweit seine leidende Gesundheit es gestattete, das altgewohnte Leben wieder auf. Er war unermüdlich in seiner litterarischen Thätigkeit, wenn dieselbe sich jetzt auch allerdings fast nur auf die Epistolographie, die Abfassung von Gelegenheitsschriften und die Ueberarbeitung früherer Werke beschränkte. Aber auch neue Bahnen vermochte sein immer reger Geist selbst noch im Alter einzuschlagen. Es war ihm bis dahin, seltsam genug, seines Freundes Boccaccio schönes Prosawerk, der Decamerone, unbekannt geblieben. Jetzt erst, im Jahre 1373, lernte er es kennen und besass noch jugendliche Geistesfrische genug, um sich durch die Lectüre desselben fesseln zu lassen. Besonders aber gefiel ihm die Novelle von der Griseldis, mit welcher bekanntlich der Decamerone abschliesst, und geleitet von dem Wunsche, dass sie auch weiteren Kreisen bekannt werden möchte, als dies in ihrem italienischen Gewande möglich gewesen wäre, entschloss er sich, sie in das Lateinische zu übertragen. Er ahnte gewiss nicht, wie sein Wunsch in schönster Weise sich erfüllen, wie Englands grosser Dichter Chaucer, sein Zeitgenosse und vielleicht auch persönlich ihm bekannt[1]), diese lateinische Bearbeitung zu einer der an-

[1]) Die Erörterung dieser schwer zu beantwortenden Frage würde hier zu weit führen und muss einem andern Orte vorbehalten bleiben, vgl. Hertzberg in der Einleitung zur Uebersetzung der Canterbury Tales (Hildburg-

muthigsten Erzählungen der Canterbury-Geschichten gestalten würde? Man ersieht hieraus recht deutlich, wie die von einem grossen Geiste ausgestreuten Saamenkörner der Bildung oft weithin vom Winde verweht werden, um dann auf fremdem Boden noch hundertfältige Frucht zu tragen.

Was Petrarca's Latinisirung der Novelle [1]) selbst anlangt, so ist dieselbe keineswegs eine Uebersetzung im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern durchaus eine freie lateinische Bearbeitung des gegebenen Stoffes, welche zu der Vermuthung berechtigt, dass Petrarca ihn bereits aus einer anderen und zwar älteren Quelle kannte [2]). Im Wesentlichen stimmt indessen in Bezug auf das Sachliche die Bearbeitung mit dem Originale überein, hinzugefügt hat Petrarca nur mehrere moralische Reflexionen, namentlich einige Hindeutungen darauf, dass die Handlungsweise des Marchese von Saluzzo eine rohe und durch Nichts gerechtfertigte gewesen sei. Am Schlusse der Novelle fügt er noch die Erklärung hinzu, dass er sie wiedererzählt habe nicht sowol, um die Frauen seiner Zeit zu einer gleichen Ergebung in den Willen des Gatten, welche kaum nachgeahmt werden könne, als vielmehr zur Ergebung in den Willen Gottes zu ermahnen, denn Gott prüfe zuweilen die Seinen in ähnlicher Weise wie der Marchese von Saluzzo seine Gemahlin.

Die Bearbeitung ist begleitet von zwei Briefen an Boccaccio, deren einer ihr voraus-, der andere ihr nachgeschickt ist. In dem ersten erzählt Petrarca, dass er zufällig in den Besitz des Decamerone gekommen sei und zwar, durch viele Beschäftigungen und durch die unruhigen Zeiten gehindert, das Buch nicht eigentlich gelesen, aber doch durchblättert habe. Im Allgemeinen habe ihm bei dieser flüchtigen Durchsicht das Werk wohl gefallen, die hier und da allerdings her-

---

hausen 1870.) p. 43. Bemerkt sei hier nur, dass sich in Petrarca's Werken nirgends eine Andeutung persönlicher Bekanntschaft mit Chaucer findet, was indessen keineswegs entscheidend ist.

[1]) Ep. Sen. XVII 3 (in den baseler Ausg. separat gedruckt u. d. T. „de obedientia ac fide uxoria mythologia.“).

[2]) vgl. Hertzberg, Anmerkungen zu den Canterbury Tales, p. 625 f.

vortretende Lascivität entschuldige er gern mit dem jugendlichen Alter, in welchem der Dichter zur Zeit seiner Abfassung gestanden habe, sowie mit den im Style und im Gebrauche der Vulgarsprache enthaltenen Verlockungen und endlich mit dem leichten Sinne des Leserkreises, für welchen derartige Schriften bestimmt seien. Genauer habe er, wie dies ja zu geschehen pflege, nur den Eingang und den Schluss des Buches geprüft und beide hätten seinen vollen Beifall gefunden: in dem ersteren habe er die Schilderung der Pest, in dem letzteren die sinnige Dichtung bewundert. Diese habe ihm so gut gefallen, dass er sie in einem Freundeskreise wiedererzählt und dann, um sie auch denen, welche der Vulgarsprache nicht kundig seien, mitzutheilen, den Entschluss ihrer Uebersetzung in das Lateinische gefasst habe. Er habe sich also dadurch zu Boccaccio's Uebersetzer gemacht und hoffe, dass, da er einem Anderen diese Gefälligkeit nicht leicht erweise, Boccaccio sich über seinen Entschluss freuen werde. In der Uebersetzung selbst habe er sich, ohne indessen die Erzählung selbst zu ändern, nicht sklavisch an den Wortlaut gehalten, sondern die Mahnung des Horaz sich zur Richtschnur genommen: „nec verbum verbo curabis reddere fidus Interpres.“ (A. P. v. 133.)

In dem zweiten Briefè berichtet Petrarca zunächst über den Eindruck, den die Lectüre der Novelle auf einige seiner Freunde, die zugleich auch Boccaccio's Freunde seien, gemacht habe. Ein veroneser Freund habe ihr den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit gemacht, doch habe er (Petrarca) sie dagegen vertheidigen zu müssen geglaubt, da man nicht Alles, dessen man sich selbst wegen der eigenen moralischen Schwäche nicht für fähig erachte, ohne Weiteres für unwahrscheinlich erklären dürfe: seien doch auch die Thaten eines Curtius, eines Mucius und der Decier, einer Porcia, Hypsikratea und Alcestis für die Menschen der Gegenwart viel zu hoch und unbegreiflich, und dennoch seien sie wirklich vollbracht worden.

Im weiteren Verlaufe des Briefes beklagt sich Petrarca bitterlich über die neuerdings eingerissene Unsicherheit des Briefverkehrs: die Briefe würden von den Dienern argwöhnischer

oder neugieriger Machthaber erbrochen und von den letzteren gelesen, wol auch abgeschrieben oder gar, wenn man sich diese Mühe sparen wolle, einfach zurückbehalten [1]). Er werde desshalb in Zukunft darauf verzichten — so schwer auch ein solcher Verzicht dem geschwätzigen Alter falle —, in seinen Briefen mit Ausführlichkeit zu schreiben, sondern werde sich auf das zum Verständnisse Nothwendige beschränken. —

Den am Schlusse dieses Briefes ausgesprochenen Vorsatz vermochte der unermüdliche Epistolograph freilich nicht zur Ausführung zu bringen, sondern schrieb auch fernerhin noch und fast bis zum letzten Athemzuge ausführliche Briefe [2]). Er blieb eben auch in den Beziehungen zu seinen Freunden jugendlich frisch und rührig. Der Kreis seiner alten Freunde freilich war schon sehr gelichtet und lichtete sich immer mehr und mehr. So war auch am 27. August 1372 zu Perugia, wo er als päpstlicher Cardinallegat verweilte, Philipp von Cabassoles, der vormalige Bischof von Cavaillon, gestorben, nachdem er bereits früher einmal fälschlich todt gesagt worden war. Seit dem Jahre 1353 hatte Petrarca den Freund nicht mehr gesehen, denn dieser war im fernen Gallien verblieben, und als er endlich im Jahre 1371 nach Italien gekommen war, hatte Petrarca vergebens sich bemüht, ihn in Perugia aufzusuchen [3]).

Indessen, wenn auch die alten Freunde dahinstarben, der greise Dichter blieb um desswillen nicht vereinsamt. Er wusste sich immer neue Freunde in der Nähe und Ferne zu gewinnen, und wenn naturgemäss auch sein Verhältniss zu ihnen ein weniger vertrauliches sein konnte, als es einst etwa zu Socrates, Laelius, Philipp und Simonides gewesen war, so fand er doch darin die willkommene Ermöglichung des ihm zum

---

[1]) In der That kamen auch diese Briefe nicht in Boccaccio's Hände, sondern gingen unterwegs verloren. Boccaccio erbat sich nach Petrarca's Tode von Francesco da Brossano die Copien, vgl. Boccaccio's Brief b. Mehus, p. 206.

[2]) In Petrarca's Todesjahr (1374) gehört namentlich die lange und wichtige Epistel an Luca della Penna, Ep. Sen. XVI 1.

[3]) Ep. Sen. XVI 4.

Bedürfnisse gewordenen mündlichen und brieflichen Gedankenaustausches. Namentlich schloss sich jetzt eine Anzahl jüngerer Männer, welche ihm die Anregung und Anleitung zu ihren wissenschaftlichen Studien verdankten, enger an ihn an und verehrte ihn als Lehrer und Meister. So wurde dem Begründer des Humanismus die Freude zu Theil, am Abende seines arbeitsvollen Lebens noch beobachten zu können, wie die von ihm ausgestreute Saat zur lebenskräftigen Pflanze emporgewachsen war und ferneres Gedeihen für die Zukunft versprach. Schon war der Humanismus eine anerkannte Macht im geistigen Leben Italiens geworden, schon hatte er begonnen, das Denken und Empfinden der Nation zu durchdringen und auf die Umgestaltung der Culturverhältnisse bestimmend einzuwirken. So durfte Petrarca sich sagen, dass er nicht vergebens gelebt habe.

Aufgabe eines späteren Theiles unserer litterargeschichtlichen Erzählung wird es sein, die Entwickelung des Humanismus eingehend darzulegen und bei den Schicksalen und der Wirksamkeit derjenigen Humanisten, welche als Petrarca's Schüler sich bezeichnen lassen, länger zu verweilen. Dann wird sich auch die geeigneteste Gelegenheit finden, nachzuweisen, in wie weit und in welcher Art Petrarca auf die geistige Entwickelung jener Männer eingewirkt hat, und in wie weit dieselben den von ihm aufgestellten Grundsätzen und gegebenen Traditionen treu geblieben oder von ihnen abgewichen sind. Hier genüge es, angedeutet zu haben, dass Petrarca, obwol er nie eine Unterrichtsthätigkeit im eigentlichen Sinne ausgeübt, doch eine humanistische Schule gebildet und, so lange er lebte, indirekt wenigstens auch geleitet hat. Er lässt sich in dieser Beziehung fast mit dem Stifter einer Religion vergleichen, da ja ein solcher auch weit mehr durch persönlichen Verkehr und gelegentliche Mittheilung, als durch systematischen Unterricht seine Lehren verbreitet, nichtsdestoweniger aber die nachhaltigsten Erfolge erzielt. Und es erscheint diese Vergleichung um so berechtigter, als ja in der That der Humanismus eine Art Religion zu nennen ist, denn er erfasste nicht bloss die In-

telligenz, sondern, und vielleicht selbst in noch höherem Grade, auch das Gemüth seiner Anhänger, er war keine theoretische Lehre, kein wissenschaftliches System, sondern ein alle Gebiete des Lebens in seine Sphäre einbeziehender Glaube, dessen Grundprincip von dem Dogma gebildet ward, dass das classische Alterthum das Ideal des Daseins darstelle. Auch die rasche Ausbreitung, welche der Humanismus fand, die Macht, welche er über die Gemüther errang, und endlich die Verfolgungen, welche er zu erdulden hatte, erinnern lebhaft an die Schicksale einer Religion in ihrem Jugendstadium. —

An diesem Orte werde von den Schülern Petrarca's nur Einer genannt: der Paduaner Lombardo da (oder a) Serico (oder dalla) Seta. Er war an sich einer der unbedeutendsten Erstlingsjünger des Humanismus und entbehrte jeder schöpferischen Originalität, aber er stand in den vertrautesten persönlichen Beziehungen zu Petrarca und hat diesen, wie kein Anderer, zu reproduciren sich bestrebt. Er war ein Talent in der Nachahmung und verstand es mit seltener Meisterschaft, sich die Anschauungsweise seines Lehrers wenigstens dem äusseren Scheine nach anzueignen. Es gelang ihm dies in solchem Grade, dass ein von ihm verfasster Tractat, in welchem er nach dem Muster der „Vita Solitaria" Petrarca's ein in Einsamkeit und Bedürfnisslosigkeit verbrachtes Leben pries, anstandslos unter die Briefe Petrarca's aufgenommen worden ist [1]). Bei schärferer Prüfung würde man freilich haben bemerken können, dass in dieser Schrift Petrarca's Denk- und Darstellungsweise von dem Nachahmer fast bis zu dem Grade einer Travestie outrirt worden ist. Wie wenig indessen Lombardo in den wahren Geist seines Lehrers eingedrungen und wie wenig er ihm geistig ebenbürtig war, beweist die von ihm gelieferte Fortsetzung des noch von Petrarca selbst begonnenen Auszuges aus dem Buche „über die berühmten Männer". Das einzige bekannte Originalwerk Lombardo's aber, wenn anders eine nüchterne Compilation also benannt werden kann, ein

---

[1]) vgl. S. 32, Anm. [1]).

Buch über diejenigen Frauen des Alterthums, welche sich durch wissenschaftliche oder kriegerische Thätigkeit ausgezeichnet haben, ist herzlich unbedeutend und übrigens wol auch nur eine schlechte Nachbildung von Boccaccio's Buche „über die berühmten Frauen“ [1]). — —

Nicht also vereinsamt waren Petrarca's letzte, in Arquà verlebte Jahre und keinen Grund besass er, dem Geschicke zu zürnen. An einem der lieblichsten Orte der Erde durfte er leben, im Schoosse der ländlichen Natur, die er immer so innig geliebt, oft wurde er von theueren Freunden besucht und Beweise hoher Verehrung und Anhänglichkeit wurden von allen Seiten ihm gespendet, selbst die gewohnte und ihm unentbehrliche litterarische Thätigkeit konnte er, wenn auch unter mancherlei Beschwerden, noch pflegen. Es war ein würdig schöner Abschluss seines Lebens. Und doch konnte er dieses Glückes sich nicht wahrhaft freuen. Sein siecher Leib vermochte dem jugendfrisch gebliebenen Geiste nicht mehr zu dienen und verbitterte ihm durch sich immer erneuerndes und ebenso schmerzhaftes wie beängstigendes Leiden des Lebens letzte Tage und liess ihn oft den Tod als einen Erlöser aus der irdischen Qual herbeisehnen. Und das Glück sollte ihm beschieden werden, dass dieser Erlöser ihm bald erschien, dass er nicht verurtheilt war, in traurigem Siechthum des Greisenalters höchste und beschwerlichste Stufen zu erklimmen.

Am 18. Juli [2]) 1374 hauchte Francesco Petrarca, des Hu-

---

[1]) Ueber Lombardo vgl. Baldelli, p. 259 u. Fracassetti, Lett. fam. II p. 347.

[2]) In der Angabe des Todestages schwanken die Biographen. Fil. Villani b. Mehus p. 197 sagt, dass P. an seinem Geburtstage (= 20. Juli) gestorben sei. Den 18. Juli geben an z. B.: Domenicus Aretinus (b. Mehus p. 198) u. Lodovico Beccadello (b. Tomasini, Petr. Rediv. p. 226), den 19. Juli nennen z. B.: Sicco Polentone (b. Tomasini, p. 193) u. Paulus Vergerius (ibid. p. 180), das Grabdenkmal zeigt den 18. Juli (b. Tomasini, p. 157 f.). Villani's Angabe trägt den Stempel der Fiction an sich. Das Schwanken der übrigen Biographen zwischen dem 18. und 19. Juli erklärt sich wol daraus, dass Petrarca in der Nacht vom 18. zum 19. starb, ohne dass sich eine genauere Angabe machen liesse. Es dürfte sich empfehlen, das Datum des Grabmales anzunehmen.

manismus Begründer und des „Canzoniere" Dichter, seine edle Seele aus, welche, so lange sie auf Erden wallte, wol oftmals in menschlicher Schwäche gefehlt, aber doch immer mit ihrer besten Kraft nach den ewigen, höchsten Idealen des Glaubens, Wissens und Handelns gerungen hatte. Zwei von einander abweichende Berichte sind uns über des grossen Mannes Tod überliefert. Nach dem einen, welchen Villani und Janozzus Manettus (b. Tomasini, Petr. Rediv. p. 205) geben, ist Petrarca in den Armen Lombardo's gestorben, und mit seinem letzten Hauche entschwebte seinem Munde ein weisses Wölkchen, welches bis zur Decke des Gemaches emporstieg, dort mehrere Augenblicke verweilte und nur allmählich, in lichte Luft sich auflösend, verschwand.

Nach dem zweiten Berichte, welcher dem Briefe eines Zeitgenossen entnommen ist, starb Petrarca in seinem Bibliothekzimmer und als man ihn, dessen Tod Niemand im Hause geahnt hatte, am Morgen entseelt vorfand, so glaubte man anfänglich, er habe nur zum Schlummer das Haupt auf das vor ihm liegende Buch niedergebeugt [1]).

Wenn diese letztere Ueberlieferung die richtige ist — und es dürfte solche Annahme die grösste Wahrscheinlichkeit für sich haben —, so starb Petrarca den Tod, welcher seiner am würdigsten war: er, der unermüdliche Arbeiter und Forscher auf den Gebieten des gelehrten Wissens, wurde inmitten seiner geliebten Bücher von dem letzten Schicksale betroffen und vielleicht, während er noch eines lateinischen Dichters Verse las, schloss ihm der Tod die Augen. So ist er bis zum letzten Athemzuge seinem Streben treu geblieben und als ächter Gelehrter, wie er gelebt hatte, ist er auch gestorben.

Das Begräbniss des Fürsten der Gelehrten und Dichter fand am 24. Juli statt und war ein feierliches und würdiges. Francesco da Carrara selbst und die Bischöfe von Padua, Ve-

[1]) Brief des Giovanni Manzini de la Motta (vom 1. Juli 1388) an Andriolo de Ochis, publicirt von dem Pater Lazzeri in den Miscellanea ex mss. libris Collegii romani soc. Jesu (Rom 1754). Die betr. Stelle ist auch von Fracassetti, Lett. fam. II p. 348, mitgetheilt.

rona, Vicenza und Treviso wohnten der ernsten Feier bei. Sechszehn Doctoren der Rechtsgelehrsamkeit trugen die reich geschmückte Bahre, auf welcher die Leiche ruhte, bekleidet mit dem Domherrenrock oder, wie Andere berichten, mit dem einst bei der Dichterkrönung getragenen Mantel König Roberts. Die Leichenrede hielt der Augustiner Bonaventura da Peraga.

Petrarca hatte die Absicht gehabt, der heiligen Jungfrau in Arquà eine Capelle erbauen zu lassen, welche zugleich ihm als Begräbnissstätte dienen sollte. Die Verwirklichung dieses Wunsches zu erreichen war ihm indessen nicht vergönnt gewesen, und so wurde seine sterbliche Hülle auf Anordnung seines Schwiegersohnes Francesco da Brossano zunächst in der Dorfkirche beigesetzt, bis sie nach sechs Jahren in das ihm inzwischen vor der Kirche errichtete stattliche Grabmal — einen auf vier Pfeilern ruhenden grossen Sarkophag — übertragen wurde[1]).

Der Schmerz über des grossen Mannes Hinscheiden war ein allgemeiner und aufrichtiger. Keiner aber hat ihm einen beredteren und ergreifenderen Ausdruck gegeben, als Boccaccio in seinem an des verstorbenen Freundes Eidam gerichteten Beileidsschreiben[2]), das Niemand ohne Rührung lesen wird.

Ueber sein irdisches Besitzthum hatte der Dichter in seinem am 4. April 1370 ausgestellten Testamente[3]) verfügt. Sein Haupterbe wurde, wie natürlich, sein Schwiegersohn Francesco da Brossano, indessen wurden auch die Kirchen, die Armen, die Freunde und die Diener nach Verhältniss reichlich bedacht. Einzelne Vermächtnisse zeigen recht Petrarca's gemüthvollen Sinn und haben auch ein culturhistorisches Interesse. So erhielt Francesco da Carrara ein Bild der heiligen Jungfrau, „ein Werk des ausgezeichneten Malers Giotto", welches Petrarca von seinem Freunde Michele Vanni in Florenz zum Geschenk erhalten hatte, „ein Gemälde, dessen Schönheit Nicht-

[1]) vgl. Tomasini, Petr. Rediv. p. 157 ff., Malmignati, a. a. O. p. 189, Fracassetti, Lett. fam. II p. 348 f.

[2]) b. Mehus, p. 203 ff.

[3]) b. Fracassetti, Ep. Fam. III p. 537—544.

kenner nicht zu würdigen wissen, die Meister der Kunst aber anstaunen." Boccaccio wurde mit fünfzig florentinischen Goldgulden bedacht, damit er sich einen warmen Winterrock anschaffen könne, dessen er für seine nächtlichen Studien bedürfe. Dem Grammatiker Donato wurde die Geldsumme, welche er Petrarca noch schuldete, erlassen. Lombardo da Serico dagegen sollte die Summe von 134 Goldducaten und 16 Soldi, welche er für Petrarca ausgelegt hatte, sofort ausgezahlt erhalten, ausserdem sollte er Petrarca's silbernen und vergoldeten Trinkbecher erhalten, damit er daraus Wasser trinken könne, denn das trinke er doch viel lieber als Wein, auch ein Pferd sollte er sich unter denen, die Petrarca etwa besitzen würde, auswählen dürfen. Dem Magister Tommaso Bambagio von Ferrara endlich vermachte Petrarca seine gute Laute, damit er auf derselben nicht zur eitlen weltlichen Lust, sondern zum Lobe des ewigen Gottes spiele. — —

Wir sehen gänzlich davon ab, an dieser Stelle, wie man vielleicht erwarten könnte, ein Charakterbild Petrarca's entwerfen zu wollen, da wir ja doch nur dasjenige wiederholen könnten, was gelegentlich in der vorstehenden Erzählung seines Lebens mit aller Ausführlichkeit dargelegt worden ist; auch wenn wir im Folgenden Petrarca's Werke besprechen werden, wird sich mehrfach geeignete Gelegenheit zur Beleuchtung seines Charakters uns darbieten, besonders aber wird dies bei der Betrachtung der Schrift „über die Verachtung der Welt" geschehen.

Dagegen halten wir es für angemessen, einige Worte über des Dichters leibliche Erscheinung hier hinzuzufügen.

Petrarca durfte Anspruch darauf erheben, für einen schönen Mann zu gelten, und war sich in seiner Jugend dessen auch wohl bewusst [1]. Er war hoch gewachsen und in der Jugend war seine Gestalt auch schlank, während sie im Alter freilich

[1] Schilderungen des Aussehens Petrarca's geben in wesentlich übereinstimmender Weise Boccaccio (b. Rossetti, p. 321), Villani (b. Mehus, p. 196), Sicco Polentone (ibid. p. 199), Vergerius (b. Tomasini, p. 175) und Janozzus Manettus (ibid. p. 201).

einer zu grossen Leibesfülle zuneigte. Der Ausdruck seines Gesichtes war heiter, ohne doch der Würde zu entbehren, sein Blick lebhaft, durchdringend und doch mild, seine Stimme aber so klangvoll und bezaubernd, dass, wer nur einmal ein Gespräch mit ihm begonnen hatte, es gern weiter spann, nur um ihn reden zu hören. Die Farbe seiner Haut war hell und zart, ohne doch eines dem Manne wohl anstehenden Anfluges von Bräune zu ermangeln. Nur das Haar contrastirte mit der stattlichen und frischen Erscheinung: es war in früher Jugend, fast zur selben Zeit, als der Bart zu sprossen begann, bereits ergraut [1]).

Petrarca ist während seines Lebens wiederholt gemalt worden, so namentlich zweimal auf Veranlassung des ihm eng befreundeten Pandolfo Malatesta von Pesaro [2]), indessen ist keines dieser Portraits auf unsere Zeit gekommen. Die Bildnisse, welche uns in mehreren Handschriften des „Canzoniere", namentlich in zwei der florentiner Laurenziana gehörigen überliefert sind [3]), dürfen auf Portraitähnlichkeit keinen Anspruch erheben. Dagegen darf vielleicht für authentisch erachtet werden das der Tradition nach von Guariento gemalte Frescobild, welches sich früher im Wohnhause Petrarca's zu Padua befand und seit 1816 in einen Saal des bischöflichen Palastes dieser Stadt übertragen worden ist [4]). Bedauerlich ist es, dass dieses Bild uns den Dichter mit einer seltsamen und auf unsern Geschmack geradezu abstossend wirkenden Kopfbedeckung angethan darstellt. Der Dichter trägt nämlich auf dem Haupte nach der damaligen Sitte der Domherren eine Art Kapuze, welche seinem Gesichte, zumal da es bartlos ist, einen ungemein weibischen Ausdruck gibt. Auch dass er in der Stellung eines Betenden die Hände flach an einander

[1]) Ep. ad post. p. 2.

[2]) Ep. Sen. I 6.

[3]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. II p. 418.

[4]) vgl. über dieses Bild die eingehenden Bemerkungen von Marsand in seiner Ausgabe der Rime (Mailand, 1819), welche in der Festschrift „Padova a P." wieder abgedruckt worden sind.

gelegt emporhebt, trägt nicht eben zur vortheilhaften Gesammtwirkung des Bildes bei. Vermag man es indessen, von diesen störenden Nebenumständen zu abstrahiren, so wird man nicht umhin können, die feinen und vergeistigten Züge, welche das Antlitz zeigt, zu bewundern, wenn schon man freilich wird eingestehen müssen, dass sich in ihnen auch eine gewisse Weichheit und selbst Weichlichkeit des Charakters ausspricht, welche nicht eben sympathisch berührt.

Nicht bloss aber einer gefälligen Leibesgestalt, sondern auch einer rüstigen Gesundheit erfreute sich Petrarca bis in die Jahre seines Alters[1]). Noch über das sechzigste Jahr hinaus fühlte er sich rüstig und im Vollbesitze seiner Kraft, dann freilich begann er, wie wir gesehen haben, von schweren Körperleiden heimgesucht zu werden, denen er, zumal er ärztlichen Rath grundsätzlich verschmähte, bald erliegen sollte. In jüngeren Jahren aber war er von Krankheiten fast gänzlich verschont geblieben und hatte mühelos den Anstrengungen beschwerlicher Reisen und den physischen Nachtheilen eines unstäten Wanderlebens zu widerstehen vermocht. Er gehörte eben zu den Naturen, welche, ohne gerade sonderliche Leibeskräfte zu besitzen, doch ungemein zäh und ausdauernd sind.

Nachdem wir im Vorstehenden Petrarca's Lebensschicksale theils ausführlicher berichtet, theils wenigstens in ihren Hauptzügen skizzirt und in diese unsere Erzählung manche Betrachtungen über die Geistes- und Sittenzustände des Zeitalters der beginnenden Renaissance eingeflochten haben, müssen wir zur Darstellung des schriftstellerischen und dichterischen Schaffens und Wirkens Petrarca's übergehen. Unsere Hauptaufgabe wird hierbei nicht diejenige sein, ausführliche Analysen der

[1]) Ep. Sen. VII 1. XII 1. 2. Im Einzelnen werde hier erwähnt, dass Petrarca sich besonders (obwol kaum mit Recht) noch im Alter rühmte, einen guten Magen zu besitzen, dass er dagegen klagte, von der abnorm hohen Temperatur seines Blutes oft belästigt worden zu sein (Sen. XI 2). Seine Sehkraft blieb ihm selbst im Alter ungeschwächt, so dass er der Hülfe einer Brille nie bedurfte. Ep. ad post. p. 2.

betreffenden Werke zu geben, als vielmehr nachzuweisen, was an diesen Werken neu und eigenartig gewesen und was an ihnen für die geistige Entwickelung der Folgezeit bedeutungsvoll geworden ist. Allerdings glauben wir auch, zumal in Anbetracht dessen, dass Petrarca's lateinische Schriften für weitere Kreise nahezu unbekannt sind, auf mehr oder weniger eingehende Inhaltsangaben nicht verzichten zu dürfen, aber wir werden diese Seite unserer Darstellung doch immer als die relativ untergeordnete betrachten und das Hauptgewicht auf die litterar- und culturhistorischen Betrachtungen legen, zu denen das Studium der Werke Petrarca's uns angeregt hat und auf welche wir auch im weiteren Verlaufe dieser Geschichte der Renaissancelitteratur Italiens wiederholt werden zurückkommen müssen.

Aus Gründen, welche zu naheliegend sind, als dass sie einer besonderen Erörterung bedürften, beginnen wir die Darstellung der schriftstellerischen Thätigkeit des Begründers des Humanismus mit einem einleitenden Capitel, in welchem der Versuch gewagt werden soll, den Umfang des Wissens Petrarca's zu zeichnen. Wird es hierbei auch erforderlich sein, auf die Beantwortung einer Menge von Einzelfragen zu verzichten, um nicht eine Reihe eingehender philologischer und historischer Untersuchungen, welche dem Zwecke dieses Buches fern liegen, führen zu müssen, so dürfte doch auch die von uns allein beabsichtigte, nur skizzenhafte Behandlung des Stoffes, weder des Nutzens noch des Interesses entbehren.

Achtes Capitel.

Der Umfang des Wissens Petrarca's[1]).

Es erscheint angemessen, zunächst die wesentlichsten Gesichtspunkte darzulegen, nach denen Petrarca's Wissen beurtheilt und gewürdigt werden muss.

Petrarca besass, so vielseitig auch seine Interessen waren und so verschiedene wissenschaftliche Gebiete er auch, wie wir später sehen werden, selbstthätig berührt hat, doch durchaus kein universales Wissen, obwol ein solches bei dem unentwickelten Zustande der meisten Wissenschaften seiner Zeit noch ohne allzu grosse Anstrengung erworben werden konnte. Seine Kenntnisse waren durchaus nicht so umfangreich und allumfassend, wie z. B. diejenigen eines Thomas von Aquino oder eines Vincenz von Beauvais oder selbst auch nur eines Johannes von Salisbury. Er ist eben auch in dieser Beziehung aus dem Mittelalter herausgetreten und der erste Mensch einer neuen Zeit geworden. Für das Mittelalter war die Wissenschaft eine Einheit, und wer sich ihr widmete, umfasste

[1]) vgl. ausser den allbekannten, mehr oder weniger ausführlichen Behandlungen dieses Gegenstandes bei Tiraboschi, G. Voigt, Baldelli, Mézières, Geiger u. A. die wenig bekannte, aber keineswegs werthlose und uninteressante Dissertation von Lamers, de Fr. Petrarcae vita, moribus, in bonas literas meritis. Trajecti ad Rhenum. 1842.

sie als eine Einheit und vermochte sie auch wirklich in ihrer Gesammtheit zu erfassen. Für die Neuzeit dagegen hat sich die Einheit der Wissenschaft zu einer Vielheit zertheilt, die eine Wissenschaft hat sich aufgelöst in eine nachgerade bereits unabsehbar gewordene und nichtsdestoweniger sich immer noch mehr zergliedernde Reihe von Einzelwissenschaften, welche nur noch von einem gar losen gemeinsamen Bande mit einander verknüpft werden, oder wol selbst auch, jede Gemeinsamkeit verleugnend, sich in anscheinend unversöhnbarer Feindlichkeit gegenüber stehen. Die Hoffnung, dass einstmals die jetzt getrennten Einzelwissenschaften wieder zu einer einheitlichen Wissenschaft, zu einem harmonischen Wissenssysteme sich vereinigen werden, mag an sich berechtigt erscheinen, aber, wenn überhaupt, so wird sie erst in einer jedem menschlichen Auge verhüllten, fernsten Zukunft sich erfüllen.

Bestechend kann für den ersten Blick der mittelalterlichen Wissenschaft Einheit erscheinen. Man kann glauben, in ihr einen fest gefügten Bau von gewaltiger Grossartigkeit zu erblicken. Solcher Glaube würde ein Wahn sein. Die mittelalterliche Wissenschaft war nur desshalb eine, weil sie im letzten Grunde keine war. Das mittelalterliche Wissen war nur eine Compilation, ein Conglomerat von Notizen, welche von dem Alterthume dogmatisch übernommen worden waren. Der mittelalterliche Mensch erfasste den Wissensstoff nur mechanisch, er erblickte in ihm nur Material, das an sich gegeben und in seinem Bestande unanfechtbar sei, er durchdrang diesen Stoff nicht geistig, er durchdachte ihn nicht, er verarbeitete ihn nicht, er durchforschte ihn nicht kritisch, er benutzte ihn nicht als Basis zum Weiterschreiten in der Erkenntniss, sondern höchstens als Ausgangspunkt für eine, allerdings oft grossartige und hoch poetische, aber doch immer nur phantastische und durchaus unwissenschaftliche theologisch-philosophische Speculation. Der Grundcharakter der mittelalterlichen Wissenschaft ist eben der Dogmatismus, welcher sich in den befähigteren und edleren Köpfen zu einer tief gemüthvollen und poetischen Intuition steigerte, für die grosse Masse der Durch-

schnittsmenschen aber zu einem wüsten Memorirstoffe und einem inhaltsleeren Spiele mit dürren Formeln herabsank.

Erst der Humanismus erschuf die wahre Wissenschaft, indem er zuerst lehrte, dass es nicht genüge, einen Wissensstoff äusserlich und mechanisch zu erfassen, sondern dass man denselben geistig durchdringen, ihn sich vollständig assimiliren, ihn gewissermaassen in seiner Totalität und in allen seinen Beziehungen in sich aufnehmen und dann neu schaffen müsse. Erst der Humanismus strebte darnach, das Wissen zu begründen und zu vertiefen, erst er trachtete nach dessen steter Erweiterung und Steigerung. Mit dieser Tendenz wurde das Entstehen einer wahren, dieses Namens würdigen Wissenschaft ermöglicht, zugleich aber wurde auch die Zerstörung der bisher bestandenen Einheit der Wissenschaft und ihre Zerlegung in eine Vielheit nothwendig gemacht. Denn eines Menschen — und wäre es auch der begabtesten einer — karg bemessene psychische und physische Kraft vermag nicht mehrere verschiedenartige Kategorien von Wissensobjecten zu durchdringen und zum freien geistigen Besitze zu gestalten. Die Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiete wurde fortan eine Nothwendigkeit und wird es bleiben, bis vielleicht einstmals, was nicht unmöglich sein dürfte, der ungeheuere Gesammtstoff des Wissens auf einheitliche Grundprincipien zurückgeführt und durch einfache Formeln ausgedrückt werden kann — ein gewaltiges Problem, mit dessen Lösung sich noch auf unermesslich lange Zeit hinaus nur die Ahnung, nicht aber die Forschung wird beschäftigen können. Seitdem der Humanismus aufgetreten ist und festen Boden gefasst hat, hat die Geschichte der Wissenschaften, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, nur noch Fachgelehrte zu verzeichnen, die Universalgenies und die Polyhistoren nach mittelalterlichem Zuschnitte sind verschwunden oder es haftet doch den wenigen, welche seitdem noch erschienen, der Makel der Oberflächlichkeit und des Dilettantismus an. Vereinzelte Ausnahmefälle können, wie immer, so auch hier die Regel nur bestätigen. Der moderne Mensch muss eben dem schönen Wahne entsagen, dass es möglich sei, die Wissenschaft als ein

Ganzes zu erfassen, und muss sich begnügen, ein Partikelchen des Wissens sein zu nennen. Er ist aber um dieser engen ihm gezogenen Grenzen willen nicht benachtheiligt gegenüber dem mittelalterlichen Menschen, denn ihm ist vergönnt, was diesem versagt war, die Bedingungen des Wissens zu erkennen und ein Wissensobject mit vollem und ganzem Verständnisse zum geistigen Eigenthum sich zu gewinnen, er besitzt das Glück, den Reiz und den Segen selbstthätigen Forschens zu erfahren. Die Urgründe des Wissens freilich bleiben dem modernen Menschen ebenso verschlossen, wie sie für den mittelalterlichen es waren — aber darf ihn das entmuthigen und von weiterem Streben zurückhalten?

Freilich nicht mit einem Zauberschlage erschuf der Humanismus die moderne Wissenschaft. In seinen Anfängen haftete ihm vielmehr das mittelalterliche Element noch gar sehr an und nur allmählich vermochte er von diesem sich zu befreien, ja die Principien der modernen wissenschaftlichen Forschung konnten in ihrem vollen Umfange erst gefunden und in ihrer ganzen Schärfe erst angewandt werden, nachdem der Humanismus selbst theilweise überwunden und aus der Alles beherrschenden Stellung, welche er sich errungen hatte, verdrängt worden war. Der Humanismus in seiner jugendlichen Vollkraft war fast mehr eine Religion, als eine Wissenschaft zu nennen, indem er nicht allein mit dem Verstande, sondern in höherem Grade noch mit dem Gemüthe erfasst wurde und nicht bloss eine auf Gründen der Vernunft beruhende Ueberzeugung, sondern auch gläubige Begeisterung und selbst Fanatismus zu erzeugen vermochte. Es war das eben ein mittelalterlicher Charakterzug seines Wesens. Ferner huldigte der jugendliche Humanismus durchaus noch dem Wahne von der Einheit der Wissenschaft und unterschied sich in dieser Beziehung von der scholastischen Anschauung des Mittelalters nur dadurch, dass er die Kenntniss des Alterthums und nicht, wie jene, die Theologie zum Mittel- und Brennpunkte alles Erkennens und Wissens zu machen bestrebt war. Das Trugbild des universalen Wissens hat noch gar vielen Humanisten

vorgeschwebt und auf verderbliche Abwege sie geführt, selbst heute noch dürfte es in einzelnen Köpfen spuken und traurige Verwirrung anrichten, wenn es auch im Allgemeinen glücklicherweise als geschwunden betrachtet werden kann.

Es war also der Humanismus noch mit gar manchen und schwerwiegenden mittelalterlichen Elementen behaftet, gleichwol vermochte er die Bande der beengten wissenschaftlichen Anschauungen des Mittelalters zu brechen, indem er lehrte, dass man eine bestimmte Sphäre des Wissens sich wahrhaft innerlich aneignen, geistig verarbeiten und in eigene Gedanken umgesetzt reproduciren müsse: das sind die Vorbedingungen des wirklich wissenschaftlichen Erkennens und, wo sie erfüllt werden, kann nicht nur, sondern muss auch die wissenschaftliche Forschung sich entwickeln.

Petrarca war der erste Humanist: die Erkenntniss des classischen, ganz vorwiegend allerdings nur des römischen Alterthums in allen seinen einstigen Erscheinungsformen war das erhabene Ziel, welchem er mit dem glühendsten Eifer und dem unermüdlichsten Fleisse sein ganzes Leben hindurch nachstrebte. Die übrigen Gebiete des Wissens besassen wol auch Interesse für ihn, aber es konnte das naturgemäss nur ein untergeordnetes und nebensächliches sein, denn wer mit ganzer und voller Begeisterung einem Wissensgebiete sich widmet, wie vermöchte der der Einseitigkeit zu entgehen? Nur Dilettanten, welche Alles nur halb und oberflächlich betreiben, vermögen vielseitig zu sein. Nach dem heutigen Sprachgebrauche, welcher allerdings sehr der Präcision entbehrt, würde man den Gelehrten Petrarca als einen Philologen zu bezeichnen haben. In ihren wesentlichsten Beständen waren jedenfalls seine Kenntnisse philologischer Natur.

Wie aus dem Folgenden sich im Einzelnen ergeben wird, waren nun Petrarca's philologische Kenntnisse keineswegs sonderlich ausgedehnte, namentlich aber war der Umfang seiner Lectüre ein relativ beschränkter. Jeder tüchtige Philolog unserer Tage kennt — um von der griechischen Litteratur einmal ganz abzusehen — zahlreichere lateinische Autoren, als

der Vater des Humanismus. Jeder tüchtige Philolog unserer Tage ferner schreibt ein ungleich correcteres Latein, besitzt ungleich ausgedehntere Kenntnisse in Bezug auf Grammatik, Metrik und Antiquitäten. Nicht also der Umfang des philologischen Wissens Petrarca's ist zu bewundern, wohl aber im höchsten Grade die Intensität desselben. In Bezug auf diese dürfte keiner der modernen Philologen auch nur entfernt sich mit ihm vergleichen können. Petrarca kannte nur einen verhältnissmässig kleinen Theil der lateinischen Litteratur, aber er beherrschte denselben mit einer erstaunlichen Sicherheit, er hatte ihn sich zum vollständigen geistigen Eigenthume gemacht, er hatte ihn seinem ganzen Umfange nach in sich aufgenommen. Bewiesen wird dies durch den ungeheueren Citatenreichthum in seinen lateinischen Schriften. Für Alles und Jedes weiss er Belege und Analogien aus den Classikern beizubringen, selbst für die entlegensten Dinge, von denen man kaum vermuthen sollte, dass sie jemals von einem römischen Autor besprochen worden seien. Welcher heutige Philolog würde z. B. nicht in einige Verlegenheit gerathen, wenn man ihm (und zwar ohne dass er Indices und sonstige Nachschlagewerke consultiren dürfte) zumuthen wollte, Beispiele für seltsame Zahnbildungen aus dem Alterthume beizubringen? Petrarca weiss, als er gelegentlich einmal auf die Sache zu sprechen kommt [2]), sogleich drei mit derartigen Abnormitäten behaftete Persönlichkeiten zu nennen: eine Tochter des Königs Mithridates, welche oben und unten doppelte Zahnreihen hatte, einen Sohn des Königs Prusias, der statt der unteren Zähne einen einzigen, zusammenhängenden Zahnknochen besass, und endlich die Zenobia, welche sich des Besitzes perlengleicher Zähne rühmen durfte [3]). Und analoge Beispiele würden in grosser

---

[1]) Man erwäge namentlich, dass Petrarca mehrere Autoren, wie z. B. Tacitus und Silius Italicus, gar nicht kennen konnte, da von ihnen damals noch keine Handschriften aufgefunden worden waren. Andere Autoren, wie z. B. Plautus, waren nur unvollständig bekannt.

[2]) de remed. utr. fort. II 94.

[3]) Plin. H. N. VII 69 u. Val. Max. I 8. ext. 12 u. 13.

Menge sich aufzählen lassen. Unsere Bewunderung für Petrarca's innige Vertrautheit mit einem grossen Theile der lateinischen Litteratur wird sich aber noch sehr erheblich steigern müssen, wenn wir den damaligen Zustand des philologischen Wissens überhaupt erwägen. Wenn einem Gelehrten unserer Zeit daran gelegen ist, für einen bestimmten Fall eine Anzahl Citate und Analogien aus lateinischen Classikern beizubringen, so stehen ihm für die Beschaffung derselben zahlreiche und treffliche Hülfsmittel zu Gebote: übersichtlich angelegte Ausgaben, versehen mit jeglichem nur wünschenswerthen Apparate, reichhaltige, nach den verschiedensten Gesichtspunkten ausgearbeitete Indices, Verbal- und Reallexica aller Arten und in allen Formaten, bequeme Handbücher endlich und was es an derartigen Werken etwa sonst noch gibt. Wahrlich, wer von einem solchen massenhaften Rüstzeuge unterstützt wird, der hat leichtes Arbeiten und fast mühelos vermag er, aus allen Ecken und Enden der lateinischen Litteratur das Material, dessen er für einen bestimmten Zweck benöthigt ist, zusammenzulesen. Anders aber, ganz anders lagen die Verhältnisse zu Petrarca's Zeit: es kannte dieselbe die oben genannten litterarischen Hülfsmittel entweder noch gar nicht oder doch, wie z. B. die Lexica, nur in ihrem rudimentärsten Zustande. Fehlte doch meistentheils in den Handschriften der damaligen Zeit selbst die anscheinend so kleine, nichtsdestoweniger aber so wesentliche Erleichterung der Vers-, Capitel- und Paragraphenzählung! Während also der moderne Gelehrte, um irgend einer Stelle eines Autors habhaft zu werden, einfach irgend ein Nachschlagewerk zur Hand nimmt und dadurch in den meisten Fällen jeder weiteren Mühe überhoben wird, war Petrarca fast lediglich auf sein Gedächtniss und, da dieses unmöglich genügen konnte, auf seine eigenen Excerpte und sonstigen Notizensammlungen angewiesen. Wer Petrarca's lateinische Schriften, namentlich das compilatorische Buch über die berühmten Männer, genauer kennt, wird keinen Augenblick zweifeln, dass Petrarca sich planmässig geordnete Collectaneen von dem beträchtlichsten Umfange angelegt hatte,

und welchen geduldigen Bienenfleiss, welche liebevolle Hingebung derartige Sammelarbeiten erfordern, das weiss ein Jeder zu ermessen, der nur irgend einmal etwas Aehnliches unternommen hat. Wenn wir dies Alles erwägen, so werden wir unsere Bewunderung dem Vater des Humanismus nicht versagen, der sich die Hülfsmittel seines philologischen Studiums erst selbst schaffen musste und gleichwol so Bedeutendes geleistet, den Hauptbestandtheil der römischen Litteratur mit vollendeter Sicherheit beherrscht hat. Nicht also unterschätzt dürfen Petrarca's philologische Kenntnisse werden: was ihnen an Umfang abging, ward durch Gründlichkeit und Tiefe reichlich ersetzt, nicht das Quantum ist an ihnen zu bewundern, wohl aber im höchsten Grade das Quale.

Haben wir in dem Vorstehenden die Frage erörtert, wie Petrarca's philologisches Wissen zu demjenigen der Folgezeit sich verhielt, so drängt sich nun die weitere Frage auf, in welchem Verhältnisse dasselbe zu demjenigen der vor ihm liegenden Zeit, also des Mittelalters, gestanden habe.

Es ist eine weit verbreitete, in populären Geschichtswerken bis zum Ueberdrusse wiederholte, nichtsdestoweniger aber durchaus irrige Ansicht, dass dem Mittelalter die Schriftsteller des römischen Alterthums so gut wie unbekannt gewesen und dass dieselben erst von den Humanisten gleichsam neu entdeckt worden seien. Man verbindet damit häufig noch wohlfeile Declamationen der Entrüstung gegen die angeblich durch und durch verdummten Mönche, welche von alten Pergamenten die Meisterwerke der classischen Autoren abgekratzt und statt ihrer dann langweilige Predigten und geistlose Chroniken darauf geschrieben haben sollen [1]).

In Wirklichkeit stand die Sachlage ganz anders. Das

---

[1]) Aehnliches mag allerdings nicht allzu selten vorgekommen sein, aber, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, weder aus Böswilligkeit noch aus Barbarei, wie man bei Wattenbach, Gesch. des Schriftwesens im Mittelalter (2. Aufl.), p. 251 ff. nachlesen möge. Es handelte sich eben meist nur um Pergamentmakulatur. Auch wir tragen ja kein Bedenken, lose Makulaturbogen classischer Werke etwa zur Dütenfabrikation zu verwenden.

Mittelalter hat die grosse Mehrzahl der von uns gekannten lateinischen Autoren ebenfalls gekannt und hat dieselben fleissig gelesen, zum Theil sogar sehr fleissig, viel fleissiger, als durchschnittlich heutigen Tages geschieht. Dass hierbei freilich sehr beträchtliche zeitliche und örtliche Schwankungen und Gradverschiedenheiten stattfanden, wie solche auch in der Gegenwart bestehen, ist selbstverständlich und kann ebensowenig einen Grund abgeben, das Mittelalter in Bausch und Bogen der Barbarei zu bezüchtigen, als ein solcher aus der sehr erklärlichen Thatsache abgeleitet werden kann, dass der Geschmack des Mittelalters in der Auswahl der mit Vorliebe gelesenen Autoren ein von dem modernen weit verschiedener war. Wer sich überzeugen will, wie gut das Mittelalter mit der lateinischen Litteratur bekannt war, der wird es leicht ermessen können, wenn er etwa des Johanns von Salisbury Policraticus [1]) oder des Vincenz von Beauvais grosse Encyklopädie (speculum naturale, doctrinale und historiale nebst dem von anderer Hand eingefügten speculum morale) [2]) oder Brunetto Latini's „Trésor" durchblättert und die darin so reichlich ausgestreuten Citate mustert. Wiederholt auch und nicht immer erfolglos, wenn auch meist mit grossem Ungeschicke, haben mittelalterliche Schriftsteller antike Stylmuster, wie etwa Sallust oder Seneca, nachzubilden versucht. Besonders geschah dies in jener denkwürdigen Culturperiode des endenden zwölften und beginnenden dreizehnten Jahrhunderts, welche sich als die Glanzzeit der mittelalterlichen Bildung und zugleich als eine Zeit der Vorrenaissance bezeichnen lässt und welche in dem anglo-französischen Reiche Heinrichs II. und seiner nächsten Nachfolger zu ihrer schönsten Entwickelung gelangte. Und will man endlich noch einen weiteren Beweis für die Vertrautheit des

[1]) Die Schreibweise Policraticus dürfte durch den Inhalt des Buches ebenso gerechtfertigt erscheinen, wie die an sich näher liegende Polycraticus.

[2]) Ueber den reichen Inhalt und die hohe Bedeutung dieses Werkes vgl. die treffliche Auseinandersetzung von R. von Liliencron in der lehrreichen Schrift: „Ueber den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik" (München, 1876), p. 11 ff.

Mittelalters mit der antiken lateinischen Litteratur erbracht sehen, so erinnere man sich daran, dass die volksthümliche Dichtung aller westeuropäischen Länder, vornehmlich aber Frankreichs, sich mit grosser Vorliebe der Behandlung antiker Sagenstoffe — der Sagen von dem thebanischen und trojanischen Kriege, von Aeneas und Alexander d. Gr. — zugewandt hat und dabei zum Theil allerdings auf späte und apokryphe Werke, wie die des Pseudo-Kallisthenes, des Dictys und Dares, zum Theil aber auch auf gut classische Autoren, wie Virgil und Statius [1]), zurückgegangen ist. Man erinnere sich endlich auch daran, wie oftmals lateinische Autoren, vor allen aber Orosius und Ovid, während des Mittelalters in die Volkssprachen übersetzt worden sind.

Petrarca hat im Allgemeinen — auf das Einzelne einzugehen, wird sich ja bald Gelegenheit finden — eben nur diejenigen Werke der lateinischen Litteratur gekannt, welche auch bereits von dem Mittelalter gekannt und gelesen worden waren. Der äussere Umfang seiner lateinischen Lectüre ist nur um ein Weniges weiter, als er etwa bei Brunetto Latini und Dante gewesen war [2]). Es könnte demnach scheinen, als habe Petrarca, als habe der Humanismus die classischen Studien nicht eben sonderlich über den mittelalterlichen Horizont hinaus erweitert.

Und dennoch gähnt zwischen dem Mittelalter und dem Humanismus eine himmelweite Kluft. Und dennoch hat Petrarca einen so gewaltigen, tiefgreifenden Umschwung in den classischen Studien vollzogen, dass er mit dem besten Rechte ihr Neubegründer und selbst ihr Begründer genannt werden muss.

Das Mittelalter las die lateinischen Autoren des Alterthums, aber es verstand dieselben nur äusserlich, nicht innerlich, da es nicht vermochte, sich aus seiner eigenen Denk- und Anschauungssphäre in diejenige des Alterthums zu versetzen

---

[1]) Das Epitheton „gut classisch" wird man in diesem Zusammenhange wol auch dem Statius unbedenklich ertheilen dürfen.

[2]) vgl. den Aufsatz von Schück, Dante's classische Studien und Brunetto Latini in Jahns (Fleckeisen's und Masius') Jahrbb. Bd. 92 p. 253 ff.

und nicht einmal das Streben darnach kannte. So musste der Mensch des Mittelalters, so vielen classischen Bildungsstoff er immerhin auch gedächtnissmässig und mechanisch in sich aufnehmen mochte, doch dem classischen Alterthume fremd und kalt gegenüber stehen: er konnte es eben mit dem Gemüthe gar nicht und mit dem Verstande auch nur höchst unvollkommen erfassen. Die Gelehrten des Mittelalters lassen sich in Bezug auf ihre humanistische Bildung — wenn man den eigentlich hier unstatthaften Ausdruck gebrauchen darf — mit Schülern vergleichen, welche wol erlernt haben, einen lateinischen Autor leidlich geläufig zu übersetzen und ihm stylistisches und decoratives Material für eigene Compositionen zu entnehmen, aber dennoch, weil sie in das eigentliche Verständniss noch nicht einzudringen und folglich auch für den Inhalt des Gelesenen sich nicht zu begeistern vermögen, im Grunde der Seele bei der Lectüre des Cicero oder Virgil sich herzlich langweilen und, wenn sie zeitweilig oder dauernd aus dem Schulraume entlassen sind, mit Behagen den classischen Staub von sich abschütteln, um in der Atmosphäre des modernen Lebens sich zu tummeln. Das Mittelalter kannte eben nur die classischen Autoren, aber weder verstand noch liebte es dieselben, das einzige Gefühl, was es für sie empfand, war eine gewisse verehrungsvolle Scheu. Es hatten die Götter und die Autoren des Alterthums im Mittelalter ein vielfach ähnliches Schicksal zu erdulden: die Götter sanken zu Dämonen, zu gefürchteten Spukgestalten herab, die Autoren aber, vor allen die Dichter und von diesen wieder vorzugsweise Virgil, galten für mit übermenschlicher Weisheit begabte, im letzten Grunde jedoch unheimliche Zauberwesen [1]).

Wie wenig das Mittelalter die Werke der Schriftsteller des classischen Alterthums, ungeachtet aller äusserlichen Belesenheit in ihnen, wirklich verstand, erhellt schon daraus, dass man über die Lebensverhältnisse derselben die absurdesten

---

[1]) vgl. über diese ganze Frage Comparetti's treffliches und inhaltreiches Buch: Virgilio nel medio evo. (Livorno, 1872).

Fabeln gläubig als Wahrheit hinnahm und nie auch nur einen Versuch der Kritik gewagt hat. Der vielgelesenste und vielbewundertste Dichter Virgil war für die Menschen des Mittelalters der Held seltsamster und sinnlosester Mährchen geworden, welche unmöglich hätten entstehen und verbreitet werden können, wenn man die Aeneis auch nur mit einigem inneren Verständnisse gelesen und wenn man von den Zuständen des augusteischen Zeitalters auch nur eine einigermaassen richtige Kenntniss besessen hätte. Und will man einen weiteren Beweis dafür erbringen, wie unendlich fern das Mittelalter von einem wirklichen Verständnisse des Alterthums war, so bietet derselbe sich leicht und offenkundig dar. Wenn das Mittelalter antike Stoffe dichterisch behandelte — und wir bemerkten oben, dass dies häufig geschehen sei — so wurden diese Stoffe vollständig des antiken Gewandes entkleidet und es ward das mittelalterliche Costüm ihnen angelegt, ohne dass man auch nur geahnt hätte, wie unendlich bizarr und barock dieses Verfahren war. So wurden z. B. die Helden des trojanischen Krieges zu mittelalterlichen Rittern umgeformt, Priamus und Agamemnon wurden zu Lehenskönigen, Kalchas ward zu einem Bischofe, Troja selbst wurde eine mittelalterliche Stadt mit einer Fürstenburg und mit vielen Kirchen und Klöstern, die trojanischen Frauen aber wurden Burgfrauen und Ritterfräulein, welche mit den Helden zärtlicher Minne pflegten [1]). Aber nicht bloss in Dichtungen, in denen man ja gern ein freies Schalten mit überlieferten Stoffen als berechtigt anerkennen wird, sondern auch in Werken, welche Anspruch auf den Charakter strenger Gelehrsamkeit erheben, findet sich die gleiche, uns unglaublich scheinende Naivetät, die gleiche Unfähigkeit für das historische und ästhetische Erkennen des Alterthums.

Petrarca war der Erste, der das ganze und volle Ver-

---

[1]) Man lese zum Beweise des Gesagten irgend eine der mittelalterlichen Trojadichtungen; am meisten dürfte die „historia Troiana“ des Guido de Columna sich empfehlen, da dieser die Prätention besitzt, ein ernster Historiker zu sein. Man vgl. auch Joly's schön geschriebene Einleitung zu seiner Ausgabe des Roman de Troie des Benoît de Ste-More (Paris, 1870).

ständniss des classischen Alterthums erstrebte und, soweit dies bei den damaligen Zuständen des wissenschaftlichen Lebens überhaupt möglich war, auch wirklich erreichte. Er unternahm es zum ersten Male, die Werke der lateinischen Autoren aus sich selbst heraus erklären und verstehen zu wollen, er besass als der Erste die Fähigkeit, sich aus dem Banne der mittelalterlichen Denkweise zu befreien und das Alterthum unmittelbar anzuschauen. Er stand den antiken Schriftstellern nicht mehr als ein Fremder, als der Sohn einer anders gearteten Zeit gegenüber, sondern er bestrebte sich, in ihre Zeit sich zurückzuversetzen, auf das gleiche Niveau mit ihnen sich zu stellen, selbst zu werden, wie sie gewesen waren. Die Autoren des Alterthums wurden ihm geliebte Freunde, für welche er schwärmte, zu denen er sprach, an welche er Briefe richtete. Das Studium des Alterthums wurde ihm eine Herzenssache, deren Betreibung er nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüthe, mit der ganzen Seele sich hingab. Die lateinische Litteratur war für ihn nicht mehr, wie für die Gelehrten des Mittelalters und selbst noch für einen Dante, nur ein Bergwerk, aus dessen dunkeln Schächten sich zerstreutes Edelmetall an Weisheitssprüchen und interessanten, aber zusammenhangslosen Notizen gewinnen liess, sondern sie wurde für ihn zu einer herrlichen Landschaft, welche er als ein Ganzes überschaute, welche er zu seiner neuen Heimath sich erkor und in welcher sein begeistertes Auge bei weiterem Forschen immer neue Wunder der Schönheit entdeckte. Einem solchen liebevollen Hineinversenken erschloss sich denn nun auch das classische Alterthum, es hörte fortan auf, für die Menschheit eine todte und wirre Masse, ein wüstes Chaos zu sein, es gewann wieder Leben und Gestalt und spendete mit vollen Händen den neugebornen Völkern die bis dahin verborgenen Schätze seiner reichen Cultur. Oder wollte man nach anderem Gleichnisse suchen, so würde etwa das folgende sich ungezwungen darbieten. Für das Mittelalter war die antike Welt ein ungeheuerer, in tiefe Dämmerung gehüllter Steinbau, dessen gewaltige Dimensionen man

wohl dunkel zu ahnen und selbst auch ungefähr zu ermessen vermochte, an welchem man aber gleichwol mit geheimem Grausen vorüberging, ohne dass man auch nur den Gedanken an weiteres Forschen zu hegen wagte. Petrarca zuerst trat, erfüllt mit ahnender Begeisterung, an diesen Bau heran, sich mühsam durch die Wildniss die Pfade zu ihm bahnend, — und siehe da! der dämmernde Nebel, der bisher ihn verhüllt, wich vor dem liebenden Blicke des Mannes und im Sonnenglanze stand der Bau, wie entzaubert, vor ihm, herrlich und schimmernd und mit dem erhabenen Giebel emporragend zu dem heiteren Himmelsblau. Diese Entzauberung bewirkt zu haben, das ist Petrarca's grosse That, das ist sein unsterbliches Verdienst, dadurch hat er den Humanismus, dadurch die Cultur der Renaissance begründet. In Bezug auf die Masse gelehrter Einzelkenntnisse haben Viele vor und mehr noch nach ihm ihn weit überragt, aber Keiner vor ihm hat mit solcher divinatorischer Intuition das classische Alterthum als ein Ganzes erfasst und den Werth und die Bedeutung desselben erkannt. Viele sind freilich nach ihm gekommen, die in noch höherem Grade des Alterthums Wesen und Geist erkannt haben, aber diese standen auf dem Boden, den er vorbereitet, sie waren nur Fortsetzer des Werkes, welches er begonnen, sie waren, wenn auch oft nur unbewusst, seine Schüler, er war ihr Meister, ihr geistiger Ahnherr.

Petrarca ist nicht der gelehrteste Humanist — denn ungleich gelehrtere hat es nach ihm gegeben, aber er ist nichtsdestoweniger nicht nur der erste, sondern auch der grösste Humanist gewesen, denn die schwierigste Aufgabe des Humanismus, den Bann mittelalterlichen Denkens zu brechen, hat er gelöst, er hat die Atmosphäre erst geschaffen, in welcher allein die Pflanze humanistischer Geistesbildung empor zu wachsen vermochte. Petrarca hat verhältnissmässig nur wenige Schriftwerke des classischen Alterthums gekannt, aber er hat sie zuerst erkannt, und wer wird leugnen, dass erst durch die Erkenntniss das Kennen Werth gewinnt?

Petrarca ist des classischen Alterthums Entdecker in des

Wortes höchstem Sinne geworden, obwol auch das Mittelalter bereits das Alterthum kannte, denn er zuerst hat das innere Wesen des Alterthums erkannt und zu erkennen gelehrt, er zuerst hat es unternommen, den Bildungsstoff des Alterthums zu einem Neubau der Cultur zu verwerthen.

Haben wir im Obigen den Versuch gewagt, die Bedeutung und Eigenartigkeit der humanistischen Thätigkeit Petrarca's darzulegen — ein Versuch, dessen sicher vorhandene Mangelhaftigkeit man mit der ungeheueren Schwierigkeit der Aufgabe nachsichtsvoll entschuldigen möge —, so liegt uns nun die Pflicht ob, den Umfang des gelehrten, und zwar zunächst und zumeist des philologischen Wissens Petrarca's im Einzelnen nachzuweisen.

Die erste Frage, welche wir hierbei zu erörtern haben, ist diejenige, ob und wie weit Petrarca mit griechischer Sprache und Litteratur bekannt war. Bereits an anderer Stelle (S. 153 f.) haben wir erzählt, wie Petrarca in den Jahren 1339 und 1342, als der byzantinische Mönch Barlaam in Avignon weilte, von diesem griechischen Unterricht sich ertheilen liess, ohne freilich, da der Lehrer beide Male Avignon nach kurzer Anwesenheit wieder verliess, irgend welche erhebliche Resultate zu erzielen. Einen weiteren Versuch, der Sprache der Hellenen mächtig zu werden, hat Petrarca, sei es, weil ihm die Gelegenheit mangelte, oder weil er, anderweitigen Studien hingegeben, den Zeitaufwand scheute, nicht gewagt, und man wird ihm dies nicht sonderlich verargen dürfen, wenn man erwägt, welche riesenhafte Schwierigkeiten das Studium des Griechischen damals bei dem gänzlichen Mangel aller didactischen Hülfsmittel darbieten musste, zumal einem schon in reiferen Jahren stehenden Manne. Es ist demnach der Begründer des Humanismus nie über die ersten Elemente des Griechischen hinausgekommen und, weit entfernt, dies zu verheimlichen oder etwa gar, wie man ihn zuweilen beschuldigt hat [1]), mit einer

---

[1]) Müller's thörichter Roman „Aus Petrarca's alten Tagen“ basirt auf dieser absurden Beschuldigung.

Kenntniss zu prunken, welche er nicht besass, hat er vielmehr seine Unkenntniss wiederholt offen eingestanden [1]). Wie wenig er des Griechischen kundig war, beweisen schlagend die Etymologien, welche er gelegentlich aufzustellen wagte, wie wenn er „Mercurius“ erklärte als aus „mercaturae kyrios (d. i. Herr des Handels)“ entstanden [2]), oder wenn er das Wort „Epi“ (eine allegorische Bezeichnung für „Kirche“) vom griechischen „ĕpi“ ableitete, nichtsdestoweniger aber die erste Silbe desselben als Länge maass [3]).

Aus dem eben Gesagten ergibt sich als selbstverständlich, dass Petrarca eine auf eigener Lectüre der Originale beruhende Kenntniss der griechischen Litteratur nicht besitzen konnte. Was er von derselben wusste, wusste er eben nur aus den gelegentlichen Notizen und Citaten bei den lateinischen Autoren und, worüber sogleich eingehender zu sprechen sein wird, aus einzelnen lateinischen Uebersetzungen. So erklärt es sich denn auch leicht, dass er von dem Werthe der griechischen Litteratur und von ihrem Verhältnisse zu der lateinischen nie eine klare Vorstellung besessen, oder vielmehr sich in sehr irrigen Vorstellungen bewegt hat. Er war geneigt, anzunehmen, dass in der Dichtkunst die Lateiner den Griechen gleichgekommen wären, ja sie sogar noch übertroffen hätten [4]), und unbedenklich stellte er die philosophischen Dilettanten Cicero und Seneca einem Aristoteles gleich [5]). Wie verhängnissvoll eine derartige Ueberschätzung des Römerthums, welche auch der spätere Humanismus trotz seiner näheren Bekanntschaft mit dem Griechenthume nie wahrhaft zu überwinden vermocht hat, für die ganze Entwickelung der Renaissancecultur geworden ist, darauf haben wir schon wiederholt Gelegenheit genommen hinzuweisen [6]).

---

[1]) z. B. Ep. Fam. XVIII 2. XXIV 12.
[2]) Invect. in med. p. 1202.
[3]) Ecl. VII.
[4]) Ep. Sen. XII 1.
[5]) vgl. oben S. 401.
[6]) vgl. oben S. 153 u. S. 402.

Keinen Griechendichter fand Petrarca von den Lateinern häufiger citirt und mehr gepriesen, als den Homer, so dass er ahnen musste, welche gewaltige Bedeutung Ilias und Odyssee für die ganze antike Cultur besessen hatten und wie gross der ästhetische Werth dieser Dichtungen sei. Es wurde daher der lebhafte Wunsch in ihm rege, den hoch gefeierten Dichterheros durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Durch die Vermittelung des ihm bekannt gewordenen Byzantiners Nikolaus Sigeros, welcher ungefähr im Jahre 1350 als Gesandter des Kaisers Johannes Kantakuzenos nach dem Abendlande gekommen war[1]), gelang es ihm auch wirklich, sich im Jahre 1354 aus Constantinopel ein Exemplar des Homer zu beschaffen, aber ach! dies war für ihn ein verschlossenes Buch und musste es bleiben, bis sich ein Dolmetsch fand. Ein besonders glücklicher Zufall fügte es, dass wirklich ein Uebersetzer gefunden wurde. Boccaccio hatte einen calabresischen Griechen Leonzio Pilato kennen gelernt und zur Niederlassung in Florenz bewogen. Es war das ein seltsamer Mann, ein gelehrter Abenteurer im übelsten Sinne des Wortes, der unstät zwischen Byzanz und Italien hin- und herzog, am ersteren Orte für einen Italiener sich ausgebend, im letzteren Lande mit seiner griechischen Nationalität — denn er gab vor, in Thessalonich geboren worden zu sein — sich brüstend, überall jedoch durch seine unliebsamen Charaktereigenschaften, namentlich aber durch eine grenzenlose Arroganz, sich gleich verhasst machend. Auch seine äussere Erscheinung war wenig liebenswürdig: sein Antlitz war missgestaltet und wurde durch einen langen ungepflegten Bart und struppige schwarze Haare eben nicht verschönt. Aber trotz alledem verstand er Griechisch und das genügte, um Boccaccio und Petrarca zu bewegen, ihren persönlichen Widerwillen[3]) gegen den Abenteurer nie-

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p 92.

[2]) Ep. Fam. XVIII 2.

[3]) vgl. die Charakterbilder, welche Petrarca (Ep. Sen. III 6. V 3) u. Boccaccio (b. de Sade, III p. 626 u. b. Fracassetti Lett. fam. IV p. 97, vgl. Landau, a. a. O. p. 189) von dem Griechen entworfen haben.

derzukämpfen und sich um seine Freundschaft zu bewerben. Boccaccio brachte sogar trotz seiner misslichen Vermögensverhältnisse das grosse Opfer, den Griechen drei Jahre lang bei sich zu beherbergen, und der stolze Petrarca gewann es über sich, mit Pilato freundschaftlich zu verkehren, als derselbe im Jahre 1363 und 1364 sich längere Zeit in Venedig aufhielt. Freilich war er herzlich froh, als der unruhige Calabrese im Frühjahre 1364 nach Constantinopel absegelte.

Dieser Mann nun war es, welcher auf Boccaccio's und Petrarca's Wunsch und auf des Letzteren Kosten [1]) es unternahm, den Homer in das Lateinische zu übertragen. Wahrscheinlich im Jahre 1360 begann er das Werk und scheint es, noch ehe er im Sommer 1363 Florenz verliess, beendet zu haben. Aus dieser Uebersetzung also lernte Petrarca den Vater der griechischen Dichtkunst kennen. Man wird leicht ermessen können, wie mangelhaft das Bild sein musste, welches eine lateinische Prosaübertragung — denn eine solche war es — von den homerischen Epen gewähren konnte. Begreiflich wird man es demnach finden, dass Petrarca's Enthusiasmus, als er endlich im Jahre 1365 das Werk erhalten und kennen gelernt hatte, sich mit etwas frostigen Ausdrücken begnügte [2]). Er, der einst, ehe er noch die homerischen Dichtungen kannte, einen Brief voll überschwänglicher Begeisterung an Homer gerichtet hatte [3]), fand jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach seine hochgespannten Erwartungen sehr enttäuscht, denn der Blüthenstaub hellenischer Poesie war natürlich in der steifen lateinischen Prosaversion vollständig abgestreift. So ist denn Petrarca zu einem wirklichen Verständnisse Homers nie gelangt und ist durch ihn weder zu einer höheren Werthschätzung des Griechenthumes noch zu einer würdigeren Auffassung der Poesie, welche er sich immer nur als Allegorie

[1]) Ep. Sen. III 6. XV (b. Fracassetti XVI) 1. Var. 25. vgl. Fracassetti, Lett. fam. IV p. 95 ff.

[2]) Ep. Sen VI 2.

[3]) Ep. Fam. XXIV 12., vgl. VI 3. u. Afr. IX v. 144 ff.

zu denken vermochte[1]), angeregt worden. Anders würde es vermuthlich gekommen sein, wenn er schon als Jüngling und nicht erst als Greis mit Homer näher bekannt geworden wäre: dann hätte er sich gewiss von der auch in einer lateinischen Prosaübertragung nicht völlig vernichteten Schönheit der homerischen Dichtung stärker beeinflussen lassen und es würde dadurch vielleicht seinem Denken und Schaffen eine wesentlich veränderte Richtung gegeben worden sein. Ein schweres Unglück, dessen Nachwehen bis auf den heutigen Tag zu spüren sind, ist es für die Renaissancebildung gewesen, dass ihr Begründer zu Homer in kein innigeres Verhältniss getreten ist.

Die äussere Kenntniss des Inhaltes der homerischen Epen hat sich Petrarca indessen aus Pilato's Arbeit gewonnen, wie durch eine Reihe von Stellen in seinen späteren Schriften bewiesen wird. Besonders interessant hierfür ist eine längere moralphilosophische Epistel, in welcher er das Laster des Geizes bekämpft[2]). Er kommt hierbei gelegentlich auf die Thatsache zu sprechen, dass die Dichter von Alters her das Epitheton „golden“ in übertragenem Sinne allen Dingen beizulegen pflegen, welche sie als besonders prächtig und herrlich schildern wollen, und belegt dies mit einer Reihe von Beispielen aus Homer; es werden da genannt die goldenen Pforten mit den goldenen Ringen des Palastes des Alkinoos und die von Hephaistos kunstvoll verfertigten goldenen Hunde, welche zu beiden Seiten des Einganges lagern (Od. VII, 88 ff.); ferner die goldenen Fackelträger im Saale des Palastes (ibid. v. 100 f.); sodann die goldenen Scepter, welche Teiresias und Minos in der Unterwelt tragen, und das goldene Wehrgehänge, mit welchem des Herakles Schattenbild geschmückt ist (Od. XI, 91, 569 und 610); weiter finden Erwähnung die goldene Kette

[1]) vgl. oben Seite 181 u. dasjenige, was im vierzehnten Capitel dieses Werkes gesagt werden wird.

[2]) b. Fracassetti, Lett. Sen. VI 8 (in den baseler Ausgaben bildet diese Epistel mit der vorausgehenden einen besonderen Tractat u. d. T. „de avaritia vitanda eiusque magistris atque instrumentis fugiendis oratio.“).

an welcher Here von dem erzürnten Zeus vom Himmel niedergehangen wurde (Il. XV, 20), die „goldene" Aphrodite (Il. XXII, 470), der goldene Thron, welchen Here dem Hypnos verspricht (Il. XIV, 238) und zahlreiche andere als golden bezeichnete Geräthschaften, welche im Einzelnen aufzuführen hier zu weit führen würde. Man mag aus dieser Stelle erkennen nicht nur wie sorgsam Petrarca den Homer gelesen hat, sondern auch welche reichhaltigen lexicalischen Sammlungen er bei der Lectüre sich angelegt haben muss, denn wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, diese Menge von Beispielen zu beschaffen? Wir dürfen also bei dieser Gelegenheit einen Blick in Petrarca's Arbeitszimmer werfen, der uns mit Bewunderung vor dem fleissigen Philologen erfüllen muss.

Von sonstigen homerischen Reminiscenzen sind etwa die folgenden zu erwähnen. Citirt werden die Sentenzen: „ein Rathsmann darf nicht die ganze Nacht schlafen (Ep. Sen. IX, 1: non oportet nocte quiescere consultorem virum = Il. II, 61: *οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα*), „nicht gut ist die Menge der Götter, einer sei der Herr, einer der Herrscher" (de sui ips. et mult. ign. p. 1150: non bonum multitudo numinum [1]), unus dominus sit, unus imperator = Il. II, 204 f.: *οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω, Εἷς βασιλεύς*) und „nichts Elenderes ernährt die Erde als den Menschen" (Ep. Sen. XIV, 4: nil miserius nutrit terra homine = Odyss. XVIII, 130: *οὐδὲν ἀκιδνότερον γαῖα τρέφει ἀνθρώποιο*). Ausserdem werden einmal (de contemt. mundi III) die Verse citirt:

— qui miser in campis errabat Aleis,
ipse suum cor edens, hominum vestigia vitans,

welche offenbar aus Il. VI, 200 f.:

ἤτοι ὁ (sc. *Βελλεροφόντης*) *κὰπ πεδίον τὸ Ἀλήιον οἶος ἀλᾶτο,*
ὃν θυμὸν κατέδων, πάτον ἀνθρώπων ἀλεείνων,

[1]) Es liegt hier ein Uebersetzungs- oder Schreibfehler vor (numinum statt dominorum).

übertragen sind, ohne dass man angeben könnte, woher Petrarca die metrische Uebersetzung genommen habe[1]; vielleicht, dass er sie selbst gefertigt hat. Andere Reminiscenzen sind allgemeiner gehalten und verzichten auf den Wortlaut. So wird einmal auf Patroklos' Tod angespielt (Ep. poet. lat. II. 14 v. 34 f.), ferner auf Hektors Abschied von Andromache (de remed. utr. fort. I, 73), auf Hektors Ermordung durch Achilleus (ibid. 72) und auf das Gastmahl des Alkinoos (Afr. III. v. 375 f.), ein anderes Mal (invect. in med. II, p. 1208) wird gelegentlich ganz richtig bemerkt, dass, wenn bei Virgil Aeneas sich selbst preise „sum pius Aeneas fama super aethera notus“, dies nur in Nachahmung eines homerischen Brauches geschehe.

Man sieht also, dass Petrarca eine wenigstens äusserliche Kenntniss des Inhaltes der homerischen Epen besass. Eine solche Kenntniss mag ja nun, absolut betrachtet, so ziemlich werthlos erscheinen, relativ besass sie dennoch für die damalige Zeit hohen Werth und folgenreiche Bedeutung. Das Mittelalter kannte die Trojasage nur durch die abenteuerlichen und im Verhältniss zu der homerischen Ueberlieferung fratzenhaft entstellten Erzählungen eines Dares Phrygius und Dictys Cretensis und der aus diesen abgeleiteten Dichtungen, die Ilias überdies aus der dürren Epitome des sogenannten Pindarus Thebanus. Durch Petrarca erst wurde dem Abendlande die wirkliche Trojasage in ihrer einfachen Grossartigkeit erschlossen und damit eine reichströmende Quelle ächtester Poesie eröffnet, an welcher die Geschlechter der Folgezeit sich erquickt und gebildet haben. Es erwarb sich demnach Petrarca immerhin ein grosses Verdienst, welches wesentlich erhöht worden sein und noch weit segensreichere Nachwirkungen gehabt haben würde, wenn seine Bekanntschaft mit Homer eine vertrautere gewesen wäre.

Homer war der einzige griechische Autor, welchen Petrarca wenigstens einigermaassen näher kennen gelernt hat. Gern

[1] b. Pindarus Thebanus finden sie sich nicht.

würde er auch die nähere Kenntniss Platons sich erworben haben, welchen er auf Grund dessen, was er von ihm und über ihn bei den lateinischen Autoren, namentlich bei Cicero und Apulejus [1]), gelesen hatte, bewundernd verehrte [2]), und es war ihm auch wirklich gelungen, sich die Handschrift von ungefähr 16 platonischen Dialogen zu verschaffen [3]), aber bei seiner Unkenntniss des Griechischen mussten diese für ihn ein todter Schatz bleiben [4]), und ein richtiges Gefühl hielt ihn davon ab, die Uebersetzung derselben veranstalten zu lassen, bevor die Uebertragung des Homer vollendet war, als dies Letztere aber endlich geschehen, wurde der Einzige, welcher für diese Arbeit befähigt gewesen wäre, Leonzio Pilato, von einem jähen Tode hingerafft. Der Abenteurer war, wie wir oben (S. 475) erzählten, im Frühjahre 1364 aus Italien, das er zu hassen vorgab, nach Constantinopel abgereist, dort hatte es ihm indessen so wenig behagt, dass er nach kurzem Aufenthalte die Rückkehr nach Italien beschloss. In der Nähe der italienischen Küste aber ward das Schiff, dem er sich anvertraut hatte, von einem Blitzstrahle getroffen, der die Mannschaft betäubte und Pilato's unstätes Leben endete [5]). So wurden Platons Schriften für Petrarca nie entsiegelt und seine Kenntniss platonischer Philosophie blieb demnach eine sehr mangelhafte und fragmentarische, so dass er trotz aller Bewunderung für den grossen Philosophen doch gelegentlich recht seltsame Dinge über ihn behaupten konnte, wie z. B. dass Platon unsittliche Ansichten über das Wesen der Liebe aufgestellt habe [6]).

Während Petrarca mit Platon sich gern näher befreundet haben würde, wenn ihm die Möglichkeit dazu geboten worden

[1]) In der Schrift de dogmate (od. de habitudine) Platonis, auf welcher die von Petrarca in Rer. mem. lib. I, 2 (p. 451 ff.) gegebene Lebensskizze Platons und Charakteristik seiner Philosophie beruht.

[2]) vgl. Trionfo della fama III 4.

[3]) de sui ips. et mult. ign. p. 1162.

[4]) de contemt. mund. II.

[5]) Ep. Sen. VI 1.

[6]) Rem. utr. fort. I 69.

wäre, so mied er dagegen geflissentlich das Studium des zweitgrössten der griechischen Philosophen, des Aristoteles, obwol ihm hierfür lateinische, freilich schwerfällige und vielfach entstellte Uebersetzungen bequem zu Gebote gestanden hätten. Es schreckte ihn der aller Zierlichkeit entbehrende, dürre Styl des Stagiriten[1]), sein Mangel an jeder „eloquentia". Des Aristoteles nüchterne, von allem idealen Schwunge abstrahirende, durchaus realistische und empiristische Philosophie aber war dem Begründer des Humanismus verhasst, denn sie widerstrebte gar zu sehr seinem eigenen Idealismus, zumal in dem averroistischen Gewande, mit welchem seine Zeitgenossen sie bekleidet hatten. Wir haben ja oben ausführlicher dargelegt, wie schroff Petrarca dem averroistischen Aristotelismus gegenüber stand und wie leidenschaftlich er ihn bekämpfte[2]). Wir können uns demnach ein weiteres Eingehen auf diese Sache hier ersparen.

Alle übrigen griechischen Autoren kannte Petrarca eben nur dem Namen nach, falls er nicht über einzelne bei den Lateinern mehr oder weniger ausführliche Nachrichten fand. Einen reichhaltigen Katalog griechischer Schriftstellernamen. freilich in unbeholfenster und wunderlichster allegorischer Form, gibt er in der zehnten Ekloge, und man erkennt aus den dort gemachten Angaben deutlich, dass er von den meisten Autoren eben nur die Namen kannte und höchstens eine dunkle Ahnung von dem Inhalte ihrer Werke besass. Auffällig ist die hohe Lobpreisung, welche er dem Euripides zu Theil werden lässt[3]), indem er ihm den höchsten Rang nach Homer anweist. Von Euripides und Sophokles bemühte er sich übrigens auch, Handschriften zu erlangen, aber freilich in Folge des jähen Todes des Leonzio Pilato, der sie ihm aus Byzanz hatte überbringen sollen, erfolglos.

Wir wenden uns nun zu Petrarca's Kenntniss der latei-

---

[1]) Rer. mem. II 2, vgl. ibid. I 2., de sui ips. et mult. ign. 1159.
[2]) vgl. oben S. 406—433.
[3]) Ecl. X v. 75 ff.

nischen Litteratur, wo wir, wie bereits angedeutet worden, reichhaltigere Mittheilungen werden machen können.

Unter den lateinischen Dichtern war — und es darf das aus mancherlei Gründen fast als selbstverständlich erscheinen — Virgil derjenige, welchen er am höchsten verehrte und am innigsten liebte. Schon als Knabe hatte er sich für den Sänger der Aeneis begeistert [1]), und es war diese Begeisterung auch dann nicht geschwunden, als er später hatte erkennen müssen, in welchem engen Abhängigkeitsverhältnisse Virgil zu Homer stand [2]), wobei man aber zu berücksichtigen hat, dass Petrarca eben aus seiner Prosaübersetzung des Homer den wahren Geist homerischen Dichtens nicht zu erkennen vermochte. Einige Scrupel machte sich Petrarca indessen doch darüber, dass Virgil den Homer so vielseitig ausbeute und nachbilde, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu nennen, aber er tröstete sich mit der seltsamen Annahme, dass Virgil der Verherrlichung Homers eine ganz besonders bevorzugte Stelle am Schlusse der Aeneis habe widmen wollen, indessen durch den Tod an der Einfügung derselben, wie an der Vollendung der Aeneis überhaupt, verhindert worden sei [3]). So blieb denn Petrarca unbeirrt in seiner Verehrung für den Sänger des frommen Aeneas und erklärte ihn für den einzigen römischen Autor, welchem man das Prädicat „wunderbar (mirabilis)" ertheilen dürfe [4]). Indessen war er keineswegs blind gegen einzelne Schwächen seines Lieblingsdichters. So tadelte er einmal [5]) sehr richtig die allzu grosse Sentimentalität und Weichlichkeit in dem Charakter des Aeneas, bekanntlich der wundeste Punkt der ganzen Aeneis; auch dass Virgil entgegen der historischen Ueberlieferung die Dido die Treue gegen ihren

[1]) Ecl. I v. 12.
[2]) ibid. v. 26 ff.
[3]) Ep. Fam. XXIV 12.
[4]) Ep. Fam. XXIII 19, vgl. Rer. mem. lib. II, 2. und Ep. Fam. XXIV 11 (poetischer Brief an Virgil).
[5]) Ep. Fam. IV 12.

ersten Gemahl habe brechen und sie zur Buhlerin des Aeneas habe herabsinken lassen, rügte er mit scharfen Worten [1]).

Vielleicht prägt sich das Heraustreten Petrarca's aus der mittelalterlichen Weise der Anschauung des classischen Alterthums und überhaupt der ganze Gegensatz zwischen Humanismus und Mittelalter nirgends so klar und scharf aus, wie in Petrarca's Verhältnisse zu Virgil. Auch das Mittelalter hatte Virgil hoch verehrt und eifrig gelesen, aber weit höher als den Dichter hatte es den vermeintlichen Propheten und Zauberer geschätzt. Es war Virgil für das Mittelalter zu einem geheimnissvollen, überirdischen Wesen geworden, halb umstrahlt von der Glorie eines gotterwählten Heiligen und halb wieder umleuchtet von jenem unheimlichen Feuerscheine, in welchem wol Magier ihr nächtliches Werk verrichten. So empfand man denn vor ihm jene Scheu, welche der mittelalterliche Mensch vor Allem empfand, was nur irgend mit dem Jenseitigen und Ueberirdischen Beziehung zu haben schien, und so suchte man denn auch in seinen Werken nicht ästhetischen Genuss, sondern die tiefsinnigen Lehren einer verborgenen Weisheit. Die Aeneis und die Eklogen — weit weniger die Georgica, deren realer Inhalt von einer näheren Beschäftigung mit ihnen abschreckte — wurden als Zauber- und Orakelbücher betrachtet, aus denen man Schutzmittel gegen allerlei Unheil herauslesen und der Zukunft Geheimnisse enträthseln könne [2]).

Von einer solchen Auffassung Virgils hat sich auch des Mittelalters grösster Dichter, Dante, noch nicht zu befreien vermocht, wenn er auch dieselbe, wie von ihm, den ja bereits die erste Frühluft der Renaissance zu umwehen begann, nicht anders erwartet werden kann, poetisch vergeistigt und verklärt

---

[1]) Afr. III v. 424 ff.

[2]) Die weitere Ausführung dessen, was im Obigen eben nur angedeutet werden konnte, findet man im Domenico Comparetti's trefflichem Werke „Virgilio nel medio evo" (Livorno, 1872; in's Deutsche übers. von Hans Dütschke, Leipzig, 1875), in E. du Méril's Essai „de Virgile l'enchanteur" (in den Mélanges archéol. et lit., Paris, 1850, p. 425—478), u. bei Vietor, der Ursprung der Virgilsage, in der Zeitschr. f. roman. Philologie, I 165 ff.

hat. Dante wählte zumeist nicht den Dichter Virgil, der den frommen Aeneas besungen, sondern den Propheten Virgil, der in der vierten Ekloge die bevorstehende Menschwerdung des Herrn verkündet hatte, zu seinem Führer durch Hölle und Fegefeuer[1]). Der Virgil Dante's ist noch kein Dichter wie andere Dichter, er ist noch kein einfach menschliches Wesen, sondern er ist noch eine übermenschliche Gestalt, ein auserwählter, mit geheimnissvoller Kraft des Erkennens und Wissens ausgerüsteter Vorstreiter für die Begründung des Gottesreiches.

Petrarca erst führte den Dichter der Aeneis aus der wundersamen Höhe, auf welche eine halb gläubige, halb abergläubische Phantasie ihn erhoben hatte, zu dem Niveau schöner Menschlichkeit zurück, Petrarca liebte und verehrte nur den Dichter Virgil, den Zauberer und den Propheten kannte er nicht mehr. Die vierte Ekloge bezog er ganz ebenso, wie wenigstens in ähnlicher Weise die nüchterne Deutung der modernen Philologen es thut, auf Augustus[2]), höchstens dass er ihr einen unbeabsichtigten prophetischen Sinn zugestand. Virgils Zauberkünste aber leugnete er ganz offen und entschieden, als er einst von König Robert um seine Meinung darüber befragt worden war[3]). Welch' ungeheuerer Fortschritt war damit gethan und welch' gewaltiges Hinderniss für die Erkenntniss des römischen Alterthums war damit hinweggeräumt! Nun erst war Virgil für die Litteraturgeschichte gewonnen, nun erst war der Schlüssel zu dem Verständnisse seiner Poesie gefunden.

Aber freilich Petrarca's Begeisterung für Virgil hat auch eine beklagenswerthe Folge für die Litteratur der Renaissance gehabt, so dass man fast wünschen müsste, sie möchte minder

---

[1]) vgl. die Dissertation von Joh. Jacob, die Bedeutung der Führer Dante's in der Commedia divina etc (Leipzig, 1874). Für Dante's Kenntnisse von der griechisch-römischen Litteratur und seine Auffassung derselben vgl. man den überaus lehrreichen vierten Gesang des Inferno.

[2]) de ot. relig. I p. 344.

[3]) It. Syr. p. 621.

gross gewesen sein. Durch Petrarca ist Virgil geradezu zur Basis der Entwickelung der Renaissancepoesie gemacht worden, und das ist unheilvoll genug gewesen, wie ein Jeder leicht zu ermessen vermögen wird, der Virgils Werke genauer kennt und unbefangen sie würdigt. Es gehört Virgil nicht zu den gottbegnadeten und wahren Dichtern: Originalität des poetischen Schaffens war ihm, wie allen Römern fast, versagt, die Flamme des Genius glühte in ihm nicht und selbst das poetische Talent, welches ihm nicht abgesprochen werden kann. war vorwiegend formaler Natur. Wie die ganze Litteratur und selbst auch die Sprache des augusteischen Zeitalters die künstliche und kunstvolle Schöpfung einer thatenmüden und in geistreichem Spiele ihre Musse vertändelnden Aristokratie und Bourgeoisie war, so war auch Virgil ein Kunstdichter: mit berechnender Ueberlegung wählte er seine Themata, mit emsigem Fleisse sammelte er aus den Speichern sprachlicher und antiquarischer Gelehrsamkeit seine Materialien, mit gewissenhafter Treue und doch mit gerade hinreichender Selbständigkeit, um nicht zum geistlosen Copisten herabzusinken, bildete er seine Muster — Homer, Theocrit, Hesiod, Aratus u. a. m. — nach, mit ängstlicher Sorgfalt endlich meisselte er seine Sprache und feilte er seine Verse aus. So entstanden in dem, was er schrieb, formale Kunstwerke von regelrechter Eleganz und makelloser Stylvollendung, aber diese schönen Formen waren frostig und entbehrten des Lebens, denn es sprach aus ihnen kein sei es durch den Verstand, sei es durch die Phantasie original schaffender Geist. Es wird, wenn man also urtheilt, keineswegs ein hartes Verdammungsurtheil über den gefeierten Dichter ausgesprochen: er leistete eben geschickt und feinfühlig, was in seiner Zeit und unter seinem Volke auf poetischem Gebiete zu leisten möglich war, er hat den Besten seiner Zeit genug gethan und damit sich ein hohes Verdienst und ein Anrecht auf die Unsterblichkeit erworben; billigerweise darf man von Niemandem fordern, dass er über die Sphäre seines Zeitalters sich erhebe. In relativem Sinne ist Virgil ohne Zweifel ein grosser Dichter, nur in absolutem Sinne ist

er es durchaus nicht. Jedem Kenner der römischen Litteratur ist nun bekannt, welchen bestimmenden Einfluss Virgil auf die Entwickelung der späteren lateinischen Epik ausgeübt hat und wie wenig segensreich dieser Einfluss gewesen, wie in Folge desselben die Epik immer mehr und mehr in rhetorischen Formalismus versunken, wie sie immer mehr und mehr zur geistlosen Copie geworden ist, bis sie endlich im letzten Stadium des Verfalles in den Cento ausartete.

Nicht segensreicher konnte Virgils Einfluss auf die Renaissanceepik sein, als er für dieselbe durch Petrarca's Einfluss zum Ideal erhoben worden war. Zur Nachahmung freilich war die Epik der Renaissance, eben weil sie als Renaissancepoesie nicht selbstthätig produciren, sondern nur reproduciren durfte, ohnehin verurtheilt, aber hätte sie ein höheres Muster, als Virgil sich erwählt, hätte sie an die directe Nachbildung Homers sich gewagt, so würde sie Höheres und Edleres erreicht haben. Durch die Nachahmung Virgils aber wurde die Renaissanceepik immer mehr und mehr zur Unnatur und zur Künstelei, zum Formalismus und zur Rhetorik hingedrängt, und selbst so bedeutende Talente, wie etwa ein Polizian, vermochten gegen diese Tendenz nicht anzukämpfen. Am meisten und zugleich am verderblichsten machten die Wirkungen der Nachahmung Virgils natürlich in der lateinischen Renaissanceepik sich geltend. Hier wurde die Originalität fast gänzlich erstickt, wie man schon an Petrarca's „Africa" beobachten kann, und höchstens wenn ein Dichter auf die Behandlung eines so abstrusen Stoffes verfiel, wie etwa Fracostoro in seinem Gedichte über die Syphilis, blieb ein Schatten originaler Conception und Composition erhalten. Aber auch die Epik in der Volkssprache wurde von dem Virgilianismus, wenn auch in minderem Grade, so doch immerhin nachtheilig genug beeinflusst, wie wir späterhin im Einzelnen darzulegen nur allzu oft Gelegenheit finden werden. Von allen Epikern der Renaissance hat höchstens der grosse Ariost, der die Kühnheit besass, die Renaissance mit romantischen Elementen zu mischen, von den Fesseln des Virgilianismus sich frei zu erhalten ver-

standen. Und weit über Italiens Grenzen hinaus, in dem ganzen das gesammte westliche und theilweise auch das nördliche Europa umfassenden Bereiche der Renaissancebildung lastete der Druck des Virgilianismus auf der Epik. Es würde z. B. unschwer nachzuweisen sein, wie sehr selbst der grosse Camoëns in dem fernen Portugal darunter gelitten hat. Der Virgilianismus musste naturgemäss im weiteren Verlaufe zu den Verirrungen des Marinismus, Gongorismus und Euphuismus führen. —

Um nun auf die weiteren lateinischen Dichter zu kommen, deren Werke Petrarca kannte und für seine Citatenspenden ausbeutete, so sind zunächst Horaz und Ovid zu nennen. Den ersteren bewunderte er sehr[1]), doch offenbar in weit geringerem Grade, als den Virgil, dem er sich mit gutem Rechte viel congenialer fühlte. Mit dem letzteren dagegen, mit Ovid, konnte Petrarca nicht sympathisiren: er erklärt ihn[2]) für einen zwar hochbegabten, aber durch und durch sittenlosen Dichter, der sogar — was doch ganz entsetzlich sei — den frevelhaften Wunsch ausgesprochen habe, dass der Tod ihn während des Coitus treffen möge[3]). Ein besonderer Stein des Anstosses war dem frommen Humanisten des römischen Sängers leichtfertige „Liebeskunst", die er als ein unsittliches und überflüssiges Buch bezeichnet, wenn man auch einiges Nützliche darin finde[4]). So erklärt es sich denn, dass Citate aus Ovid von Petrarca nur sehr spärlich angewandt werden. Was von ihm versäumt wurde, sollte aber von der späteren Renaissance reichlich nachgeholt werden: ihr blieb es vorbehalten, Ovid im eleganten Schmutze noch weit zu übertreffen.

Von Virgil, Horaz und Ovid kannte Petrarca, um dies noch nachträglich zu bemerken, sämmtliche überhaupt vorhandene Werke. Nur die kleineren, dem Virgil theils mit Recht, theils mit Unrecht beigelegten Dichtungen (Culex, Mo-

---

[1]) vgl. die poetische Epistel an Horaz, Ep. Fam. XXIV 10.
[2]) de vit. sol. II 7, 2 vgl. Ep. Sen. III 4.
[3]) Ov. Am. II 10 v. 30.
[4]) de remed. utr. fort. I 27.

retum etc.) werden von ihm nie citirt. Das während des Mittelalters allgemein dem Ovid zugeschriebene „carmen de vetula" hielt er für unächt, und die moderne Philologie hat sein Urtheil bestätigt [1]).

Ausser diesen drei Heroen der römischen Poesie kannte nun Petrarca noch, wie mehr oder weniger häufige Citate beweisen, die folgenden Dichter. Von den Epikern war er vertraut mit Lucan, Statius, sowie mit Claudian und Auson, wenn wir diese hierher zählen dürfen, Valerius Flaccus dagegen und, was für die Beurtheilung der „Africa" wichtig ist, Silius Italicus sind ihm unbekannt geblieben. Ferner hatte er, wie es wenigstens scheint [2]), des Lucrez Lehrgedicht „über die Natur der Dinge" gelesen, während er die didaktische Dichtung des Manilius über die Gestirne nicht kannte. Die Satiren des Juvenal und Persius citirte er mit grosser Vorliebe, so dass man daraus erschliessen darf, wie sympathisch ihm diese moralisirende und sarkastische Dichtung gewesen ist. Auch des Martial Epigramme waren ihm nicht unbekannt. Dagegen ist allem Anscheine nach seine Vertrautheit mit den Lyrikern eine überaus unvollkommene gewesen: häufiger citirt werden nur die Silvae des Statius, Catull wird zweimal, aber nur in sehr unbestimmter Fassung erwähnt [3]), Tibull und Properz werden, wenn wir uns recht entsinnen, nie genannt. Was die Dramatiker anlangt, so war ihm Terenz, nach den zahlreichen Citaten zu urtheilen, in demselben Umfange, wie uns, bekannt, Plautus dagegen nur in beschränktem Maasse [4]), von der „Casina" desselben gibt er einmal eine kurze Inhaltsangabe [5]), wobei er Gelegenheit nimmt, die Kunst des Plautus in der Zeichnung der Charaktere zu rühmen. Die Tragödien des Seneca kannte er ebenfalls, dass er ihnen auch die „Octavia" beizählte, ist ein Irrthum, der sehr verzeihlich erscheint.

---

[1]) Ep. Sen. II 4.
[2]) de remed. utr. fort. I 51.
[3]) de remed. utr. fort. I 59. u. II praef.
[4]) vgl. oben S. 217, Anm.
[5]) Ep. Fam. V 14.

Zu den Dichtern darf man schliesslich wol auch den Apulej zählen, aus dessen wunderlichem Romane „der goldene Esel“ (oder „die Verwandlungen“) Petrarca einmal eine kleine Scene anführt[1]), ob freilich auf Grund eigener Lectüre oder eines fremden Citates, muss dahingestellt bleiben. Dass Apulej's Schrift „de dogmate Platonis“ die Hauptquelle war, aus welcher Petrarca seine oberflächliche Kenntniss des Lebens und der Philosophie Platon's schöpfte, wurde bereits oben (S. 479) erwähnt.

Von den Prosaisten war, wie sehr natürlich und worauf wir bereits wiederholt hingewiesen, Cicero derjenige, welchen Petrarca am höchsten bewunderte. Schon als er noch Knabe war; hatte er sich durch den volltönenden Klan gdes ciceronianischen Periodenbaues fesseln lassen, und sein ganzes Leben hindurch hat er nicht aufgehört, an Cicero's Latinität sich zu erfreuen und dieselbe, so weit möglich, nachzuahmen. „Himmlisch“ nennt er Cicero's Beredtsamkeit und erklärt, dass Niemand sie wirklich nachzubilden fähig sei[2]), wesshalb auch, während allen anderen Autoren fremde Schriften untergeschoben worden seien, bei Cicero und dem gleich erhabenen Virgil dies Niemand zu thun gewagt habe[3]). Sonach ist es denn nicht zu verwundern, dass Petrarca in den überschwänglichsten Lobeserhebungen Cicero's sich ergeht[4]), und noch weniger, dass er sich eifrigst bemühte, die verlorenen Schriften[5]) desselben wieder aufzufinden, bei welchem Streben er keine Beschwerden noch Kosten scheute und unablässig bemüht war, durch seine zahlreichen, über ganz Europa verstreuten Freunde und Correspondenten nach etwa vorhandenen Handschriften

---

[1]) de remed. utr. fort. II 17.

[2]) Ep. Sen. XV (b. Fracassetti XVI) 2.

[3]) Ep. Sen. II 4.

[4]) z. B. Ep. Fam. XXI 10. XXIV 4. Trionf. della fama III v. 19 ff, an der letzteren Stelle wird Cicero dem Demosthenes vorgezogen! vgl. Ep. Sen. XII 2.

[5]) Als verlorene werden Ep. Fam. XXIV 4 folgende Schriften bezeichnet: de re publica, de re familiari (vielleicht die Rede pro domo, vgl. apolog. contr. Gall. calumn. p. 1194), de re militari (?), de laude (oder laudibus) philosophiae, de consolatione, de gloria.

forschen zu lassen [1]). Leider war sein Bestreben von sonderlichen Erfolgen nicht gekrönt. Von den verschollenen Werken des Mannes, der seiner Meinung nach für alle Folgezeit unerreichbar bleiben würde [2]), gelang es ihm nur, die Rede für den Dichter Archias und eine Briefsammlung wieder aufzufinden, die erstere in Deutschland, die letztere in Verona oder Vercelli, und diesem Gewinne stand der schmerzliche, durch Convennole's Unredlichkeit verschuldete Verlust der Bücher „de gloria" entgegen (vgl. oben S. 65). Ganz besonders eifrig, aber vergeblich bemühte Petrarca sich um die Wiederbeschaffung der Schriften „de consolatione (Tröstung)" und „de laudibus philosophiae (Lob der Philosophie)". Die letztere Schrift, deren — übrigens apokryphen — Titel er nur durch Augustins Anführungen kannte, glaubte er zweimal wirklich wieder gefunden zu haben. Das eine Mal fiel ihm ein den Titel „de laude philosophiae" tragendes Buch in die Hände, aber der Inhalt bewies nur zu bald, dass er diesem Titel nicht entspreche. Das andere Mal fand er in einem Codex, welcher Augustins Bücher „de trinitate" enthielt, eine Schrift angebunden, deren Styl es unzweifelhaft machte, dass sie wirklich ciceronianisch sei, aber da die von Augustin gegebenen Citate sich in ihr nicht fanden, so konnte sie mit der Schrift „de laude philosophiae" nicht identisch sein. Endlich löste sich das Räthsel: Petrarca erhielt bei seinem letzten Aufenthalte in Neapel von Barbato da Sulmona eine Cicerohandschrift, an deren Ende sich der Anfang der Academica befand, und dieses Bruchstück nun vergleichend mit der früher besessenen, zweifellos ciceronianischen Handschrift, fand er, dass dieselbe in Wahrheit das dritte und vierte oder zweite und dritte Buch der Academica enthalte — dahingestellt muss dabei bleiben, wie diese Angaben mit demjenigen in Einklang

---

[1]) Ep. Sen. XV (XVI) 2, welcher auch die folgenden Notizen entnommen sind. Vgl. Rer. mem. I 2.

[2]) „nulla saecula restituent", de rem. utr. fort. I 58.

[3]) Ep. Fam. XIII 6.

zu bringen sind, was wir gegenwärtig über die Ueberlieferung der Academica und über den Bestand derselben wissen.

Im Einzelnen kannte Petrarca, soweit man nach den Citaten urtheilen kann, die folgenden Schriften Cicero's: 1. von den rhetorischen nur die Rhetorica (= de inventione), Orator, Partitiones und das Büchlein de optimo genere dicendi (wol zweifellos identisch mit de optimo genere oratorum); Brutus, de oratore etc. werden nicht citirt; 2. von den Reden: pro Roscio Comoedo und pro Roscio Amerino, pro Flacco, pro lege Manilia, pro Plancio, pro Milone, pro M. Marcello, pro Ligario und die Philippicae, jedenfalls auch pro domo und die Catilinarien, endlich, wenigstens vermuthlich, wenn auch vielleicht nur im Auszuge oder bruchstückweise, die Verrinen; 3. von den philosophischen Schriften die Tusculanen, die Academica, de legibus, de officiis, de finibus bonorum et malorum, die Paradoxa, de natura deorum, de divinatione, das somnium Scipionis (Fragment aus de re publica VI), de senectute (Cato Major) und de amicitia (Laelius). 4. Eine schwierige und vielleicht vorläufig überhaupt noch nicht zu lösende, mindestens durch Detlefsens eingehende und jedenfalls verdienstliche Untersuchung (in Jahn's Jahrb. 87, p. 551—573) noch nicht wirklich gelöste Frage ist es, wie weit Petrarca mit Cicero's Briefen bekannt war. Ausser Zweifel steht nur, dass er die Briefe ad Quintum fratrem kannte [1]) und dass er im Jahre 1345 in Verona oder dessen Umgebung einen Codex, Briefe Cicero's enthaltend, auffand [2]). Was aber dieser Codex enthielt und ob Petrarca später, wie aus einer Angabe des Coluccio Salutato zu schliessen, noch einen zweiten Codex zu Vercelli auffand, lässt sich, da Petrarca sich darüber ausschweigt und nur ganz im Allgemeinen von endlich gefundenen, lang gesuchten Briefen spricht, mit irgend welcher Bestimmtheit nicht angeben. Wahrscheinlich will es uns dünken, dass Petrarca sowol die Briefe ad familiares, als auch diejenigen ad Atticum besessen

---

[1]) vgl. das Citat in de vit. sol. I 4, 8.
[2]) Ep. Fam. XXIV 3. vgl. oben S. 216.

habe, womit ja auch die gewöhnliche Annahme, dass bestimmte florentiner Codices dieser Briefsammlungen von Petrarca gefertigte Abschriften seien [1], gut übereinstimmen würde. Die Frage bedarf indessen durchaus noch einer abermaligen Erörterung, deren Ergebniss indessen für die classische Philologie grösseren Werth als für die Geschichte der Renaissance haben dürfte. Für die letztere genügt es so ziemlich, zu wissen, dass Petrarca zum Mindesten eine der grossen Briefsammlungen Cicero's und zwar doch wahrscheinlich die der Freundesbriefe [2]) aufgefunden hat. Welchen bedeutenden Einfluss die Auffindung der ciceronianischen Briefe auf die Entwickelung der Renaissancebildung ausgeübt hat, haben wir bereits weiter oben (S. 217 f.) darzulegen gesucht.

Eine Bemerkung, welche wir oben (S. 481) in Bezug auf Virgil machten, muss hier in Bezug auf Cicero wiederholt werden. Petrarca's Bewunderung für denselben, so gross und aufrichtig sie auch immer war, war doch keine blinde und bedingungslose. Dem fanatischen Ciceroenthusiasmus, der bereits damals sein Unwesen zu treiben begann, trat er erforderlichenfalls mit Entschiedenheit entgegen (vgl. oben S. 277), und Cicero's politische Handlungsweise, in welcher er Wankelmuth und Rechthaberei zu finden glaubte, sein Ankämpfen gegen Cäsar und Octavian, tadelte er mit grosser Offenheit [3]).

Nächst Cicero zollte Petrarca die höchste Verehrung dem Philosophen Seneca, durch dessen moraltriefende und mit üppigen Redeblumen reich durchflochtene Episteln und Tractate er sich in seiner Schreib- und Anschauungsweise noch weit mehr, als durch Cicero's Schriften hat beeinflussen lassen.

[1]) vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. Litt., 3. Ausg., p. 333.

[2]) Es scheint uns dies gerade aus der so unbestimmten Bezeichnung „epistolas tuas (Petrarca redet nämlich in Ep. Fam. XXIV 3 Cicero direkt an) diu multumque perquisitas“ hervorzugehen, denn, wenn es sich um die Epp. ad Att. handelte, so würde die specielle Benennung sich ganz von selbst dargeboten haben. Auch die folgenden Worte „audivi multa te dicentem, multa deplorantem, multa variantem“ scheinen am füglichsten auf die Epp. ad fam. (früher auch, obwol fälschlich, ad diversos, ad varios genannt) bezogen werden zu müssen.

[3]) Ep. Fam. XXIV 4.

In Seneca erkannte er mit bestem Rechte einen nahen Geistesverwandten und er hat sich ganz ersichtlich bemüht, ihm nachzustreben und ihn zu reproduciren. Es hat das der Entwickelung der Renaissancebildung schweren Nachtheil gebracht: indem sie Seneca's oberflächlichen und leichten Eklekticismus annahm, verlor sie die Fähigkeit, sich auf die Basis einer gesunden und folgerichtigen Philosophie zu stellen, und durch Seneca's Stylbombast wurde sie, ebenso wie durch den Virgilianismus in der Poesie, so in der Prosa immer mehr und mehr zur Unnatur, zu Schwulst und Künstelei, zu einer hohlen und unwahren Rhetorik hingedrängt. Aehnlich freilich wirkte auch der Ciceronianismus. Es war eben das Unheil der Renaissance, dass sie vorzugsweise auf die römische Nachahmung, nicht auf die griechische Originalität sich gründete.

Trotz aller Bewunderung für Seneca hatte Petrarca doch auch an diesem Ausstellungen zu machen, freilich solche, die uns seltsam genug erscheinen. Er tadelte, dass Seneca den jungen Nero (nach dem Zeugnisse Suetons) der Lectüre der classischen Redner entfremdet, und mehr noch, dass er von eben diesem Nero, der doch sein Herr und Kaiser gewesen sei, gleichwol in der „Octavia" ein so abschreckendes Charakterbild entworfen habe. Letztere Beschuldigung allerdings, meint er, würde hinfällig werden, wenn wirklich, wie Einige behaupten, die Tragödien von einem anderen Seneca verfasst worden wären[1]. Auch die höhere Textkritik liess Petrarca sich durch keine Bewunderung abhalten an Seneca's Werken zu üben und erklärte einige derselben, welche ihm damals beigelegt wurden (de quatuor virtutibus, de moribus, de proverbiis), für unächt[2]. Dagegen scheint er, vermuthlich aus religiöser Scheu, den angeblichen Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus[3] für authentisch gehalten zu haben[4].

---

[1] Ep. Fam. XXIV 5.

[2] Ep. Sen. II 4.

[3] vgl. v. Baur, drei Abhandl. z. Gesch. d. alten Philos. (2. Ausg., bes. v. Zeller, Lpz. 1876), p. 473 ff.

[4] Ep. Fam. XXIV 5.

Sehr ausgebreitet war Petrarca's Kenntniss der römischen Historiker. Vor allen verehrte und bewunderte er den Livius [1]), von welchem nur die erste und dritte Dekade und neun Bücher der vierten zu besitzen, die zweite aber auf König Roberts Anregung vergebens gesucht zu haben, er lebhaft beklagte [2]). Bemerkt mag noch werden, dass Petrarca die Eintheilung des livianischen Geschichtswerkes in Dekaden für nicht von Livius selbst vollzogen betrachtete [3]). Ausser Livius kannte Petrarca Cäsars Commentare, Justins Epitome, Sallusts geistvolle Monographien über Catilina's Verschwörung und den jugurthinischen Krieg, Suetons Kaiserbiographien, Florus' Compendium der römischen Geschichte, Curtius' abenteuerlichen Alexanderroman [4]) und endlich die Geschichtsschreiber der späteren Kaiserzeit Vopiscus, Aelius Lampridius und Spartian. Auch die Anekdotensammlung des Valerius Maximus, obwol kein eigentliches Geschichtswerk zu nennen, und des Orosius Weltgeschichte, obwol bereits wegen ihrer christlichen Tendenz mit grösserem Rechte der religiösen, als der profanen Litteratur beizuzählen, mögen hier genannt werden. Endlich werde hier auch erwähnt, was vielleicht besser früher bei der Besprechung der griechischen Litteratur geschehen wäre, dass Petrarca durch lateinische Uebersetzungen oder Auszüge auch eine wenigstens oberflächliche Kenntniss der Geschichtswerke des Josephus [5]) und des Plutarch besass. Von des letzteren „Vitae parallelae“ zählt er auf: Plato und Aristoteles-Varro, Homer-Virgil, Demosthenes-Cicero, Alexander-Cäsar und bemerkt dabei, dass Plutarch für Seneca kein Gegenstück habe finden können [6]). Verdächtig auch klingt Petrarca's Behauptung, dass Plutarch den Seneca für einen grösseren Moralphilosophen als den Aristoteles erklärt habe [7]).

---

1) Ep. Fam. XXIV 8.
2) Rer. mem. I 2, vgl. Ep. Fam. XXIV 8.
3) Rer. mem. I 2.
4) wenigstens höchst wahrscheinlich, vgl. remed. utr. fort. I 58 u. II 9.
5) vgl. remed. utr. fort. I 69 u. II 90.
6) Ep. Fam. XXIV 5 (ein Theil der genannten Vitae existirt nicht).
7) apolog. contr. Gall. calumn. p. 1194.

In weitestem Maasse hat Petrarca die grossen Sammelwerke des Plinius — natürlich ist hier die „historia naturalis" gemeint, denn des jüngeren Plinius Briefe scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein —, des Macrobius, des Gellius, des Solinus, des schon genannten Valerius Maximus, des Hygin und des Pomponius Mela, wenn dessen bescheidenes Geographiebüchlein hier mit genannt werden darf, für seine Zwecke ausgebeutet. Auf ihnen beruhen zum grossen Theile seine Kenntnisse der realen Verhältnisse des Alterthums, auf sie gehen auch ausnahmslos alle Citate zurück, welche jetzt verlorenen oder nur fragmentarisch erhaltenen Schriftstellern entnommen sind und welche durch ihre Massenhaftigkeit denjenigen, welcher die nähere Prüfung unterlässt, zu der Annahme verführen könnten, dass Petrarca noch Vieles aus der lateinischen Litteratur besessen habe, was nicht mehr zu besitzen wir beklagen müssen. Von gegenwärtig verlorenen Werken besass, abgesehen von den Büchern Cicero's über den Ruhm, auch Petrarca keins mehr — nur die Briefe des Augustus kamen ihm, als er noch sehr jung war, einmal in einem sehr schlecht erhaltenen Exemplare in die Hände, indessen entschwand ihm das Buch wieder und alle seine Bemühungen, seiner auf's Neue habhaft zu werden, waren vergeblich [1]). Im Gegentheile besass Petrarca zahlreiche und bedeutende Werke nicht, welche seitdem durch glückliche Fügungen an das Licht gezogen worden sind — man denke z. B. an Tacitus' Schriften, an Silius Italicus und Andere! — andere aber besass er nur fragmentarisch, wie z. B. Quintilians Institutionen.

Damit wäre ungefähr die Aufzählung dessen, was Petrarca aus der profanen lateinischen Litteratur kannte, erschöpft [2]), und es bleibt nun noch übrig, einen Blick auf dasjenige zu

---

[1]) Rer. mem. I 2 praef. (p. 445).

[2]) Es bedarf wol kaum der Bemerkung, dass in der oben gegebenen Skizze des philologischen Wissens Petrarca's aus nahe liegenden Gründen nur das allgemein Interessante gegeben, auf philologische Einzelfragen aber nicht eingegangen werden konnte. Das letztere zu thun, behält sich der Verfasser für eine von ihm beabsichtigte Ausgabe der Bücher rerum vor.

werfen, was ihm von der christlich-lateinischen Litteratur bekannt war.

In seiner Jugend hatte der Vater der humanistischen Wissenschaft die Kirchenväter verachtet[1]; wie er glaubte, hatten ihn die „Einflüsterungen der Dämonen" zu solchem sträflichen Thun verleitet, in Wahrheit aber wird sein für stylistischen Wohlklang so empfängliches Ohr, dem der kirchlichen Autoren rauhes und oft plebejisches Latein nicht behagen konnte, der schuldige Theil gewesen sein. Bei Petrarca's frommer und gläubiger Denkart, bei seiner tiefen Verehrung vor den Lehren der katholischen Kirche konnte indessen solche halbketzerische Sinnesweise nicht von Dauer sein. Durch die Lectüre der Confessionen des heiligen Augustin wurde er zur kirchlichen Litteratur hingeführt, und es währte nicht lange, dass er dieselbe aufrichtig zu schätzen begann und zu der Erkenntniss gelangte, wie er aus den christlichen Autoren freilich weniger Redeblumen sammeln könne, als aus den heidnischen, wie aber trotzdem ihm ihre Lectüre einen ungleich grösseren Gewinn bringe. So widmete er denn fortan den Kirchenvätern ein fleissiges Studium und sammelte eifrig ihre Werke, wenn auch zuweilen eine Erneuerung des guten Vorsatzes von Nöthen war[2]. Der liebste aller christlichen Autoren blieb ihm aber immer Augustin, dem er sich in gewisser Hinsicht geistesverwandt fühlen durfte — denn auch Augustin war ein Mensch gewesen, der wie Petrarca selbst, auf der Grenzscheide zweier Zeitalter gestanden hatte —, dessen Gelehrsamkeit er bewundern konnte[3]) und dessen Schreibweise er endlich eine eigenthümliche Kraft und Harmonie der Form zuerkennen musste, denn das augustinische Latein, so sehr es auch von der Eleganz und dem Purismus des ciceronianischen sich entfernt, ist doch nicht minder stylvoll und klangreich, als dieses, und besitzt überdies den fesselnden Reiz hoher Originalität. Von allen Schriften

---

[1]) Ep. Sen. XV (XVI) 1 u. Sen. VIII 10, der letzteren Epistel sind auch die folgenden Notizen entnommen.

[2]) vgl. z. B. Ep. Fam. XXII 10.

[3]) Ep. Sen. XIV 6.

Augustin's schätzte Petrarca am höchsten die Confessionen, jene eigenthümliche, gedankenschwere und poetisch durchhauchte Seelenbeichte des grossen Kirchenlehrers. Das war so recht ein Buch nach seinem Sinne, denn hatte er nicht in einem ähnlichen, wenn auch minder schweren Kampfe, wie Augustin, mit sich selbst gerungen? hatte nicht auch er, wie Augustin, mit selbstquälerischer Freude die innersten Falten seines Herzens durchwühlt und seine geheimsten Gedanken zu belauschen, zu zergliedern und zu richten sich bestrebt? Aber auch andere Schriften Augustin's liebte und schätzte er, so namentlich das Buch „de vera religione": als es ihm zum ersten Male in die Hände gekommen war, las er es mit derselben hastigen Begierde durch, mit welcher ein Wanderer, der zum ersten Male eine hochberühmte Stadt betritt, die Wunder derselben zu schauen sich beeilt [1]).

Nächst denen des Augustin schätzte Petrarca am höchsten des heiligen Ambrosius Schriften [2]), vielleicht eben so sehr wegen ihrer gewandten und feinen Latinität als wegen des milden und ruhigen und doch glaubenseifrigen Geistes, der in ihnen sich spiegelt. Einige andere kirchliche Autoren, deren Werken Petrarca gelegentlich mehr oder weniger zahlreiche Citate entnommen und dadurch seine eingehende Beschäftigung mit ihnen bekundet hat, genüge es einfach zu nennen: Lactanz, Hieronymus, Gennadius, Sulpicius Severus, Prosper Aquitanus, den grossen Gregor (I) und den heiligen Bernhard. Man sieht, es ist eine stattliche Reihe, und leicht würde sie sich noch vergrössern lassen. Selbstverständlich muss es hiernach erscheinen, dass er auch in der Bibel sehr belesen war, und wir haben schon wiederholt Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie gern und in wie reicher Fülle er biblische Citate braucht [3]).

Endlich müssen wir zu der christlichen Litteratur wol auch wegen ihrer vermeintlichen Beziehungen auf das Christen-

---

1) de contemt. mund. III p. 352.
2) vgl. de vit. II 3, 2 u. II 9, 5.
3) vgl. z. B. S. 339 ff.

thum die sogenannten Sibyllinischen Orakel zählen, deren Authenticität, da sie von Kirchenvätern vertheidigt wurde, Petrarca nicht mit voller Entschiedenheit anzuzweifeln wagte [1]), wie er denn überhaupt, was passend hier bemerkt werden möge, die Sprüche der heidnischen Orakel nicht für eigentlich trügerisch, aber wol für von bösen Dämonen — denn nichts Anderes seien die Heidengötter gewesen — eingegeben erachtete [2]).

So vereinigte Petrarca eine, wenn auch nicht sehr ausgedehnte, doch überaus intensive Kenntniss der profanen lateinischen Litteratur mit einer grossen Belesenheit in den christlich-lateinischen Autoren: durch die erstere ist er der Begründer des Humanismus geworden, während er durch die letztere sich für seine Person den Zusammenhang mit des Mittelalters religiöser Bildung gewahrt hat. Es ist einleuchtend, dass eine solche Verbindung zweier Wissens- und Anschauungssphären, welche fast den Charakter der Bizarrerie an sich trug, auf die späteren Humanisten sich nicht hat vererben können: viel zu disparat waren die zur Einheit verbundenen Elemente. So hat denn der Humanismus in der Folge auf die Beschäftigung mit dem christlich-lateinischen Schriftenthume verzichtet — nur in der Reformationszeit wurde diese vorübergehend wieder beliebt — und es hat dabei bis auf den heutigen Tag so ziemlich sein Bewenden gehabt. Erklärlich und selbst nothwendig war gewiss diese Beschränkung, nichtsdestoweniger ist sie für das wissenschaftliche Leben von nachtheiligen Folgen gewesen, denn die christlich-lateinische Litteratur ist, so sehr man auch ihre Bedeutung zu unterschätzen pflegt, von grösstem materialen und formalen Werthe, und wer mit ihr nicht vertraut ist, wird auch nie mit der Cultur und Litteratur des Mittelalters vertraut werden können. Der Humanismus brach, indem er die christlich-lateinischen Autoren in die Schatten der Vergessenheit verwies und das Verdict des barbarischen Lateins über sie aussprach,

[1]) de ot. relig. I p. 343. Rer. mem. IV 3. p. 523 ff.
[2]) Rer. mem. IV 2. praef. p. 519.

die Brücke ab, welche ihn mit der mittelalterlichen Bildung hätte verbinden können. Er musste so revolutionär verfahren, und keinen Vorwurf ist man ihm zu machen berechtigt, aber jedes revolutionäre Vorgehen ist mit schweren Nachtheilen verbunden und auch der humanistischen Revolution haben sie nicht gefehlt. Der Neubau der Bildung mit Ignorirung der bisher lange Jahrhunderte hindurch bestandenen Grundlage brachte naturgemäss Alles in's Schwanken und Manches ist dabei gestürzt, was wol der Erhaltung werth gewesen wäre. An Stelle einer stetigen Fortentwickelung, die unmöglich geworden war, trat fortan vielfach ein Experimentiren, ein zielloses Umhertasten, den Menschen wurde das Gefühl der Ruhe, das wohlthuende Bewusstsein von der Dauerhaftigkeit des Bestehenden geraubt, und stete Unruhe, nimmer endende Ungewissheit über das, was etwa kommen mag, ist seitdem ihr Loos geworden. — —

Legen wir uns ferner die Frage vor, welche fremde Sprachen und Litteraturen Petrarca etwa ausser der lateinischen gekannt habe, so erscheint es zunächst unzweifelhaft genug, um eines besonderen Nachweises nicht zu bedürfen, dass er, der so lange Jahre in der Provence lebte und an den Troubadours sein poetisches Talent gebildet hatte, der provenzalischen Sprache völlig mächtig war. Ein näheres Eingehen hierauf ist überflüssig. Die französische Sprache vermochte er, wie er selbst eingestand [1]), nicht geläufig zu sprechen, doch war er ihrer so weit mächtig, dass er in ihr geschriebene Dichtungen lesen konnte und wol auch vielfach gelesen hat, war ja doch damals die französische Litteratur unter allen westeuropäischen weitaus die bedeutendeste und reichhaltigste, im gewissen Sinne sogar eine wirkliche Weltlitteratur. Sicher ist es wenigstens, dass Petrarca den „Roman von der Rose" gekannt hat [2]). Ein besonders günstiges Urtheil fällte er über diesen Roman, bekanntlich eins der bedeutendesten, wenn nicht das bedeutendeste

[1]) vgl. oben S. 351.

[2]) Ep. poet. lat. III 30; er empfiehlt in dieser Epistel den Roman dem Guido Gonzaga von Mantua, welcher ihn um den Nachweis eines guten Buches in der Vulgarsprache gebeten hatte.

Werk der späteren altfranzösischen Poesie, freilich nicht und meinte vielmehr, dass er bei weitem nicht an die Dichtungen der Lateiner, ja selbst nicht einmal an diejenigen der neueren Italiener heranreiche. Es ist das ein recht bemerkenswerthes Urtheil, denn unleugbar zeigt sich in demselben, so weit man auch davon entfernt sein mag, den „Roman de la Rose“ für ein absolutes Meisterwerk zu halten, schon etwas von jener hochmüthigen Verachtung, welche der Humanismus später so reichlich den Volkssprachen hat angedeihen lassen und wodurch er auf die Entwickelung der Nationallitteraturen so unsagbar zerstörend eingewirkt hat. — Hier ist endlich auch Petrarca's Verhältniss zu der italienischen Litteratur kurz zu erörtern. Dass er die Werke der lyrischen Dichter, welche entweder seine Vorgänger gewesen waren oder mit denen er als mit Zeitgenossen verkehrte, genau kannte, ist sowol als selbstverständlich vorauszusetzen als es auch durch mehrere Sonette, welche auf Cino da Pistoja, Antonio de' Beccari da Ferrara und Stramazzo da Perugia Bezug haben, ausdrücklich bezeugt wird. Eigenthümlich genug war dagegen Petrarca's Verhältniss zu demjenigen Dichter, welchen bereits damals Italien als seinen grössten verehrte und welchem der Sänger des Canzoniere den ersten Platz auf dem italienischen Parnasse nicht zu entreissen vermocht hat [1]. Petrarca hat sich hierüber selbst in einem ausführlichen Briefe ausgesprochen, den er an Boccaccio richtete, wahrscheinlich als dieser ihm im Jahre 1359 ein selbst geschriebenes Exemplar [2] der „Divina Commedia“ zugesandt und die Sendung mit einem lateinischen Gedichte [3] und einem Briefe begleitet hatte. Wir geben um seiner Wichtigkeit willen den Inhalt des Briefes Petrarca's [4] in Kürze wieder.

---

[1] vgl. hierüber die eingehende Untersuchung von Carducci, Studi letterari (Livorno, 1874), p. 329—370, vgl. Fracassetti, Lett. fam IV p. 399 ff.

[2] Dass dasselbe nicht, wie oft behauptet ward, mit dem venetianischen Codex no. 3199 identisch sein kann, hat Carducci l. l. p. 324 f. gezeigt.

[3] abgedruckt in zwei Versionen b. Carducci l. l. p. 363 f., eine Version auch b. Fracassetti l. l. p. 399 f., älterer Drucke nicht zu gedenken.

[4] Ep. Fam. XXI 15.

Er beginnt mit der Klage, dass böswillige Menschen von ihm, Petrarca, die Meinung verbreitet hätten, dass er Dante hasse und neidisch auf dessen Dichterruhm und Dichtererfolge sei. Das sei eine vollständig irrige Annahme. Persönlich sei er freilich mit Dante[1]) nicht befreundet gewesen und nur als Knabe habe er ihn einmal flüchtig gesehen, indessen habe er stets die Standhaftigkeit bewundert, mit welcher dieser auch in der Verbannung und unter mancherlei Drangsal der Dichtkunst treu geblieben sei. Wahr sei es allerdings, dass er trotz seiner Bücherliebhaberei sich nie die „Divina Commedia" angeschafft habe, doch habe er dies nur desshalb verabsäumt, weil er durch die Lectüre dieser Dichtung allzu sehr beeinflusst und in seiner eigenen dichterischen Originalität beeinträchtigt zu werden gefürchtet hätte. Jetzt indessen, wo er dem eigenen Dichten entsagt habe, widme er sich dem Studium Dante's mit ganzer Seele und gern erkenne er an, dass ihm in der Meisterschaft der italienischen Sprache („vulgaris eloquentia") die Palme gebühre, ja er bewundere und liebe ihn aufrichtigst, und besser, als der grosse Schwarm der Danteverehrer, denen doch nur der Klang der Reime die Hauptsache sei, vermöge wol er zu beurtheilen, worin die wahre Kunst des grossen Dichters zu suchen sei; wenn Dante noch leben würde, könnte derselbe kaum einen ergebeneren Freund als ihn besitzen. Ein Jammer sei es übrigens, wie die Leute, welche sich als eifrige Bewunderer Dante's geberden, die Verse desselben durch ihre Declamationen entstellen und verstümmeln, und gern würde er, wenn er nur die Zeit dazu hätte, einmal diesem Unwesen durch eine besondere Schrift steuern.

Noch einmal kommt dann Petrarca auf die ihm gemachte Beschuldigung zurück, dass er Dante beneide. Dazu, meint er, habe er nicht den geringsten Grund, denn wahrlich nicht beneidenswerth sei Dante's Popularität, in Folge deren seine Verse von „Walkern, Schenkwirthen und Wollwebern"[2]) ge-

[1]) Seltsamerweise wird der Name Dante's nie genannt, doch kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, dass von ihm die Rede sei.

[2]) „lanistae", was Fracassetti mit „lanaiuoli" übersetzt, während es

feiert würden, und er, Petrarca, wünsche sich vielmehr Glück dazu, dass er mit Homer und Virgil einer solchen Volksthümlichkeit entbehre.

Man erkennt aus diesem Briefe deutlich, dass Petrarca für Dante eben nur eine kühle, akademische Bewunderung, aber keine wirkliche Verehrung besass. Denn gewiss war es nicht oder doch durchaus nicht allein die Befürchtung, an seiner dichterischen Originalität Schaden zu erleiden, was ihn von Dante fernhielt. Denn solche Befürchtung hätte ihn mindestens von der Lectüre der gedankentiefen lateinischen Schriften Dante's nicht abhalten können, und doch scheint er dieselbe nicht vorgenommen zu haben, mindestens nur in oberflächlichster Weise. Der Dichter der „Divina Commedia“ war eben, das ist gar nicht zu bezweifeln, dem Sänger des „Canzoniere“ unsympathisch. Auch ist leicht einzusehen, warum. Dante war ein Dichter und Denker des Mittelalters, ganz erfüllt von dessen Anschauungs- und Empfindungsweise, Petrarca war der Begründer einer neuen, zu der mittelalterlichen in scharfen Gegensatz tretenden Bildung. Was war natürlicher, als dass er den Dichter, in welchem sich der mittelalterliche Geist in seiner ganzen eigenartigen Grösse verkörpert hatte, nicht zu verstehen vermochte, dass er eine instinctive Abneigung gegen ihn besass? Geistig bedeutende Männer, welche entgegengesetzte Bildungstendenzen vertreten und welche verschiedenen Culturformen, der eine einer sich auslebenden, der andere einer neu entstehenden, angehören, müssen sich ja naturgemäss in innerer Feindschaft gegenüber stehen, zumal wenn nur erst ein geringer zeitlicher Zwischenraum sie trennt, wenn der eine den anderen noch als seinen directen Nebenbuhler zu betrachten hat, wenn dem Kampfe zwischen den von ihnen vertretenen entgegengesetzten Culturprincipien die endgültige Entscheidung noch nicht gegeben worden ist. So hat denn Petrarca erst in seinen späteren Jahren und wahrscheinlich auch da nur veranlasst durch das Bewusst-

---

allerdings vielmehr „beccai (Fleischer)“ bedeuten dürfte, vgl. Carducci, l. l. p. 357, Note.

sein, dass er einer litterarischen Anstandspflicht zu genügen habe, zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der „Divina Commedia" sich zu überwinden vermocht. Gross ist seine Begeisterung für dieselbe gewiss auch da nicht gewesen. Allerdings könnte man dies daraus folgern wollen, dass er in der Dichtung seines Alters, den „Trionfi", offenbar Dante's Styl und Dichtungsform nachgeahmt hat. Aber sollte er das nicht desshalb gethan haben, um seine Ebenbürtigkeit mit Dante zu documentiren und denselben gerade auf dem Dichtungsgebiete zu besiegen, auf welchem er, Dante, bis dahin als unerreichbares Muster gegolten hatte? Uns wenigstens will es bedünken, als liege gerade den „Trionfi" das, doch gewiss von abgeneigter Gesinnung eingegebene, Motiv zu Grunde, die „Divina Commedia" noch überbieten und dadurch den Dichter derselben von dem hohen Piedestale seines Ruhmes herabstürzen zu wollen.

Anders freilich würde man urtheilen müssen, wenn die angeblich von Petrarca verfasste lateinische Grabschrift Dante's [1]) für authentisch erachtet werden dürfte, aber dieselbe ist, wenn nicht Alles trügt, eine Fälschung der gröbsten Art.

Zieht man nun noch in Betracht, dass Petrarca sich auch über Dante's Charakter einmal gelegentlich nicht eben günstig ausspricht [2]), indem er ihn der Rauhheit und rücksichtslosen Offenheit zeiht, und dass Petrarca endlich, während ihm doch so oft die Gelegenheit zu ausführlicheren Mittheilungen geboten worden wäre, von Dante Nichts weiter zu berichten weiss, als zwei ziemlich werthlose Anekdoten [2]), so gewinnt man durchaus den Eindruck, dass Petrarca für den grössten Dichter seines Vaterlandes keinerlei Sympathie besass und dass er sich sichtlich bemühte, die gigantische Gestalt desselben zu ignoriren und, wenn möglich, in Dunkel zu verhüllen. — —

Ehe wir die von dem sprachlichen und litterarischen

---

[1]) Abgedruckt in dem Sammelwerke „Petrarca e Venezia", p. 128 f. (vgl. eine kurze Bemerkung darüber in der Augsb. Allg. Ztg. 1875 no. 38 Beilage).

[2]) Rer. mem. II 4. p. 480, vgl. G. Papanti, Dante secondo la tradizione etc. (Livorno 1873), p. 31 ff.

Wissen Petrarca's entworfene Skizze abschliessen, ist es nöthig, in aller Kürze die Frage zu beantworten, in welcher Weise Petrarca litterarische Werke, besonders diejenigen der lateinischen Litteratur, gelesen habe.

Selbstverständlich ist es, dass der Begründer des Humanismus die Lectüre vorzugsweise nach ästhetischen Gesichtspunkten betrieb, in einer Weise also, welche heutigen Tages nicht mehr dem Philologen von Fach, sondern höchstens etwa noch dem gebildeten Laien, dem Dilettanten im guten Sinne des Wortes geziemen würde, wobei freilich bemerkt werden muss, dass es höchst wünschenswerth und zuträglich wäre, wenn der ästhetische Gesichtspunkt von den modernen Philologen nicht so gänzlich, wie es leider oftmals geschieht, ausser Acht gelassen würde. Man hat durchaus nicht nöthig, über Petrarca's dilettantenmässige, vor Allem nach Genuss strebende Lectüre verächtlich die Achseln zu zucken. Mit einem derartigen Dilettantismus beginnt eine jede neu entstehende Wissenschaft und muss damit beginnen, denn bevor nicht nachgewiesen ist, dass eine noch gar nicht oder nicht genügend durchforschte Wissensmaterie des Wissens werth ist und ihrem Erforscher Genuss verheisst, wird so leicht Niemand der Mühe ihrer Erforschung sich unterziehen. Erst musste man den ästhetischen Werth der Litteratur des Alterthums erkannt, erst die classischen Autoren liebgewonnen und für sie sich begeistert haben, ehe man Lust und Fähigkeit besitzen konnte, die schwierigen Aufgaben einer nüchternen wissenschaftlichen Exegese und Kritik zu lösen. —

Hiernach wird es uns nicht Wunder nehmen, dass, wenn Petrarca zuweilen — denn nur in vereinzelten Fällen hat er dies gethan — sich an die Interpretation eines Schriftstellers oder einzelner Stellen desselben wagt, er dabei Erklärungen gibt, welche uns höchst befremdlich erscheinen müssen, und dass er noch ganz nach mittelalterlicher Weise auch in den harmlosesten Worten einen tief verborgenen Sinn sucht. Dass z. B. Virgil's Aeneis in dreifacher Weise, historisch, physikalisch,

allegorisch auszulegen sei, war ihm feststehender Grundsatz [1]), den er in der Praxis auch wirklich befolgte. So deutete er, um nur ein Beispiel anzuführen, die schöne Stelle im ersten Buche der Aeneis (v. 52 ff.), in welcher der widerwillige Gehorsam der Winde gegen Aeolus geschildert wird, folgendermaassen: die Winde sind die menschlichen Leidenschaften, welche, wenn sie nicht von der Vernunft (= Aeolus) gezügelt würden, den irdischen Leib (= Erde, terras), den Lebenssaft (= die Meere, maria) und die Seele (= Himmel, coelum) in's Verderben reissen würden [2]). Indessen derartige wunderliche und in ihrem Tiefsinn unsinnige Deutungen unternimmt Petrarca doch nur selten und nur dann, wenn er, um so zu sagen, auf das Katheder steigt und seine Gelehrsamkeit documentiren will, selbst dann aber behält er noch so viel Vernunft, um zuzugestehen, dass Virgil vielleicht gar keinen Doppelsinn in seinen Versen beabsichtigt habe und dass diese also einfach dem Wortlaute nach zu verstehen seien [3]). Es hat aber lange gewährt, ehe die Sucht, jede Dichtung allegorisch auszudeuten, aus den Köpfen schwand: auf keinem Gebiete des geistigen Lebens hat das mittelalterliche Denken länger und hartnäckiger seine Herrschaft behauptet.

Erfolgreicher dürfen Petrarca's Versuche in der Textkritik genannt werden. Freilich ist er hier, wie sehr natürlich, nicht über die allerersten Anfänge hinausgekommen und ist auch nicht entfernt im Besitze einer festen Methode gewesen, aber er hat doch wenigstens eine Ahnung von der kritischen Kunst gehabt, und schon diese Thatsache, wodurch bewiesen wird, dass er über den mittelalterlichen Autoritätsglauben sich erhob, gereicht ihm zur hohen Ehre und war von segensreichen Folgen für die humanistische Wissenschaft. Ein besonderes Augenmerk richtete Petrarca auf die Scheidung

---

[1]) Ep. Sen. IV 5.

[2]) de contemt. mundi II p. 391, wo auch noch andere Stellen (z. B. Aen. II 622 f.) erklärt werden.

[3]) ibid.

der ächten Schriften der classischen Autoren von den unächten Machwerken, welche die Ignoranz des Mittelalters für authentisch anerkannt hatte, und wir haben bereits oben mehrfach gesehen, wie er mit gutem Rechte mehrere dem Seneca, Ovid und Anderen beigelegte Werke als unächt bezeichnet hat. Freilich war sein einziges Kriterium für solche Scheidungen die Beobachtung der Stylbildung und es mag dasselbe der heutigen Wissenschaft als durchaus unzulänglich erscheinen, zumal wenn es mehr auf das Sprachgefühl, als auf exacte sprachliche Untersuchungen sich gründet, aber verkennen darf man doch nicht, dass die Beobachtung des Styles ein sehr wichtiges Kriterium abgibt und dass die Auffindung desselben unzweifelhaft ein grosses Verdienst war. Uebrigens dehnte Petrarca, sich nicht behindern lassend von religiöser Befangenheit, seine Kritik auch auf kirchliche Autoren aus. So sprach er dem heiligen Ambrosius die Autorschaft eines Werkes ab und legte sie dem Palladius bei [1]).

Auch sachliche Kritik bemühte sich der Begründer des Humanismus zu üben und scheute sich nicht, unter Umständen eine von einem classischen Autor gemachte Angabe zu berichtigen, wie z. B. diejenige des Lucan über die Quellen des Timavus [2]) oder die bekannte Erzählung Virgils von der Liebe der Dido zu Aeneas, von welcher er ausführlich nachwies, wie sie historisch unmöglich sei [3]). Er kannte eben in der Wissenschaft keinen Autoritätsglauben oder doch höchstens nur dann, wenn die Aussage eines Kirchenvaters, wie z. B. des Ambrosius, mit derjenigen eines profanen Autors in Widerspruch stand, denn dann meinte er allerdings, die erstere trotz entgegenstehender Gründe als die richtige ansehen zu müssen [4]). Indessen liess er sich durch keine Frömmigkeit abhalten, auch an den Heiligenlegenden historische Kritik zu üben [5]).

---

1) Vit. Sol. II 6, 1. Ep. Sen. II 4.
2) Ep. Sen. III 1.
3) Ep. Sen. IV 5. vgl. Trionf. della cast. v. 157 ff. u. v. 12.
4) Vit. Sol. II 9, 5.
5) Vit. Sol. II 3, 17. vgl. Ep. Fam. XXI 14.

Selbst der niederen Textkritik blieb Petrarca nicht fern, denn er erkannte sehr wohl, wie sehr die Schriften des Alterthums durch die Abschreiber, deren Unzuverlässigkeit und Gedankenfaulheit er ja aus eigener Erfahrung kannte und oft genug beklagte [1], entstellt und verderbt worden seien [2]. So wagte er hin und wieder Emendationen [3], welche freilich eine noch ungeübte Hand verrathen. — —

Nachdem wir im Vorstehenden Alles mitgetheilt haben, was uns in Bezug auf Petrarca's philologisches Wissen erwähnenswerth schien, haben wir noch einen Blick auf sein Verhältniss zu den übrigen Wissensgebieten zu werfen. Da indessen das Verhältniss zur Rechtswissenschaft bereits früher (S. 69) besprochen wurde und dasjenige zur Medicin besser bei einer anderen Gelegenheit besprochen werden wird, so bleibt nur noch in Kürze zu erörtern übrig, wie Petrarca sich zur Theologie, zur Geschichtswissenschaft und zu den sogenannten exacten Wissenschaften oder, um den für das Mittelalter ungeeigneten Ausdruck zu meiden, zu den Naturwissenschaften verhielt.

Dass ein Mann, der so gläubig fromm und überdies in den Kirchenvätern so bewandert war, wie Petrarca, der Theologie sehr achtungsvoll und freundlich gegenüberstand, bedarf keines weiteren Beweises. Den Theologen wies er denn auch in der That den ersten Platz unter den Gelehrten an, aber freilich nur dann, wenn sie frei von aller Sophisterei wären, eine ausgebreitete wissenschaftliche Bildung besässen und Respect vor den Kirchenvätern hätten [4]. Irgend welche Bedenken, dass der Humanismus etwa mit der Theologie unverträglich sein könnte — Bedenken, welche sehr begründet gewesen wären —, kannte er

---

[1]) z. B. de remed. utr. fort. I 43. II praef. Ep. Fam. XXIII 12. de vit. sol. praef. (= Ep. Sen. VI 5).

[2]) de contemt. mund. I p. 381.

[3]) So wollte er Macrob. II 3, 5 statt Vatinius „Caninius" lesen (Rer. mem. II 3 p. 469) und in der Cicerostelle „omnes ferme in hoc fallimur, quod mortem non prospicimus", welche aufzufinden uns leider nicht gelungen ist, das „non" streichen (de contemt. mund. I p. 381).

[4]) Ep. Sen. XIV 1., vgl. XIV 6 u. V 3.

nicht und lebte des vollsten naiven Glaubens, dass man gleichzeitig für die Wiederbelebung des classischen Alterthums schwärmen und ein frommer Katholik sein könne [1]). Dass der Humanismus in seiner höchsten Potenz der naturgemässe Feind des Christenthums sein müsse, dass die Renaissance unmöglich vor den Kirchenpforten ehrfurchtsvoll Halt machen könne, dass es unthunlich sei, auf allen anderen Gebieten den Autoritätsglauben zu stürzen, auf dem religiösen aber ihn festzuhalten — das hat er nie begriffen oder, was wahrscheinlicher, nie begreifen wollen. Er war eben zu schwach und zaghaft, um die letzten Consequenzen seiner eigenen Lehren ziehen und aus der kirchlichen Gläubigkeit, welche ihm Herzensbedürfniss war, heraustreten zu können.

Für die Geschichte und selbstverständlich namentlich für die Geschichte des classischen Alterthums, besass Petrarca das lebhafteste Interesse, welches er auch, wie wir sehen werden, durch die Abfassung mehrerer historischer Werke bethätigt hat. Auch in der Geschichte aber versuchte er Kritik zu üben. Der Widerspruch, der so häufig zwischen den Aussagen verschiedener Historiker besteht, entging ihm nicht; wo ihm derselbe entgegentrat, liess er sich entweder nach Maassgabe der Wahrscheinlichkeit oder nach Maassgabe der Glaubwürdigkeit der einzelnen Autoren für eine bestimmte Annahme gewinnen [2]) — gewiss ein ganz richtiger Grundsatz, wenn er auch in der praktischen Ausübung desselben oft genug sehr naiv verfuhr. Als ein besonderes Verdienst muss an dieser Stelle noch hervorgehoben werden, dass Petrarca auch den ersten Versuch in der Urkundenkritik gewagt hat [3]).

Geschichte und Geographie sind bis zu einem gewissen Grade unlösbar verbunden, und so war es nur natürlich, dass auch mit der letzteren Wissenschaft Petrarca sich eifrigst beschäftigte. Die Angabe freilich, dass er in Gemeinschaft mit

[1]) Ep. Fam. II 9. XXI 10.
[2]) Ep. ad post. p. 4.
[3]) Ep. Sen. XV 5. Nähere Angaben müssen der politischen Geschichte vorbehalten bleiben.

dem Könige Robert eine genaue Karte Italiens entworfen habe[1], mag für sehr unglaubwürdig gelten müssen, aber hinlänglich wird sein verständnissvolles Interesse für die geographische Wissenschaft bezeugt durch das von ihm verfasste „syrische Reisehandbuch", wenn also eine kurze Schilderung der Localitäten, welche der Jerusalempilger auf seiner Fahrt längs der Küsten des tyrrhenischen, jonischen und ägäischen Meeres berührt, genannt werden darf; nicht minder wird dies Interesse bewiesen durch manche in Petrarca's Werken sich findende gelegentliche Bemerkung[2]. Auch Petrarca's Wanderlust beruhte, zum Theil wenigstens, auf dem ihm eingeborenen Triebe, die Erde, so weit nur möglich, kennen lernen und ihre Wunder mit eigenen Augen schauen zu wollen. „Kein Volk ist begieriger den Erdkreis zu durchforschen", sagt Petrarca einmal von den Italienern seiner Zeit[3]) und er war auch in dieser Beziehung ein ächter Sohn seines Volkes: es lebte in ihm etwas von dem Geiste eines Marco Polo und eines Columbus. Nicht zufällig ist es übrigens, dass das Zeitalter der Renaissance zugleich auch das Zeitalter der grossen Entdeckungsreisen ist: es beseelte die Menschen jener Zeit der Drang nach einer allseitigen Erweiterung ihrer Anschauungen, nach einem allseitigen Heraustreten aus der Enge der mittelalterlichen Ideensphäre, und dieser Drang führte in zeitlicher Richtung zu der Neubelebung des classischen Alterthums, während er in der räumlichen den neuen Erdtheil America finden liess. —

Ein wenig freundliches war das Verhältniss Petrarca's zu den Naturwissenschaften. Völlig unvermögend, den richtigen Standpunkt für die Würdigung derselben zu gewinnen, was in Anbetracht der damaligen wissenschaftlichen Zustände sehr verzeihlich ist, scheint er in ihnen nur eine wüste Anhäufung zusammenhangloser und höchstens der Befriedigung einer müssigen Neugier dienender Notizen erblickt zu haben. Er meinte,

---

[1]) vgl. Baldelli, a. a. O. p. 132.
[2]) z. B. Ep. Fam. III 1. Sen. III 1. Var. 39.
[3]) Vit. Sol. II 6. 2.

ungleich wichtiger sei es für die Menschen, ihr eigenes Innere und den Weg zur Tugend zu erkennen, als die Beschaffenheit der Naturgegenstände mühsam zu erforschen[1]). Selbst über die Astronomie, welche ihn durch die Grossartigkeit ihrer Objecte und Ziele wol am ehesten hätte reizen können, dachte er in gleicher Weise, und als er einmal von einem Cardinale aufgefordert worden war, ein astronomisches Gedicht zu schreiben, lehnte er das Ansinnen sehr entschieden ab, ganz offen bekennend, dass er astronomische Kenntnisse weder besitze noch auch besitzen wolle[2]). Wesentlich mochte zu solcher Gesinnung beitragen, dass ihm, wie es scheint, die inhaltsreiche Welt der mathematischen Begriffe stets völlig verschlossen geblieben ist. Wol hatte er die „Mathesis" des Julius Firmicus Maternus gelesen, aber er hatte aus dem übrigens durchweg wunderlichen Buche nur das entnommen, was gerade am geeignetsten war, die mathematische Wissenschaft ihm zu verleiden, den thörichten Aberglauben an unglückbringende Zahlen[3]). So wurde ihm die Mathematik in keiner Weise eine Basis für die Erkenntniss der Natur, und dass die Leute, welche eine solche zu besitzen sich rühmten, die averroistischen Aristoteliker, daraus eine Waffe gegen den Kirchenglauben zu machen suchten, liess ihm vollends die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften als eine werthlose, ja unchristliche und gefährliche erscheinen.

Indessen muss hier doch, um Petrarca nicht einer ungerechten Beurtheilung anheim fallen zu lassen, ein Doppeltes bemerkt werden. Erstlich dass Petrarca, was bei einem Dichter eigentlich als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, keineswegs ein trockener Stubenmensch und ein Feind der lebendigen Natur war, sondern ganz im Gegentheile die grösste Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die innigste Liebe zu derselben besass, ja dass er geradezu zuerst wieder

[1]) de sui ips. et mult. ign. p. 1144.
[2]) Ep. poet. lat. II 3.
[3]) vgl. oben S. 379.

die Freude an den eigenthümlichen Reizen der Landschaft empfunden und für die Folgezeit entdeckt hat [1]). Zeuge dessen ist sein ganzes Leben, dessen schönste Jahre er in frei gewählter ländlicher Einsamkeit verbracht hat, Zeuge dessen sind die vielen herrlichen Landschaftsschilderungen, welche sowol in seinen prosaischen als poetischen Schriften sich finden [2]). Sodann ist nicht zu übersehen, dass Petrarca trotz seiner feindseligen Stellung zu den Naturwissenschaften dennoch einen reformatorischen Einfluss auf dieselben ausgeübt hat. Es hatte das Mittelalter, zum Theil als ein von dem classischen Alterthume übernommenes Erbe, eine zu einem vollständigen Systeme ausgebildete fabelhafte Naturgeschichte besessen, welche in zahlreichen Physiologis, Bestiarien, Lapidarien und ähnlichen Werken niedergelegt war und ganz allgemein, selbst von Männern wie etwa Vincenz von Beauvais oder Brunetto Latini, gläubig als Wahrheit hingenommen wurde. Ein wissenschaftlicher Fortschritt, eine rationelle Erkenntniss der Natur war selbstverständlich unmöglich, bevor nicht dieser ungeheuerliche Fabelwust, so poetisch und tiefsinnig auch manche seiner Bestandtheile gewesen sein mögen, hinweggeräumt worden war. Diese nothwendige Vorarbeit hat nun Petrarca mindestens begonnen. Er zuerst, so viel uns wenigstens bekannt, hat die wunderlichen Dinge, welche Plinius, Solinus und Andere in so reichlicher Fülle über gewisse Thiere berichten, in Zweifel gezogen [3]) und hat dadurch der rationellen Forschung die Bahn frei gemacht. Von dem Standpunkte unserer Zeit aus mag dies freilich als etwas Geringfügiges erscheinen, für die damalige Zeit aber war ein solches Heraustreten aus dem überlieferten Autoritätsglauben

[1]) vgl. die ausführliche Erörterung, welche oben S. 105 ff. gegeben worden ist.

[2]) z. B. Schilderung der Riviera Ep. Fam. III 1, womit Afr. VI v. 839 bis 913 zu vergleichen (man sehe dazu v. Reumonts Bemerkung in der Augsb. Allg. Ztg., 1874, no. 252, Beilage), Besteigung des Mont Ventoux, Ep. Fam. IV 1., Schilderung der Wasserfälle der Sorgue und des Nar de remed. utr. fort. II 90.

[3]) Ep. Sen. II 1, de sui ips. et mult. ign. p. 1144, de remed. utr. fort. II praef.

eine gewaltige Geistesthat, welche überdies Petrarca als ein um so grösseres Verdienste angerechnet werden muss, als er der Autorität der von ihm so hoch verehrten lateinischen Schriftsteller zu widersprechen wagte. So hat der grosse Humanist auch auf einem Wissensgebiete, von welchem er grundsätzlich sich fern hielt, die den Fortschritt hemmende Schranke niedergerissen und die Möglichkeit gedeihlicher Entwickelung ihm verliehen. Diese Entwickelung ist denn auch nicht ausgeblieben, und vielleicht Bedeutenderes und Dauernderes noch, als in den humanistischen Wissenschaften, hat die Renaissancebildung auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften geleistet: sie hat in diesen das classische Alterthum unsagbar weit überholt und ist zu Resultaten gelangt, welche wunderbar genannt werden müssen und deren letzte Consequenzen zu ziehen erst eine ferne Zukunft vermögen wird. —

Demjenigen, was im Obigen über den Umfang des Wissens Petrarca's gesagt worden ist, werden sich passend einige Worte über sein Verhältniss zu den bildenden Künsten anschliessen.

Zu Petrarca's Zeit regte die bildende Kunst ihre ersten Schwingen [1]). Schon hatte die Sitte begonnen, die Säle und Hallen der fürstlichen Paläste mit Gemälden zu schmücken, nachdem bereits früher das Gefallen an Standbildern wieder aufgelebt war [2]), schon lebten Maler wie Giotto von Florenz und Simone von Siena [3]), schon gab es Kunstkenner von Fach und selbst auch Dilettanten, welche bummelnd umherzogen und allenthalben mit erheuchelter Kennermiene die Marmorbildsäulen bewunderten, fehlten nicht [4]). Petrarca war nun freilich weder ausübender Künstler noch besass er irgend welche theoretische Kenntnisse oder auch nur das Verlangen

---

[1]) Ueber die Anfänge der Renaissancekunst vgl. ausser den allbekannten Werken von Kugler, Crowe und Cavalcaselle, Lübke, Burckhardt u. v. A., namentlich auch das Buch von J. A. Symonds, Renaissance in Italy (London, 1877, 2 Bde.) Bd. 2, Fine Arts.

[2]) vgl. Gregorovius, a. a. O. V p. 633 ff.

[3]) Ep. Fam. V 17.

[4]) Vit. Sol. praef.

nach solchen, aber er hatte ein natürliches Verständniss und Interesse für die bildende Kunst und aufrichtige Freude an ihren Werken [1]). Freilich könnte hiergegen zu sprechen scheinen, dass er einmal [2]) gelegentlich das Gefallen an Gemälden und Bildsäulen als eitel und thöricht bezeichnet und statt dieser Kunstwerke die Werke der Natur zu betrachten und in ihnen Gottes Macht zu bewundern anräth, aber diese Stelle findet sich im Zusammenhange eines von asketischem Geiste durchhauchten Werkes und ist nur als die augenblickliche Aeusserung einer forcirten religiösen Stimmung, nicht als Ausdruck einer wirklichen Ueberzeugung zu betrachten. Petrarca war ganz ohne Zweifel ein Freund der bildenden Kunst. Einen directen Einfluss auf die Entwickelung derselben hat er allerdings nicht ausgeübt und nicht ausüben können, aber dennoch hat er indirect sie in hohem Grade gefördert, denn er zuerst hat die Bau- und Bildwerke des römischen Alterthums mit bewunderndem und verständnissvollem Auge betrachtet und hat dadurch die bildende Kunst zu dem reichströmenden Borne der antiken Schönheit hingeleitet [3]). Dadurch und nicht minder durch seine humanistische Thätigkeit ist er der Begründer der Kunst der Renaissance geworden, deren Entstehen ja erst möglich wurde, nachdem das classische Alterthum allseitig erschlossen worden war. — —

Wollen wir das Gesammtergebniss aus der in diesem Capitel gegebenen ausführlichen Darstellung ziehen, so wird sich dies in die Worte zusammenfassen lassen, dass Petrarca den mittelalterlichen Autoritätsglauben auf dem Gebiete der Wissenschaft zerstört, das classische Alterthum neu erschlossen und dadurch eine neue Cultur geschaffen hat. In Anbetracht dieses ungeheueren Geisteswerkes, dieser wahrhaft grossen That muss es völlig unwesentlich erscheinen, dass seine Kenntnisse vielfach nur sehr einseitige und beschränkte gewesen

---

[1]) Ep. Sen. V 1., vgl. Ep. Fam. XVI 14.
[2]) de remed. utr. fort. I 40 u. 41.
[3]) vgl. oben S. 116 f.

sind und dass er oftmals sowol in seinen Anschauungen als auch in einzelnen gelehrten Angaben schwer geirrt hat[1]. Nicht schwer wäre es, eine stattliche Liste der von ihm begangenen Irrthümer aus seinen Werken zusammenzustellen, aber ungemein kleinlich würde ein solches Beginnen sein und nur die Wahrheit des Spruches bestätigen, dass, wo die Könige bauen, die Kärrner zu thun haben. Der Schöpfer einer neuen Cultur besitzt wahrlich ein Anrecht darauf, von einem höheren Gesichtspunkte aus beurtheilt zu werden, als nur von demjenigen der philologisch-historischen Akribie.

[1]) z. B. wenn er den Statius zum Gallier macht (vgl. S. 396, Anm. 3) oder wenn er den Mons Haemus nach Thessalien (statt nach Thracien) verlegt (vgl. S. 104).

Neuntes Capitel.

Petrarca's schriftstellerische Thätigkeit.

Schon aus dem, was in dem vorigen Capitel berichtet worden ist, wird man leicht ermessen können, von welchem unermüdlichen Fleisse und Wissensdrange Petrarca beseelt war. Das Arbeiten, das Lesen und Schreiben war ihm geradezu ein Lebensbedürfniss. Er wurde krank, wenn er nicht studiren konnte. Einmal während seines Aufenthaltes in Vaucluse hatte ihm ein Freund, der ihn gern für kurze Zeit von den Büchern losreissen wollte, alle Bücher und Schreibmaterialien eingeschlossen und ihm selbst zehn Tage Ferien auferlegt. Der so wider Willen zur Musse Verurtheilte hatte auch wirklich den besten Willen, sich dem Gebote zu fügen, indessen schon am zweiten Tage wurde er in Folge der erzwungenen Unthätigkeit von Kopfschmerzen und am dritten Tage von leichten Fieberbewegungen befallen, worauf der Freund ihm die Schlüssel des Bücherschrankes und damit die Gesundheit wiedergab [1]). Selbst im höheren Alter, wo er sich doch gewiss eine behagliche Musse hätte gönnen dürfen, kannte er keine Rast noch Ruhe und schonte sich in keiner Weise. Manchen langen Brief hat er mit fiebernder Hand geschrieben [2]), selbst

[1]) Ep. Fam. XIII 7, vgl. XVIII 3.
[2]) z. B. Ep. Sen. XII 2.

dann noch, als er von solcher Ueberanstrengung die ernstesten Folgen befürchten musste. Während der in Mailand verlebten Jahre, in denen er, da er sich den Abhaltungen des Hoflebens gewiss nicht ganz entziehen konnte, freilich besonderen Grund haben mochte, mit seiner Zeit haushälterisch zu sein, hatte er seinen Schlaf auf sechs und die sonstige Mussezeit auf zwei Stunden beschränkt, pflegte selbst während des Ankleidens und Rasirens zu lesen oder sich vorlesen zu lassen, zu schreiben oder zu dictiren, ja arbeitete selbst während des Speisens und während des Reitens, so dass, wie er selbst sagt, manches seiner Gedichte auf dem Rücken des Rosses entstanden ist; auf jeden Tisch, der für ihn gedeckt wurde, musste auch ein Schreibzeug hingestellt werden, und wenn er Nachts aufwachte, schrieb er zuweilen — denn auch neben seinem Bette musste ein Schreibzeug sich befinden — die ihm gerade einfallenden Gedanken im Finstern nieder[1]). Und, wenn die Angabe richtig ist, dass er inmitten seiner Bücher während des Studirens starb[2]), so hatte er wahr gesprochen, als er sagte, dass er dem Schreiben nur zugleich mit dem Leben entsagen würde[3]).

Hervorgehoben muss hierbei werden, dass sich Petrarca's Wissensdurst und Arbeitslust nicht, wie das gerade bei geistig besonders regen und empfänglichen Menschen nur allzu oft geschieht, zur unruhigen Hast, welche natürlich zur Oberflächlichkeit führen muss, steigerte. Er strebte vor allen Dingen nach Gründlichkeit des Wissens und oft genug hat er über diejenigen gespottet, die mit dem prunkenden Scheine der Gelehrsamkeit sich begnügen und die da meinen, dass das leicht zu erlangende Doctordiplom wirklich ein tüchtiges Wissen verbürge. Gar ergötzlich schildert er einmal das Unwesen der leichtfertigen Doctorpromotionen seiner Zeit, die geräuschvoll in Scene gesetzt wurden, ohne dass doch die Würdigkeit der Candidaten dem aufgewandten Pompe entsprochen hätte. „Wie

[1]) Ep. Fam. XXI 12, vgl. Sen. XIV 5. XVI 1. 3. Fam. XII 7.
[2]) s. oben S. 452.
[3]) Ep. Fam. praef. ad Socr.

glücklich ist doch unser Zeitalter, welches nicht bloss, wie frühere Zeiten, einen oder zwei oder doch höchstens sieben Weise, sondern in jeder Stadt ganze Heerden von Weisen besitzt! Das ist aber auch kein Wunder, da jetzt weise Männer so mühelos fabricirt werden. Es kommt ein einfältiger Jüngling zur akademischen Aula, seine Lehrer — sei es, dass sie es aus Liebe oder aus Irrthum thun — preisen und rühmen ihn, er selbst ist dabei natürlich ganz aufgeblasen von Wissensdünkel, das Volk gafft staunend zu, die Verwandten und Freunde klatschen Beifall, der Candidat steigt auf das Katheder, von dessen Höhe aus er verachtungsvoll herabblickt und irgend eine verwirrte Rede murmelt. Nun erheben ihn die Professoren [1]), als wenn er Wunder was Göttliches gesprochen hätte, mit Lobeserhebungen bis zum Himmel, es ertönen inzwischen die Glocken, es schallen die Trompeten, es blitzt der Doctorring, es werden Küsse gegeben, auf das Haupt des Candidaten wird ein schwarzer runder Hut gesetzt. Sodann steigt der, welcher als einfältiger Jüngling hinaufgestiegen war, als weiser Mann wieder herab, und eine wunderbare Verwandlung, die nicht einmal Ovid kannte, hat sich vollzogen. So werden heutigen Tages Weise fabrikmässig gemacht. Der wahre Weise aber entsteht anders" [2]). So kämpfte der Vater des Humanismus auch mit den Waffen des Spottes gegen den anmaasslichen Weisheitsdünkel, gegen das zopfige Gelehrtenthum, in welches das mittelalterliche Wissen sich verknöchert hatte. Besonders verhasst aber war ihm die auf Aristoteles und Averroës sich berufende Scheinphilosophie der Dialektiker: gegen diese, welche das Monopol des Wissens für sich in Anspruch nahm und Alles, auch das Heiligste, wenn es dem dürren Schematismus ihrer steifen Logik sich nicht fügen wollte, als irrig zu verwerfen sich erfrechte, gegen diese Afterwissenschaft, welche jedes Idealismus baar mit theils inhaltsleeren, theils missverstandenen Begriffen operirte und ein gefährliches Blend-

[1]) Diese sind doch wol unter den „maiores" zu verstehen, oder vielleicht nur die Decane?

[2]) de remed. utr. fort. I 12.

werk des Wissens sich schuf, richtete er die schärfsten Waffen seines Geistes und ermüdete nicht, den Kampf gegen sie bis zum letzten Athemzuge fortzuführen[1]). Wir haben über die Geschichte dieses Kampfes bereits oben[2]) ausführlicher gesprochen und werden später noch einmal darauf zurückkommen müssen, dürfen also hier auf ein weiteres Eingehen verzichten. Nur daran möchten wir noch einmal ausdrücklich erinnern, dass Petrarca keineswegs gegen den wirklichen Aristotelismus, sondern nur gegen eine widerliche Verzerrung desselben gekämpft und dass er trotz seines Verharrens bei dem kirchlichen Autoritätsglauben gegenüber den religionsfeindlichen Averroisten dennoch einen freieren Standpunkt als diese eingenommen hat: die Averroisten in ihrer schrankenlosen und blöden Bewunderung des Pseudo-Aristoteles — denn so muss man wol den Aristoteles nennen, der ihnen allein bekannt war — huldigten in der Wissenschaft dem absolutesten Autoritätsglauben, Petrarca hingegen erkannte in wissenschaftlichen Dingen, soweit sie sein religiöses Gefühl nicht berührten, keine Autorität an und vertrat das Princip der freien und selbständigen Forschung. Wenn der Averroismus gesiegt hätte, würde die Wissenschaft des Abendlandes zu einem dürren Mechanismus, zu einer geistlosen Compilation von gelehrten Einzelnotizen, eingeschachtelt in den starren Rahmen eines logischen Systems, herabgesunken sein — der Humanismus siegte und die Wissenschaft schwang sich seitdem, aller Bande entledigt, empor zu den höchsten Sphären des menschlichen Erkennens. Wer auf einem freien Standpunkte religiösen Denkens steht, mag allerdings bedauern, dass Petrarca nicht auch in richtiger Consequenz von dem kirchlichen Autoritätsglauben sich losgesagt hat, aber Trost wird er in der Erwägung finden, dass der Humanismus in seiner weiteren Entwickelung die gläubige Engherzigkeit seines Begründers nicht getheilt, sondern alle Fesseln der Kirchlichkeit abgestreift hat. Freilich war es eine Freiheit von kurzer

---

[1]) de remed. utr. fort. I 46. Rer. mem. III 3. p. 512. de sui ips. et mult. ign., invect. in med.

[2]) vgl. S. 414 ff.

Dauer, denn Reformation und Gegenreformation — die erstere allerdings nicht ihrem Principe, aber doch ihrem Effecte nach — haben wetteifernd und erfolgreich sich bemüht, die gestürzte Autorität der Kirche wieder aufzurichten. Und so ist bis zum heutigen Tage der Kampf zwischen der wissenschaftlichen Forschung und dem Dogmenglauben noch nicht ausgekämpft. —

Alle normalen Menschen, welche in dem wissenschaftlichen Studium ihre höchste Freude und Befriedigung finden, sind von dem Drange beseelt, litterarisch productiv oder doch reproductiv zu sein, ein Drang, welcher der naturgemässe und heilsame Ableiter derjenigen Nachtheile ist, von denen ein fortgesetztes blosses Recipiren von Kenntnissen begleitet sein müsste. Auch Petrarca empfand diesen Drang, aber er war in seiner litterarischen Production frei von jener krankhaften Hast, welche in rascher Folge Buch auf Buch in die Oeffentlichkeit zu schleudern und weit mehr die Masse, als den inneren Gehalt des Geschriebenen zum Maassstabe der Beurtheilung zu machen liebt. Ihm war nicht das Quantum, sondern das Quale dessen, was er schrieb, das Wesentliche. Die Vielschreiberei, eine auch zu seiner Zeit bereits epidemische Gelehrtenpest, war ihm verhasst und oft genug hat er gegen sie geeifert[1]). Er hielt das Bücherschreiben für ein gar wichtiges, schwieriges und eigenthümliches Geschäft, dem nur wenige Menschen gewachsen seien und von welchem daher die meisten besser sich fern halten sollten[2]). Von diesem Gedanken ausgehend stellte er an den Schriftsteller hohe Anforderungen. Vor allen Dingen verlangte er von ihm Selbständigkeit des Denkens und stellte als Grundsatz auf, dass, auch wo nur eine Reproduction beabsichtigt werde, das Beispiel der Bienen nachgeahmt werden müsse, welche von allenthalben her die Stoffe ihres Honigs entlehnen, aber dieselben mit eigener Kunst verarbeiten und umgestalten, besser freilich noch sei jedenfalls das selbstthätige Schaffen der Seidenwürmer[3]). Wenn man

[1]) z. B. de remed. utr. fort. I 44. Rer. mem. III 3. p. 512.

[2]) Ausführliche Auseinandersetzung darüber Rer. mem. III 3. p. 512.

[3]) Ep. Fam. I 7.

aber einmal über einen Gegenstand schreiben wolle, so überlege man vorher reiflich, was man schreiben wolle, und bringe es dann mit Bedacht und Vorsicht, aber auch mit Selbstvertrauen zu Papier. In der Wahl der Worte sei man behutsam, denn nicht einem Jeden zieme ein jedes Wort, die Worte müssten vielmehr der ganzen Individualität des Schreibenden angepasst werden. Immer sei man der Möglichkeit eingedenk, dass das Schriftwerk in die Hand neidischer und übelwollender Kritiker fallen könne — denn alle strebenden Menschen finden ja dergleichen Kritikaster in der grossen Masse der trägen und jedes Streben missgünstig betrachtenden Durchschnittsindividuen — und man suche daher von vornherein alle Handhaben für etwaigen Tadel zu entfernen [1]). Ein anderes Mal stellt er die Erfordernisse zur Schriftstellerei folgendermaassen zusammen: „Vieles ist nöthig, um ein guter Schriftsteller zu sein: geistige Begabung, tüchtige Schulung (disciplina) und die Kenntniss vieler wissenswerther Dinge; überdies — besonders für Dichter — ein gewisser Schwung (impetus) und eine gewisse Begeisterung. Ausserdem noch eine gute leibliche Gesundheit, ein mässiges, sowol von Armuth als Reichthum fern stehendes Vermögen, ein ruhiges Leben, eine behagliche, in edlen Gedanken sich bewegende Gemüthsstimmung, Einsamkeit, Musse, Freiheit und andere derartige Bedingungen, deren Erfüllung theils von uns abhängt, theils von uns unabhängig ist" [2]). Für sehr empfehlenswerth erklärt er es ferner, die Bücher mit Sentenzen aus den classischen Autoren, die man bei der Lectüre eifrig sammeln müsse, auszuschmücken [3]) und ebenso Beispiele aus der alten Geschichte häufig in den Text einzuweben, denn auf diese Weise erhalte man sich in stetem Verkehre mit den grossen Männern des Alterthums und könne des Umganges mit den sittenlosen und geistesarmen Menschen der Jetztzeit, „diesen zwar athmenden, aber widerlichen und entsetzlichen Leichnamen (adhuc quidem spirantia, sed obscoena iam et horrenda cada-

[1]) Ep. Sen. II 3.
[2]) Ep. Var. 54.
[3]) de contemt. mundi III p. 395.

vera)" entbehren, endlich auch feuere man durch die Erzählung solcher Beispiele manche Leser zur Nachahmung der antiken Tugend an [1]).

Petrarca gehörte aber nicht zu denjenigen Gelehrten, von denen er selbst einmal klagend bemerkt, dass ihr Leben zu ihren Lehren in schreiendem Widerspruche stehe [2]). Er begnügte sich nicht damit, gute Lehren aufzustellen, sondern er befolgte sie auch im vollsten Maasse bei der eigenen litterarischen Thätigkeit: er bemühte sich redlich, das Ideal, welches er von dem Schriftsteller sich entworfen hatte, zu erreichen, und man darf wol sagen, dass ihm dies gelungen ist. Er war ungemein sorgsam in seinen litterarischen Arbeiten, häufte für sie ein massenhaftes Material zusammen, das er dann geschickt zusammenzustellen oder einzuflechten verstand, corrigirte fortwährend an seinen Schriften und Gedichten, so dass er, wie er selbst sagt, niemals eigentlich fertig werden konnte [3]). Zur Veröffentlichung seiner Schriften und Gedichte konnte er sich nur sehr schwer entschliessen, es bedurfte erst dringender Bitten seiner Freunde, bevor er sich zur Herausgabe eines Werkes verstand, und auch dann that er es nur mit vielen Vorbehalten und Cautelen [4]). Einige Werke hat er, obwol sie ganz oder nahezu vollendet waren, lange Jahre zurückgehalten und noch andere überhaupt nicht veröffentlicht. So eitel er auch war, die Eitelkeit vieler Autoren, alle Jahre durch frische Waare auf dem Büchermarkte glänzen zu wollen, war ihm fremd, er besass Selbstbeherrschung und Geduld genug, die bekannte horazische Frist („nonum prematur in annum") abzuwarten und nicht dem flüchtigen Effecte, sondern dem dauernden Ruhme, den nur ernste und gewissenhafte Arbeit erringen kann, nachzujagen. Freilich kamen auch äussere Umstände hinzu, um ihm das Maasshalten im litterarischen Produciren zu erleichtern. An einen Geldverdienst durch litterarische und

[1]) Ep. Fam. VI 4.
[2]) de vit. sol. praef.
[3]) Ep. Sen. V. 5.
[4]) Ep. Sen. VI 5., vgl. V 5.

poetische Thätigkeit war unter den damaligen Verhältnissen gar nicht zu denken, und wäre es möglich gewesen, er würde einen solchen Gedanken als seiner unwürdig zurückgewiesen haben [1]. Auch das rein mechanische Hinderniss, dass es oft genug an tüchtigen Schreibern fehlte, welche die vielleicht manchesmal schwer leserlichen Manuscripte in einer zierlichen und deutlichen Handschrift zu copiren vermocht hätten, machte sich zuweilen in empfindlicher Weise geltend [2].

Petrarca hat einmal ausdrücklich versichert, dass er in Allem, was er schreibe, nicht sowol seinen Ruhm als den Nutzen, d. h. die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, seiner Leser erstrebe [3]. Das können wir indessen doch wol nur für eine schöne Fiction halten. In Wahrheit schrieb er gewiss zunächst, um seinem natürlichen Drange nach eigener Production zu genügen, sodann aber um sich unsterblichen Ruhm zu erringen, denn den Ruhm glühend zu lieben und ihm eifrig nachzutrachten, das hat er mit dankenswerther Offenheit oft genug selbst bekannt [4], erst in dritter Linie mag das vorgegebene ethische Motiv maassgebend gewesen sein.

Dass jedenfalls Petrarca nicht aus reiner und uninteressirter Menschenfreundlichkeit dicke Bücher geschrieben hat, dürfte schon durch die seltsame Ansicht bewiesen werden, welche er von der Würde des Schriftstellers und Dichters besass. Der Gedanke, dass er ein populärer Autor werden könnte, war ihm, in der Theorie wenigstens — denn in der Praxis nahm er die Thatsache ganz gern hin —, entsetzlich: er wollte grundsätzlich nicht für die grosse urtheilslose Menge des Volkes, sondern nur für die auserwählte kleine Gemeinde der Kenner und Gelehrten schreiben. „Das Urtheil der Volksmasse“, sagt er einmal, „habe ich immer so gering geschätzt und schätze es noch so gering, dass ich lieber von ihr nicht

---

[1] vgl. de vit. sol. I 4, 1.
[2] Ep. Sen. VI 5.
[3] de remed. utr. fort. I praef.
[4] z. B. Ep. Fam. XIII 4. de vit. sol. II 10, 4. de contemt. mund. III p. 408. Rer. mem. III 3 p. 512. Afr. VIII v. 598 ff.

verstanden werden, als gelobt werden will, denn das Lob der grossen Menge gilt bei gelehrten Männern für eine Schande. Oft habe ich in dieser Beziehung an Cicero's Ausspruch, der in den Tusculanen sich findet, mich erinnert: „der beste Beweis, dass etwas geistlos gesagt worden ist, ist der, dass es auch von den Ungelehrten mühelos verstanden und gelobt wird“ [1]). Und an einem anderen Orte [2]) sahen wir bereits, wie er sich, in wunderlicher Selbsttäuschung befangen, glücklich pries, nicht Dante's Loos zu theilen, dessen Lieder von „Walkern, Schankwirthen und Fleischern“, also von Leuten aus den untersten Volksclassen, gesungen würden.

Es mag in dieser Verachtung der Volksthümlichkeit, welche sich dann auf die ganze humanistische Bildung übertragen hat und geradezu ein hervorstechender Charakterzug der Renaissancecultur geworden ist, unleugbar viel Affectation enthalten gewesen sein, aber im Grunde war sie leider aufrichtig gemeint. Die Renaissance erneuerte eben mit dieser principiellen Exclusivität, mit dieser von vornherein beabsichtigten Beschränkung auf die litterarisch oder, richtiger gesagt, akademisch gebildeten Kreise ganz consequent und gleichsam mit Naturnothwendigkeit den Bildungszustand des späteren Römerthums, in welchem ja auch die Litteratur und selbst die Schriftsprache das ausschliessliche Eigenthum der bevorzugten Classen der Gesellschaft, der „oberen Zehntausend“, geworden waren. Diese Exclusivität der Renaissancebildung aber ist, namentlich dadurch, dass sie auch und zwar ebenfalls schon von Petrarca auf die Poesie ausgedehnt wurde, in ihren nächsten Wirkungen für die Folgezeit höchst unheilvoll, ja geradezu zu einem Fluche für die Völker des Abendlandes geworden. Während des Mittelalters hatten innerhalb eines und desselben Volkes alle Stände und Classen ungefähr wenigstens auf demselben, wenn auch freilich niedrigen Niveau der Bildung und Gesittung gestanden, denn selbst die Geistlichkeit, die Be-

[1]) Ep. Fam. XIV 2. vgl. Ep. poet. lat. III 17 v. 10 ff.
[2]) vgl. oben S. 506.

wahrerin des gelehrten Wissens, war durch keine allzu weite Kluft von der Masse des Volkes getrennt, sondern hing mit derselben durch mancherlei verbindende Fäden, namentlich aber durch die vielverzweigten Orden, noch ziemlich eng zusammen; wohl gab es einzelne Gelehrte auch im Laienstande, aber keinen eigentlichen, seiner Sonderstellung sich bewussten Gelehrtenstand. Damals konnte es eine wirkliche Volksdichtung geben, an welcher Hoch und Niedrig in gleicher Weise sich ergötzte und bildete: der fahrende Sänger sang dasselbe Lied, wenn auch oft in ein wenig modificirter Gestalt und Sprache, ebenso gut am Fürstenhofe wie auf den freien Plätzen der Städte und ländlichen Ortschaften; ja selbst diejenigen Genres der Dichtung, welche ihrer grösseren Kunstmässigkeit wegen anfänglich im Alleinbesitz des Adels und des Clerus sich befunden hatten, besassen doch so wenig einen exclusiven Charakter, dass sie später ohne sonderliche Schwierigkeit in die Pflege der bürgerlichen Gesellschaft, der Sängerzünfte, der Dichterakademien und Schauspielvereinigungen, übergehen konnten. Ein jeder Kenner der Litteraturgeschichte weiss, wie förderlich dieser Zustand für die Entwickelung der Litteratur gewesen ist, wie viel Grosses und Herrliches er auf dem Gebiete der Poesie, namentlich aber auf dem der dramatischen, hervorgebracht hat. Die wunderbare Höhe, zu welcher das Drama Englands und Spaniens in einem Shakespeare und Calderon emporgestiegen ist, beruht ganz wesentlich darauf, dass in jenen Ländern der historische Zusammenhang nicht so gänzlich, wie etwa in Italien, Frankreich und Deutschland, zerstört wurde, dass dort wenigstens die dramatische Poesie ein Gemeingut des gesammten Volkes blieb und also ihren volksthümlichen Charakter zu bewahren, sich auf breitester Basis und in organischer Weise weiter zu entwickeln vermochte. Die Renaissance hat, indem sie die bis jetzt noch nicht überbrückte weite Kluft zwischen den „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ schuf, indem sie die Classe der „Gebildeten“ als ein Volk im Volke constituirte, die Einheit des Volkes zerrissen und einen Zwiespalt erzeugt, dessen verderbliche Folgen theils

schon zu Tage getreten sind, theils aber noch zu Tage treten werden. Im Mittelalter schied sich das Volk in scharf gesonderte Stände, aber es waren diese doch nur die organischen Glieder eines grossen Ganzen, sie bildeten, schichtenweise auf einander lagernd, einen geschlossenen, einheitlichen Gesellschaftsbau. Seit der Renaissance gibt es innerhalb eines Volkes zwei durch Bildung, Sprache, Sitte und theilweise selbst auch durch den Glauben schroff getrennte und in stiller Verachtung und Feindschaft einander gegenüber stehende Völker. Seit der Renaissance steht derjenige, welcher am classischen Alterthume sich gebildet, auf ganz anderem Boden des Anschauens, Empfindens und Denkens, als derjenige, dem solche Bildung versagt geblieben ist, und der eine kann den andern nur schwer und unvollkommen oder auch gar nicht mehr verstehen: die Söhne desselben Volkes sind einander geistig entfremdet worden, wie etwa zwei Brüder, von denen der eine nach langem Aufenthalte in dem fernen Süden heimgekehrt ist in den ihm unverständlich gewordenen Norden. Seit der Renaissance ist die grosse Masse des Volkes, da sie an der neuen Bildung nicht participiren oder doch höchstens nur kärgliche Brocken von ihr erhaschen konnte, ausgeschlossen von der auf die neue Bildung sich gründenden Litteratur, der sich natürlich alle befähigten Köpfe zuwenden; die alte, einst volksthümliche Litteratur des Mittelalters aber ist, weil der sachkundigen Pflege entbehrend und von den gebildeten Classen, wenigstens bis zur Zeit der Romantik hin, verkannt, verachtet und grundsätzlich ignorirt [1]), durchaus verwildert und vermag keinen Bildungsstoff mehr zu spenden. Unbarmherzig hat die Renaissance die Blüthenbüsche der nationalen Litteratur zerstört und exotische Treibhauspflanzen an ihre Stelle gesetzt, deren Duft und Farbenpracht freilich nicht geleugnet werden kann noch soll, an denen sich aber zu erfreuen doch immer nur

[1]) Man erinnere sich z. B., wie geringschätzig Boileau in der „Art Poétique“ über die ganze Litteratur vor Malherbe geurtheilt hat. Man denke auch an des grossen Friedrichs bekanntes Urtheil über die Nibelungen.

wenigen Auserwählten, nicht jedoch der Gesammtheit der Nation vergönnt ist. Allbekannt ist, wie schwer die französische Litteratur, welche sich während des Mittelalters so frei bewegt, so schön und vielseitig sich entfaltet hatte, durch die Renaissance geschädigt, wie sie durch diese in das beengende Gewand einer erkünstelten Classicität eingeschnürt wurde. Des grossen Corneille Genius, der, hätte er die Schwingen frei regen dürfen, zur Sonnenhöhe eines Aeschylus sich erhoben haben würde, ist unter diesem Zwange verkümmert; auch Molière hat sichtlich darunter zu leiden gehabt, vielleicht selbst — doch dies mag fraglich erscheinen — auch Racine. Nicht minder bekannt ist, wie der völlige Bruch mit der historischen Vergangenheit, der in Frankreich zunächst auf dem litterarischen Gebiete so schroff sich vollzog, dann auf das politische und sociale Gebiet sich übertrug, wie die Renaissance hier mit entsetzlicher Consequenz nach einander in der centralisirten Monarchie Ludwig's XI. und Ludwig's XIV. den römischen Kaiserdespotismus, in der Herrschaft des Convents die fratzenhaft verzerrte römisch-griechische Republik, in dem Napoleonismus die cäsarische Dictatur, in der Commune endlich den Catilinarismus reproducirt hat.

Unter verhältnissmässig günstigen Sternen hat in Italien der Renaissanceprocess sich vollzogen: hier fand die Renaissancebildung einen gut vorbereiteten Boden, hier fand sie selbst eine historische Tradition, an welche sie anknüpfen konnte, hier erschien sie nicht als ein specifisch neuer, sondern wirklich nur als ein wiederhergestellter alter Zustand der Dinge, hier ist sie in Folge dessen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, eine wirklich volksthümliche Bildungsform geworden. Das italienische Volk war dem römischen Alterthume, dessen bedeutendeste Ueberreste es zu hüten hatte, nie so völlig entfremdet worden, wie etwa das französische oder spanische, es war, um so zu sagen, aus der römischen Bildung nie völlig heraus- und in die mittelalterliche Cultur nie völlig hineingetreten. In Italien hatte die römische Bildungsform auch während des Mittelalters als ein Schatten fortgelebt, und dess-

halb konnte auch hier gerade der Schatten wieder zum Körper werden und in seiner Verkörperung volksthümliche Züge tragen. Daraus erklärt es sich, dass mehrere der Renaissancedichter, wie vor allen Petrarca selbst, in Italien wirklich populär geworden und geblieben sind, während z. B. ein Ronsard oder du Bellay nach kurzem Ruhme rasch und völlig vergessen wurden. Aber selbst auch in Italien hat die Renaissance giftige Pflanzen erzeugt: auf litterarischem Gebiete den Marinismus, auf dem politischen den Machiavellismus.

Mit dem, was soeben erörtert worden ist, haben wir nur culturhistorische Beobachtungen aussprechen wollen, nicht aber etwa Klagen, dass die Renaissance erfolgt ist, oder gar den Wunsch, dass sie nicht erfolgt sein möchte. Wer nicht an die Leitung der Weltgeschicke durch einen blinden Zufall glaubt, wird dem Gedanken huldigen, dass Alles, was wirklich geschehen, in seinen letzten Ursachen nothwendig und in seinen letzten Ergebnissen segensreich ist. Und so ist auch die Renaissance nothwendig gewesen und hat trotz mancher schweren Gebrechen, die ihr wie allem Irdischen angehaftet haben, segensreich gewirkt. Die mittelalterliche Cultur, welche immer etwas von der Art eines Nothbaues, eines nur den augenblicklichen Bedürfnissen angepassten Provisoriums an sich getragen, hatte frühzeitig — wir müssen unerörtert lassen, aus welchen Gründen — sich ausgelebt und innerlich zersetzt. Am Anfange des 14. Jahrhunderts erscheint sie, wenigstens in den romanischen Landen, in voller Auflösung begriffen. Ein wüstes Chaos droht hereinzubrechen, eine neue Barbarei das Abendland zu umnachten. Der alte Culturbau, der bis dahin ein leidlich behagliches Wohnen gewährt hatte, stürzt stückweise zusammen, die Völker sind unfähig, eine neue originale Cultur zu schaffen. Der einzige Ausweg aus der Wirrniss, der sich ihnen darbot, war, eine frühere Culturform, diejenige der Antike, so weit es sich ermöglichen liess, neu zu beleben. Das ist denn in der Renaissance auch wirklich geschehen, nur freilich konnte dieselbe, wie natürlich, nicht consequent zur Durchführung und zur alleinigen Geltung gelangen, sondern sah sich, namentlich als

in der Reformation und katholischen Reaction die mittelalterliche Kirchlichkeit wieder auflebte, genöthigt, mit den Resten der mittelalterlichen Cultur einen Compromiss zu schliessen. In diesem Compromisszustande zwischen Renaissance und Mittelalter, in welchem freilich die erstere weitaus überwiegt, leben wir noch heute, er bildet eben die sogenannte moderne Cultur. Er ist übrigens weit davon entfernt, das Ideal der Cultur darzustellen, denn er entbehrt der Originalität und der inneren Einheitlichkeit, sondern er ist vielmehr nur ein Uebergangsstadium, in welchem die Völker, gleichsam ihre Schulzeit durchmachend, Bildungsstoffe sammeln und in langsamer Entwickelung zur geistigen Reife, zum selbständigen Denken gelangen sollen, um sich dann einst in einer noch jedem sterblichen Auge verhüllten Zukunft eine wirklich originale und ideale Culturform schaffen zu können. Wenn dies geschehen sein wird, dann wird auch die von der Renaissance aufgerichtete verderbliche Schranke, welche jetzt noch die „Gebildeten" von den „Ungebildeten" trennt, wieder fallen, es wird ein jedes Volk wieder eine innere Einheit bilden, es wird dann der Schriftsteller und der Dichter wieder zu dem gesammten Volke, nicht mehr, wie jetzt, nur zu dem numerisch kleineren Theile desselben reden. Der Petrarca dieser neuen Culturform wird sich nicht in vornehmer Exclusivität von der Masse seines Volkes scheiden wollen, er wird nicht den Beifall der Menge verachten, sondern beglückt sein, wenn ihm solcher zu Theil wird. Dann wird sich offenbaren, dass die unleugbaren und schweren Gebrechen der Renaissancecultur nur vorübergehende waren — denn für die weltgeschichtliche Betrachtung erscheinen lange Jahrhunderte als ein geringfügiger Zeitraum —, dass aber das Gute, welches diese Cultur erzeugt und gefördert hat, bleibenden Werth besitzt und segensreich fortwirkt für alle Folgezeit. Und hätte selbst die Renaissance Nichts weiter vollbracht, als dass sie die Menschheit des Abendlandes von den Fesseln des Autoritätsglaubens erlöste und sie der freien wissenschaftlichen Forschung, dem eigenen Denken zuführte, sie würde genug gethan haben und würde segensreich zu nennen sein.

So kehren wir denn nach dieser längeren, aber, wie es uns schien, nothwendigen und hoffentlich nicht ergebnisslosen Abschweifung zu Petrarca zurück. Wir hatten dargelegt, welch' ernsten und strengen Grundsätzen er in Bezug auf seine schriftstellerische Thätigkeit huldigte, und werden es demnach begreiflich finden, dass seine litterarische Productivität in quantitativer Beziehung keine sonderlich bedeutende war. Wohl füllen in den baseler Gesammtausgaben, obgleich diese keineswegs vollständig sind und namentlich einen beträchtlichen Theil der „Freundesbriefe" nicht umfassen, seine Schriften einen stattlichen Folioband, aber es erscheint dies in Anbetracht der langen Jahre seiner schriftstellerischen Wirksamkeit doch gering im Vergleiche zu der Menge dessen, was sowol vor als nach ihm so manche bedeutende und noch mehr unbedeutende Männer producirt haben. In Bezug auf Sprache, Form und Inhalt lassen sich Petrarca's Werke am füglichsten in folgender Weise eintheilen:

A. Lateinische Werke.

a. Prosawerke.

I. Moralphilosophische und religiöse Tractate (vgl. Cap. 10).

1) Ueber die Heilmittel gegen Glück und Unglück (oder: Trost im Glück und Unglück) (de remediis utriusque fortunae).
2) Ueber das Leben in der Einsamkeit (de vita solitaria).
3) Ueber die Musse der Mönche (de otio religiosorum).

Hierher gehören ferner die kleinen, in Briefform gekleideten Abhandlungen:

4) Ueber die beste Staatsverwaltung (de re publica optime administranda) = Ep. Sen. XIV 1 (vgl. oben S. 434 ff.).
5) Ueber das Amt und die Tugenden eines Feldherren (de officio et virtutibus imperatoris) = Ep. Sen. IV 1 (vgl. oben S. 368 ff.).
6) Ueber den Geiz (de avaritia vitanda) = Ep. Sen. VI 7 u. 8.

7) Die beiden Gespräche über die wahre Weisheit (de vera sapientia dialogi).

II. Historische und geographische Werke (vgl. Cap. 11).

1) Die vier Bücher über die denkwürdigen Dinge (rerum memorandarum libri IV).
2) Die Lebensbeschreibungen berühmter Männer (de viris illustribus vitae oder: virorum illustrium liber).
3) Auszug aus den Lebensbeschreibungen berühmter Männer (vitarum virorum illustrium epitome).
4) Syrisches Reisehandbuch (itinerarium Syriacum).

III. Polemische Schriften (vgl. Cap. 12).

1) Vertheidigung gegen die Verleumdungen eines gewissen anonymen Franzosen (contra cuiusdam anonymi Galli calumnias apologia) (vgl. oben S. 388 ff.).
2) Ueber seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit (de sui ipsius et multorum ignorantia) (vgl. oben S. 417 ff.).
3) Vier Bücher Streitschriften gegen einen gewissen Arzt (contra medicum quendam invectivarum libri IV).

IV. Uebersetzung der Griseldis-Novelle des Boccaccio (de obedientia ac fide uxoria mythologia) = Ep. Sen. XVII 3 (vgl. oben S. 445).

V. Reden.

1) Die bei der Dichterkrönung am 8. April 1341 gehaltene Rede (vgl. oben S. 178 ff.).
2) Die am 8. November 1353 zu Venedig gehaltene Rede (vermuthlich nur in verkürzter und verderbter Form überliefert, vgl. oben S. 303 ff. und den Aufsatz von R. Fulin: „il Petrarca dinanzi alla signoria di Venezia“ in: Petrarca e Venezia p. 295 ff.).
3) Die am 7. October 1354 zu Mailand gehaltene Rede (nur italienisch überliefert, doch zweifellos ursprünglich lateinisch abgefasst, vgl. oben S. 311 ff.).

4) Die am 19. Juni 1358 zu Novara gehaltene Rede (vgl. oben S. 339 ff.).
5) Die im Jahre 1360 zu Paris gehaltene Rede (vgl. oben S. 351 ff.).

VI. Briefe.

1) Die Freundesbriefe (epistolarum de rebus familiaribus libri XXIV) (vgl. oben S. 22 f.).
2) Die Altersbriefe (epistolarum de rebus senilibus libri XVII) (vgl. oben S. 24 f.).
3) Die vermischten Briefe (epistolarum variarum liber) (vgl. oben S. 24).
4) Die Briefe ohne Aufschrift (epistolarum sine titulo liber) (vgl. oben S. 25 ff.).

VII. Beiträge zur Selbstbiographie.

1) Der Brief an die Nachwelt (epistola ad posteros) (vgl. oben S. 33 ff.).
2) Die drei Gespräche über die Weltverachtung (de contemtu mundi dialogi III) (vgl. Cap. 13).
3) Die Noten im Handexemplar des Virgil[1]).

VIII. Asketische Schriften.

1) Gebete (b. Hortis, Scritti inediti etc. p. 367—372).
2) Sieben Busspsalmen (psalmi poenitentiales VII).

b. Dichtungen (vgl. Cap. 14).

1) Das Epos „Africa“.
2) Die zwölf Eclogen oder das „Bucolicon“.
(Hierzu in Prosa erläuternde Inhaltsangaben „epitomata super bucolicis suis“ b. A. Hortis, Scritti inediti etc. p. 359—365).
3) Die drei Bücher poetischer Episteln.

[1]) Petrarca besass ein, jetzt nach mancherlei Schicksalen (vgl. Fracassetti, Lett. fam. II 241) in den Besitz der Ambrosiana zu Mailand gelangtes Exemplar der Aeneis, auf dessen Ränder er eine Anzahl tagebuchähnlicher Notizen, namentlich Todesfälle u. dgl., verzeichnet hat. Die Aechtheit des merkwürdigen Buches anzuzweifeln, liegt ein berechtigter Grund nicht vor.

B. Italienische Schriften.

[a. **Prosa** (vgl. A V 3).]

b. **Poetische Werke** (vgl. Cap. 15).

I. Lyrische Dichtungen (Canzoniere).

1) Rime in vita di Madonna Laura.
2) Rime in morte di Madonna Laura.
3) Rime sopra vari argomenti (storici, morali e diversi).

II. Epische Dichtung:

Trionfi.

Es kann die Frage sich aufdrängen, ob Petrarca nicht ausser den hier aufgezählten Werken noch andere, uns nicht mehr erhaltene verfasst habe. Diese Frage ist in Bezug auf die lateinischen Schriften — die italienischen Dichtungen wollen wir einstweilen von der Betrachtung ausschliessen — mit Bestimmtheit zu verneinen, denn es erscheint undenkbar, dass Petrarca über irgend ein von ihm verfasstes Werk in seiner umfangreichen Correspondenz keinerlei Mittheilung gegeben haben sollte. Alle Werke, welche wir von ihm kennen, finden sich in seinen Briefen und zwar zum grossen Theile an wiederholten Stellen und mit ziemlicher Ausführlichkeit besprochen: wie sollen wir da glauben, dass er irgend welche auch nicht der kürzesten Erwähnung werth gehalten habe? Eine derartige Bescheidenheit, ein solches Verzichtleisten auf die möglichste Verbreitung und Steigerung seines litterarischen Ruhmes lag seinem Charakter gänzlich fern.

Nur ein Werk hat Petrarca allerdings verfasst, welches uns leider nicht mehr erhalten ist, ein Werk, welches, wenn überliefert, unzweifelhaft von dem höchsten Interesse sein und uns den grossen Dichter von einer ganz neuen Seite zeigen würde. Petrarca schrieb in seiner Jugend — jedenfalls vor dem Jahre 1331 —, um seinen kränkelnden und verstimmten Freund Giovanni Colonna di San Vito zu erheitern, eine Ko-

mödie mit dem Titel „Philologia“[1]). Boccaccio kannte, als er seine kurze Vita Petrarca's schrieb, die Dichtung vom Hörensagen und rühmte von ihr, dass man, wenn sie einst allgemeiner bekannt werden sollte, ihren Verfasser dem Terenz vorziehen würde[2]). Petrarca selbst hingegen scheint von seinem Lustspiele nicht eben eine günstige Meinung besessen zu haben, denn als ihn im Jahre 1349 Lapo di Castiglionchio um die Uebersendung desselben gebeten hatte, weigerte er sich, dem Freunde zu willfahren[3]), und er behielt doch sonst nicht leicht eine einmal abgeschlossene Schrift in seinem Pulte zurück! In Folge dieser Geringschätzung ist denn das Werk verloren gegangen, und wir wissen von ihm Nichts weiter, als dass — was Petrarca einmal gelegentlich (Ep. Fam. II 7) erwähnt — in ihm ein gewisser Tranquillinus die Sentenz aussprach: „die meisten Menschen sterben vor Ungeduld (maior pars hominum expectando moritur).“ Ohne Zweifel war die Dichtung eben nur eine unbeholfene Nachbildung irgend einer terenzischen Fabel, nichtsdestoweniger bleibt ihr Verlust sehr zu beklagen: es würde einen eigenen Reiz haben, zu beobachten, wie der uns als Lyriker und Epiker so wohl bekannte Petrarca als Dramatiker sich ausnimmt. Dann würde man constatiren können, ob die kühne Behauptung Rossetti's[4]), dass Petrarca der Neubegründer auch der dramatischen Poesie zu werden vermocht hätte, irgend welche Berechtigung besitzt, woran gegenwärtig stark gezweifelt werden muss. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls ist die Thatsache bemerkenswerth, dass Petrarca auch einen dramatischen Versuch gewagt hat, denn auch darin spricht sich, meinen wir, ein moderner Grundzug seines Wesens aus.

Es erübrigt uns noch, ein Wort über die stylistische

---

[1]) Ep. Fam. II 7. vgl. Sicco Polentone b. Mehus, p. 199.

[2]) Boccaccio b. Rossetti, a. a. O. p. 324. Boccaccio nennt übrigens die Komödie „Philostratus“, offenbar aber meint er die von Petrarca als „Philologia“ bezeichnete.

[3]) Ep. Fam. VII 16.

[4]) In der Ausgabe der Poemata minora, discorso prelim. p. XXXVI.

Form der lateinischen Schriften und Dichtungen Petrarca's — die Betrachtung der italienischen Poesien behalten wir einem späteren Orte vor — zu sagen. Wir glauben dies am besten thun zu können, wenn wir den Inhalt eines an Boccaccio gerichteten Briefes, in welchem Petrarca seine stylistischen Grundsätze darlegt [1]), in Kürze wiedergeben.

Die Schriften des Cicero und Livius, die Dichtungen des Virgil und Horaz habe er — sagt Petrarca — zu vielen Malen und mit grösster Gründlichkeit von Jugend auf durchgelesen, und sie seien ihm daher so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er oft Gefahr laufe, unbewusst und unwillkürlich aus ihnen Einzelnes zu entlehnen und dadurch, was er von jeher auf das Aengstlichste habe vermeiden wollen, zum Plagiator zu werden. Mit den Schriften des Ennius [2]), (Martianus) Felix Capella, Plautus und Apulej könne ihm dies nicht geschehen, denn diese habe er flüchtiger gelesen und ihr Inhalt sei ihm folglich immer etwas Fremdartiges geblieben. Er habe stets darnach gestrebt, einen eigenthümlichen, seiner individuellen geistigen Begabung angemessenen Styl zu schreiben, selbst auf die Gefahr hin, dass derselbe ein roher und abschreckender (incultus atque horridus) sei. Sein Ideal sei eben schriftstellerische Originalität. Gern wolle er andere Autoren als seine Vorgänger und Führer ansehen, aber er wolle ihnen gegenüber stets sein selbständiges Urtheil sich bewahren und um keinen Preis zum blinden Nachahmer werden.

Petrarca bethätigte noch in diesem Briefe selbst, dass es ihm Ernst sei mit seinem Streben nach Selbständigkeit, indem er Boccaccio ersuchte, in dem Exemplar der zehnten Ekloge, welches er ihm übersandt hatte, einige Correcturen vornehmen zu wollen: er bat ihn, die Stelle „solio sublimis acerno", weil sie zu sehr an diejenige Virgils (Aen. VIII, 178) „solioque

[1]) Ep. Fam. XXII 2.

[2]) Petrarca kannte ihn ganz sicherlich nur aus den Citaten bei Cicero, Gellius, Macrobius u. A.

invitat acerno" in „e sede verendus acerna" umzuändern, und ebenso möchte er die Worte „quid enim non carmina possint", welche er unwissentlich aus Ovid (Met. VII 167) entlehnt habe, in „quid enim vim carminis aequet" umgewandelt wissen.

Selbständigkeit des Styles also war es, was Petrarca in der Form seiner Schriften zumeist erstrebte. Nicht nach hergebrachten Formen, nach einem conventionellen Stylschema wollte er schreiben, sondern auch in dem sprachlichen Ausdrucke seine Individualität zur vollen Geltung bringen, dem Style das Gepräge geistiger Eigenart verleihen. Und wonach er so eifrig gestrebt, das hat er erreicht: er hat sich einen individualen Styl geschaffen, er ist auch in formaler Beziehung herausgetreten aus dem Geistesleben des Mittelalters und hat auch in dieser Beziehung den Ruhm sich erworben, der erste moderne Mensch gewesen zu sein. Man könnte vielleicht in Erwägung dessen, dass Petrarca als Prosaist nur der lateinischen Sprache sich bedient hat, geneigt sein, zu meinen, dass er auf die Entwickelung des italienischen Prosastyles keinen Einfluss ausgeübt habe. Es würde das aber ein schwerer Irrthum sein. Allerdings waren Petrarca's lateinische Abhandlungen nicht geeignet, um der italienischen Prosa unmittelbare Stylmuster darzubieten — das verbot sich ja eben durch die Verschiedenheit der Sprache —, aber es übertrug sich das in ihnen so scharf hervortretende Streben nach Individualisirung auf den italienischen Ausdruck und machte ihn freier, lebendiger, beweglicher, löste ihn, zum Theil wenigstens, von den Fesseln einer lästigen Unbeholfenheit. Petrarca darf demnach neben Boccaccio den Begründern der italienischen Prosa beigerechnet werden, nur freilich mit der Einschränkung, dass sein Einfluss auf deren Entwickelung kein directer, sondern ein bloss indirecter gewesen ist.

Petrarca's stylistische Originalität war übrigens in Bezug auf das Lateinische keineswegs eine absolute, sondern nur eine relative. Wie hätte dem auch anders sein können? wie vermöchte, wer in einer fremden, nur künstlich erlernten Sprache schreibt, sich von jeder Imitation frei zu erhalten, wie

sollte er nicht vielmehr sich immer, wenn auch ohne sein eigenes Wissen und Wollen, an bestimmte Stylmuster anlehnen müssen? Und so ist denn auch in Petrarca's Latinität die Nachahmung der Diction des Cicero und mehr noch des Seneca in der Prosa und des Virgil in der Poesie ganz unverkennbar, aber diese Nachahmung ist keine sklavische, keine auf das Detail, auf das Stylcolorit sich erstreckende, sie ist eine so selbständig sich bewegende und geberdende, dass sie mit vollem Rechte individual und original genannt werden darf. Petrarca entlehnt von seinen Stylmustern eben nur die allgemeinen Umrisse und die Grundfarbe des Stylgemäldes, die Auszeichnung und die Schattirung des Gemäldes aber sind sein eigenes, selbständiges Werk.

Eine Klage darf indessen hier nicht unterdrückt werden. So selbständig sich auch Petrarca in der Nachahmung Cicero's und Seneca's bewegt hat, so ist dennoch diese Nachahmung von verhängnissvoller Wirkung für die Folgezeit gewesen. Cicero's Sprache mag man mit gutem Rechte kunstvoll nennen und man mag ihr die gebührende Bewunderung zollen, aber wer frei von Voreingenommenheit zu ihren Gunsten sie beurtheilt, wird doch gestehen müssen, dass sie ein stark rhetorisches Gepräge trägt, dass sie zur volltönenden, aber innerlich hohlen Phrase sich hinneigt, dass sie oft die Gedankenarmuth des Inhaltes mit einem gleissenden Prunkgewande verhüllt und dass sie in bedenklicher Weise der Grenze sich nähert, jenseits welcher die Kunst aufhört, die Künstelei, die Manierirtheit beginnt und die zierliche Phrase vollständig den Gedanken überwuchert. Diese Grenze aber ist nun von Seneca's Diction weit überschritten worden, denn in dieser letzteren wird der Rhythmus des Styles zur Tändelei, die Eleganz zur Ueberladung, die Kraft zur Weichlichkeit, die Freude am Wohlklange zum Raffinement. Und gerade von dieser Diction, welche unleugbar einen eigenartigen und sich einschmeichelnden, aber um so gefährlicheren Reiz besitzt, hat Petrarca sich ganz vorzugsweise beeinflussen lassen, und die ihm nachfolgenden Prosaisten der Renaissancezeit nicht minder! Dadurch erhielt die Prosa

der Renaissance — zunächst die lateinische, aber dann auch und in nicht geringerem Grade die italienische — von vornherein die Tendenz, aller Natürlichkeit sich zu entkleiden und in Manierirtheit unterzugehen. Das ist denn auch rasch genug geschehen, denn auf abschüssigen Bahnen gleitet es sich schnell dahin. Auch hier kann man wieder recht deutlich erkennen, wie verderblich es war, dass zu dem Baue der Renaissancebildung vorwiegend das Römerthum, und zwar das spätere, entartete Römerthum, nicht das Hellenenthum, die Grundlage abgegeben hat. Wie ganz anders würde die Litteratur der Renaissance sich entwickelt, wie ungleich werthvollere Früchte würde sie hervorgebracht haben, wenn sie von Anfang an und mit möglichster Ausschliesslichkeit griechischen Idealen nachgestrebt hätte! Eine hellenische Renaissance, wenn diesen kurzen Ausdruck zu gebrauchen gestattet ist, würde der römischen ebenso überlegen gewesen sein, wie das Griechenthum dem Römerthume überlegen gewesen war. Freilich ein Vorwurf für Petrarca kann aus dem, was eben gesagt ward, nicht abgeleitet werden: wenn er auf die Basis des Römerthums sich stellte, wenn er an Cicero, Seneca und Virgil sich bildete, so that er eben nur, was unter den gegebenen Verhältnissen allein zu thun möglich war. Und es darf nicht übersehen werden, dass durch die Aufstellung der genannten lateinischen Autoren als Stylmuster doch mindestens der Sinn für Formenschönheit geweckt, eine ästhetische Cultur begründet wurde. Es war immerhin ein höchst bedeutender und heilsamer Fortschritt, von der Dürre des mittelalterlichen Chronistenlateins und dem Schwulste der theologischen Latinität überzugehen zu dem Ciceronianismus und Virgilianismus und zu Seneca's zierlicher und glatter, wenn auch überladener Diction. Es waren doch keine ganz unwürdigen Muster, denen man nachstrebte, und Muster, welche vielseitig genug waren — man denke daran, wie wechselvoll, wenn auch demselben Grundtone stets treu bleibend, der stylistische Ausdruck in Cicero's, Seneca's und Virgils verschiedenen Schriften ist! —, um der Individualität der Nach-

ahmenden freien Spielraum zu vergönnen und sie zur Schöpfung eines, innerhalb gewisser Grenzen wenigstens, originalen Styles anzuregen. —

Fassen wir das bisher über Petrarca's lateinischen Styl Gesagte kurz zusammen, so könnte man denselben vielleicht am besten, wenn auch anscheinend paradox, als einen in der Nachahmung originalen und individualen bezeichnen, womit ihm ein hohes Verdienst zuerkannt sein würde. Bemerkt muss hier noch werden, dass, wenn man Petrarca's lateinischen Styl richtig beurtheilen will, man dafür nicht den Maassstab von der classischen Philologie entlehnen darf. Petrarca's Latinität ist keineswegs eine classische oder auch nur eine correcte zu nennen, sondern sie leidet vielmehr an sehr wesentlichen Gebrechen und zeigt eine bedeutende Zahl von nicht bloss vereinzelt sich findenden, sondern auch consequent durchgeführten Solöcismen, wie z. B. an einer durchgängigen Unsicherheit der Unterscheidung zwischen dem Reflexivum (sui, sibi, se, suus) und dem Pronomen der dritten Person. Wollte man Petrarca's lateinische Schriften als Schülerpensa betrachten, so würden sie dem Rothstifte des corrigirenden Lehrers reichliche Arbeit gewähren und schwerlich mit guten Censuren ausgezeichnet werden. Aber eine derartige Betrachtung wäre so verkehrt wie nur möglich. Allerdings hat Petrarca auch nicht entfernt ein so reines und zierliches Latein geschrieben [1]), wie die späteren Humanisten, oder auch wie gut geschulte Philologen unserer Tage zu schreiben vermochten und vermögen, aber er schrieb das Latein mit voller Gewandtheit wie eine lebende Sprache; er wusste dasselbe jeder Materie und jeder Stimmung anzupassen, er wusste in ihm für Alles einen adäquaten und ungezwungenen Ausdruck zu finden [2]). Er hat dadurch eine

[1]) Petrarca wusste übrigens selbst recht gut, dass er nicht selten vom classischen Sprachgebrauche abweiche (vgl. Ep. Fam. XVI 10), aber er machte sich darüber keine Scrupel und war auch Anderen gegenüber weit entfernt von kleinlicher Splitterrichterei (vgl. Ep. Fam. XVI 14).

[2]) Nur einmal war er darum verlegen. Es war, als er gelegentlich der Schilderung der Festspiele zu Venedig (s. oben S. 373) die verschiedenartigen Evolutionen der turnierenden Ritter lateinisch bezeichnen wollte,

solche Meisterschaft über das lateinische Idiom bekundet, wie sie vor ihm seit der Römerzeit Niemand besessen hatte und wie sie auch nach ihm nicht allzu Viele besessen haben, denn etwas Anderes ist es, correct, und etwas Anderes, mit natürlicher Ungezwungenheit zu schreiben. —

Am Schlusse dieses Capitels erscheint es angemessen, noch Eins in Kürze zu erörtern, was vielleicht besser bereits früher erörtert worden wäre. Es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden: wodurch wurde Petrarca zu seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit hingeführt, durch welche er des Humanismus Begründer geworden ist? Man hat auf diese Frage verschiedene, zum Theil anscheinend sehr tiefsinnige Antworten gegeben, mit deren Reproduction wir uns indessen nicht aufzuhalten nöthig haben. Uns erscheint die ganze Frage höchst unberechtigt. Petrarca, als er, noch ein Jüngling, dem Studium des Alterthums mit glühender Begeisterung sich hingab, besass hierfür kein ihm selbst deutlich erkennbares Motiv, er verfolgte dabei kein klar vor ihm liegendes Ziel: er gehorchte einzig jenem unergründbaren Drange, der einen hochbegabten Geist, einen Genius, ergreift und denselben in geheimnissvoller, schöpferischer Arbeit zu ungeahnten Zielen leitet. Die Frage, warum Petrarca der Begründer des Humanismus ward, erscheint ebenso thöricht, als wenn man etwa fragen wollte, warum Shakespeare der grösste Dramatiker oder warum Goethe ein so bedeutender Dichter geworden sei. Solche Fragen darf man gar nicht stellen, so lange nicht, was aber nie geschehen dürfte, die Möglichkeit gegeben ist, den menschlichen Geist überhaupt und den Genius insbesondere zu analysiren. Petrarca wurde das, was er geworden, weil er es eben werden musste, weil er ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung war, welche durch ihn eine Culturwandelung vollziehen wollte. Ja, er war selbst ein widerstrebendes Werkzeug: Nichts lag seinem eigenen Wollen ferner, als

---

doch half er sich noch ganz leidlich mit „discursus“ und „concursus“. Ep. Sen. IV 3.

die Begründung einer neuen Cultur, und hätte er seiner persönlichen Neigung folgen dürfen, er würde gern ganz auf dem Boden mittelalterlichen Denkens und Fühlens verblieben sein, würde gern, wie sein Bruder Gherardo wirklich that, sich der mittelalterlich gläubigen Beschaulichkeit hingegeben haben, denn die Atmosphäre der von ihm geschaffenen neuen Zeit war ihm persönlich unbehaglich und er athmete sie nur, weil er sie athmen musste. Gewisse Thatsachen sowol im Natur- als im Geistesleben muss man eben, wenigstens bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, einfach als gegeben hinnehmen, ohne sie ergründen zu wollen. Kein Astronom verschwendet seine Zeit damit, zu erforschen, warum etwa die Sonne gerade so gross und nicht noch grösser oder auch kleiner ist, warum sie gerade diese und nicht irgend eine andere Stelle im Weltraume einnimmt. So muss man auch in der Geistesgeschichte den Genius als etwas Gegebenes betrachten und nicht darüber grübeln, durch welche Bedingungen er erzeugt sei und warum er gerade diese und nicht eine andere Bahn eingeschlagen habe. Solches Grübeln ist ergebnisslos oder es sind doch hohle Phrasen das einzige Ergebniss, das Höchste, was uns, und auch das nur unter besonders günstigen Umständen, vergönnt wird, ist, die Entwickelung des Genius belauschen und erkennen zu dürfen, wie er in stetem Ringen allmählich die einengenden Schranken der realen Verhältnisse durchbricht und den hohen Zielen zueilt, zu denen er instinctiv sich hingezogen fühlt.

Einer der gründlichsten und geistreichsten Kenner der modernen Litteraturgeschichte hat eine hoch interessante und eine Fülle feiner Bemerkungen enthaltende Parallele gezogen zwischen Petrarca und Boccaccio einerseits und den Heroen der sogenannten Sturm- und Drangperiode andererseits [1]: Diese Parallele hat für den ersten Augenblick sehr viel Bestechendes, gleichwol scheint sie uns — wir sagen dies selbstverständlich

[1]) H. Hettner, Petrarca und Boccaccio als Begründer der italienischen Renaissancebildung (Deutsche Rundschau, Bd. II p. 228—244).

unbeschadet aller Hochachtung für den genialen Litteratur- und Kunsthistoriker — unhaltbar zu sein. Wenn namentlich speciell von Petrarca gesagt wird: „Petrarca wurde durch denselben tief innerlichen Drang nach innerer Selbstbefreiung und Selbstbefriedigung zur begeisterten Erfassung des Alterthums geführt, durch welchen auch Goethe und Schiller bei dem Abschluss ihrer stürmenden Jugendwirren zur begeisterten Erfassung des Alterthums geführt wurden", so ist dabei, dünkt uns, übersehen worden, dass Goethe und Schiller mit vollem Bewusstsein und mit klarer Erkenntniss dem classischen Alterthume sich zuwandten, Petrarca aber ein solches Bewusstsein und eine solche Erkenntniss nicht besass noch besitzen konnte. Goethe und Schiller waren beide durch ihre Jugendbildung mit dem classischen Alterthume vertraut geworden, hatten sich aber, weil anfangs unvermögend, den richtigen Gesichtspunkt für die Würdigung desselben zu gewinnen, von ihm abgewandt und waren auf den Pfaden romantischen Denkens und Schaffens gewandelt, dann, erkennend, dass diese Pfade nicht, wie sie gewähnt, den höchsten Idealen zuführten, und geistig reifer geworden, kehrten sie zu dem classischen Alterthume und zwar, was ihren genialen Blick bezeugt, vornehmlich zu dem Griechenthume zurück, welches sich ihnen nun, von dem richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet, als das Wunderland der Ideale erschloss. Sie handelten demnach durchaus reflectirend, fast wissenschaftlich verstandesmässig, sie verglichen methodisch Romantik und Classicität und nach reiflicher Prüfung, die fast ein Werk der Gelehrsamkeit zu nennen ist, entschieden sie sich für die letztere. Ganz anders Petrarca. Er hatte in seiner Jugend das Alterthum nur durch den trüben Schleier scholastischer Bildung geschaut, er konnte nicht wissen, sondern höchstens dunkel ahnen, was es in Wahrheit enthalte, er konnte nicht Alterthum und die Bildung seiner Zeit, welche man ja vielleicht auch als Romantik bezeichnen dürfte, prüfend vergleichen und gegen einander abwägen; wenn er daher dennoch dem Alterthume sich hingab und in ihm die Normen des geistigen Schaffens zu finden hoffte, so war das lediglich

ein Werk der genialen Intuition, nicht der speculativen Reflexion. Das scheint uns einen höchst wesentlichen Unterschied zu begründen, der sich also formuliren lassen dürfte: Goethe und Schiller in ihrer Rückkehr zum classischen Alterthume erneuerten für die deutsche Litteratur die Renaissance, Petrarca dagegen schuf überhaupt erst die Renaissance. Goethe und Schiller waren ohne Zweifel die höher gebildeten und reiferen Geister, Petrarca aber war eben so zweifellos der grössere Genius, denn Schaffen ist mehr, als Neuschaffen.

Im Folgenden wenden wir uns nun der Betrachtung der Werke Petrarca's zu, soweit dieselben noch nicht im Vorhergehenden betrachtet worden sind. Wir werden dabei die oben S. 528 ff. gegebene Eintheilung zur Basis nehmen, denn die chronologische Anordnung, welche ja an sich gewiss die richtigere wäre, würde oftmals nur auf Hypothesen beruhen können, und verliert überdies ganz wesentlich dadurch an Bedeutung, dass Petrarca an vielen seiner Werke lange Jahre, ja Jahrzehende hindurch gearbeitet hat und dass folglich diese nicht die Früchte einer abgeschlossenen Lebens- und Entwickelungsperiode, sondern mehrerer solcher und also Lebenswerke im eigentlichen Sinne des Wortes sind.

Zehntes Capitel.

Die moralphilosophischen und religiösen Tractate.

Unter den in diesem Capitel zu behandelnden Werken ist in Bezug auf den Umfang das bedeutendeste und in Bezug auf den Inhalt eins der bedeutendesten der Tractat über die Heilmittel gegen Glück und Unglück, welcher, wenn wir einer anscheinend vollkommen glaubwürdigen Bemerkung in einer venetianischen Handschrift [1]) vertrauen dürfen, am 4. October des Jahres 1366 von Petrarca vollendet worden ist. Es ist also diese Schrift, selbst auch wenn wir berücksichtigen, dass Petrarca ohne Zweifel lange Jahre an ihr gearbeitet hat, ein Werk des Alters, und in der That spricht sich auch in ihr scharf jene dem höheren Alter so oft eigene, herbe Anschauungs-

[1]) Pergamentcodex, Z. L. 475, vgl. Petrarca e Venezia p. 105 f. Die betr. Note lautet: „Deo gracias. Scriptus et completus manu mea Franciscini de Fossadulci, notarii, civis tarvisini. Tarvisii anno nativitatis dominice millesimo trecentesimo nonagesimo octavo. Indictione sexta. die Martis. XII Novembris. hora septima. Ex originali proprio scripto manu indelende memorie domini francisci petrarce dignissimi laureati et per eum ipsum ad exitum perducti. Ticini. Anno domini. 1366. III nonas octobris. hora tertia. Amen." Hiermit stimmt gut zusammen die Angabe in Ep. Sen. V 5 (Pavia, 1. September, jedenfalls 1366), wonach Petrarca damals die Schrift bis II 97 (de auditu perdito) fortgeführt hatte. Sonst vgl. man auch Ep. Sen. VIII 6 u. XV 9.

weise aus, welche an dem Erdenleben nur die trübe Seite erblickt und das Vergängliche und Nichtige an ihm mit einer Art von Schadenfreude hervorhebt, wie um der noch zum Lebensgenusse befähigten Jugend die Lust zu vergällen und den Trübsinn des Greisenthums als die einzige wahre und tiefe Lebensphilosophie erscheinen zu lassen.

Das Werk zerfällt, wie schon der Titel erschliessen lässt, in zwei einander an Umfang ungefähr gleiche Theile: in dem ersten derselben soll nachgewiesen werden, dass Alles, was die Menschen für ein Glück und einen werthvollen Besitz erachten, in Wahrheit werthlos und nichtig sei, während in dem zweiten auseinander gesetzt wird, dass es in Wahrheit auch kein Unglück und Leid gebe, sondern dass Alles, was man im gewöhnlichen Leben als ein solches betrachte, von dem christlichen Philosophen für eine Förderung des Seelenheiles gehalten werden müsse. Der erste Theil umfasst 122, der zweite 132 Dialoge, denn das Werk ist in dialogische Form gekleidet, aber freilich ist diese eine rein äusserliche und besteht einzig darin, dass die „Hoffnung“ und die „Freude“ im ersten und der „Schmerz“ und die „Furcht“ im zweiten Theile in kürzester Form die These aufstellen, dass irgend etwas ein Glück oder Unglück sei, und dann in längerer Rede von der „Vernunft“ widerlegt werden. Diese letztere führt demnach fast ausschliesslich das Wort und nur in ganz vereinzelten Fällen kommt es zu einem einigermaassen erregten Wechselgespräch [1]). Dramatische Lebhaftigkeit fehlt aber durchaus, und man mag daran ermessen, welch' weiten Weg die Renaissancebildung noch zu durchmessen hatte, bevor dialogische Werke von so ächt platonischer Anmuth, wie etwa Castiglione's „Cortegiano“, entstehen konnten. Immerhin aber ist es bemerkenswerth, dass Petrarca sich der dialogischen Form bedienen wollte, denn höchst wahrscheinlich geschah dies in Nachahmung antiker Vorbilder (Cicero, Seneca) [2]), obgleich man auch an die

[1]) Namentlich II dial. 114.

[2]) Die Bücher de remed. utr. fort. zeigen in ihrer äusseren Anlage und in ihrer Tendenz grosse Aehnlichkeit mit den im Mittelalter so be-

Nachahmung der theologischen Dialoge des Mittelalters (Anselm v. Canterbury u. A.) denken könnte. Bemerkenswerth ist auch die allegorische Färbung, welche das Werk durch das Auftreten der Hoffnung, Freude, Vernunft, Furcht als redende Personen erhält: es mahnt uns dies an die hervorragende Rolle, welche die Allegorie damals in der Poesie und selbst auch in der Wissenschaft spielte.

Vorausgeschickt ist dem ersten Theile ein Zueignungsbrief an Azzo di Correggio, denn diesem seinem fürstlichen Freunde wollte Petrarca das Werk widmen, und er hielt auch, nachdem Azzo bereits im Jahre 1362 gestorben war[1], an dieser Absicht fest, wie er ja auch die Widmung der „Altersbriefe" an Francesco Nelli nach dessen Tode nicht zurückgenommen hat.

Der Inhalt dieser Epistel ist nun in Kürze folgender: Das Leben der Menschen ist, weil von Leiden aller Art bedrängt, mühselig und beschwerlich, zumal da dem Menschen die glückliche Unwissenheit über sein Schicksal, in welcher die übrigen Geschöpfe sich befinden, abgeht und er vielmehr vermöge seiner Begabung mit Vernunft fortwährend mit einem dreiköpfigen Cerberus, mit den Mühen der Gegenwart, mit der Erinnerung an die Vergangenheit und mit der bangen Erwartung der Zukunft kämpfen muss. Den einzigen Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens gewährt die Lectüre der trefflichen, die wahre Philosophie überliefernden Schriftsteller des Alterthums. Diese edle Beschäftigung liebt Azzo sehr, aber da ihm die Zeit, sich ihr hinzugeben, mangelt, soll ihm in diesem ihm gewidmeten Buche ein kleines Handbuch der Lebensphilosophie, gleichsam eine tragbare Arznei gegen alle

---

liebten „Excerpta ex libris Senecae" (Kurze Sätze in Dialogform, in denen der eine Gesprächstheilnehmer eine Behauptung in Variationen aufstellt, der andere aber nachweist, dass die behauptete Thatsache kein Uebel, sondern ein Gut in sich schliesse oder doch mindestens indifferent sei und, weil den Gesetzen der Natur gemäss, von dem Weisen mit Fassung ertragen werden müsse).

[1]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. Fracassetti, Lett. fam. I p. 532 f.

Wechselfälle des Lebens gegeben werden. Wer aber wäre würdiger, die Widmung eines solchen Buches zu empfangen, als Azzo, der die Unbeständigkeit des Glückes selbst erprobt hat und welchem auch die traurigsten Erfahrungen — schwere Krankheit, Verbannung, Tod der Angehörigen, treuloser Abfall der Freunde — nicht erspart geblieben sind? Das Buch aber soll nicht bloss Heilmittel gegen das Unglück bieten, sondern auch gegen das Glück, welches, wiewol die Meisten es nicht glauben wollen, schwerer zu ertragen und gefährlicher ist, als das Unglück. Die Form der Schrift soll die dialogische sein: die Schwesterpaare Hoffnung und Freude, Furcht und Schmerz, welche die Mütter des Glückes und Unglückes geworden sind, werden den menschlichen Geist angreifen, ihnen wird die Vernunft, welche die „Burg" des Hauptes besetzt hält, mit ihren Vertheidigungswaffen entgegentreten. —

Nun werden in einer ziemlich bunten Reihenfolge, wenn auch eine gewisse systematische Anlage nicht zu verkennen ist, die verschiedenartigsten Dinge, welche gemeinhin für Glück und werthvolles Besitzthum erachtet werden, durchgegangen und es wird von ihnen nachgewiesen, wie sie in Wahrheit nichtig und werthlos sind.

Ermüdend würde für unsere Leser eine vollständige Wiedergabe des Inhaltes sein, ermüdend selbst auch eine blosse Aufzählung der Dialogüberschriften, und wir begnügen uns daher damit, einzelne Proben des Inhaltes zu geben.

Dass die leiblichen Güter, wie langes Leben, Schönheit, Kraft, Gesundheit, für werthlos erklärt werden, ist am Ende wohl verständlich, denn von jeher hat eine engherzige und einseitige Theologie in ihnen Hindernisse des Seelenheiles und Fallstricke des Teufels erblickt, befremdlich aber muss es erscheinen, dass auch über die geistigen Güter im Wesentlichen der Stab gebrochen wird. Geistige Gaben, wird geurtheilt, besitzen keinen Werth, wenn sie nicht zu guten Zwecken angewandt werden, Tugend ist werthvoller, als grosse geistige Begabung, aus welcher oft Fehltritte hervorgehen (Dial. VII).

Ein gutes Gedächtniss gereicht oft zur Qual; Werth kann es nur besitzen, wenn es zur Aufbewahrung guter Dinge dient. leider aber vergisst ein gutes Gedächtniss oft die zum Seelenheile nothwendigsten Dinge. Man beweise sein gutes Gedächtniss dadurch, dass man seiner Sündhaftigkeit, des Todes. der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit eingedenk bleibe (Dial. VIII). Auch die Beredtsamkeit ist an sich nichts Löbliches. da sie ebensowohl bösen als guten Zwecken dienen kann, Werth besitzt sie nur, wenn sie mit der Weisheit und Tugend verbunden ist (Dial. IX). Geistige Güter haben also lediglich Werth, wenn sie in den Dienst der Ethik treten!

So wird auch über die Freiheit hart geurtheilt: Wahre Freiheit wohnt nur im Grabe. Die irdische Freiheit ist ein unsicheres Gut. Jeder Tag kann uns, auch wenn wir noch so alt sind, einen Herrn geben. Sind doch mächtige Könige und ruhmvolle Städte in Sklaverei gestürzt worden! Frei kann sich nur derjenige nennen, welcher kein Knecht der Sünde ist (Dial. XIV). — Thöricht ist der Stolz darauf, in einer grossen oder berühmten Stadt geboren worden zu sein, wenn man selbst namenlos und unbedeutend ist [1]. In einer grossen Stadt zu wohnen, hat wegen der weiten Entfernungen, welche dort stattfinden, seine argen Schattenseiten. Aus einem kleinen Orte in eine grosse Stadt übersiedeln, heisst, sich aus dem ruhigen Hafen in ein stürmisches Meer stürzen; hat man es aber einmal gethan, so strebe man darnach, durch seine Leistungen aus der grossen Menschenmasse hervorzuragen (Dial. XV). — Natürlich wird auch über den Geburtsadel das verdammende Urtheil ausgesprochen: Da die Quelle des menschlichen Lebens für Alle die gleiche ist, so gibt es keinen Geburtsadel. Der wahre Edelmann wird nicht geboren, sondern entspringt aus rühmlichen Thaten. Was wir Geburtsadel nennen, ist ein werthloser Besitz, wenn wir ihm nicht durch

[1]) Hier folgt eine heftige Polemik gegen Platon, weil dieser sich gerühmt habe, in Athen und als Grieche geboren worden zu sein. Gelegentlich wird hier auch ein heftiger Ausfall gegen des Pythagoras Lehre von der Seelenwanderung gemacht.

eigene Tüchtigkeit Glanz verleihen. Die Reihe der erlauchten Vorfahren ist immer nur eine kurze. Der Ursprung fürstlicher Geschlechter geht vielfach auf den Hirten- und Bauernstand zurück, und oftmals endet auch ihre Geschichte wieder am Ausgangspunkte. Das einzige Gute, welches adlige Abstammung gewährt, ist, dass das Beispiel edler Vorfahren zur Nacheiferung aufmuntert. Indessen ist doch selten eines hervorragenden Mannes Sohn wieder ein hervorragender Mann. Oft ist der adelige Stand eine Last für den, der ihm angehört (Dial. XVI).

Dass gegen Alles, was nur irgend als Luxus erscheinen kann oder nur irgendwie an Luxus anstreift, mit grosser Erbitterung geeifert wird, werden wir nur für folgerichtig halten müssen. In diesem Feldzuge werden auch die kleinsten Details nicht vergessen. So wird es z. B. als kindisch und thöricht getadelt, wenn sich Jemand Pfauen, Hühner, Tauben oder Bienen, Affen oder sonstige possierliche Thiere oder gar Elephanten und Kameele hält, und überall wird an dem betreffenden Thiere irgend eine Schattenseite herausgefunden, durch welche jeder Vernünftige sich von dessen Zucht abschrecken lassen sollte: die Pfauen sind schön, aber ihr Geschrei ist unerträglich; die Hühner scharren immer im Boden und verursachen dadurch grossen Schaden; die Tauben sind durch ihr stetes Girren und Gurren lästig; die Bienen sind schwer zu züchten und ihre Schwärme fliegen oft davon; die Affen sind völlig unnütz und durch ihre Menschenähnlichkeit widerlich; Elephanten und Kameele endlich sind für unser Klima ganz unbrauchbar (Dial. LX, LXI, LXII).

Aber auch der edelste Luxus, die Werke der bildenden Künste, finden vor dem asketischen Richter keine Gnade. Die Freude an Gemälden ist, trotzdem dass die grössten Männer des Alterthums ihr gehuldigt haben, eine eitele und thörichte — viel besser ist es, an den Werken der Natur sich zu erfreuen und in ihnen die Macht Gottes zu bewundern (Dial. XL). Auch die im Alterthume ebenfalls sehr verbreitete Freude an Bildsäulen ist eine thörichte und eitele. Uebrigens kommt es Vielen, welche für Statuen zu schwärmen vorgeben, nicht so-

wol auf den Kunstwerth derselben als auf die Kostbarkeit des Materials an (Dial. XLI). Dass schön geschnittene Steine einen Kunstwerth besitzen und erfreuen können, soll nicht geleugnet werden — aber soll man nicht statt an dem Glanze und an den Farben der Edelsteine am Glanze der Sonne und an den leuchtenden Farben des Himmels und der Bäume sich erfreuen? und soll man nicht vielmehr die Weisheit des grössten Künstlers, d. i. Gottes, nicht aber den Geist eines irdischen Künstlers bewundern? (Dial. XXXIX). Dies und Aehnliches ward von dem Begründer der Renaissancecultur geschrieben, als dieselbe, auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, in vollem Emporblühen begriffen war! Man sieht, welch' harten Kampf Petrarca in seinem Innern mit dem Geiste des Mittelalters zu kämpfen hatte und wie der letztere sich oft genug des Sieges rühmen durfte [1]).

Nicht besser, als der bildenden, ergeht es der darstellenden Kunst. Sich an den Witzen eines Schauspielers zu erfreuen, ist eines ernsten Mannes unwürdig. Allerdings erwarb sich der Schauspieler Roscius die Gunst selbst des Sulla und des Cicero, aber damals stand die dramatische Kunst hoch, während sie jetzt tief gesunken ist und nur noch ein verderbter Geschmack sich an ihr ergötzen kann. Die Schauspieler sind eine ebenso unsittliche und gefährliche Menschenclasse wie die Parasiten (Dial. XXVIII). Bei diesem Urtheile ist allerdings zu berücksichtigen, dass im 14. Jahrhundert in Italien von einer Schauspielkunst in der That nicht die Rede sein konnte und dass die gewerbsmässigen Histrionen damaliger Zeit eben nur Possenreisser der gemeinsten Sorte waren. Dass Petrarca an Ringkampf, Schnelllauf, Wagenrennen, Fechterspielen und Thierhetzen wenig Gefallen fand (Dial. XXIX und XXX), wird man ebenfalls verzeihlich finden.

Interessant ist es zu erfahren, wie der Lauraschwärmer und Laurasänger, der Dichter der lieblichen Sonette und Canzonen, über Frauenliebe, eheliches Glück und Vaterschaft dachte

---

[1]) Ueber Petrarca's wahres Verhältniss zur bildenden Kunst vgl. S. 511 f.

oder doch zu denken vorgab. Unsere Leser werden sehr enttäuscht sein, aber ihr Staunen wird sich später noch gewaltig steigern: Petrarca war, wenigstens in seinem Alter und wenigstens in der Theorie, der grimmigste Weiberfeind und Ehehasser, der eingefleischteste und fanatischste Cölibatär.

Dem Weisen ziemt — lehrt er, indem er Cicero's (Tusc. IV 32—35) Anschauung etwas verworren reproducirt — nur die rein geistige, von aller Leidenschaft freie Liebe zu Gott, zu geistigen Dingen und zu Freunden. Jede Liebe hingegen, welcher, wenn auch nur versteckt, ein sinnliches Motiv zu Grunde liegt, ist ein Uebel, besonders wenn sie Gegenliebe erweckt hat. Wer Liebesschmerz durch Lieder zu heilen vermeint, ist in argem Wahne befangen, denn er steigert nur durch die poetische Thätigkeit sein Uebel. Durch andere Mittel allein, wie z. B. durch Entfernung, Beschäftigung, neue Liebe, lässt die Liebe sich heilen, die wirksamsten Gegenmittel aber sind eintretende Krankheit, Hässlichkeit und Alter. Die Frauen aber sind es übrigens gar nicht werth, dass man sie liebt, denn sie sind ein lüsternes, leichtsinniges Geschlecht, dem das Lügen und Betrügen zur Gewohnheit und zur eifrig betriebenen Beschäftigung geworden sind (Dial. LXIX). Die Ehelosigkeit ist daher der Ehe bei weitem vorzuziehen. Mit einer Frau kommen steter Zank und Unfrieden in das Haus, namentlich wenn die Frau reich und vornehmen Geschlechtes ist. Der Mann wird stets der Sklave der Frau und, ist dieselbe gar eifersüchtig, so wird seine Sklaverei geradezu unerträglich (Dial. LXV)[1]; besonders schlimm gestaltet sich auch die Lage des Ehemannes, wenn seine Frau sehr schön ist (Dial. LXII). Wer einmal schon verheirathet gewesen ist und zu einer zweiten Ehe schreitet, ist ein Thor, und wer seinen Kindern eine Stiefmutter gibt, schleudert mit eigener Hand eine Brandfackel in sein

[1]) Es enthält dieser Dialog eine drastische Declamation gegen die Ehe und die Frauen, der es nicht an komisch wirkenden Zügen fehlt, welche aber doch von feiner Menschenkenntniss und guter Beobachtung des Lebens zeugt.

Haus. Besser als eine zweite Ehe ist — wenn es nur keine Sünde und von Gott verboten wäre — das Leben im Concubinate (Dial. LXXVI). Kinder sind in Wahrheit eine „süsse Last,“ denn sie sind die Quelle steter Sorge und Unruhe. Auf Lebensgenuss muss, wer Kinder hat, verzichten, denn er sorgt nicht nur für die Gegenwart, sondern sogar noch für eine Zukunft, welcher er selber nicht mehr angehören wird (Dial. LXX). Allerdings gewährt ein munteres Kind, wenn es z. B. seine ersten Sprechversuche macht, eine reizende Unterhaltung, deren man sich wohl freuen darf. Aber man möge immer bedenken, dass das Kind rasch wegsterben kann, und auch, dass ein netter Knabe sich oft zu einem bösen Jüngling entwickelt (Dial. LXXI). Man wünsche nicht, schöne Kinder zu besitzen, denn diese, namentlich aber die Mädchen, würden eben durch ihre Schönheit vielen Gefahren ausgesetzt werden. Schönheit ist ganz hübsch, aber ein Höcker ist besser (!). Uebrigens ist die Schönheit ein vergängliches Gut (Dial. LXXII). Einen tapferen und hochherzigen Sohn zu besitzen, ist ein Unglück, denn eben diese Eigenschaften werden ihn in viele Gefahren bringen, in denen er leicht seinen Tod finden kann (Dial. LXXIII). Besitzt man eine wirklich keusche Tochter, so hat man sehr zu befürchten, dass sie das Opfer der schlimmsten Nachstellungen werde, und auch, dass sie selbst endlich einmal ihre Tugend überdrüssig bekomme und dann dem Laster um so ärger fröhne: keusche Mädchen werden ja in der Regel geile alte Weiber (Dial. LXXIV).

Wir brechen hiermit, um unsere sich des Lebensgenusses freuenden Leser nicht zu ermüden und zu erzürnen, unsere Proben ab und wenden uns dem zweiten Theile zu. Dieser wird mit einer Vorrede eingeleitet, welche wol zu dem Besten gehört, was Petrarca überhaupt geschrieben hat: es ist in ihr ein würdiger philosophischer Gedanke mit Consequenz durchgeführt und erörtert, und es ist, was nicht das geringste Verdienst des Autors ist, der philosophischen Untersuchung eine anziehende Form gegeben worden, welche bald von dem Hauche tiefsinniger Sentimentalität erfüllt ist, bald von dem leichten

Spiele anmuthigen Humors belebt wird. Der Inhalt lässt sich etwa folgendermaassen in Kürze zusammenfassen:

Petrarca erklärt, dass ihm von Allem, was er je gehört und gelesen, Nichts mehr gefallen und Nichts grösseren Eindruck auf ihn gemacht habe, als der Ausspruch des Heraklit, dass der Streit der Vater aller Dinge sei („omnia secundum litem fieri"). Er beweist nun eingehend und mit Anführung einer Fülle von Beispielen [1]), wie die Wahrheit dieses Satzes im ganzen Leben der Natur sowie im äusseren und inneren Leben der Menschen alltäglich handgreiflich zu Tage trete. Nachdem er dies beendet, bespricht er nochmals den Inhalt und die Tendenz seines Werkes. Das ganze menschliche Leben werde unaufhörlich von dem Widerstreite der Leidenschaften, der Hoffnungen und der Befürchtungen bewegt. Er wolle nun die Nichtigkeit derselben und damit auch die Nichtigkeit des Glücks und Unglücks nachweisen. Wohl wisse er, dass man darüber sowol in ausführlicherer als auch in kürzerer Form sprechen könne, als er es thue, aber er habe einen Mittelweg innehalten, sich weder der Breite noch lästiger Kürze der Darstellung schuldig machen, den Leser weder mit Stoff überhäufen noch auch ihm denselben zu kärglich zumessen wollen. Man möge sich nicht darüber wundern, dass er nicht nur in dem Titel des Buches, sondern auch im Buche selbst sich des Wortes „Glück" bediene, er thue dies nur, um nicht vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abzuweichen und dadurch für die weniger Gelehrten unverständlich zu werden, er selbst wisse recht gut, dass es, wie der heilige Hieronymus sage, weder ein Glück (fortuna) noch ein Schicksal (fatum) gebe [2]).

Nach Beendigung dieser Vorrede geht nun der Autor zu der ihm noch übrigen Aufgabe über, nachzuweisen, dass Alles,

---

[1]) Die zahlreichen, der Naturgeschichte entlehnten, Beispiele sind aus Plinius' „Historia Naturalis" zusammengetragen, z. B. was in dieser VII 10. VIII 52. X 169. XI 111. XVII 220-240 u. XXXII 2 ff. erzählt wird.

[2]) Man erkennt hieraus, dass Petrarca trotz seiner zur Schau getragenen Exclusivität (vgl. oben S. 522 f.), in praxi doch nicht für die Gelehrten allein schreiben wollte.

was von den Menschen für ein Unglück erachtet werde, in Wahrheit ein Segen sei. Offenbar war diese Aufgabe ungleich schwieriger, als diejenige, welche im ersten Theile gelöst ward oder doch gelöst werden sollte, denn weit leichter lässt sich das Glück hinwegdisputiren, als das Unglück, dessen eherne Schwere von den Menschen nur allzu wesenhaft empfunden wird. So ist es denn sehr erklärlich, dass Petrarca's Ausführungen oftmals nicht bloss an das Paradoxe, sondern auch an das Absurde streifen, dass sie dem modernen Leser vielfach geradezu als hochkomisch erscheinen und auf ihn eine der beabsichtigten ganz entgegengesetzte Wirkung machen.

Krankheiten und körperliche Schmerzen werden wol von Allen als sehr reale Uebel betrachtet. Hören wir, wie Petrarca auch ihnen eine erfreuliche Seite abzugewinnen versteht! Beginnen wir mit einem kleinen, aber doch sehr lästigen Uebel. den Zahnschmerzen: durch die Krankheiten und Schmerzen der Zähne werden wir sowol an die Güte Gottes, welcher wir unsere Zähne verdanken, als auch an unsere Hinfälligkeit erinnert. Werden die Zähne schlecht und fallen sie nach und nach aus, so werden wir dadurch zu grösserer Mässigkeit und Schweigsamkeit genöthigt und vor der Gefahr bewahrt, leichtsinnig zu küssen. Werden wir endlich ganz zahnlos, so möge uns dies eine heilsame Mahnung daran sein, dass wir bald dahin gehen werden, wo man keiner Zähne mehr bedarf (Dial. XCIV). Aber auch für schlimmere Dinge erhalten wir Trost. Leiden wir z. B. an Schlaflosigkeit, so sollen wir uns freuen, dass wir dadurch mehr Zeit zur Arbeit gewinnen und also unser Leben verlängern können; auch entrinnen wir dadurch den Schrecknissen der Träume. Der verlorene Schlaf wird sich schon wieder herbeilocken lassen, wo nicht, so wird der Tod ihn uns wiedergeben (Dial. LXXXVI). Auch die Krätze hat ihre Vortheile: indem sie uns immer hübsch munter erhält. ersetzt sie uns eine Weckuhr und bietet uns eine vortreffliche Gelegenheit, unsere Geduld zu erproben. Von der Krätze des Leibes machen die Menschen viel Aufhebens, während sie um die Krätze der Seele, Habsucht und Wollust, sich

meist gar nicht kümmern (Dial. LXXXV). Unleugbar schmerzhaft ist der Gelenkrheumatismus[1]), aber der Kranke, der übrigens sein Leiden meist selbst verschuldet hat, möge sich damit trösten, dass er sich in's Bett lege und daran denke, wie er vielleicht bald im Grabe liegen werde. Das wird seiner Seele nützen (Dial. XCV). Das Podagra hindert uns nur an körperlicher Bewegung, nicht aber an edler geistiger Thätigkeit. Besser ist es, dass die Füsse kranken, als das Haupt. Durch Mässigkeit und Enthaltsamkeit können wir übrigens das Podagra bekämpfen (Dial. LXXXIV). Endlich wird auch die Pest besprochen: Vor einer Pest kann sich nur fürchten, wer den Tod fürchtet. Stirbt man an der Pest, so hat man wenigstens den Trost, mit Vielen zugleich zu sterben. Uebrigens verschont auch die grimmigste Pest noch viele Menschen (Dial. XCII).

Selbst für alle „kleinen Leiden" des menschlichen Daseins weiss unser praktischer Lebensphilosoph Rath. So tröstet er uns über das Ungemach einer engen Wohnung: Ein kleines Haus hat vor einem grossen manchen Vorzug, so sichert es z. B. vor Dieben. Die Engigkeit des Hauses ist für den Bewohner kein Hinderniss, hohen Ruhm zu erwerben. Viele berühmte Männer haben enge Häuser bewohnt. Das Haus mag noch so eng sein, enger noch wird der Sarg sein, und schon während des Lebens muss unsere Seele in der engen und schmutzigen Behausung des Leibes wohnen (Dial. LXIII). In einem anderen Abschnitte folgt ein ganzes Register von allerlei verdriesslichen Dingen sammt den entsprechenden Trostgründen: 1. Das wirre und lärmende Reden der Menschen — flüchte Dich in die Einsamkeit auf's Land oder suche Dich an das Lärmen zu gewöhnen, wie man ja auch an das Tosen eines Wasserfalles sich gewöhnen kann. 2. Das Bellen der Hunde — wer an das Lärmen der Menschen sich gewöhnt hat, kann auch das Bellen der Hunde ertragen. 3. Ein wildes Pferd, ein störrischer Sklave[2]) — beide „Thiere" kann ent-

[1]) So darf man vielleicht „aegritudo tibiarum" übersetzen.

[2]) Dass es zu Petrarca's Zeit in Italien, namentlich in Venedig, noch

behren, wer Hände und Füsse hat. 4. Fliegen und Flöhe — diese Thiere sowie das sonstige Ungeziefer sind von Gott erschaffen worden, um uns an unsere menschliche Schwäche zu erinnern und zur Demuth zu ermahnen. Wenn es keine Flöhe gäbe, so würden wir zu gut schlafen und zu übermüthig werden. Wer sich gegen die Fliegen, Gottes Geschöpfe, zu sehr ereifert, läuft Gefahr, in die Gewalt des Fliegengottes, d. h. des Teufels, zu gerathen. 5. Das Geschrei der Nachtvögel — es ist Aberglaube, das Schreien des Käuzchens oder der Nachteule für vorbedeutungsvoll zu halten. 6. Mäuse im Zimmer — die Mäuse wohnten eher als Du im Zimmer und können sich daher mit grösserem Rechte über Dein Eindringen beschweren, als Du Dich über das ihre. Mäuse, Spinnen und alle derartige lästige Thiere sind von Gott erschaffen worden, damit uns nicht etwa das irdische Leben zu angenehm werde und wir aufhören, uns nach dem himmlischen zu sehnen. 7. Das Gequack der Frösche und das Zirpen der Cicaden — man bilde sich fest ein, dass diese Töne schön klingen und man wird seine Freude daran haben. Die Frösche und Cicaden müssen nun einmal dem Gebote der Natur nach ihre Musik machen, und diese ist bei weitem keine so grosse Plage, als die Schlechtigkeiten und Leiden, welche die Menschen selbst sich gegenseitig anthun[1]. 8. Die Hitze — der Winter wird Hülfe bringen. 9. Die Kälte — durch Feuer, Kleidung, Bedachung, Arbeit, Körperbewegung und Speise kann ihr abgeholfen werden. 10. Das unbeständige, bald heisse, bald kalte, bald feuchte Wetter — man muss nicht so weichlich und so empfindsam gegen Witterungseinflüsse sein und nicht immer gegen die von Gott gelenkte Natur klagen. Die Witterungserscheinungen (Wolken, Winde, Hagel, Blitz,

Sklaven gab, wenn auch jedenfalls nur in geringer Zahl, wird z. B. durch eine Bemerkung in Ep. Sen. X 2 bewiesen.

[1]) Petrarca nimmt hier Gelegenheit, bitterlich über das Räuberunwesen zu klagen, welches die Fürsten selbst (die er ironisch „patres patriae" nennt) um schnöden Geldgewinnes willen begünstigen und welches das schönste Vergnügen, das Reisen, verleidet und selbst unmöglich macht. Ueber das Tyrannenunwesen vgl. man auch II Dial. 39.

Donner) mahnen uns an unsere Ohnmacht und der Donner verkündet uns Gottes Zorn. 11. Das Zusammentreffen mit Betrunkenen — man meide die öffentlichen Plätze der Stadt und die Schenken. 12. Das Gedränge der Menschen — nur der crasseste Egoist kann wünschen, dass die Bevölkerung der Stadt aussterbe: der, dem das Gedränge unleidlich ist, kann ja auf's Land flüchten. 13. Processe — man sorge dafür, dass man keine Processe habe, und das ist leicht zu erreichen, wenn man nur der Habsucht entsagt (Dial. XC).

Nach dem, was wir oben von Petrarca's Weiber- und Ehehass erfahren haben, wird es uns nicht befremden, dass er den Verlust einer Braut, einer Gattin, eines Kindes nicht eben für ein sonderliches Unglück erachtet, aber staunen werden wir doch, dass sich dieser Hass bis zur vollen Rohheit und Herzlosigkeit steigern konnte.

Verliert man seine Braut in Folge einer gerichtlichen Entscheidung, so mag man sich damit trösten, dass es besser ist, die Braut, als die Gattin zu verlieren, dass es besser ist, in einem Processe, als in einem Waffenkampfe, bei welchem man obendrein auch das Leben verlieren kann, zu unterliegen, und dass es endlich ein Glück ist, vor der Verheirathung und ihren Folgen bewahrt zu bleiben (Dial. XVII). Ueber den Tod der Gattin muss man sich freuen, nicht trauern: wird man doch dadurch von schweren Fesseln befreit und erhält seine Freiheit und die ungehinderte Verfügung über seine Zeit wieder. Es hat ja auch keinen Zweck, dass die Ehe bis zu dem Zeitpunkte ausgedehnt werde, in welchem die Frau aufhört, liebenswürdig zu sein und Kinder zu gebären. Ein Thor aber ist jedenfalls, wer nach Lösung der ersten Ehe zu einer zweiten schreitet. Am glücklichsten ist ohne Frage der Hagestolz: beneidenswerth ist seine Unabhängigkeit! (Dial. XVIII)[1]. —

[1] Wir geben eine Stelle aus diesem Dialoge als besonders charakteristisch wieder: „Ich habe meine Frau verloren. — O du Thor! Nun ist es Zeit, den Hochzeitsreigen anzustimmen und Dich zu bekränzen (NB. die Stelle ist in den baseler Drucken arg verderbt, doch kann der Sinn nicht zweifelhaft sein), in einem grossen Kampfe hast Du gesiegt und von einer

Gegen ein böses Weib hilft nur Prügel, oder wenn diese erfolglos bleibt, die Geduld. Am besten ist es, unvermählt zu bleiben (Dial. XIX). — Wird Einem die Frau entführt, so muss man dem Verführer dankbar sein wie einem Arzte, der uns von einem schweren Leiden befreit hat (Dial. XX). — Die Unfruchtbarkeit der Frau hat viele Vortheile: sie macht die Frau bescheiden und demüthig, sie erspart manche häusliche Unannehmlichkeiten (Wochenbett, Ammengezänk etc.), sie bewahrt vor dem Schmerze, schlechte Kinder zu haben, und vor der Schande, Bastardkinder aufzuziehen. Uebrigens aber trägt oft genug der Mann die Schuld an der Unfruchtbarkeit der Frau (Dial. XXII). — Bei dem Verluste eines Sohnes, welcher allerdings, namentlich wenn der Sohn gut war, überaus schmerzlich sein kann, tröste sich der Vater mit dem Gedanken, dass er dem Sohne in Bälde nachfolgen werde, und auch damit, dass er durch den Todesfall von einer schweren Sorge befreit worden ist (Dial. XXXXVIII).

Indessen darf man doch nicht meinen, dass das ganze Buch sich aus derartigen, theils absurden theils das sittliche Gefühl verletzenden Paradoxen zusammensetze. Es finden sich auch wirklich tief durchdachte Capitel, in denen ein ernster Gedanke in anmuthiger, ja selbst poetischer Form entwickelt wird. So z. B. Dial. XCIII, in welchem der Autor den Weltschmerz („dolendi quaedam voluptas“) bekämpft und dabei Gelegenheit nimmt, die Pracht der Natur und die Macht des Menschengeistes in schwungvollster Rede zu feiern. Die hier gegebene Schilderung von der wunderbaren geistigen Begabung des Menschen kann an den das gleiche Thema behandelnden Chorgesang des Sophokles in der Antigone („πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει etc.“) erinnern. Aber freilich sind derartige Perlen spärlich verstreut in einer erdrückenden Stoffmasse, welche dem unbefangenen Beurtheiler

langen Belagerung bist Du befreit. — Ich habe meine Frau verloren. — In dem Sinne, wie man das Fieber oder die Krätze verliert, zuweilen ist der Verlust eine Art des Gewinns.“ Und in diesem mehr als cynischen Tone geht es ungefähr eine Folioseite weiter.

als ein wunderlicher Wust erscheinen muss. Einigermaassen erträglicher wird indessen die Lectüre auch des zweiten Theiles dadurch gemacht, dass nicht selten culturhistorisch oder psychologisch interessante Anekdoten eingeflochten (z. B. Dial. XC, CXX, CXXI) und dass mitunter auch Begebenheiten aus der Zeitgeschichte erzählt werden (z. B. Dial. LXXI, CXVII). —

Welches Gesammturtheil soll man nun über das seltsame Werk abgeben? Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, dass es, und zwar ohne einer sonderlichen Auszeichnung gewürdigt zu werden, in eine Reihe gestellt werden müsse mit jenen asketischen Werken über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, welche die mittelalterliche Prosalitteratur, zumal seitdem der grosse Innocenz III. die „drei Bücher über die Verachtung der Welt oder über das Elend des menschlichen Lebens“ [1]) geschrieben hatte — welches Buch Petrarca übrigens einmal fortzusetzen aufgefordert wurde, sich aber dessen weigerte (Ep. Sen. XVI 9) —, in so reicher Fülle und sowol in Latein als in den Volkssprachen hervorbrachte. Und in der That kann eine innere Verwandtschaft der „Heilmittel gegen Glück und Unglück“ mit jenen Werken nicht geleugnet werden: sie sind im Wesentlichen von demselben Geiste der düsteren und weltfeindlichen Askese des Mittelalters erfüllt und sie sind ohne Frage dasjenige Buch, durch welches ihr auf der Grenzscheide zweier Zeitalter stehender Verfasser am nachdrücklichsten bekundet hat, dass er nicht nur ein Bürger der Neuzeit, sondern auch noch ein Bürger des Mittelalters gewesen ist. Trotzdem aber würde es ein Irrthum sein, zu meinen, dass Petrarca in der Abfassung dieses Werkes die Eigenschaft des Begründers der humanistischen Bildung völlig verleugnet habe. Das Buch mag uns modernen Menschen,

[1]) de contemtu mundi sive de miseria humanae conditionis libri tres“ (zuletzt herausgegeben von J. J. Achterfeld, Bonn, 1855). Ueber den Einfluss dieses Buches auf die mittelalterliche Litteratur vgl. den schönen Aufsatz von R. Köhler, „Quellennachweise zu Richard Rolle's von Hampole Gedicht ‚The Pricke of Conscience‘ in dem Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. VI p. 196 ff.“

die wir — abgesehen von vereinzelten Fanatikern und seltsamen Schwärmern — mit der asketischen Anschauung des Mittelalters gänzlich gebrochen und eben in Folge der Renaissance einer heiteren Lebensauffassung uns zugewandt haben, gar sehr mittelalterlich-asketisch erscheinen, Petrarca's Zeitgenossen aber, den noch im Mittelalter stehenden oder eben erst aus demselben heraustretenden Menschen, ist es unzweifelhaft als ungemein modern und höchst freisinnig erschienen. Dies Buch nämlich, welches wir ohne nähere Prüfung einfach als ein Erbauungsbuch und zwar als ein höchst finster gehaltenes bezeichnen würden, will doch durchaus kein Erbauungsbuch, keine asketische Schrift sein, sondern erhebt Anspruch darauf, als ein ganz profanes Werk, als ein Handbuch der Lebensphilosophie betrachtet zu werden. Daher hält es sich auch so fern von aller systematischen Theologie, abstrahirt von jeder Bezugnahme auf formulirte Dogmen und Lehrsätze, behelligt uns nicht mit Erörterungen über die Erbsünde, die Tod- und lässlichen Sünden, die sieben Sacramente, die fünf Freuden der heiligen Jungfrau und ähnliche theologische Specialitäten. Wohl ist der Verfasser erfüllt von dem asketischen Geiste mittelalterlich-katholischen Kirchenthums, aber demungeachtet bemüht er sich sichtlich, seinem Werke einen profanen Charakter zu verleihen: wohl citirt er die Bibel und die Kirchenväter, aber eigentlich doch nur dann, wenn er aus profanen Autoren kein recht geeignetes Citat oder doch keine grössere Anzahl derselben aufzutreiben weiss, wenn nur irgend möglich, entnimmt er seine Citate den lateinischen Classikern, und man merkt ihm die herzliche Freude an, mit welcher er die Früchte seiner profanen Belesenheit uns vorsetzt. Man erkennt daraus zur Genüge, dass es doch auch der Humanist Petrarca gewesen ist, der dieses Buch geschrieben; das Buch ist gleichsam das Werk eines Doppelwesens, des mittelalterlichen Petrarca und des humanistischen Petrarca, wenn wir uns dieser kurzen Bezeichnungen bedienen dürfen: der mittelalterliche Petrarca wollte einmal allein schriftstellern und machte dazu ganz gewaltige Anstrengungen, aber dennoch

gelang es ihm nicht, denn der humanistische Petrarca brachte ihm immer das Concept aus der Ordnung, flüsterte ihm zwischen die erbaulichen Phrasen immer Sätze aus den alten Heiden zu, auch etliche recht heidnische Gedanken, kurz, er liess es sich nicht nehmen, ebenfalls seinen Theil zu dem Werke seines Mit-Ichs beizutragen. So entstand denn ein in sich selbst zwiespältiges Buch, dictirt vom Geiste des Mittelalters, aber corrigirt und ergänzt vom Geiste des Humanismus, ein Buch, welches, wie sein Verfasser, auf der Grenze zweier Zeitalter steht, sowol der untergehenden als auch der emporsteigenden Culturform angehört. Und noch durch etwas Anderes bekundet das Werk seine eigenartige Zwitternatur. Petrarca wollte vom christlichen Standpunkte aus des Lebens Nichtigkeit darlegen, aber da er unvermögend war, sich mit ganzer Seele auf diesen Standpunkt zu stellen, und da der Humanist in ihm immer den christlichen Asketen durchkreuzte, so ist er, freilich ohne es gewollt noch gewusst zu haben, zu einem sehr verschiedenartigen Ergebnisse gelangt. In dem Buche spricht sich — wenigstens wenn man den Gesammteindruck sich vergegenwärtigt — ein sehr unchristlicher Pessimismus aus, der sich selbst bis zum Nihilismus steigert. Das ganze Erdendasein wird als absolut werthlos dargestellt, das Vorhandensein sowol des Guten als des Bösen in der realen Welt wird geleugnet und damit indirekt die Lehre von dem öden Nichts gepredigt. Wenn der Verfasser folgerichtig zu Werke gegangen wäre, so hätte er — ähnlich wie etwa Schopenhauer und E v. Hartmann — die Verzweiflung am Dasein als die einzig berechtigte Weisheit und die Aufhebung des individuellen Seins durch den Selbstmord als eine That überlegener Einsicht hinstellen müssen. Das thut er freilich keineswegs, sondern er ereifert sich vielmehr (II 98) in salbungsvollen Worten gegen den Selbstmord und spricht gar Vieles und Erbauliches von Gottes Güte und Weisheit, von Tugend und Sünde, von der ewigen Seligkeit und der ewigen Verdammniss. Indessen, das Alles ist nur eine fromme Hülle, welche Petrarca in seiner, allen Gemüthsmenschen eigenen Scheu, die letzten und gefähr-

lichsten Consequenzen seines Denkens zu ziehen, gebraucht, um sich selbst zu betrügen und nicht in der süssen Gewohnheit des inneren Daseins durch unbehagliche Zweifel gestört zu werden. Der Grundgedanke des Werkes ist durchaus unchristlich und schliesst von vornherein jede Möglichkeit aus, dass er mit dem Glauben an die göttliche Güte und Weisheit, an Tugend und Sünde, an ewige Seligkeit und Verdammniss vereinbar sei, denn diese Begriffe können nur dann einen Sinn haben, wenn man in der realen Welt die Existenz des Bösen und Guten annimmt, wenn man den realen Dingen einen positiven oder negativen Werth beilegt: wie soll aber der Mensch an Gottes Güte und Weisheit glauben können, wenn für ihn die Werthlosigkeit alles dessen, was er besitzen, erwerben, geniessen und erfahren kann, ein Axiom ist? Wie ist ferner Tugend und Sünde praktisch überhaupt denkbar, wenn ihnen ihr Substrat, der den realen Dingen gemeinhin beigemessene Werth, entzogen wird? denn wie dürfte man dann z. B. die Ehrlichkeit als eine Tugend, den Diebstahl als ein Laster bezeichnen, die erstere anempfehlen, vor dem letzteren aber warnen wollen, da sie doch beide nur an Gegenständen zur Ausübung kommen könnten, welche, weil an sich absolut werthlos, jede an ihnen vollzogene Handlung sittlich indifferent machen müssten? ja, würde nicht, wenn die Anschauung von der Werthlosigkeit der realen Dinge allgemeine Geltung besässe, jede Befassung mit denselben aufhören, damit aber natürlich auch jede Tugend und Sünde? was würden aber endlich für derartige Menschen, wenn überhaupt deren zu existiren vermöchten, die ewige Seligkeit und die ewige Verdammniss noch für einen Sinn besitzen? würden sie nicht völlig unfähig sein, sowol die eine sich zu erwerben als auch der anderen sich schuldig zu machen?

Indem Petrarca eine Anschauungsweise aussprach, welche in ihren, von ihm selbst freilich — wir dürfen wol sagen: nur zufällig — nicht gezogenen Consequenzen zu derartigen Ergebnissen führte, trat er heraus aus den Gedankenkreisen des Mittelalters und des Christenthums. Mittelalter und Christen-

thum — beide Begriffe decken sich in dieser Beziehung — kennen wohl den relativen, aber nicht den absoluten Pessimismus, d. h. sie lehren wohl, dass die irdischen Dinge werthlos seien im Vergleiche zu den himmlischen und ewigen, aber sie sind weit davon entfernt, den ersteren jeden Werth absprechen zu wollen. Die vom Christenthume anempfohlene und im Mittelalter so eifrig praktisch geübte Weltentsagung konnte doch nur dann einen Sinn haben, wenn man die irdischen Dinge für verlockend genug erachtete, um das Menschenherz an sich fesseln zu können, verlocken kann aber nur das, was einen wenigstens relativen Werth besitzt. Der absolute Pessimismus predigt keine Entsagung der Welt, denn natürlicherweise kann er Verzichtleistung auf ein absolut Werthloses nicht für verdienstlich erachten.

So tritt uns also in Petrarca's anscheinend so mittelalterlichem und so erbaulichem Werke zum ersten Male der moderne Pessimismus entgegen, und es wird dadurch dieses Werk zu einem interessanten und wichtigen Denkmale der Geistesgeschichte.

Wie konnte es aber geschehen, dass der Begründer der anscheinend so heiteren und lebensfrohen Renaissance zugleich der Begründer des lebensfeindlichen absoluten Pessimismus geworden ist[1]? Es scheint uns dies leicht erklärlich. Der Humanismus und die Renaissance involvirten ein Sichlossagen von der christlichen Anschauungsweise, die Befreiung vom Dogma, das Sichstellen des Menschen auf sich selbst. Nun weist erfahrungsgemäss das irdische Leben düstere Schattenseiten auf; der christliche Glaube, der Hoffnung auf ein besseres Jenseits und einen in demselben erfolgenden grossen Ausgleich ergeben, vermag sie zu ertragen und auch in ihnen Gottes Weisheit und Güte zu erkennen. Wer aber den Boden des christlichen Glaubens verlassen, der gewahrt gar zu leicht

[1]) Für Petrarca's Hinneigung zu einer pessimistischen Lebensauffassung sprechen zahlreiche Stellen seiner Schriften, man vgl. z. B. Ep. Fam. VIII 8. XXI 1. Sen. I 5. Ep. poet. lat. I 14, v. 1—28, 98 ff. Vit. Sol. praef. u. I 6, 6; II 2, 8.

nur die Schattenseiten des Lebens, übersieht die Lichtseiten und lässt sich dadurch zu einer pessimistischen Gesammtauffassung bestimmen. Es ist das eine Gefahr, welche gerade den edelsten, am zartesten besaiteten Gemüthern droht, weil sie die Dissonanzen des Daseins, den schroffen Widerspruch zwischen Real und Ideal am schmerzlichsten empfinden. Auch Petrarca ist dieser Gefahr nicht entgangen, denn so sehr er auch mit seinem Gemüthe an dem christlichen Glauben festzuhalten sich bestrebte, so trat er doch, sich selbst unbewusst heraus aus den Kreisen christlichen Denkens und trat ein in die Sphäre philosophischer Betrachtung, wohl wollte er zunächst und vor allen Dingen Christ und nur nebenbei Philosoph sein. aber die natürliche Logik der Dinge war stärker als er und bewirkte, dass er dennoch, freilich ohne es selbst zu wissen. der christlichen Anschauung sich innerlich bis zu einem gewissen Grade entfremdete. Und noch etwas Anderes kam hinzu. Seine eifrige Beschäftigung mit dem classischen, besonders mit dem römischen Alterthume gab ihm einen idealen Maassstab, welcher, angelegt an die vielfach kleinlichen, verworrenen und kläglichen Verhältnisse seiner Zeit, ihm diese letztere als höchst unbefriedigend erscheinen lassen musste. Was Wunder, wenn eine pessimistische Stimmung sich seiner bemächtigte und wenn er überhaupt an dem Werthe des Seienden zu verzweifeln begann? Endlich darf man auch nicht übersehen, wieviele Trübsale er persönlich erfahren, wieviel Elend in den langen Jahren der Pest und der Kriegsnoth er geschaut hatte [1]). Wer solche traurige Eindrücke in sich aufgenommen hatte, der konnte wohl sich berechtigt fühlen, das Menschenleben „einen Platz der Mühsale, eine Schule der Gefahren, eine Bühne der Täuschungen, ein Labyrinth der Irrthümer, eine Spielstätte der Betrüger“ zu nennen [2]).

---

[1]) Man vergegenwärtige sich nur die unsäglich verworrenen und jammervollen politischen Verhältnisse Italiens im Zeitalter Petrarca's (vgl. Werunsky, Ital. Politik Papst Innocenz VI. und König Karl IV. Wien, 1878, p. 17—57) und man wird Petrarca's Pessimismus leicht begreifen.

[2]) Ep. Fam. VIII 8.

Wie aber konnte es geschehen, dass die von Petrarca begründete Renaissancecultur dem ungeachtet den Charakter heiterer Lebensfreudigkeit an sich trägt? Auch das lässt sich unschwer erklären. Die Renaissancecultur brach mit der mittelalterlich-christlichen Anschauung, wonach das Erdenleben nur eine Vorbereitung auf das Leben im Jenseits und dieses letztere das einzig wahre, des Namens würdige Leben war, sie begnügte sich mit dem Diesseits. Es war ihr nun die Wahl gegeben, auch das Diesseits zu verachten und dem Pessimismus der Verzweiflung sich zu überlassen, oder aber mit dem Diesseits sich auszusöhnen, dasselbe zu nehmen wie es eben ist, in ihm sich möglichst behaglich einzurichten, in ihm Befriedigung zu erstreben. Theoretisch wäre das Eine ebenso berechtigt gewesen wie das Andere, praktisch möglich aber war nur das letztere, die Aussöhnung mit dem Diesseits und die optimistische Auffassung desselben. Und so haben denn die Menschen der Renaissance, auf das ungewisse Jenseits verzichtend, mit ganzer und voller Seele dem Erdenleben und seinen Freuden sich hingegeben, haben das irdische Dasein als Selbstzweck betrachtet und dasselbe möglichst schön zu gestalten, möglichst idealer Vollkommenheit anzunähern versucht. Aber freilich der düsteren Ahnung, dass es einst aus sein könne mit aller dieser Erdenherrlichkeit, dass dem Rausche der Freude die Ernüchterung der Reue folgen werde, haben sie sich nie ganz entschlagen können, und in manchem Dichterwerk der Renaissance hat sie schmerzlichen Ausdruck gefunden. So z. B. wenn der grosse Lorenzo de' Medici in seinem herrlichen Carnevalsgesang [1]) jede Strophe mit der Mahnung schliesst: „Wer fröhlich sein will, sei es heut', für morgen gibt es keine Sicherheit!" Und auch die äussere Geschichte der Renaissance wird von einzelnen Episoden unterbrochen, in denen die ganze dem Jenseits zugewandte Glaubensinnigkeit des Mittelalters in ihrer vollen Gluth wieder erwacht und die

[1]) „Canto carnascialesco" in „Tutti i trionfi, carri etc. andati per Firenze dal tempo del Magnifico Lorenzo de' Medici fino all' anno 1559." 2. Ausg. Cosmopoli 1750. I p. 1.

Renaissancecultur zu stürzen wagt. So geschah es vor allen in der merkwürdigen, von Savonarola vollzogenen Bewegung, die unmittelbar nach Lorenzo's Hinscheiden das heitere Florenz, die Hauptstätte der Renaissancebildung, vorübergehend der Askese dienstbar machte. Der glaubenseifrige Geist des Mittelalters war eben von der Renaissance nur zurückgedrängt, nicht ertödtet worden. In der katholischen Reaction des sechszehnten Jahrhunderts und zum Theil auch in der Reformation, namentlich in der Gestaltung, welche späterhin das orthodoxe Lutherthum annahm, lebte er mit ungeahnter Kraft wieder auf und begann einen Kampf gegen Humanismus und Renaissance, der bis zur gegenwärtigen Stunde noch nicht endgültig geschlichtet worden ist. — —

Wir wenden uns hiernach der Betrachtung des Werkes „Ueber das Leben in der Einsamkeit" zu.

Der Gedanke, durch eine eigene Schrift die Berechtigung und die Vorzüge eines in ländlicher Einsamkeit verbrachten Lebens nachzuweisen, musste Petrarca sich nothwendigerweise aufdrängen, als er sich im Herbste 1337 aus dem geräuschvollen Avignon in das stille Thal von Vaucluse zurückgezogen und durch diesen für seine Zeit ganz ungewöhnlichen Schritt das Aufsehen und Befremden seiner Freunde erregt hatte. Und in der That hat er sich seit seiner Uebersiedelung nach Vaucluse sogleich mit diesem Gedanken getragen[1]). Zur Ausführung seines Vorhabens schritt er jedoch erst im Jahre 1346 in der Fastenzeit[2]). Nach seiner Gewohnheit währte es aber ziemlich lange Zeit, bevor das Werk auch nur im ersten Entwurfe vollendet war: in seinem Garten zu Vaucluse, an der murmelnden Quelle der Sorgue, hatte er es zu schreiben begonnen[3]) und erst zu Mailand in der stillen Wohnung an der Ambrosiuskirche vollendete er es. Als er in den letzten Tagen des Jahres 1354 zu Mantua bei dem deutschen Könige weilte,

---

[1]) Ep. Fam. III 5 (vom 5. Mai, höchst wahrscheinlich des Jahres 1338).

[2]) Ep. Sen. VI 5, vgl. Ep. Fam. VIII 3. (Sen. XIV 15).

[3]) Vit. Sol. II 10, 12.

konnte er diesem mittheilen, dass er das Werkchen unlängst herausgegeben habe [1]). Aber auch jetzt fehlte noch viel, dass er mit dem Buche abgeschlossen hätte. Unablässig war er beschäftigt, daran zu feilen, durch Zusätze und Ergänzungen es zu bereichern [2]). Noch kurz vor seinem Tode fügte er auf Bitten eines ihm befreundeten Camaldulenserpriors ein Capitel über den heiligen Romualdus ein und beabsichtigte auch noch die Einfügung eines weiteren über den Eremiten Johannes von Vallombrosa [3]).

Es war ein sehr natürliches und berechtigtes Gefühl, durch welches Petrarca angeregt wurde, die Schrift „Ueber das Leben in der Einsamkeit" seinem Freunde Philipp von Cabassoles, in dessen Sprengel die Einsiedelei von Vaucluse belegen war, gleichsam als einen litterarischen Zehnten zuzueignen [4]). Aber Philipp musste, selbst auch nachdem das Buch bereits erschienen war, noch lange Jahre sich gedulden, bevor er das ihm zugedachte Exemplar erhielt. Erst im Juni 1366 ward ihm, der inzwischen längst Cavaillon verlassen hatte und damals den Titel eines Patriarchen von Jerusalem führte, bald aber mit der Cardinalswürde bekleidet ward, das Widmungsexemplar von Petrarca zugesandt und auch dann erst, als er den säumigen Verfasser durch Boccaccio an seine Pflicht hatte mahnen lassen [5]). Petrarca suchte sein Zögern mit allen möglichen Gründen — mit seiner Langsamkeit im Fertigwerden, mit der Unmöglichkeit, einen geeigneten Copisten finden zu können — zu entschuldigen, der wahre Grund aber kann nur der gewesen sein, dass er sich dem alten Jugendfreunde, der zu so hohen Würden emporgestiegen war, entfremdet gefühlt hatte. Uebrigens liess Philipp die Saumseligkeit des Verfassers dem Buche nicht entgelten, er widmete

[1]) Ep. Fam. XIX 8; hiernach ist Fracassetti's sonst treffliche Untersuchung, Lett. fam. V p. 245 ff., zu ergänzen.
[2]) Ep. Var. 4 u. 12.
[3]) Ep. Sen. XV (XVI) 3.
[4]) Ep. Sen. VI 5 u. Vit. Sol. praef.
[5]) Ep. Sen. VI 5.

vielmehr demselben eine eifrige Lectüre — selbst bei Tische liess er gegen seine sonstige Gewohnheit sich daraus vorlesen — und zollte ihm hohe Bewunderung [1]), welche letztere auch von anderen hohen geistlichen Würdenträgern, ja selbst von dem Papste Urban V. getheilt ward [2]).

Wir geben nun im Folgenden eine gedrängte Analyse des Inhaltes des in zwei Bücher sich gliedernden Werkes, wobei wir die ihm vorausgeschickte kurze Vorrede desselben als für unsere Zwecke interesselos übergehen dürfen. Vorausgesandt muss aber die Bemerkung werden, dass Petrarca unter dem von ihm gefeierten Leben in der Einsamkeit nicht etwa ein müssiges und einsiedlerisches, sondern ein durch edele geistige Thätigkeit, namentlich auch durch wissenschaftliche Studien ausgefülltes und durch den Verkehr mit Freunden belebtes verstanden wissen will [3]). Das Werk beginnt mit der einleitenden Behauptung, dass ein edler Geist, da er von der Sinneslust nicht gefesselt werden könne und nur in Gott, in sich selbst und in der Freundschaft mit einem möglichst Gleichgesinnten dauernde Befriedigung zu finden vermöge, sich möglichst weit von dem Gewühle der Menschen und Städte zurückziehen müsse.

Sodann betheuert Petrarca die Selbständigkeit seiner Arbeit: „Ich habe bei dieser Abhandlung zum grossen Theile auf die eigene Erfahrung mich stützen können und keinen anderen Führer aufgesucht, noch auch würde ich einen solchen, wenn er sich mir angeboten hätte, angenommen haben, denn mit freierem Schritte, wenn auch vielleicht unbedachtsam, folge ich den Eingebungen des eigenen Geistes, als fremden Fussspuren."

Hierauf, gleichsam als Beschluss der einleitenden Vorbemerkungen, skizzirt der Verfasser den Inhalt und die Tendenz seines Werkes: er will die Vorzüge des Lebens in der Ein-

---

1) Ep. Sen. XIII 11.
2) Ep. Sen. VI 9.
3) Vit. Sol. II 9, 6.

samkeit zur Darstellung bringen, indem er die einzelnen Verhältnisse und Scenen desselben mit denen des Lebens in der (städtischen) Gesellschaft vergleicht. Er versichert, dass er die Menschen nicht hasse, da ja das Evangelium sie zu lieben befehle, und dass er die Einsamkeit und die Stille nicht sowol um ihrer selbst willen, als um desswillen liebe, weil sie Musse und Freiheit gewähren, wogegen das gesellige Leben der Städter mit lästiger Sorge und Unruhe erfüllt sei. Würde ihm — was freilich einem Wunder gleich zu achten wäre — ein angenehmes und Musse gewährendes Gesellschaftsleben dargeboten, so würde er an ihm gern theilnehmen und es einer trübseligen und bekümmerten Einsamkeit vorziehen.

Nun wird, um die Vorzüge des Lebens in der Einsamkeit möglichst anschaulich zu entwickeln, eine bis in das Einzelnste gehende Parallele gezogen zwischen dem Tageslaufe des „Vielbeschäftigten (Occupatus)“ d. h. des inmitten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens stehenden Städters und des „Einsamen (Solitarius)“ d. h des von Geschäften zurückgezogenen, in beschaulicher Einsamkeit lebenden Landbewohners.

Der Vielbeschäftigte steht, von bösen Träumen geschreckt oder von Sorgen oder auch von dem Lärmen der Clienten geweckt, schon mitten in der Nacht auf und begibt sich, noch ehe der Tag graut, an sein entweder ärgerliches und mühevolles oder unnützes und frivoles Tagewerk. Der Einsame steht ebenfalls früh auf, oft geweckt vom lieblichen Gesange der Nachtigall, aber er ist von dem mässigen Schlummer gestärkt und erfrischt. Nachdem er aufgestanden, spricht er zunächst ein frommes Gebet, betrachtet den Himmel und die Sterne (!), erinnert sich daran, dass dort oben sein wahres Vaterland ist, nimmt dann eine nützliche Lectüre vor und erwartet, nachdem er auch ein wohlschmeckendes Frühmahl eingenommen, den Morgen. — Der Vielbeschäftigte wird sofort nach Tagesanbruch von Feind und Freund mit Klagen oder Bitten bestürmt. Noch am frühen Morgen muss er auf das Forum eilen, um in verdriesslichen Gerichtsverhandlungen, in denen er entweder für seine eigene Schande oder für das

Verderben Anderer sich abmüht [1]), den Vormittag zu verbringen, und wenn er endlich Mittags nach Hause zurückgekehrt ist, muss er sich vor dem Andrange seiner Clienten schimpflich verstecken. Der Einsame geht, wenn es ihm beliebt, hinaus in den Wald oder ersteigt einen Hügel, bewundert die schöne Natur, preist in Gebeten Gott, der sie geschaffen, und bittet ihn, ihm die Reinheit des Herzens zu bewahren, ihn vor Leidenschaften zu schützen und ihm eine gesunde Seele im gesunden Leibe zu verleihen. — Der Vielbeschäftigte speist in einem prächtigen Saale, umgeben von zahlreicher und lärmender Dienerschaft und essgierigen Hausgenossen, seine Tafel ist mit fremdartigen Speisen besetzt und ausländische, mit Gewürzen gemischte Weine erglänzen in prächtigen Gefässen: Alles ist bis zum Ekel pikant zubereitet [2]). Der Vielbeschäftigte sitzt aber verstimmt und ohne Appetit bei Tische, gequält von geschäftlichen Sorgen. Der Einsame dagegen nimmt heiter und wohlgemuth sein einfaches Mahl [3]) ein und ein Dankgebet zu Gott ist seine Tafelmusik. — Nach dem Mahle beginnt im Hause des Vielbeschäftigten ein wüstes und wildes Treiben und schon das Estrich des Speisesaals mit den umhergestreuten Speiseresten gewährt einen ekelhaften Anblick. In der Behausung des Einsamen wird die Behaglichkeit nicht gestört, er selbst hat von seinem einfachen Mahle keine Beschwerden und kann die Stunden nach Tische nützlichen und edlen Beschäftigungen und Studien widmen. — Der Vielbeschäftigte in seiner Gier, reich zu werden, arbeitet bis zur Abenddämmerung an Trug und Ränken mit ungeduldiger Hast. Der Einsame sieht den Tag und die Zeit ruhig entfliehen, denn sein Gottvertrauen verleiht ihm heitere Zuversicht. — Der Vielbeschäftigte verlässt am Abend noch

---

[1]) Hier findet sich im Original ein hübsches Wortspiel: „potius *deserti* famem, quam *diserti* famam concupiscit et *arator* quam *orator* esse maluerit.“

[2]) Die Tafelschilderung ist offenbar ganz nach den von Horaz, Juvenal u. A. gegebenen Typen entworfen.

[3]) Hier Etymologie von prandium: ut maioribus placet a parando, quasi paranidum.

einmal sein Haus, um seinen sündhaften Werken nachzugehen; erst am Abend spät kehrt er heim, vielleicht arm an Gold, das er im Spiel verloren, aber beladen mit Schmach und Sünde. Der Einsame verbringt den Abend am sonnigen Quell oder am grasigen Ufer des Baches oder am Meeresstrande und betet zu Gott, dass er ihn in der nahenden Nacht gegen die Versuchungen des Teufels und gegen sündhafte und schlüpfrige Traumbilder schützen möge. Der Vielbeschäftigte hält eine mit der Pracht eines Leichenzuges ausgerüstete Abendmahlzeit, überladet sich den Magen und bereitet sich Uebelkeit für den folgenden Tag vor. Der Einsame speist entweder gar nicht am Abend oder doch nur so mässig, dass er des platonischen Spruches eingedenk bleibt: ich will nicht zweimal an einem Tage satt werden. — Der Vielbeschäftigte legt sich halbberauscht und von Sorgen gequält zu Bette, in welchem er eine unruhige Nacht verbringt, verfolgt von bösen Träumen, die ihm die Schreckbilder der Opfer seiner Schandthaten zeigen. Der Einsame erfreut sich eines gesunden Schlafes, der durch liebliche Traumbilder und beseligende Visionen verschönt wird.

Man sieht, die Farben in diesem Doppelgemälde sind stark aufgetragen und nicht eben die Logik hat des Malers Pinsel geführt. Der „Vielbeschäftigte“ ist ein unnatürliches Zerrbild, schon um desswillen, weil Schwelger, wie er einer sein soll, nicht diese ihm eigene hartnäckige Arbeitswuth besitzen: es sind in dem Porträt zwei Figuren durch einander gemalt, der wollüstige Lebemann, der bei den römischen Satyrikern eine stereotype Carricatur ist, und der habgierige und gewissenlose, aber unermüdlich thätige Advocat. Eine ebenso unnatürliche Gestalt, wie der „Vielbeschäftigte“, ist auch der „Einsame“, der als ein Wesen dargestellt wird, von dem man sich höchlichst wundern muss, dass ihm nicht die Engelsflügel zum Fluge gen Himmel wachsen. Und dann, welche ungeheuere Einseitigkeit ist es, das Zerrbild des „Vielbeschäftigten“ als den Typus der Beschäftigten, der Städter, überhaupt hinzustellen, das Leben der Beschäftigten als ein nothwendiger-

weise in ärgster Schlemmerei und Sünde versunkenes zu bezeichnen! Petrarca selbst musste empfinden, dass er doch etwas gar zu weit gegangen sei, denn er beeilt sich, seinen Sittenbildern das Zugeständniss folgen zu lassen, es gebe allerdings auch unter den Vielbeschäftigten einige wenige gute Männer, und wenn es möglich sei, die Tugend mit der Beschäftigung zu vereinbaren, so sei allerdings das beschäftigte Leben dem in der Einsamkeit verbrachten vorzuziehen, da es uns Gelegenheit biete, unsern Mitmenschen zu nützen — was aber sei beseligender und des Menschen würdiger und Gott ähnlicher, als möglichst Vielen Unterstützung und Heil zu gewähren? Indessen diese vernünftige Einsicht ist nicht von langer Dauer, und Petrarca fällt sofort wieder in seine einseitige Verherrlichung des Lebens in der Einsamkeit zurück. Er rühmt diesem nach, dass es die ruhige Heiterkeit des Geistes, eine besondere Gabe Gottes, verleihe, denn da der Geist sich nicht gleichzeitig verschiedenen Bestrebungen zu widmen vermöge, so lassen sich die Tugend, die Vorbedingung dieser Heiterkeit, und die Beschäftigung nur schwer und selten vereinigen; er weiss ferner hervorzuheben — nicht ahnend, dass er damit einen crassen Egoismus predigt —, wie sehr das Leben in der Einsamkeit vor Gefahren schütze: ein Hirt z. B. lebe sicher und werde nur von wenigen Gefahren bedroht, während etwa ein Arzt oder ein Todtengräber (!) stets der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt seien. Geistige Uebel aber, die Sünden, enthalten ein noch weit stärkeres contagiöses Gift, als die leiblichen, und doch könne man sich, wenn man unter Menschen lebe, kaum von ihnen frei erhalten. Desshalb erklärt er (Petrarca) — und eine solche Erklärung zu hören, muss uns für die Erkenntniss seines Charakters sehr willkommen sein —, habe er auch für seine Person das Leben in der Einsamkeit erwählt: gern zwar möchte er möglichst Vielen nützen, aber er fühle sich zu schwach und müsse sich begnügen, die Hülfe desjenigen anzuflehen, der allein zu gewähren vermöge, was auch immer gefordert werde.

Wir erhalten durch dieses Selbstbekenntniss Petrarca's

wenigstens einen Schlüssel zur Erklärung seiner Uebersiedelung nach Vaucluse: es veranlasste ihn dazu die Erkenntniss, dass er den im öffentlichen Leben, etwa in Avignon, an ihn herantretenden Versuchungen nur schwer widerstehen könne, und in diesem Bewusstsein sittlicher Schwäche flüchtete er in die Einsamkeit, in dieser Beziehung ganz mittelalterlicher Denkweise folgend und nicht erwägend, dass die Flucht vor der Sünde im letzten Grunde nur ein unverdienstlicher Act der Feigheit ist, dass nur der muthige, wenn auch beschwerliche Kampf gegen die Sünde ein Anrecht auf sittliches Verdienst verleiht. Freilich war das Einsiedlerleben in Vaucluse zum nicht geringen Theile das Product auch noch anderer Factoren, namentlich auch war es von Petrarca, wie er kurz darauf bekennt [1], gewählt worden aus dem Bedürfnisse nach Ruhe für seine Studien und Betrachtungen.

Uebrigens erkennt unser für das Leben in der Einsamkeit schwärmender Autor doch selbst an, dass nicht ein Jeder für dasselbe geeignet sei und dass, wer es erwählen wolle, sich ernstlich selbst prüfen müsse. Auch, betheuert er, sei es fern von ihm, seine subjective Ansicht Anderen aufdrängen zu wollen, denn „keine Freiheit ist wichtiger als die Denkfreiheit, diese nehme ich für mich selbst in Anspruch und spreche sie den Anderen nicht ab" [2] — ein schönes Zeugniss für seine wenigstens theoretische Toleranz und so recht ein Ausspruch, um ihn als den Mann zu kennzeichnen, der mit dem Autoritätsglauben des Mittelalters grundsätzlich gebrochen und die Freiheit des Individuums begründet hat. Gern darf man dabei entschuldigen, dass in der Praxis Petrarca sich oft genug von der Toleranz gegen Andersdenkende entfernt, dass er die Vertreter einer der seinigen entgegengesetzten Anschauung, wie z. B. die Averroisten, mit scharfen und nicht immer ehr-

---

[1] I 4, 3. Die Stelle, auf welche vorhin Bezug genommen wurde, ist I 3, 3.

[2] I 4, 4: „nulla maior quam iudicii libertas, hanc itaque mihi vindico, ut aliis non negem" (eine ähnliche Sentenz I 5, 1).

lichen Waffen bekämpft hat. Nur eben wenige Menschen vermögen es, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. —

Im weiteren Verlaufe der Schrift weiss nun der Verfasser immer neue Reize des Lebens in der Einsamkeit zu entdecken. Dies Leben regt zu frommen Gedanken an und erfüllt mit Vertrauen auf Gott; es verleiht den Besitz derjenigen Tugenden, welche die Menschenseele von den Leidenschaften zu reinigen vermögen [1]; es gewährt die beglückendste Hoffnung und Erwartung der himmlischen Seligkeit und bietet uns schon auf Erden die Möglichkeit, mit Geistern verkehren, Visionen haben und mit Christus selbst sprechen zu können. Man ersieht hieraus, dass der Begründer der Renaissance doch noch so festen Fuss im Mittelalter hatte, um sich von dessen Mystik anhauchen zu lassen. Aber bald darauf tritt uns wieder der Humanist Petrarca entgegen, wenn er das Leben in der Einsamkeit auch um desswillen anempfiehlt, weil es uns ermögliche, mit den grossen Männern des Alterthums zu verkehren und darüber das Elend der Gegenwart zu vergessen, zu lesen, was die bedeutendesten Geister geschrieben haben, und zu schreiben, was die unbedeutendesten lesen werden. Besonders aber gewähre uns die Einsamkeit die erforderliche Musse, um behaglich denken und litterarisch produciren zu können, namentlich für Geschichtsschreiber und Philosophen sei es äusserst angenehm, in der Einsamkeit der freien Natur Gedanken sammeln und ausspinnen [2]) und dieselben dann im Zimmer schriftlich bearbeiten zu können, die Dichter freilich, welche ja bei ihrer Production in der Regel keines litterarischen Apparates bedürfen, müsse man ganz ihrer Stimmung überlassen, denn sie würden an jedem Orte, wo es ihnen gerade behage, produciren können, sei es in der freien Natur, sei es in einem geschlossenen Raume.

---

[1]) Hier (I 4, 5) gibt Petrarca nach Macrobius (der wieder aus Plotin schöpfte) eine Eintheilung der Tugenden (virtutes politicae, v. purgatoriae, v. animi purgati, v. exemplares).

[2]) Petrarca berichtet bei dieser Gelegenheit (I 4, 11 u. 12), dass er selbst gerade im Freien am besten und leichtesten zu produciren vermöge.

Dann kommt Petrarca, um die Berechtigung des Lebens in der Einsamkeit endgültig nachzuweisen, noch einmal auf die Beschwerden und sittlichen Gefahren des städtischen Lebens zu sprechen, wobei er Gelegenheit nimmt, seiner sittlichen Entrüstung über die Putzsucht, den häufigen Wechsel und die nationale Unselbständigkeit der Kleidermoden, die Eitelkeit und die kleinliche Gesinnung seiner italienischen Zeitgenossen einen schönen und volltönenden Ausdruck zu verleihen [1]) und die Grösse der römischen Vergangenheit mit der erbärmlichen Kleinheit der Gegenwart wehmuthsvoll zu vergleichen. Und einmal angeregt zu pessimistischen Betrachtungen ruft er klagend aus (I 6, 6): „Alles neigt sich allüberall auf der Erde dem Schlechteren zu, alle guten Sitten haben eine kurze Lebensdauer, die bösen aber sind unsterblich" (man vgl. auch II 2, 6). Wenn das erste Buch, welches mit dieser schmerzlichen Klage abschliesst, gewissermaassen eine Theorie des Lebens in der Einsamkeit aufstellt, so gibt das nun beginnende zweite die praktischen Belege für die Theorie. Es sollen die berühmten Männer aufgezählt werden, welche dem Leben in der Einsamkeit sich ergeben und diesem dadurch die höhere Weihe ertheilt haben. Zunächst werden mehrere der bekanntesten Einsiedler aus den ersten Zeiten des Christenthums genannt, wie z. B. Antonius und Hilarion. Dann aber wird zu „weniger bekannten" Beispielen übergegangen. Begonnen wird dabei, wie billig, mit den Männern der Bibel. Zuerst tritt Adam auf, der nur so lange, als er in der Einsamkeit, d. h. ohne Eva lebte, vollkommen glücklich gewesen sei [2]), es folgen Abraham, Isaac, Moses, Elias, Jeremias. Sodann werden mehrere berühmte Eremiten des früheren und späteren Mittelalters genannt, darunter freilich auch manche, deren Anrecht höchst zweifelhaft erscheinen muss, wie z. B. der heilige Ambrosius und der heilige Bernhard. Selbstverständlich entnahm Petrarca die

---

[1]) Es findet sich in diesem Capitel (I 6, 3) manches culturhistorisch recht Interessante.

[2]) Dieser Gedanke ist dem Briefe des heiligen Ambrosius an Sabinus entnommen.

Notizen, deren er bedurfte, den reichlich vorhandenen Heiligenleben, indessen begnügte er sich nicht mit einer blossen Reproduction, sondern bemühte sich — und das ist recht beachtenswerth — auch hier die geschichtliche Wahrheit ausfindig zu machen und wenigstens einige historische Kritik zu üben. So fand er z. B. verschiedene Angaben über das Leben des Petrus Damianus, und um zu erfahren, welche er für die richtigen zu halten habe, sandte er Boten in das Kloster, dem Damianus einst angehört hatte, und liess die dortigen Mönche befragen (II 3, 17). Aehnlich hatte er früher einmal bei einer anderen Gelegenheit in Bezug auf den heiligen Simplicianus gehandelt[1]. Der Begründer der modernen Kritik konnte es sich eben nicht versagen, auch auf kirchliche Schriften den Grundsatz freier Forschung anzuwenden, er brach auch hier mit dem blinden Autoritätsglauben des Mittelalters.

Der ganze Abschnitt über die für die Einsamkeit wirklich oder angeblich begeistert gewesenen Heiligen ist von Petrarca augenscheinlich mit grosser Liebe abgefasst worden, auch hat gerade dieser Abschnitt, durch welchen die Localeitelkeit zahlreicher Städte und Klöster in der Verherrlichung ihres Schutzpatrons oder Stifters sich geschmeichelt fühlte, am meisten dazu beigetragen, das Buch populär zu machen. Mehrfach bemühten sich geistliche Genossenschaften, noch nachträglich ihrem Specialheiligen einen Platz eingeräumt zu erhalten, und Petrarca fügte sich, wenn möglich, diesen Wünschen, so z. B. in Bezug auf den heiligen Romualdus, einige freilich konnte er, wenn er nicht inconsequent sein wollte, nicht erfüllen, so musste er z. B., was ihm von manchen Seiten sehr verübelt ward, dem heiligen Dominicus die Aufnahme versagen, weil dieser ja grundsätzlich das Klosterleben aus der ländlichen Einsamkeit in das Geräusch der Städte verpflanzt hatte[2]. —

Unter den heiligen Einsiedlern wird auch der Papst Cölestin aufgeführt (II 3, 18), und interessant ist es hierbei, die

---

[1]) Ep. Fam. XXI 14.
[2]) Ep. Sen. XV 3.

Verschiedenheit der Auffassung Petrarca's von derjenigen Dante's zu constatiren. Der letztere hat bekanntlich jenen Papst verdammt, weil er „aus Feigheit den grossen Verzicht" geleistet[1]), Petrarca, milder und zugleich richtiger urtheilend, preist es höchlichst, dass der in den Geschäften der Welt ganz unerfahrene Eremit von dem Stuhle Petri zur stillen Clause zurückzukehren sich entschloss.

Es folgt nun, mit dem Vorhergehenden nur lose verknüpft — die Erwähnung des Peter von Amiens, des Kreuzzugpredigers, dient als verbindende Brücke — ein kirchenpolitischer Excurs, in welchem der Verfall des römischen Kaiserthums, das immer weitere Umsichgreifen des Islams und die Lasterhaftigkeit der Fürsten in warm empfundenen und ergreifenden Worten beklagt wird (II 4, 1—8).

Fernere Beispiele heiliger Personen, welche, zeitweilig wenigstens, die Einsamkeit geliebt, werden angeführt: Johannes der Täufer, die heilige Maria Magdalena, König David und vor allen Christus selbst.

Nun wird ein Ausflug in den fernen Orient unternommen. Petrarca hatte theils durch die Schriften der Kirchenväter — besonders aber durch das dem heiligen Ambrosius beigelegte Buch „de vita Brachmanorum"[2]) — theils durch Berichte ihm persönlich bekannter Reisenden[3]) von den indischen Einsiedlern und Büssern Kunde erhalten und konnte es sich nicht versagen, auch dieser Einsamkeitsfanatiker zu gedenken. Die Verachtung der irdischen Güter, welcher die Brahmanen huldigen, und ihre Liebe zur Einsamkeit billigte er vollkommen, aber er tadelte die übertriebene und cynische Strenge in ihrer Lebensweise, denn, meint er, auch im äusseren Leben müsse man die von Cicero (de off. I 36, 130) anempfohlene Mittelstrasse innehalten. Man beachte, dass damit indirekt auch

[1]) Inf. III 62.

[2]) Petrarca sprach indessen dem Ambrosius die Verfasserschaft ab und legte sie dem Palladius bei (II 6, 1).

[3]) II 6, 2; in erster Reihe darf man wol an den weit gereisten Giovanni Colonna di San Vito denken.

ein Verdammungsurtheil über das christliche Klosterleben ausgesprochen wird. So sympathisch Petrarca sich auch in seinem Gemüthe von der stillen und frommen Beschaulichkeit des Klosters angezogen fühlte, seinem ästhetischen Sinne widerstrebte durchaus die rauhe und jeder Schönheit baare Erscheinungsform des Mönchsthums und die diesem anhaftende Neigung zur Excentricität. Man erkennt auch in diesem Zuge wieder einmal den Begründer der nach Harmonie und Schönheit auch der äusseren Daseinsformen strebenden Renaissancecultur. Nach den Indiern werden, damit ja Nichts ausgelassen werde, die fabelhaften Völker der Hyperboreer, der Arimphäer, der Hibernier, der Einwohner Thule's und der glückseligen Inseln besprochen, welche alle die Einsamkeit lieben sollen. Das Material zu diesen wunderlichen Notizen ist dem Pomponius Mela, dem Solin und besonders dem älteren Plinius [1]) entlehnt worden.

Hiernach werden Philosophen der alten und neuen Zeit genannt, welche irgend wie dem Leben in der Einsamkeit sich zugeneigt bewiesen haben. Wir finden da in ziemlich bunter Reihenfolge Platon und Plotin, Pythagoras und Demokrit, Parmenides und — unser Autor folgt einer wunderlichen Ueberlieferung des späteren Alterthums — Atlas. Auch Prometheus erscheint hier, denn die bekannte Fabel von seiner Anschmiedung im Kaukasus soll dadurch entstanden sein, dass er, um ausschliesslich der Erforschung der Naturgeheimnisse sich zu widmen, in dieses Gebirge sich zurückzog. Schliesslich wird auch, unter kurzer Hindeutung auf sein trauriges Schicksal, Abälard erwähnt und als „ein Mann von, wie Einige meinen, verdächtiger Rechtgläubigkeit, aber wahrlich nicht von geringer Begabung" bezeichnet (II 7, 1).

Nun kommen die berühmten Männer des Alterthums an die Reihe, welche Freunde des Lebens in der Einsamkeit gewesen sein sollen. Darunter werden nun freilich manche genannt, welche in Wirklichkeit durchaus keine einsiedlerischen

[1]) vgl. Hist. Nat. IV 89 ff. u. VI 35 ff.

Neigungen besassen: es wird eben von unserem Autor ein Jeder als willkommene Beute betrachtet, der nur irgend einmal direkt oder indirekt ein Wort zum Lobe der Einsamkeit hat fallen lassen. Den Reigen eröffnet Seneca „aus Corduba, römischer Bürger und Senator, weil er im Monologe des zweiten Actes der ‚Octavia' mit nicht geringer Wehmuth an die Einsamkeit von Corsica zurückdenkt." Dann kommen Cicero und Demosthenes und, um die früher gegebene Philosophenliste zu vervollständigen, Anaxagoras, Xenokrates, Zeno und Karneades; gern würde Petrarca auch den Fassbewohner Diogenes für sein Register gewonnen haben, aber er wagte dies nicht zu thun, weil der heilige Hieronymus positiv versichert, dass Diogenes in Städten sich aufgehalten habe. — Hiernach werden als weitere Freunde des Lebens in der Einsamkeit in einer seltsam verwirrten Reihenfolge Cäsar und Augustus, Diocletian und Antoninus Pius, Numa Pompilius, Achilles, Hercules und die Scipionen aufgezählt.

Es folgt nun ein Abschnitt, der speciell nur auf den Mann, welchem das Buch gewidmet ist, den Bischof Philipp von Cavaillon, Bezug nimmt. Petrarca zählt die Annehmlichkeiten auf, welche das Wohnen in dem einsamen, malerisch gelegenen Cavaillon dem Bischofe darbietet, und setzt ihm auseinander, dass durch dies einsame Leben die Ausübung der bischöflichen Pflichten keineswegs beeinträchtigt werden könnte.

Schliesslich widerlegt der Autor kurz die scheinbaren Einwände, welche auf Grund einiger Stellen der Bibel, des Aristoteles und des Cicero gegen das Leben in der Einsamkeit vielleicht erhoben werden könnten. Auch den Einwand bemüht er sich zu widerlegen, dass, wenn Alle seinem Rathe folgen und in die Einsamkeit fliehen würden, die Städte veröden und die Staaten sich auflösen müssten. Das sei, meint er, durchaus nicht zu befürchten, denn sein Mahnruf werde sicherlich nicht von dem grossen Haufen beherzigt werden, sondern nur von einigen Wenigen; wenn sich aber dennoch wirklich Viele zur Wahl der Einsamkeit bestimmen lassen würden, so würde die Einsamkeit eben aufhören, einsam zu

sein, und die Menschen würden sich in neuen Städten zusammenfinden. Wer sich übrigens einmal zu dem Leben in der Einsamkeit entschliesse, der müsse dies mit aller Entschiedenheit thun und von vornherein alle Gedanken an die Rückkehr in die Stadt verbannen. Die Stadt müsse man den Leuten überlassen, welche schnödem Gewinne nachjagen [1]. Dann wird nochmals das Unglück oder doch nur scheinbare Glück der Städter mit dem Glücke der in der Einsamkeit Lebenden kurz verglichen und damit das Buch beschlossen. Verwoben ist in diese Schlussbetrachtung die bemerkenswerthe Behauptung, dass die antiken Schriftsteller allerdings zu ergötzen, aber, da sie der christlichen Wahrheit entbehrten, dem Geiste nicht den erhabenen und dauernden Frieden zu verleihen vermögen. — —

Durch keine Schrift Petrarca's wird, so meinen wir wenigstens, sein Heraustreten aus dem Kreise mittelalterlichen Denkens und Lebens so nachdrucksvoll bezeugt, wie durch die eben besprochene. Denn was ist, wenn man ihren Kern von der etwas wunderlich erscheinenden Schaale löst, ihr wesentlicher Inhalt? Doch wol die Lehre, dass der Mensch, um glücklich zu sein, keinem geschlossenen Stande, keinem das eigene Ich beschränkenden Amte angehören dürfe, sondern dass er im Vollbewusstsein seiner Individualität sich loslösen müsse von der grossen Masse, dass er in stolzer Selbstgenügsamkeit ein nur den eigenen Interessen gewidmetes Leben im Schoosse der malerischen, ländlichen Natur führen und darin allein die innere Harmonie und Zufriedenheit erstreben solle. Es ist der Individualismus und verfeinerte Egoismus, den der Verfasser predigt, mag er auch noch so sehr bemüht sein, die im letzten Grunde unsittliche Lehre vor sich selbst und dem

[1] Hier wird eine culturhistorisch interessante Aufzählung der städtischen Berufsarten gegeben: mercatores, advocati, proxenetae, foeneratores, publicani, tabelliones, medici, unguentarii, laniones, coci, pistores, sartores, alchymistae, fullones, fabri, textores, architecti, statuarii, pictores, mimi, saltatores, citharoedi, circulatores, lenones, fures, malefici, adulteri, parasiti, hospites, circumscriptores, scurrae (II 10, 8).

Leser durch allerlei frommes Beiwerk zu verhüllen. Der Einsamkeitsfreund Petrarca's ist — ähnlich wie die glücklichen Menschen des Horaz, denen fern von den Geschäften zu leben vergönnt wird — ein humanistisch gebildeter Egoist, welcher, während die Mehrzahl der Menschen im Geräusch der Städte den harten Kampf um's Dasein kämpfen und unaufhörlich mit sittlichen Versuchungen ringen muss, in behaglicher ländlicher Abgeschiedenheit dahinlebt, nur mit der Sorge beschäftigt, das eigene Ich möglichst gut zu unterhalten und zu conserviren. Es ist dieser Einsamkeitsfreund so recht der Typus jener einst im späteren Römerthume so zahlreichen und dann eben von der Renaissance zu neuem Leben erweckten Classe von Menschen, welche in einer mit jedem leiblichen und geistigen Comfort ausgestatteten Villeggiatur einem verfeinerten Epikureismus huldigen und sich, soweit ihnen äussere Verhältnisse keine Rücksichten auferlegen, aller Pflichten gegen Menschheit und Staat vornehm überheben, ja Anspruch darauf machen, für die einzigen des Namens würdigen Menschen, wenn nicht gar für die Götter der Erde zu gelten.

Auch im Mittelalter flüchteten viele Tausende aus dem Geräusche der Welt in die Stille der Einsamkeit, aber sie thaten dies — wenigstens der Theorie nach — in dem Streben, ihre Individualität ganz zu ertödten und ganz aufzugehen in der grossen Allgemeinheit der Kirche und speciell der klösterlichen Genossenschaft, sie wollten das eigene Selbst verleugnen und nur der Erfüllung der Pflichten der Gottesliebe und der Nächstenliebe leben. Sie schlossen sich daher auch, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, nicht grundsätzlich von einander ab, sondern verbanden sich vielmehr grundsätzlich zu einer festgeschlossenen und gegliederten Standesgemeinschaft, sie wollten nicht ein Jeder für sich ein selbstgenügsames Einzeldasein führen, sondern vielmehr jedem Rechte auf Vereinzelung und auf Selbstbestimmung entsagen.

Der Einsamkeitsfreund Petrarca's dagegen flieht das Treiben der Städte, weil er schmerzlich empfindet, dass durch dasselbe seine Individualität vielfach eingeengt und in ihrer freien Ent-

wickelung behindert wird. Er sucht in der Einsamkeit den Vollgenuss der persönlichen Freiheit, die Erlösung von allem gesellschaftlichen Zwange. Daher isolirt er sich auch, soviel er nur vermag, und schliesst sich stolz ab von der grossen Masse der Menschheit, auf welche mit Verachtung herabzuschauen er sich im Bewusstsein seiner überlegenen Bildung für berechtigt hält. Sein eigenes Selbst wird ihm zum Zielpunkt alles Strebens und Trachtens, dies Selbst möglichst scharf und eigenartig sich abheben zu lassen von der Durchschnittsmenschheit ist sein eifrigstes Begehren.

Man sieht, wie schroff Mittelalter und Renaissance einander gegenüber stehen: das erstere trachtet nach Vernichtung, die letztere nach möglichster Entwickelung und Geltendmachung der Individualitäten, das erstere will die Menschheit in die Kategorien von Ständen als gleichartige Massen zusammenfassen, die letztere die Menschheit auflösen in eine Menge sich ihrer selbst möglichst bewusster Einzelwesen. Daher hat das Mittelalter scharf abgegrenzte Stände geschaffen, aus denen sich, wie aus einzelnen über einander lagernden Schichten, der Staat aufbaute, die Renaissance dagegen hat die Idee des allgemeinen Staatsbürgerthums erzeugt, die Idee, dass ein jeder Einzelne dem Anderen gleichberechtigt sei und dieser Gleichberechtigung die äussere Anerkennung zu beschaffen sich bestreben müsse, nur freilich ward für die praktische Verwirklichung dieser Idee höchst verhängnissvoll, dass durch die Renaissance, wie wir früher (S. 522 ff.) einmal ausführlich darlegten, die Einheit des Volksthums in die Zweiheit der gebildeten und ungebildeten Stände zerrissen wurde.

Die Tendenz der Renaissance nach Individualisirung hat nun unleugbar ihre schweren Schattenseiten gehabt, unter deren Nachwirkungen die Völker des westlichen Europa's noch jetzt leiden und noch lange Jahre leiden werden, nichtsdestoweniger aber stellt sie gegenüber der Tendenz des Mittelalters nach Aufhebung der Individualität einen höchst segensreichen Fortschritt dar, denn eine wirkliche Entwickelung der Menschheit ist nur möglich, wenn ein jedes Individuum in regsamem

Selbstbewusstsein den Vollgenuss des Daseins erstrebt. Auch darf man nicht übersehen, dass die mit der Tendenz nach Individualisirung verbundenen Gefahren durch die realen Verhältnisse wesentlich eingeschränkt werden. Den wenigsten Menschen gestattet es das praktische Leben, die Individualisirung so weit zu treiben, dass sie, wie Petrarca's Einsamkeitsfreund, aus dem Verbande der bürgerlichen Geselligkeit ausscheiden und in grundsätzlichem Egoismus einem confortablen Einsiedlerthume sich überlassen. Das Streben nach Individualisirung findet weit eher seine natürlichen Grenzen, als dasjenige nach Aufhebung der Individualität.

So ist denn die Schrift „über das Leben in der Einsamkeit“ wichtig und interessant als die erste litterarische Urkunde, durch welche der Bruch mit dem mittelalterlichen Denken und der Beginn des modernen Denkens bezeugt wird. Aber auch in einer noch anderen Beziehung besitzt sie hohes Interesse.

Die Menschen des Mittelalters, welche aus dem Treiben der Welt in die Einsamkeit sich flüchteten, suchten mit Vorliebe Oertlichkeiten auf, an denen die Natur der Landschaft in ihrer reizlosesten Erscheinung sich darstellt: in öden Thalschluchten, auf kahlen Berghöhen, inmitten düsterer, jegliche Aussicht behemmender Wälder entstanden die Klöster. Zum Mindesten legte man keinen Werth auf die malerische Schönheit der Landschaft. Man erkannte dieselbe eben nicht, besass kein Auge, kein Gefühl für sie, stand ihr gleichgültig, vielleicht selbst feindselig gegenüber, denn Alles, was etwa den Menschen an diese Erde zu fesseln vermag, das galt ja als eine Versuchung, welche überwunden, niedergekämpft werden müsse.

Petrarca's Einsamkeitsfreund ist anderer Denkweise zugethan. Er erwählt zur Stätte seines genussvollen Einsiedlerthums eine liebliche Gegend, wo er längs eines murmelnden Baches auf grünenden Wiesen und in blühenden Hainen sich ergehen, wo er von der Höhe eines Hügels einer schönen Aussicht sich erfreuen, wo er mit einem Worte die Natur der

Landschaft in ihrer anmuthigsten Gestaltung schauen kann. Dieser Einsiedler Petrarca's ist ganz erfüllt von der modernen Freude an der malerischen Schönheit der Natur, er ist beseelt von ganz demselben Gefühle, welches noch jetzt zur Sommerzeit die Menschen hinauslockt aus dem Qualme der Städte in die reizvolle Stille der ländlichen Natur, ja er kennt selbst auch schon jene Sentimentalität, welche das Landleben im Lichte einer poetischen Verklärung schaut und dasselbe für die einzige mit der Sittlichkeit vereinbare Form menschlichen Daseins erachtet. So bezeichnet Petrarca's Schrift scharf und bestimmt den Beginn einer neuen Denk- und Gefühlsströmung, welche in ihrer weiteren Entwickelung ausserordentlich einflussreich und geradezu zu einem Hauptfactor der modernen Cultur werden sollte. Denn wie gewaltig hat, um nur Eins zu berühren, dies neu erwachte Naturgefühl auf die Umbildung der socialen Verhältnisse eingewirkt, wie sehr hat es dazu beigetragen, die festgeschlossene Stadtgemeinde des Mittelalters zu zerstören und die früher bestandene Schranke zwischen Bürgerthum und landbautreibender Bevölkerung aufzuheben! Und wie wesentlich ist, um auch dies noch wenigstens anzudeuten, das neue erwachte Naturgefühl für die Entwickelung der Poesie geworden! wie hat es derselben eine ganz neue und weite Sphäre eröffnet, wie hat es sie mit neuen Anschauungen, Motiven, Bildern und Darstellungsnüancen bereichert! Man denke sich einmal das landschaftliche Element aus der modernen Poesie hinweg und man wird sofort gewahren, welche klaffende Lücke entsteht.

Indessen in so wichtigen Beziehungen auch die Schrift „über das Leben in der Einsamkeit“ als das erste Litteraturdenkmal des modernen Geistes betrachtet werden kann, so verleugnet sie doch keineswegs den allen Werken Petrarca's eigenthümlichen Charakterzug eines Schwankens zwischen Mittelalter und Neuzeit, einer ganz seltsamen inneren Zwiespältigkeit. Man sieht eben, wie der Autor selbst zweien Culturformen gleichzeitig angehört, wie er aus der einen noch nicht völlig herausgetreten und in die andere noch nicht völlig

eingetreten ist. Es mischen sich in dem Buche die mittelalterlichen und die modernen Elemente bizarr genug. Der Einsamkeitsfreund selbst ist eine Proteusgestalt: bald erscheint er als moderner Genussmensch, der die feineren Freuden des Daseins mit kundiger Zunge auszukosten versteht und sich zu einem egoistischen Epikureismus bekennt, bald aber verwandelt er sich in einen mittelalterlichen Asketen, der das Aufgehen in Gott als höchste Seligkeit erstrebt und der seine Glaubensinnigkeit bis zu visionären Verzückungen zu steigern vermag. — —

Wir wenden uns nun der dritten hier zu besprechenden Schrift Petrarca's zu, dem Tractate „Ueber die Musse der Mönche".

Verfasst oder doch wenigstens in ihren Grundzügen entworfen worden ist diese Schrift in der Fastenzeit des Jahres 1347[1], als Petrarca noch unter dem Eindrucke des Besuches stand, den er kurz zuvor seinem Bruder Gherardo zu Montrieu gemacht hatte, und als er den Wunsch hegte, den Mönchen der dortigen Carthause seinen Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft durch eine litterarische Gabe zu bezeugen. Indessen auch zur Vollendung dieser, obwol nicht eben umfangreichen Arbeit[2]) bedurfte Petrarca einer langen Zeit, denn er hat sie keinesfalls vor dem Ende des Jahres 1356 zum Abschlusse gebracht[3].

Es ist leicht erklärlich, dass diese Schrift, an Mönche gerichtet und für deren Erbauung bestimmt, einen streng religiösen und asketischen Charakter tragen musste. Und in der That ist sie unter allen Werken Petrarca's dasjenige, welches noch am meisten das Gepräge des Mittelalters an sich trägt und am unberührtesten geblieben ist von den Einwirkungen moderner Denkweise. Nur die zahlreichen in die Schrift ein-

[1]) Ep. Sen. VI 5.

[2]) Sie umfasst in den baseler Ausgaben ungefähr 32 Folioseiten.

[3]) Es wird dies dadurch bewiesen, dass p. 355 auf die Gefangennahme Johanns des Guten von Frankreich (Schlacht b. Maupertuis, 15. Sept. 1356) Bezug genommen wird.

gestreuten Citate aus lateinischen Classikern erinnern uns daran, dass sie von dem Begründer des Humanismus verfasst worden ist.

Wir geben im Folgenden in Kürze den Inhalt wieder.

Der ganze Inhalt, die ganze Hoffnung, das ganze Streben und das ganze Ziel des Mönchslebens ist eingeschlossen in den Psalmenworten „Vacate et videte“ (Ps. 45, 11 nach der Vulg., 46, 11 b. Luther)[1]) d. h. — so müssen wir hier wenigstens in Rücksicht auf den Zusammenhang übersetzen — „ruhet (von den Geschäften der Welt) und seid wachsam!“ Durch die Ruhe von den nichtigen Werken der Erde, durch beschauliche Betrachtung erwerben die Mönche sich die ewige Ruhe und das Schauen der göttlichen Seligkeit. Wie glücklich ist also der Mönche Loos! Sie sollen ruhen, während die Weltmenschen — die Schiffer, Krieger, Kaufleute, die Gelehrten und Handwerker — sich abmühen in beständiger Arbeit und doch dadurch Nichts erwerben als die ewige Arbeit im Jenseits, denn ein Jeder wird einst durch eben dasjenige bestraft werden, wodurch er im irdischen Leben gesündigt hat, Sünde aber ist es, sich keine Musse für die Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge zu vergönnen. — Hiernach wird nun der Begriff des „Ruhen“ näher erklärt. Die Mönche sollen ruhen von allen Bestrebungen und Mühen des weltlichen Lebens und sollen ruhen von allen Leidenschaften, sie sollen einzig an ihrem Seelenheile arbeiten und dabei wohl erkennen, welchen Feind, d. h. welche Leidenschaft, sie in ihrem Innern zumeist zu bekämpfen haben, sie sollen beständig streiten gegen die Fallstricke der Welt, gegen die Lockungen des Fleisches und gegen die Hinterlist der Dämonen. In diesem Kampfe wider das Böse und den Teufel dürfen die Mönche sich nie in falsche Sicherheit einwiegen lassen und des Streites überhoben zu sein wähnen: Rom war nur so lange gross, als es noch Carthago

---

[1]) Den Gedanken zur Behandlung dieser Psalmenworte hat Petrarca jedenfalls aus Augustin de civit. Dei XXII 30 entlehnt.

zu fürchten hatte, und es sank, als es sich für ganz ungefährdet hielt.

Aber das „Ruhen“ hat auch noch eine andere, tiefere Bedeutung. Wir sollen auch ruhen von allen Zweifeln an der Wahrheit der Glaubenslehren.

Nur an Christus können wir vernünftigerweise glauben. Unbelebte Gegenstände (Stein, Holz etc.) zu verehren, ist der Heiden Thorheit. Die Juden warten, verblendet genug, noch auf den Messias, der schon längst erschienen ist und an welchem sie selbst sich so schwer versündigt haben, dass zur Strafe ihre Stadt Jerusalem zerstört und ihr Volk in alle Lande verstreut wurde. Die Lehren Mahomeds aber und ebenso diejenigen des Averroës, des Photinus, des Manichäus (sic!) und des Arius sind Nichts als ein unentwirrbares und trugvolles Gewebe sich einander widersprechender Irrthümer. Die Herabkunft Christi wurde nicht nur von den Propheten, sondern auch von den heidnischen Sibyllen und Dichtern vorausverkündet und dadurch wird sie unwiderleglich bewiesen. Wohl waren diejenigen glücklich, denen es vergönnt war, den menschgewordenen Christus von Angesicht zu Angesicht zu schauen, aber glücklicher noch sind die Jetztlebenden, weil der Glaube jetzt weit allgemeiner verbreitet ist, so dass, während zu Christi Zeit selbst der Apostel Thomas noch Unglauben hegen konnte, jetzt nicht einmal mehr der einfache Mann an Christi Göttlichkeit zweifelt. Weit glücklicher aber auch sind wir, als selbst die Weisesten und Gelehrtesten unter den alten Griechen und Römern (Platon, Cicero etc.), denn das grösste Weltgeheimniss, welches jene nicht einmal zu ahnen vermochten, hat für uns sich vollzogen: die in Christo vor sich gegangene Vereinigung des Himmels und der Erde, des Göttlichen und des Menschlichen. —

Hierauf erklärt Petrarca noch einmal die Bedeutung des „Ruhen“ [1]), ohne jedoch dem früher Gesagten etwas Wesent-

---

[1]) Petrarca erwähnt hierbei gelegentlich, dass ausser der Bibelübersetzung des Hieronymus noch eine ältere existire, nach welcher Augustin

liches hinzuzufügen. Er warnt vor der Meinung, als sei die Erfüllung der Gebote Gottes die menschliche Kraft übersteigend oder als genüge es, erst im Alter gottesfürchtig zu werden. Das seien Einflüsterungen des Teufels, denen man sich verschliessen müsse. Auch dürfe man nicht den Glauben neu bewiesen oder durch neue Wunder bekräftigt haben wollen, sondern es müssen uns zum Glauben der Glaube der Apostel und der Martyrer und die früher geschehenen Wunder genügen. Ebensowenig dürfen wir fordern, dass die Zukunft uns offenbaret werde, denn das würde ja für uns selbst verderblich sein.

Der Inhalt des zweiten Buches der Schrift — denn in zwei Bücher gliedert sich dieselbe und das eben Berichtete bildet des ersten Buches wesentlichen Inhalt — setzt sich in der Hauptsache aus theologischen Gemeinplätzen zusammen: es wird die Bedeutung des „Ruhen (vacare)“ weiter erörtert und, wie im ersten Buche dargelegt worden war, dass das „vacare“ auch ein Freisein von Zweifeln gebiete, so soll nun auseinandergesetzt werden, dass ein Freisein von weltlichen Gedanken und Geschäften ebenso erforderlich sei. Diesen zu entsagen, muss uns um so leichter werden, als ja alles Irdische so hinfällig und vergänglich ist — ein Thema, welches nun unter Anwendung gut gewählter und drastisch wirkender Beispiele (z. B. Fürstengräber glänzen äusserlich von Gold und Marmor und bergen im Innern die schauerlich entstellten Leichen) ausführlich behandelt wird. Im Kampfe gegen die Welt und ihre Lust dürfen wir nur Gottes und Christi Hülfe erflehen, dem muthigen Kämpfer aber wird im Jenseits ein herrlicher Lohn in der ewigen Seligkeit beschieden sein.

Sehr unvermittelt und eingestandenermaassen nur aus dem äusseren Grunde, weil in der Bibliothek der Carthause kein Exemplar des Lactanz sich befand, Petrarca aber doch die Mönche mit diesem Autor möglichst bekannt machen wollte,

---

citire und in welcher es statt „vacate“ heisse „otium agite“ (aber Aug. de civ. Dei XXII 30 ed. Dombart t. II p. 555 steht „vacate“).

werden nun am Schlusse des Werkes umfangreiche Citate aus Lactanz' Institutionen ausgeschrieben und es wird auf Grund derselben sowie auf Grund anderweiter Citate aus Cicero's Büchern „de natura deorum" und „de consolatione" [1]) der Versuch gemacht, eine euhemeristische Auffassung der antiken Götterlehre zu begründen und dadurch die Unhaltbarkeit der letzteren nachzuweisen. —

Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung über die oben analysirte Schrift: legt sie doch laut genug selbst Zeugniss für sich ab. Nur darauf sei in Kürze hingewiesen, wie in ihr, so durch und durch mittelalterliches Gepräge sie auch zu tragen scheint, doch ein Hauch der Renaissance vernehmbar zu spüren ist: nicht nur aus den zahlreichen, den lateinischen Autoren entnommenen Citaten weht er uns entgegen, sondern auch aus dem so sichtlich hervortretenden Bestreben, die Zweifel an der Wahrheit der Glaubensdogmen zu zerstören, denn wo derartige Zweifel vorausgesetzt wurden, da waren sie gewiss auch wirklich vorhanden, dies Vorhandensein aber kündet uns an, dass die Zeit des Autoritätsglaubens ihrem Ende sich naht und dass die Zeit des freien Denkens beginnt. So gewinnen wir denn auch hier das Bewusstsein, an Petrarca's Hand in eine neue Periode des geistigen Lebens einzutreten.

Es bleiben uns nun noch einige der kleineren moralphilosophischen Schriften Petrarca's zu besprechen übrig, die „zwei Gespräche über die wahre Weisheit" und die beiden Briefe über die Habsucht (de avaritia vitanda = Ep. Sen. VI 7 u. 8).

Das erste der beiden „Gespräche über die wahre Weisheit" ist nur eine weitere Ausführung, theilweise sogar eine wörtliche Wiederholung [2]) des zwölften Dialogs des ersten Buches der „Heilmittel gegen Glück und Unglück", nur ist die Besetzung der Gesprächsrollen eine andere: an Stelle der „Freude" tritt der „Redner" und an Stelle der „Vernunft" tritt der „Einfältige (idiota)" ein. Der letztere belehrt den auf

[1]) Es ist hier die unächte Schrift dieses Titels gemeint.

[2]) von „sapientiam attamen consecutus sum" p. 365 bis „humilitas operosa" p. 366.

seine Weisheit stolzen „Redner (orator)“, dass die wahre Weisheit die Selbsterkenntniss und die Gottesfurcht zur Vorbedingung habe und dass der wahrhaft Weise, weil er seines Nichtwissens sich bewusst sei, sich niemals selbst für weise halten werde. Das Gespräch wird als auf dem Forum vor sich gehend gedacht, und als es geendet ist, begeben sich die redenden Personen auf den Wunsch des vom Idiota überzeugten und nach weiterer Belehrung begierigen Orator in den Laden eines Barbiers, um dort ihr Gespräch in Musse fortzusetzen. Es dünkt uns dieser, wenn auch noch sehr unvollkommene Versuch, durch eine angemessene Scenerie den Dialog dramatisch zu beleben, recht beachtenswerth: das an sich herzlich unbedeutende Gespräch erhält dadurch doch ein klein wenig platonisch-künstlerisches Colorit und kündet uns dadurch an, dass gerade die Kunst des Dialoges durch die Renaissance zu einem neuen, herrlichen Leben erweckt werden sollte.

Der zweite Dialog ist inhaltlich und formal noch weit unbedeutender als der erste: er ist eine fast ausschliesslich dem Idiota in den Mund gelegte und in scholastischen Formen sich bewegende Untersuchung über die wahre Weisheit. Als Resultat ergibt sich: die Weisheit ist die von allem Sinnlichen losgelöste, einfachste und unbegrenzte Form des Begrifflichen, sie ist die eigentliche Nahrung des Geistes, welcher, je reiner er von sinnlichen und sündigen Elementen ist, in desto reicherem Maasse sie in sich aufzunehmen vermag. Bei Menschen von solcher Reinheit des Geistes, wie die Heiligen es waren, steigert sich diese Fähigkeit nahezu bis zu einer Entrückung aus den Banden des Körpers, woraus sich auch erklärt, dass sie sich gegen körperliche Schmerzen unempfindlich zeigten, indessen vermag der Mensch doch nie mehr, als einen „Vorgeschmack (praegustatio)“ der wahren Weisheit sich zu erwerben. — Bemerkt mag noch werden, dass die Untersuchung in fast sokratischer Weise an Dinge des alltäglichen Lebens, nämlich an die Geschäfte des Marktes (Zählen, Messen, Wägen) anknüpft[1].

[1]) Hier mögen zwei sprachliche Notizen Platz finden: p. 368 findet sich zur Bezeichnung des kleinsten Hohlmaasses das Wort „petitum“ ge-

Beide Dialoge sind, wenn sie überhaupt Petrarca's eigene Werke sein sollten, was wir aus sprachlichen Gründen bezweifeln möchten, offenbar nur Bruchstücke, welche zur Einreihung in ein grösseres Werk bestimmt gewesen waren, aber aus irgend welchem Grunde in ihrer Vereinzelung belassen worden sind.

Man könnte versucht sein, die in den Dialogen gegebene Untersuchung über das Wesen der Weisheit für sehr tiefsinnig zu halten, wenn man nur bei näherer Betrachtung nicht gewahren würde, dass der Autor nichts Eigenes uns bietet, sondern bloss eine einstudirte Rolle uns vordeclamirt, eine Lection hersagt, die er bei den Kirchenvätern, besonders aber bei Augustin (de vera religione) auswendig gelernt hat [1]).

Von den beiden Episteln über das Laster des Geizes und der Habsucht [2]), welche nach Fracassetti's ansprechender Vermuthung [3]) an Zanobi da Strada gerichtet wurden, als dieser in Begriff stand, das gewinnbringende Amt eines päpstlichen Secretärs anzunehmen [4]), trägt nur die erste einen moralphilosophischen Charakter, während die zweite fast eine streng philologische Untersuchung über die Anwendung des Epitheton „golden" ist [5]). Der Inhalt der ersten Epistel ist in Kürze folgender:

Zunächst wird die glückliche Lage des Geldbesitzenden mit der überaus ungünstigen und gedrückten Situation des Armen verglichen, natürlich mit dem ironischen Hintergedanken, dass eine derartige Parallele im Grunde nur von geizigen Leuten gezogen werden könne und dass sie in Wahrheit gar

---

braucht, offenbar das Stammwort des französischen „petit". — p. 369 werden in kühner Weise Adjectiva auf -bilis gebildet, z. B. inscibilis, imaginabilis, innegabilis, incogitabilis etc. (vgl. die zahlreich gehäuften Femininbildungen auf -trix in Vit. Sol. II 2, 8). Nicht eben die Bildungen an sich sind bemerkenswerth (denn ein grosser Theil dieser Worte findet sich bereits vor Petrarca gebraucht), aber wohl der geschickte Gebrauch, der von ihnen zur Erreichung eines bestimmten stylistischen Effectes gemacht wird.

[1]) vgl. Feuerlein in v. Sybel's histor. Zeitschr. Bd. 38, p. 213.

[2]) Das lat. Wort „avaritia" vereinigt bekanntlich beide Begriffe in sich.

[3]) Lett. sen. I p. 354.

[4]) vgl. oben S. 259.

[5]) vgl. oben S. 476 f.

nicht berechtigt sei. Das Geld, meint der Autor, sei eben nach der gemeinen Ansicht der Menschen allmächtig und vermöge alle Hindernisse zu überwinden. Für viele Menschen sei das Geld sogar ein Gott geworden, und desshalb habe ihm auch Augustin eine Stelle unter den Göttern der Heiden eingeräumt.

Am häufigsten findet sich die Habsucht — das ist des Briefes weiterer Inhalt — bei Greisen, bei reichen Leuten und bei Herrschern und sie ist bei diesen Menschenclassen ein um so schlimmeres Laster, als ihr Ziel bei ihnen ja nur der moralisch so gefährliche Ueberfluss des Besitzes sein kann. Besonders thöricht aber ist die Habsucht bei Greisen, da diese ja nur noch eine kurze Lebenszeit vor sich haben, indessen lässt sie sich wenigstens unschwer daraus erklären, dass — wie Aristoteles in der Rhetorik sagt — die Greise durch ihr langes Leben gedemüthigt und kleinmüthig geworden sind und aus Erfahrung wissen, wie schwer es ist, den Besitz zu erhalten, wie leicht aber, ihn zu verlieren. Jedoch lassen sich auch andere Ursachen der Habsucht denken. Eine der offenbarsten und wichtigsten liegt in dem Erfahrungssatze enthalten, dass man, je mehr man besitzt, um so mehr zu begehren pflegt. Am widerlichsten aber sind Habsucht und Geiz bei den Königen, insbesondere der Geiz, welcher sich in dem Verhalten gegen Andere geltend macht, denn denjenigen Geiz. welcher nur die möglichste Beschränkung der eigenen Bedürfnisse anstrebt und der sonach mit der Mässigkeit verwandt ist, kann man noch am ehesten gelten lassen. Ueberaus schimpflich jedoch ist es, wenn ein Fürst seinen Unterthanen gegenüber geizt, und doch handeln jetzt alle Fürsten so! — Geiz und Habsucht sind Laster, welche sowol durch die Autorität der Bibel als durch diejenige der profanen Schriftsteller auf's Schärfste verurtheilt werden. Wie aber können wir uns wundern, dass diese Laster so weit verbreitet sind, da doch das Gold allen Dingen vorgezogen wird und da selbst die Dichter allen Gegenständen, welche sie preisen wollen, das Epitheton „golden“ beilegen? Und nun folgt eben die oben

erwähnte Untersuchung über den Gebrauch des Epitheton „golden".

Man sieht, der Inhalt der kleinen Schrift ist herzlich unbedeutend und bewegt sich nur in ziemlich abgedroschenen Gemeinplätzen. Erfreulich aber ist die in ihr ausgesprochene Gesinnung, die Geringschätzung des Mammons, das Erhabensein über die ängstliche Liebe zum Geldbeutel, die leider so vielen Sterblichen anhaftet. Und diese Gesinnung hat Petrarca auch praktisch bethätigt: er hat zwar irdisches Gut, dessen er eben, wie ein jeder Andere, zum physischen Leben bedurfte, nicht verschmäht und hat sich seines Besitzes insofern gefreut, als er darin das Mittel zu einem von niederen Sorgen freien Dasein erblickte, aber er hat nie darnach getrachtet, Schätze zu sammeln, er hat sich nie zur Anbetung des goldenen Kalbes erniedrigt, er hat nie über dem Nichtigen das Erhabene, über dem Vergänglichen das Unvergängliche vergessen. Der Begründer der Renaissancecultur war in manchen Beziehungen nicht frei von sittlichen Schwächen, aber er besass doch die sittliche Grösse, nicht irdischen Gütern, sondern idealen Zielen ernst und eifrig nachzustreben.

Und mit diesem wohlthuenden Eindrucke scheiden wir nun von Petrarca's moralphilosophischen und religiösen Schriften.

Elftes Capitel.

Die historischen und geographischen Schriften.

Auf zwei Werke vor allen gedachte Petrarca seinen Ruhm für alle Zeit zu begründen: auf seine epische Dichtung „Africa" und auf eine Biographiensammlung, welche er das „Buch der berühmten Männer" benannte. Das erstere Werk sollte ihm den Lorbeerkranz des Dichters gewinnen, das letztere ihm eine hervorragende Stellung unter den Gelehrten und Geschichtsschreibern sichern [1]).

Das „Buch über die berühmten Männer" war so recht das wissenschaftliche Lebenswerk Petrarca's, an welchem er unverdrossen lange Jahrzehende gearbeitet hat, ohne es doch — so meinen wir wenigstens — zum Abschluss bringen zu können. Wann das Buch begonnen wurde, lässt sich nicht bestimmen. Jedenfalls aber fasste Petrarca den ersten Gedanken dazu während seines Aufenthaltes in Vaucluse, der ja überhaupt für seine litterarische Thätigkeit so anregend und fruchtbar gewesen ist [2]). Seine ursprüngliche Absicht ging dahin, die berühmten Männer aller Länder und Zeiten in Biographien zu schildern [3]). Bald aber wurde dieser ungeheuere

---

[1]) Afr. IX v. 216—268, besonders aber v. 257 ff.

[2]) Ep. Fam. VIII 3.

[3]) „ex omnibus terris ac saeculis illustres viros in unum con-

und für die Kraft eines Mannes viel zu weit angelegte Plan dahin eingeschränkt, dass nur die Lebensbeschreibungen der berühmten Römer von Romulus ab bis zu Titus hinauf gegeben werden sollten [1]), und zwar sollten nur diejenigen Männer berücksichtigt werden, welche sich durch kriegerische Thaten oder durch staatsmännische Grösse ausgezeichnet hätten [2]); ein etwas befremdliches Programm, denn man sollte meinen, dass es dem Begründer des Humanismus näher gelegen hätte, den litterarischen Grössen des Römerthums einen Ruhmestempel zu errichten, vielleicht aber, dass er der letzteren Pflicht durch seine „Briefe an die berühmten Männer" genügen zu können meinte. Jedenfalls ist es bezeichnend für den Geist der Renaissancecultur, dass ihr Begründer gerade die Kriegshelden und Staatsmänner des Alterthums zum Vorwurfe eines grossen biographischen Werkes sich erwählte: man erkennt daraus, dass in den Augen der Menschen der Renaissance der Held oder der Staatenlenker, der im kühnen Ringen blendende, wenn auch oft rasch vergängliche äussere Erfolge gewinnt, doch noch höher stand als der Dichter oder Denker, dessen Leben meist in einförmiger Stille dahinfliesst, dessen geistiges Schaffen aber oft von so weittragender und nachhaltiger Bedeutung ist. Leicht ist es, diese Thatsache zu erklären, und leicht auch, zu erkennen, welche tief greifende Schlüsse sich aus ihr ziehen lassen, indessen hierauf näher einzugehen, wird sich an einem anderen Orte unserer litterargeschichtlichen Erzählung passendere Gelegenheit finden [3]).

Ueber die Anlage und die Tendenz des „Buches über die berühmten Männer" werden wir uns am besten unterrichten, wenn wir die Vorrede, mit welcher der Verfasser das Werk

---

trahendi illa mihi solitudo dedit animum." Ep. Fam. VIII 3 (der Brief datirt vom 5. Mai, wahrscheinlich des Jahres 1349).

[1]) de contemt. mundi III p. 411.

[2]) „qui bellicis virtutibus aut magno rei publicae studio floruerunt." Invect. in med. p. 1209.

[3]) in der Darstellung des Zeitalters Lorenzo's de' Medici, welche wir im dritten Bande dieses Werkes geben zu können hoffen.

seinem fürstlichen Freunde Francesco di Carrara widmete, in der Uebersetzung folgen lassen [1]).

„Auf Deine Bitten, erhabener Staatslenker (plaustrifer). der Du anspruchslos und doch gebietend allein das Scepter über Padua's ruhmvolle Stadt führst, habe ich mich entschlossen. die Lebensbeschreibungen einiger berühmter Männer (deren Ruhm hochbegabte und hochgelehrte Schriftsteller der Nachwelt überliefert, deren Lebensgeschichten aber sie in verschiedenen. Werken gleichsam zerstreut und zerstückt fast, erzählt haben) in einem Werke zusammenzufassen und gewissermaassen zusammenzuhäufen. Geschichte zu schreiben ist meine Absicht: desshalb muss ich die berühmtesten Autoren zu meinen Führern erwählen, will ihnen jedoch nicht den Wortlaut der Darstellung, sondern nur das Material der Thatsachen entlehnen. Es entgeht mir nicht, welch' schwierige Arbeit es sein wird, die Würde des Styles zu wahren. Denn, wenn ich derselben Worte, wie meine Quellen, mich nicht bedienen darf, bessere aber zu finden nicht vermag, so weiss ich nicht, was noch übrig bleibt. Es möge aber, bitte ich, ein jeder Leser auf die Anordnung und Zusammenstellung des verschiedenartigen Inhaltes achten: denn, obwol dasjenige, was ich schreiben will. anderen Autoren entlehnt ist, so findet man es doch bei denselben nicht in derselben Ordnung. Einiges nämlich, was bei dem einen der Quellenschriftsteller etwa fehlt, habe ich aus einem anderen entnommen, Einiges habe ich kürzer, Einiges wieder klarer, Einiges auch, was durch die kurze Erzählung der Quelle schwerer verständlich wurde, ausführlicher erzählt [2]), Einiges endlich, was bei verschiedenen Autoren zerstreut ist, habe ich vereinigt und so verschiedene Berichte zu einem verschmolzen. Hierbei habe ich geglaubt, die gedankenlose und unnöthige

---

[1]) Wer da weiss, wie misslich es ist, so bombastisches Latein, wie dasjenige dieser praefatio, in verständliches Deutsch zu übertragen, wird es entschuldigen, dass der Uebersetzer mehr dem Sinne als dem Wortlaute folgen zu müssen glaubte.

[2]) im lat. Texte fehlt dieses Verbum, welches durch den Zusammenhang erfordert wird.

Gewissenhaftigkeit derjenigen vermeiden zu müssen, welche die Berichte aller Geschichtsschreiber sammeln und, damit es ja nicht scheine, als ob sie etwas vergessen hätten, wenn verschiedene Autoren sich widersprechen, diese abweichenden Berichte neben einander stellen und dadurch den Text ihrer eigenen Erzählung mit dunkler Weitschweifigkeit und unlösbaren Schwierigkeiten erfüllen. Ich will weder die Berichte aller Geschichtsschreiber sammeln noch etwa einander widersprechende in Einklang zu bringen versuchen, sondern will denjenigen Autoren folgen, welche entweder die grössere Wahrscheinlichkeit oder die höhere Glaubwürdigkeit für sich haben. Desshalb, wenn etwa Jemand, der mit solcher Lectüre vertraut ist, finden sollte, dass bei mir bald das Eine, bald das Andere anders erzählt wird, als sie es zu hören oder zu lesen gewohnt sind, so bitte und ermahne ich sie, dass sie nicht sofort ein absprechendes Urtheil fällen, wie Halbgebildete es zu thun pflegen, sondern dass sie den Widerstreit der verschiedenen Quellenschriftsteller berücksichtigen mögen, der ja selbst den doch den Ereignissen viel näher stehenden Titus Livius oft genug verlegen gemacht hat. Ich habe die Absicht, mich der Kürze und Uebersichtlichkeit zu befleissigen, und werde daher Vieles auslassen, was, wie ich oben bemerkte, den Leser eher verwirren, als ihm zur Bequemlichkeit gereichen könnte. Bei mir soll nur dasjenige berücksichtigt werden, was auf die Tugenden oder die Laster Bezug hat, denn, wenn ich mich nicht täusche, ist es der Geschichtsschreiber fruchtbarste Aufgabe, Beispiele zu geben, welche den Leser entweder zur Nacheiferung anzureizen oder von derselben abzuschrecken geeignet sind. Wer über diese Aufgabe hinaus zu gehen beabsichtigt, der wisse, dass er sich in ein fremdes Gebiet begibt, und denke daran, unverzüglich dasselbe wieder zu verlassen, er müsste denn gerade die Absicht haben, für die Unterhaltung der Leser Sorge zu tragen und bisweilen behagliche Ruhepunkte für die Erzählung aufzusuchen. Und ich leugne nicht, dass ich selbst mitunter, den gleichen Gedanken hegend, von der eigentlichen Aufgabe mich etwas weiter entfernte, da ich

Vergnügen daran fand, von dem Charakter der berühmten Männer, von ihrem Privatleben, von ihren entweder scharfsinnigen oder gedankenschweren Aussprüchen[1]) und auch von ihrer Leibesgestalt, von den Umständen ihrer Geburt und ihres Todes den Lesern Mittheilung zu machen. Wenn mir dies in geringerem Grade, als ich es beabsichtigt hatte, gelungen sein sollte, so verzeihe es mir, wer Du auch immer mein Buch liesest, denn über meinen Erfolg stelle ich Dir das Urtheil anheim und wünsche nur, dass Du mir in Bezug auf die Absicht glaubst. Wenn Du aber finden solltest, dass etwas bis zum Ueberdruss weitschweifig oder aber unliebsam kurz erzählt worden sei, so schreibe den Fehler entweder meiner Geistesarmuth oder den meine Aufmerksamkeit zerstreuenden Sorgen zu. Wenn aber vielleicht die Arbeit meines Fleisses den Durst Deiner Erwartung gestillt haben sollte, so fordere ich keine andere Belohnung, als von Dir geliebt zu werden, möge ich auch Dir vielleicht persönlich unbekannt sein, vielleicht selbst schon im Grabe liegen und zu Asche geworden sein. So habe auch ich diejenigen, durch deren Mühen ich mich gefördert fühlte, nicht nur noch nach ihrem Tode, sondern selbst noch tausend Jahre nach ihrer völligen Auflösung geliebt[2])."

Mit den Grundsätzen, von welchen Petrarca in dieser Vorrede sich bei seiner Arbeit leiten zu lassen erklärt, wird man nicht umhin können, einverstanden zu sein, denn es sind eben solche, welche noch heute jeder verständige Compilator, der für das grosse gebildete Publicum schreibt, befolgen müssen würde. Auch die ethische Tendenz des Buches, welche Petrarca so ostensibel hervorhebt, wird man schliesslich in Anbetracht des gewissermaassen pädagogischen Zieles, welches das Werk verfolgte, billigen müssen, so sehr man sich auch

[1]) im Texte (des cod. Vat. 4523) steht sinnlos „verba nec peracuta nec gravia."

[2]) Dieser Satz, der in der Uebersetzung nothwendigerweise fast unverständlich wird, bezieht sich natürlich auf die Schriftsteller des Alterthums. — Den letzten Satz der praefatio lassen wir als unwesentlich aus.

im Principe dagegen zu verwahren haben wird, dass die Geschichtsschreibung zur Dienstmagd der Moral erniedrigt werde. —

Das „Buch der berühmten Männer“ gibt folgende einunddreissig Biographien:

1. Romulus. 2. Numa Pompilius. 3. Tullus Hostilius. 4. Ancus Marcius. 5. Junius Brutus. 6. Horatius Cocles. 7. L. Q. Cincinnatus. 8. M. F. Camillus. 9. P. Decius Mus (der sich in der Schlacht am Vesuv opferte). 10. T. Manlius Torquatus. 11. M. Valerius Corvinus. 12. L. Papirius Cursor. 13. Alexander der Grosse. 14. L. Fabricius. 15. M'. Curius Dentatus. 16. Pyrrhus. 17. Q. Fabius Maximus Cunctator. 18. Claudius Nero und Livius Salinator. 19. M. Claudius Marcellus. 20. T. Quinctius Flamininus. 21. L. Scipio Asiaticus. 22. Hannibal. 23. P. Cornelius Scipio (der ältere Africanus). 24. Paulus Aemilius (richtiger Aemilius Paullus). 25. Cornelius Scipio Nasica. 26. M. Porcius Cato Censorius. 27. P. Cornelius Scipio Aemilianus (der jüngere Africanus). 28. C. Marius. 29. Q. Caecilius Metellus. 30. Cn. Pompejus Magnus. 31. C. Julius Caesar.

Wie man aus diesem Verzeichnisse ersieht, sind es mit Ausnahme Alexanders d. G., des Pyrrhus und des Hannibal nur Römer, welche Petrarca der Aufnahme in die biographische Ruhmeshalle für würdig erachtete — wieder ein Beweis, wie einseitig sich von vornherein Humanismus und Renaissance auf das Römerthum gründeten, während doch wenigstens in der Geschichtsschreibung eine grössere Berücksichtigung des Griechenthums recht wohl möglich gewesen wäre.

Zahlreiche Handschriften sind von dem „Buche der berühmten Männer“ erhalten [1]), aber fast alle sind mehr oder minder verstümmelt und nur eine einzige, eine vaticanische (cod. Vat. no. 4523), bietet einen vollständigen Text. Aber auch diese letztere, relativ beste Handschrift leidet an einem

---

[1]) Aufzählung derselben b. D. Rossetti, Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio (Triest, 1828), p. 102 ff.

auffallenden Fehler: die einzelnen Biographien folgen in ihr nicht in der oben angegebenen, chronologischen Ordnung[1]), sondern es sind, um von kleineren, leicht entschuldbaren Verstössen abzusehen, die acht Biographien: T. Quinctius Flamininus (20), L. Scipio Asiaticus (21), Cornelius Scipio Nasica (25), Paulus Aemilius (24), Q. Caecilius Metellus (29), P. Cornelius Scipio Aemilianus (27), C. Marius (28), und Cn. Pompejus Magnus (30) derjenigen Caesars (31) nachgestellt worden, so dass diese letztere unmittelbar hinter das Leben des M. Porcius Cato (26) zu stehen kommt.

Man sieht, es wird durch diese Umstellung eine ziemliche Verwirrung angerichtet, und es fragt sich, wie wir dieselbe zu beurtheilen haben. Dass Petrarca die einzelnen Biographien bei einer endgültigen Redaction in chronologischer Ordnung aneinander zu reihen beabsichtigte, halten wir für geradezu selbstverständlich, und das wird überdies, meinen wir, auch dadurch bewiesen, dass sowol Lombardo da Serico als auch Donato degli Albanzani, welche sicherlich über Petrarca's Intentionen gut unterrichtet waren, der erstere in der Epitome, der letztere in der Uebersetzung des Buches die chronologische Reihenfolge hergestellt haben. Aber fraglich muss es erscheinen, ob Petrarca zu einer endgültigen Redaction seines Werkes gelangt ist, und ferner, ob er die einzelnen Lebensbilder in ihrer chronologischen Ordnung geschrieben hat. Wir glauben, das Eine wie das Andere verneinen zu müssen. Dass Petrarca zu keinem wirklichen Abschlusse des Werkes gelangte, wird unseres Erachtens dadurch bezeugt, dass er dasselbe bis zu Titus zu führen beabsichtigte[2]), in Wahrheit aber nur bis Caesar ge-

[1]) Aufgestellt von Rossetti, p. 206 (prospetto comparativo).

[2]) de contemt. mundi III p. 411 (vgl. oben S. 593). Wir meinen übrigens, dass an dieser Stelle statt Titus: Traianus gelesen werden muss, da Trajans Regierung einen weit besseren Abschluss bildete, als diejenige des Titus, und da in der That Lombardo da Serico seine Fortsetzung bis Trajan geführt hat. — Aus einer Stelle in Rer. mem. lib. IV (10, praef.), wo Petrarca erklärt, er wolle in diesem Buche nur von denkwürdigen Dingen, nicht von berühmten Männern sprechen, was er in einem anderen Werke gethan habe („quod alio volumine feci"), könnte man vielleicht fol-

führt hat; wie würde wol auch Lombardo da Serico auf den Gedanken gekommen sein, die Biographien des Octavian, des Vespasian, des Titus und des Trajan dem Werke noch hinzuzufügen, wenn er nicht durch die ihm bekannte Unvollständigkeit desselben, vielleicht auch durch einen von Petrarca ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch die Berechtigung zu solchem Verfahren zu besitzen geglaubt hätte? Hätte im Gegentheile Lombardo gewusst, dass der Meister selbst sein Werk mit Cäsar hatte abschliessen wollen, so würde ihm schon die Pietät die Weiterführung untersagt haben, oder er hätte doch gewiss dieselbe in Form eines selbständigen Buches gegeben, wofür er überdies in der Gestalt des ersten römischen Kaisers (Octavianus Augustus) den denkbar bequemsten Ausgangspunkt gefunden haben würde. — Die Annahme ferner, dass Petrarca die Biographien in chronologischer Ordnung geschrieben habe, scheint uns eine so systematische, um nicht zu sagen mechanische Art des Arbeitens vorauszusetzen, wie sie Petrarca kaum jemals geübt hat. Wir meinen, dass Petrarca die Lebensbilder in ungezwungener Reihenfolge verfasste, je nachdem ihn Stimmung und der Gang seiner sonstigen wissenschaftlichen Thätigkeit bald besonders zu der einen und bald wieder zu der anderen Heldengestalt hinzogen, dass er sich aber vorbehielt, später nach Vollendung des ganzen Cyclus die einzelnen Bestandtheile desselben, gleichsam die einzelnen Hefte des Buches, chronologisch zusammenzustellen. Auch die Veröffentlichung des Werkes erfolgte, wie es uns scheinen will, theilweise oder, wie man fast sagen möchte, lieferungsweise. Zunächst wurden, begleitet von der Widmung an den Carraresen, die ersten 22 Biographien des Vaticanus (Romulus bis M. Porcius Cato) publicirt, sodann die umfängliche, ein Werk für sich bildende Biographie Caesars und endlich die acht letzten Vitae des Vaticanus (T. Quinctius Flamininus bis Cn.

gern wollen, dass Petrarca damals die „viri illustres“ bereits vollendet hatte, aber, genau genommen, besagen jene Worte doch nur, dass er damals die „viri illustres“ schon zu schreiben begonnen hatte.

Pompeius), deren Bearbeitung, weil sie doch, mit Ausnahme des Pompeius, mehr untergeordnete Persönlichkeiten behandeln, Petrarca sich gern möglichst lange hinausgeschoben haben wird. Aus der eben aufgestellten Hypothese würden sich mehrfache, sonst überaus auffallende Thatsachen erklären lassen: zunächst die eigenthümliche Anordnung des Vaticanus selbst, welche darnach uns das Werk in der von Petrarca hinterlassenen, nicht abgeschlossenen Gestalt zeigen würde, sodann die Unvollständigkeit der sämmtlichen Codices mit Ausnahme des Vaticanus, in denen wir nun gewissermaassen erste und zweite Ausgaben (gegenüber der dritten des Vaticanus und der vierten, nach dem Tode des Verfassers von Lombardo besorgten) zu erblicken hätten, endlich die eigenthümlichen Eingangsworte in der Biographie des Quinctius Flamininus[1]), welche sich nur dann verstehen lassen, wenn man annimmt, dass sie an der Spitze einer einen neuen Cyclus eröffnenden Vita standen. Befremdlich ist es, dass Rossetti in seinem fleissigen und verdienstlichen Buche „Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio", in welchem er sich mit der Ueberlieferung des Buches so eingehend beschäftigt hat, doch die Frage nach der Erklärung der seltsamen Reihenfolge der Vitae im Vaticanus nur in einer sehr flüchtigen und wenig befriedigenden Weise beantwortet (p. 65), Razzolini aber ist in der Vorrede zu seiner Ausgabe auf die Frage gar nicht eingegangen.

Es kann ferner gefragt werden, wann Petrarca wol die drei einzelnen und nach unserer Ansicht gesondert erschienenen Theile des grossen Geschichtswerkes veröffentlicht habe. Eine bestimmte Antwort lässt sich hierauf bei dem Mangel aller Anhaltspunkte nicht geben. Nur so viel lässt sich mit Gewissheit sagen, dass vor dem Jahre 1355 auch selbst der erste Theil des Werkes nicht erschienen sein kann, denn als in den letzten Tagen des Jahres 1354 Petrarca bei dem Könige

---

[1]) „Quoniam T. Quintius Flaminius (sic!) praeoccurrens de se narrandi et memorandarum rerum suarum copiam facit, tanti ac diutini (sic!) belli, unde exordiar, certiorem causam attingam." ed. Razzolini, p. 314.

Karl IV. in Mantua weilte, erklärte er diesem ganz ausdrücklich, dass das Werk noch unvollendet (inexpletum) sei und dass es zu seiner Vollendung noch vieler Mühe und Arbeit bedürfen werde, auch erklärte er sich bedingungsweise dazu bereit, das Buch dem Könige widmen zu wollen [1]). Wir möchten glauben, dass der erste Theil erst nach Petrarca's definitiver Uebersiedelung von Venedig nach Padua herausgegeben worden sei. Darauf scheint uns die Widmung an Francesco da Carrara hinzudeuten, zu welcher Petrarca sich erst dann veranlasst fühlen konnte, als er, zum dauernden Bleiben in Padua entschlossen, zu Francesco wieder in nähere Beziehungen getreten war. Hätte er das Buch noch während seines Aufenthaltes in Mailand edirt, so würde er es aus Schicklichkeitsgründen jedenfalls dem Galeazzo Visconti haben zueignen müssen, und ebenso würde er während seines Verweilens in Venedig wol geziemender dem ihm so freundlich gesinnten Dogen, als dem mit Venedig immer auf gespanntem Fusse stehenden Tyrannen von Padua die Huldigung der Dedication erwiesen haben. Gerade bei einem Petrarca, der sich so gewandt in den höchsten Sphären des Gesellschaftslebens zu bewegen wusste, muss man voraussetzen, dass er conventionelle Rücksichten nicht missachtete. —

Auf den Inhalt des „Buches über die berühmten Männer" näher einzugehen, versagen wir uns um desswillen, weil das Buch ja nicht ein Originalwerk, sondern nur eine Compilation darstellt. Interessant genug freilich würde es sein, im Einzelnen zu beobachten, in welcher Weise Petrarca compilirt, wie er die einzelnen Quellen [2]) ausbeutet und wie er die verschiedenen Berichte mit einander zu verschmelzen oder unter ihnen eine Auswahl zu treffen versucht hat. Aber, um solche Beobachtungen anstellen zu können, müssten wir gleichzeitig auf eine Menge theils textkritischer theils historischer Einzelfragen eingehen

[1]) Ep. Fam. XIX 3.

[2]) Hauptquelle war natürlich Livius, daneben Valerius Maximus, Sueton, Justin, Caesar u. A.

und eine Reihe philologisch-historischer Untersuchungen führen, welche den Rahmen dieses litterargeschichtlichen Werkes weit überschreiten würden und welche wir daher einer besonderen, am füglichsten in einer Fachzeitschrift zu publicirenden Arbeit vorbehalten zu müssen glauben. Hier begnügen wir uns mit einigen kurzen allgemeinen Bemerkungen.

Die Behandlung der einzelnen Biographien ist in Bezug auf den Umfang eine überaus ungleiche. Während einige nur wenige Seiten füllen, bilden andere, namentlich diejenigen des älteren Scipio Africanus und des Caesar förmliche Bücher und wirkliche Monographien. Es erklärt sich diese Verschiedenheit ja sehr leicht erstlich aus der grösseren oder geringeren Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten, sodann aus der grösseren oder geringeren Menge des verfügbaren biographischen Materiales und endlich aus der grösseren oder geringeren Sympathie, welche der Verfasser für den einen oder den anderen Helden hegte. Die Darstellung dagegen trägt einen einheitlichen Charakter, den man vielleicht am besten und am kürzesten als gemüthvoll bezeichnen könnte. Der Verfasser erzählt mit behaglicher Breite, die mitunter an Herodot zu erinnern vermag, und mit einer den Leser sympathisch berührenden Wärme der Empfindung; man fühlt es recht deutlich heraus, welche Lust Petrarca selbst am Erzählen hat, wie froh er ist, die Grossthaten seiner geliebten Römer verkünden zu können, und wie er sich des Gedankens freut, dass durch des Alterthums litterarische Wiederbelebung vielleicht die Verhältnisse der kläglichen Gegenwart gebessert werden möchten. Ein Hauch edelster Begeisterung durchzieht das ganze Werk, es ist der Frühlingshauch, der den Beginn des humanistischen Völkerfrühlings uns kündet. —

Vom Standpunkte unserer Zeit aus urtheilend möchte man geneigt sein, einem compilatorischen Werke, wie das „Buch über die berühmten Männer“ es ist, und wenn es auch noch vollendeter ausgeführt und von einer noch so edlen Tendenz beseelt wäre, allen höheren litterarischen Werth abzusprechen. Und nicht ohne Berechtigung würde man in der That

über eine in unserer Zeit verfasste ähnliche Compilation ein derartiges Urtheil fällen können, denn heutiges Tages ist eben das Compiliren so unendlich leicht gemacht, dass man es füglich nur als eine formale Kunst und als eine nur untergeordneten, originaler Production unfähigen Geistern angemessene Beschäftigung erachten kann. Und wer etwa gar gegenwärtig Biographien römischer Helden schreiben wollte, ohne dabei eine methodische und einschneidende historische Kritik zu üben, nun der würde im besten Falle ein pädagogisch brauchbares Schul- und Lesebuch liefern, aber nicht den geringsten Anspruch darauf besitzen, unter die hervorragenden Schriftsteller gezählt zu werden.

Ganz anders aber steht die Sache bei Petrarca's Werke: dieses besass eine eminente litterarische Bedeutung, war eine litterarische Grossthat im vollsten Sinne des Wortes. Schon der Gedanke des Buches war für die damalige Zeit neu, durchaus original und gross, die Ausführung aber ein Werk gewaltiger Gelehrsamkeit und hoher stylistischer Kunst. Das Buch war seit den Tagen des Alterthums das erste plastische Geschichtswerk, das erste Geschichtswerk, welches mehr sein wollte und ein höheres Ziel anstrebte, als eine nüchterne, allenfalls mit erbaulichen Reflexionen untermischte Relation von Ereignissen. Es ist durch dieses Buch geradezu die Kunst der modernen Geschichtsschreibung begründet worden, nicht zum Mindesten auch dadurch, dass in ihm die bis dahin vorherrschende Form der Chronik aufgegeben worden war. Fortan ward es eine der Hauptaufgaben des Geschichtsschreibers, nach übersichtlicher Gliederung des Stoffes, nach Plastik der Darstellung und nach Anmuth der Form zu streben. Wie sehr durch ein solches Streben die Entwickelung der Prosa, auch der italienischen Prosa, gefördert werden musste, liegt klar vor Augen, und man wird es demnach gerechtfertigt finden, dass wir einmal früher (S. 19) Petrarca, obwol er aller Wahrscheinlichkeit nach keine Zeile italienischer Prosa für die Oeffentlichkeit geschrieben hat, doch das Verdienst zuerkannten, auch auf die Entwickelung dieser einen grossen und segensreichen Einfluss geübt zu haben.

Schwerlich würden im Zeitalter der Renaissance die Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie in Italien zu so herrlicher Blüthe gelangt sein, wenn nicht Petrarca den Anstoss dazu gegeben hätte. Wenigstens sehen wir in den Ländern, in denen nicht schon in der Frühzeit des Humanismus ein bedeutendes historisches Werk und dadurch eine Basis für den weiteren Aufbau geschaffen wurde, die Geschichtsschreibung im Zeitalter der Renaissane eher verkommen, als emporblühen. In Frankreich, in Portugal, in Deutschland und England wenigstens — in Ländern also, in welchen die Renaissance auf anderen Gebieten so herrliche und denen der italienischen gleichwerthige Früchte gezeitigt hat — ist kein Geschichtsschreiber auferstanden, der mit Machiavelli sich messen dürfte. Es fehlte eben dort ein Buch, wie das Petrarca's, welches vorbereitend hätte wirken, den Sinn für die hohe Bedeutung und Kunst der Geschichtsschreibung hätte wecken können.

Von weittragender Bedeutung war es auch, dass Petrarca das Leben berühmter Männer gerade des Alterthums und nicht etwa der neueren Zeit zu erzählen unternahm. Humanismus und Renaissance mussten so lange gleichsam in der Luft schweben, ehe nicht die Kenntniss der geschichtlichen Verhältnisse des Alterthums das Gemeingut aller Gebildeten, ja, bis zu einem gewissen Grade selbst der ganzen Nation geworden war, und zwar war dabei erforderlich, dass diese Kenntniss nicht bloss mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüthe erfasst wurde, dass man sie mit Liebe und selbst mit Begeisterung in sich aufnahm. Das alles konnte eben nur durch ein solches Buch geschehen, wie Petrarca es schrieb, denn selbst zu den Quellen niederzusteigen, war natürlich nur den Wenigsten möglich, die bisher vorhandenen Compilationen aber gaben im günstigsten Falle zwar das historische Material, jedoch in einer Form, die, weil überaus nüchtern, geistlos und schematisch, nicht im Mindesten zu fesseln und Begeisterung zu erzeugen vermochte. So ist Petrarca's Buch recht eigentlich die Grundlage des italienischen Humanismus geworden, und es

hat sich an ihm vornehmlich das italienische Volk für die Renaissancecultur herangebildet.

Das „Buch der berühmten Männer“ war, weil es einem in weiten Kreisen vorhandenen und lebhaft empfundenen Bedürfnisse entgegenkam, ein überaus zeitgemässes Werk und erlangte rasch grosse Volksthümlichkeit. Das wird bezeugt durch die zahlreichen Handschriften, welche wir von ihm oder richtiger von seinen einzelnen Theilen besitzen, mehr aber noch durch die beachtenswerthe Thatsache, dass dieses Buch allein von allen lateinischen Werken Petrarca's noch im Zeitalter des Humanismus selbst in das Italienische übertragen und dadurch der Gesammtheit des italienischen Volkes zugänglich gemacht wurde. Der Uebersetzer war kein anderer als Petrarca's Freund Donato degli Albanzani da Pratovecchio (Apenninigena), und er widmete seine Arbeit dem Marchese Niccolò d'Este, als dieser sich im Jahre 1397 mit der Enkelin Francesco's da Carrara vermählte [1]. Es ist diese in vielen und theilweise auch guten Handschriften sowie in zwei alten Drucken (Polliano 1476 und Venedig 1527) überlieferte Uebersetzung ein wichtiges Denkmal der älteren italienischen Prosa, dessen sprachliche Bedeutung von der Akademie della Crusca in gebührender Weise anerkannt worden ist, und zugleich ist sie auch ein wichtiges Hülfsmittel für die kritische Constituirung des lateinischen Textes, welches freilich noch nicht zur methodischen Anwendung gebracht worden ist.

Uebrigens hat sicherlich das Vorhandensein einer Uebersetzung viel dazu beigetragen, das lateinische Original in Vergessenheit zu bringen, zumal dasselbe, je mehr der Humanismus erstarkte und immer zahlreichere Jünger sich gewann, um so entbehrlicher wurde. So ward es denn, nachdem es seinen propädeutischen Zweck erfüllt hatte, so vollständig vergessen, dass es weder in die Gesammtausgaben aufgenommen noch auch einzeln jemals bis auf die neueste Zeit hin gedruckt

---

[1]) vgl. Razzolini in der Vorrede zu seiner Ausgabe p. XVIII.

worden ist. Ja, es fiel solcher Verschollenheit anheim, dass selbst seine Existenz bezweifelt wurde und dass man geneigt war, es mit der gleich zu erwähnenden Epitome für identisch zu halten. Nur die Biographie Caesar's ward nicht völlig vergessen, aber durch eine seltsame Fügung des bekanntlich auch über die Bücher waltenden Fatums hielt man dieselbe lange Zeit hindurch für ein Werk des apokryphen Julius Celsus, den mittelalterliche Unwissenheit statt des Schriftstellers Julius Caesar substituirt hatte, und erst durch Rossetti's und C. F. Chr. Schneider's [1]) Bemühungen wurde sie ihrem wahren Verfasser zurückgestellt. Rossetti u. Schneider lenkten auch zuerst wieder die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das verschollene Gesammtwerk; der erstere durch sein mit wahrem Bienenfleisse gearbeitetes Buch „Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio" (Triest 1828), der letztere aber dadurch, dass er die Biographien Romulus bis M. Porcius Cato zum ersten Male auf Grund einer breslauer Handschrift edirte [2]). Bei Gelegenheit des Petrarca-Jubiläums im Jahre 1874 hat dann endlich Razzolini sämmtliche Biographien (mit Ausschluss jedoch derjenigen Caesar's) im Original und in der Uebersetzung Donato's herausgegeben [3]) und sich dadurch jedenfalls ein Verdienst erworben, welches er freilich wesentlich erhöht haben würde, wenn er den Text mit methodischer Kritik behandelt und ihm eine weniger oberflächliche Einleitung beigegeben hätte.

Wenigstens hingewiesen werde noch darauf, dass Petrarca in seinem „Buche über die berühmten Männer" ein ähnliches Werk schuf, wie einst Plutarch in seinen bekannten Parallelbiographien. Beide Werke sind würdig, mit einander verglichen zu werden, sowie auch ihre Verfasser sich recht wohl mit

---

[1]) Fr. Petrarchae historia Julii Caesaris ed. C. F. Chr. Schneider. Leipzig, 1827. Wichtig sind in diesem Buche namentlich die im prooemium niedergelegten sprachlichen Untersuchungen.

[2]) In den Programmen der breslauer Universität. 1829. 1831. 1833 und 1834.

[3]) Die Ausgabe bildet einen Bestandtheil der werthvollen bologneser „Collezione di opere inedite e rare dei primi tre secoli della lingua."

einander vergleichen lassen und überraschende Züge geistiger Verwandtschaft darbieten. An eine Nachahmung Plutarch's von Seiten Petrarca's ist aber nicht zu denken, und überhaupt verdient es noch besonders hervorgehoben zu werden, dass Petrarca, so viel wir zu urtheilen vermögen, in der Anlage seines Werkes ganz selbständig verfahren ist, denn selbst Sueton bot ihm kein geeignetes Muster dar, eher hätte dies Cornelius Nepos thun können, doch scheint er denselben gar nicht gekannt zu haben und, wenn er ihn dennoch gekannt haben sollte, so würde er ihn unendlich übertroffen haben. Praktische Schulmänner sollten einmal die Frage in Erwägung ziehen, ob es sich nicht empfehlen würde, statt des bekanntlich in vielen Beziehungen bedenklichen Cornelius Nepos einzelne Vitae der viri illustres, natürlich in einer sachgemässen stylistischen Ueberarbeitung, als einleitenden lateinischen Lesestoff zu verwerthen. —

Petrarca begann auf Wunsch Francesco's da Carrara aus seinem grossen Werke einen kurzen Auszug (Epitome) zu veranstalten. Es sollte derselbe nur einem praktischen Zwecke dienen. Francesco hatte in einem Saale seines Palastes — und man möge darin das Erwachen der Kunstliebe schon im Beginne der Renaissance nicht verkennen! — die Bildnisse derjenigen berühmten Römer malen lassen[1]), welche Petrarca in seiner Sammlung entweder schon verherrlicht hatte oder doch noch verherrlichen wollte, und wünschte nun, dass, um dem Beschauer das Verständniss zu erleichtern, einem jeden Bilde ein kurzer Auszug aus der betreffenden Biographie untergeschrieben würde. Petrarca unterzog sich der Arbeit, diesen Auszug abzufassen, vermochte jedoch nur, sie bis zur vier-

[1]) Francesco liess offenbar im Voraus eben so viele Bilder malen, als Petrarca Biographien geben wollte und wird sich sicherlich mit diesem in genaues Einvernehmen gesetzt haben. Es dürfte auch hierdurch bewiesen werden, dass Petrarca sein Werk bis auf Trajan auszudehnen beabsichtigte, denn, als dann Lombardo da Serico die Fortsetzung des Werkes übernahm, waren die Bilder von Octavian, Vespasian, Titus und Trajan bereits gemalt. Vgl. oben S. 598, Anm. 2.

zehnten Biographie (L. Fabricius) zu führen, von wo ab sie dann Lombárdo da Serico mit mehr gutem Willen, als Geschick bis zum Schlusse (Trajan) fortgeführt hat. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, dass auch der von Petrarca selbst verfasste Theil der Epitome keinen höheren litterargeschichtlichen Werth besitzt. — —

Ein würdiges Seitenstück zu dem „Buche der berühmten Männer“ bilden die „Bücher der denkwürdigen Dinge“, ja es ist dies letztere Werk nach noch grossartigeren Dimensionen angelegt. Der Absicht seines Verfassers nach sollte es eine Anekdotensammlung (wobei das Wort „Anekdote“ natürlich in seinem ursprünglichen allgemeinen Sinne zu verstehen ist) der umfassendesten Art werden, gewissermaassen eine grosse historische, nach Stichworten geordnete Encyklopädie. Es lässt sich gar nicht absehen, welchen Umfang das Werk, wenn es in der gleichen Weise, wie es begonnen, fortgeführt worden wäre, erreicht haben würde, ganz ohne Zweifel aber hätte es eine äusserst beträchtliche Ausdehnung gewonnen, denn schon die allein vollendeten vier Bücher füllen mehr als hundert Folioseiten der baseler Ausgaben. Die Abfassungszeit des Werkes lässt sich nicht bestimmen, jedenfalls aber war es ein Lebenswerk im vollsten Sinne des Wortes und entstand ganz allmählich aus den Collectaneen, Excerpten und Notizen, welche Petrarca bei seiner Lectüre auf Zetteln ausschrieb, die er dann nach bestimmten Rubriken ordnete. Den Gedanken zu dem Werke und das System der Anlage desselben entlehnte er der bekannten Anekdotensammlung des Lateiners Valerius Maximus: wie dieser stellte er die einzelnen Anekdoten nach sachlichen, besonders moralischen Kategorien zusammen und wie dieser schied er dann innerhalb der einzelnen Abtheilungen die Römer von den „Auswärtigen (externi)“, nur fügte er noch eine dritte, freilich leider etwas stiefmütterlich bedachte Abtheilung, Anekdoten aus der neueren Geschichte („recentiores“), hinzu. Aber wenn Petrarca auch in der Anlage des ganzen Werkes durchaus den lateinischen Autor nach-

bildete, so suchte er doch in der Darstellung selbst die vollste Selbständigkeit sich zu bewahren, und es ist recht interessant, zu beobachten, wie er zwar sich nicht scheut, den Stoff ganz vorwiegend aus Valerius Maximus zu entlehnen, wie er es aber doch geflissentlich vermeidet, in eine wörtliche Wiederholung zu verfallen, sondern sich lieber irgend einer, wenn auch gezwungenen Paraphrase bedient. Ausser Valerius Maximus sind indessen noch zahlreiche andere lateinische Autoren — Cicero, Sueton, Justin, Plinius, Macrobius, Gellius u. A. — für die Lieferung des Materiales herangezogen worden. Die Zurückführung der einzelnen Erzählungen auf ihre Quellen ist im Allgemeinen leicht und nur für einige wenige ist sie uns bis jetzt nicht gelungen [1]. Indem wir uns die Darlegung dieser Quellennachweise, weil dieselbe eine rein philologisch-historische Arbeit ist, für eine von uns beabsichtigte Ausgabe des Werkes vorbehalten, werfen wir hier nur einen flüchtigen Blick auf den bunten Inhalt.

Das erste Buch beginnt mit einem Capitel über die „Musse (otium)", welchem eine kurze, aber beachtenswerthe Einleitung vorausgeschickt ist. Petrarca erklärt in derselben, dass, da er nur dann wirklich gelebt zu haben glaube, wenn er in der Musse und Einsamkeit gelebt habe, und da er in dieser Lebensweise immer die höchste Befriedigung gefunden habe, er um desswillen auch das Buch mit der Musse beginnen wolle. Er verstehe aber unter der Musse nicht etwa ein unwürdiges und unthätiges Sich-Lebendigbegraben auf den Land-

---

[1] z. B. III 3, 37 (p. 501 Pittacus Mytilenaeus), wo man an Entlehnung aus Auson., lud. sept. sap. denken könnte, wenn nicht Auson den Wahlspruch des Pittacus „γίγνωσκε καιρόν" mit „venito in tempore", Petrarca dagegen richtiger mit „tempus agnosce", wiedergäbe. — IV 1, 2 (Q. Metellus), IV. 1, 3 (Scipio Nasica), und Anfang von IV 2, 9 (das delphische Orakel erklärt, nicht zu wissen, ob es den Lykurg den Menschen oder den Göttern beizählen solle). — II 4, 16 (Philipp II. von Macedonien). — III 3, 47 (Aussprüche des Epikur: „numquam volui populo placere, nam quae scio, non probat populus, quae probat, ego nescio" und „si ad naturam vives, numquam dives eris").

gütern, wie träge und lichtscheue Menschen es lieben, sondern nur die durch die Liebe zur Wissenschaft und zur Tugend veranlasste und durch eine edle Thätigkeit, namentlich aber durch Studien ausgefüllte Zurückgezogenheit in ländlicher Stille. Man sieht, es ist wieder der Verfasser „des Lebens in der Einsamkeit", der zu uns spricht, und man erkennt wieder das Lebensideal der Renaissance: ein behagliches, in geistigen Genüssen verbrachtes und einem feinen Egoismus gewidmetes, von allen bestimmten Pflichten gegen Staat und Gesellschaft abstrahirendes Villenleben. — Das zweite Capitel (de studio et doctrina) gibt dann zahlreiche Beispiele von Männern, welche sich durch ihre Liebe zur Wissenschaft und ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Hier nimmt der Autor auch Gelegenheit seinem fürstlichen Freunde, dem Könige Robert, ein begeistertes Lob zu spenden.

Das erste Capitel des zweiten Buches bespricht die Fälle eines ungewöhnlich guten Gedächtnisses, wobei unter Anderem erzählt wird, dass Papst Clemens VI. sein ausserordentlich starkes Gedächtniss erst erhalten habe, als er einmal einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen hatte(!). — Sodann werden im zweiten Capitel Beispiele einer seltenen wissenschaftlichen Begabung aufgezählt, was, wie leicht erklärlich, bequeme Gelegenheit zur Lobpreisung der hervorragenden Gelehrten und Schriftsteller des Alterthums bietet. — In den folgenden drei Capiteln (3, 4, 5) werden eine Reihe witziger, launiger und ironischer Aussprüche mitgetheilt, wobei denjenigen, welche von Leuten niederen Standes (Sklaven, Handwerkern u. s. w.) gethan wurden, eine besondere Rubrik eingeräumt wird. Hier werden auch aus der neueren Geschichte mehrfache Anekdoten erzählt, von denen einige, wie die von Dino von Florenz (3, 22), Donato von Padua (3, 23) und Dante (4, 20)[1], gar nicht ohne Interesse sind.

Die beiden ersten Capitel des dritten Buches berichten

---

[1]) vgl. Papanti, Dante secondo la tradizione etc. (Livorno, 1873). p. 31.

Beispiele einer besonderen List und Verschlagenheit. Das dritte Capitel erzählt eine grosse Anzahl weiser Aussprüche und Thaten. Mancherlei nicht uninteressante Bemerkungen und Betrachtungen werden hierbei gelegentlich eingestreut. So bemerkt Petrarca einmal, dass der bekannte Ausspruch „omnia mecum porto“ von Cicero dem Bias, von Seneca aber dem Stilpon beigelegt werde, und dass er sich ohne weiteres für Cicero's Autorität entscheiden würde, wenn dieser nicht selbst seine Behauptung durch ein beigefügtes „ut opinor“ einschränkte, wesshalb doch vielleicht Seneca's Meinung nicht unbedingt zu verwerfen sei (p. 500). Ein anderes Mal lässt sich Petrarca zu einem heftigen Ausfall gegen die Ehe hinreissen und bezeichnet dieselbe als ein Bündniss, welches von fortwährendem Streite und Argwohn erfüllt sei (p. 502). Wieder ein anderes Mal legt Petrarca ausführlich dar, wie er die Wahrheit der Sentenz des Epikur: „wenn du naturgemäss leben willst, darfst du niemals reich sein“ aus eigener Erfahrung erkannt und wie er diesen Spruch zu seinem Lebensgrundsatze gemacht habe, von welchem ihn alle Gegenreden unverständiger und überlästiger Freunde nicht abzubringen vermögen würden (p. 506). Und wie sehr Petrarca immer mit seiner Person in den Vordergrund tritt, wie unfähig er ist, in bescheidener Objectivität sich hinter seinem Werke zu verbergen, mag man daraus erkennen, dass er einmal dem Leser sogar die Notiz nicht vorenthält, dass er die betreffende Stelle mit einer ganz verzweifelt schlechten Feder schreibe, die er nun schon dreimal habe schneiden („ferro castigare“) müssen (p. 508)! Dann wird auch einmal wieder König Robert gepriesen und das Vorhaben ausgesprochen, das Leben desselben zum Gegenstande eines besonderen, sei es historischen sei es poetischen Werkes machen zu wollen (p. 513). Am interessantesten ist aber wol folgende autobiographische Notiz: „Ich habe an mir selbst empfunden, dass man vergeblich der Natur zu widerstehen sucht: wie sehr hatten mich meine Aeltern angetrieben, dass ich, um zu Vermögen zu gelangen, das bürgerliche Recht studiren sollte! Und in der That machte ich, so lange sie lebten, in

dieser Wissenschaft einige Fortschritte, sobald ich aber mir selbst überlassen war, kehrte ich zu den Studien zurück[1], denen ich meine innere Neigung nie entzogen hatte. Gern hätte ich den Willen der Aeltern erfüllt, aber die Natur trieb mich auf eine andere Bahn und ich habe, da Alle es wissen, nicht nöthig zu sagen, wie weit diese von dem Willen der Aeltern entfernt war (p. 515)." Es sind diesem, wie man sieht, überaus reichhaltigen Capitel auch eine Zahl von volksthümlichen Sprüchwörtern angereiht, denn Petrarca erkennt wohl, wieviel ächte Weisheitskörner das Volk, als dessen Vertreter er den „schreckhaften Bauer und die zitternde alte Frau (horrens villicus et tremens anus)" nennt, in diesen Sprüchen niedergelegt hat. Das Sprüchwort „ein Jeder übe die Kunst, welche er versteht" gibt ihm hierbei Gelegenheit zu einer langen Diatribe gegen die Sucht zu schriftstellern, von welcher so viele eitele und halbgebildete Leute befallen werden (p. 512).

Das vierte Buch erzählt zunächst in dem ersten Capitel Beispiele von Klugheit, dann aber behandelt es in einer ganzen Reihe von Capiteln (2—9 einschliesslich) mit grosser Ausführlichkeit den Glauben an Orakel, Träume, Weissagungen, Eingeweide- und Vogelschau, Vorbedeutungen (omina) und Anzeichen (portenta). Petrarca zeigt sich hier als der entschiedenste und schlagfertigste Gegner jeglichen Aberglaubens, überall ist er bemüht, die angeblichen Wunder in ihrer Nichtigkeit nachzuweisen oder sie als ganz natürliche Ereignisse zu erklären, und nicht selten thut er dies mit feiner Ironie und vielem Humor. So erzählt er einmal das neuerdings vorgefallene Prodigium, dass ein Wolf einem Wächter das Schwert aus der Scheide gerissen haben sollte, und bemerkt dazu, das sei doch gar Nichts weiter, habe doch sein (Petrarca's) eigener Hund einmal einem Manne das Schwert nicht bloss aus der

[1]) Hieraus darf man wol schliessen, dass, wie auch die gewöhnliche Tradition es angibt, Petrarca's Aeltern kurz nach einander starben, vgl. oben S. 50 ff.

Scheide, sondern sogar auch aus der Hand gerissen! Diese gänzliche Freiheit von Aberglauben [1]) ist eine der schönsten Seiten in Petrarca's Charakter und eine von denen, welche ihn so recht als über das Mittelalter erhaben und der aufgeklärten Neuzeit angehörig kennzeichnet. Und es ist diese aufgeklärte Denkweise des ersten Humanisten um so rühmlicher anzuerkennen, als die eifrige und liebevolle Beschäftigung mit dem Römerthume ihn nur allzu leicht zur crassesten Superstition hätte verleiten können, wie sie viele der späteren Humanisten in der That dazu verleitet hat. Petrarca, jedes Hineinragen des Ueberirdischen in die Sinneswelt leugnend, erhob sich nicht nur über das Mittelalter, sondern auch über das Zeitalter des Humanismus selbst [2]).

Mit dem zehnten Capitel, welches Beispiele der Bescheidenheit erzählen sollte, deren aber nur zwei berichtet, bricht das Werk plötzlich ab, auf diese Weise zu einem kolossalen Torso sich gestaltend, aus dem man erkennen mag, welche gigantische Dimensionen das Ganze angenommen haben würde.

Ueber „die Bücher der denkwürdigen Dinge" muss man ganz ähnlich urtheilen, wie über das „Buch der berühmten Männer". Würde das Werk heutzutage geschrieben, so würde man demselben, wenn man es auch immerhin eine beachtenswerthe und ganz brauchbare wissenschaftliche Arbeit nennen müsste, doch eine besondere litterargeschichtliche Bedeutung nicht zuerkennen dürfen. Für Petrarca's Zeit indessen besass es eine solche im höchsten Grade und es hat, indem es die Kenntniss der politischen und culturgeschichtlichen Verhältnisse des Alter-

---

[1]) Nur die Orakel des Alterthums wagte Petrarca nicht anzuzweifeln, sondern hielt sie für theilweis auf Wahrheit beruhende Eingebungen der Dämonen. Das lässt sich jedoch kaum als Aberglauben bezeichnen. Von einem Aberglauben aber war allerdings Petrarca, wenigstens als er in dem betreffenden Jahre stand, nicht frei: er glaubte an die Ominosität des 63. Jahres, vgl. oben S. 374.

[2]) Wie üppig zu Petrarca's Zeit der Aberglaube blühte, beweisen die von ihm in diesem Capitel ziemlich zahlreich mitgetheilten und theilweise gar nicht interesselosen Anekdoten.

thums popularisirte und gewissermaassen ein übersichtliches Register für die alte Geschichte gab, ungemein viel dazu beigetragen, dem Humanismus die für seine Entwickelung erforderliche breite Basis zu schaffen. Vielleicht haben in dieser Beziehung „die denkwürdigen Dinge" eine noch mächtigere Wirkung ausgeübt, als „die berühmten Männer". Es war demnach auch dieses Werk Petrarca's hoch verdienstlich und bedeutend.

Es bleibt uns nun hier noch eine an Umfang kleine, aber nichtsdestoweniger interessante Schrift Petrarca's zu besprechen übrig: es ist dies „das syrische Reisehandbuch (itinerarium syriacum)", wie wir wol in Kürze sie nennen dürfen. Wodurch er zur Abfassung dieses, seiner Arbeitssphäre, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte, ganz fernliegenden Werkchens veranlasst wurde, berichtet uns Petrarca selbst in der Vorrede.

Ein Freund — wir müssen uns bescheiden, zu wissen, welcher, und können einer gelegentlichen Notiz nur soviel entnehmen, dass er in einer in der Nähe von Lodi gelegenen Stadt wohnhaft war (p. 623) [1]) — hatte Petrarca aufgefordert, ihn auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zu begleiten. Petrarca erklärt, dass, wenn er nur seiner Herzensneigung folgen dürfte, er dieser Aufforderung gern nachkommen würde, dass er aber durch viele Gründe sich daran behindert sehe, besonders halte ihn die ihm angeborene Abneigung gegen Seereisen davon zurück, wenn auch der Freund durchaus nicht glauben solle, dass diese Abneigung etwa in der Furcht vor dem Tode begründet sei. Er verzichte also darauf, den Freund zu begleiten, statt eines Bildnisses aber, um welches dieser ihn gebeten habe, wolle er ihm in der folgenden Schrift gleichsam ein geistiges Bildniss als Reisegabe widmen, und er meine, der Freund werde mit diesem Tausche gern einverstanden sein,

[1]) Nach Tiraboschi, a. a. O. V p. 112 war es ein mailändischer Edelmann Giovanni da Mandello.

denn ein Porträt biete ja nur ein Bild des fortwährenden Veränderungen unterworfenen Leibes, während eine Schrift ein wenigstens theilweises Abbild des Geistes darbiete.

Die Schrift gibt nun eine Anweisung, welchen Weg ein Palästinapilger von Genua aus einzuschlagen habe, um auf dem kürzesten Seewege sein Ziel zu erreichen und dann wieder, eventuell über Aegypten, nach Italien zurückzukehren. Die speciell geographischen Angaben, auf welche wir übrigens nicht näher eingehen wollen, sind im Allgemeinen exact, namentlich soweit sie sich auf Italien beziehen, in Bezug auf den griechischen Archipel und Kleinasien finden sich dann allerdings mehrfache Irrthümer, so wird z. B., um wenigstens einen zu erwähnen, Bithynien in den Süden Kleinasiens verlegt.

Vielleicht in keiner anderen Schrift offenbart es sich so deutlich, wie in dem Itinerarium, dass Petrarca trotz aller mittelalterlichen Elemente in seinem Charakter, doch im innersten Grunde seines Wesens der Neuzeit angehört, dass er der Begründer einer neuen Cultur ist. Die Schrift soll einem praktisch religiösen Zwecke dienen, ein Pilger soll auf seiner frommen Wallfahrt sie benutzen, musste da nicht, wenn sie überhaupt mehr sein wollte, als ein blosses Verzeichniss von Oertlichkeiten und Entfernungen, unbedingt das religiöse Element in den Vordergrund treten? musste da nicht, wie es ja sonst in mittelalterlichen Itinerarien wirklich geschieht, vorzugsweise auf Alles hingewiesen werden, was auf die Kirche Bezug hatte und geeignet war, den Pilger zu frommen Betrachtungen anzuregen, also namentlich auf die durch die biblische Geschichte oder die Legende denkwürdigen Stätten? Petrarca versäumt dies nun zwar nicht ganz, aber er thut es doch nur nebensächlich und in einer Weise, welche erkennen lässt, wie ihm im innersten Herzen die profane Geschichte doch ungleich interessanter war, als die heilige. Mit sichtlicher Vorliebe macht er seinen Reisenden auf die historischen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der Städte, welche er passiren

werde, aufmerksam und ermahnt ihn dringend, dass er ja nicht versäumen solle, dieselben in Augenschein zu nehmen. So soll z. B. der Pilger zu Neapel die Gemälde betrachten, mit denen der erste der lebenden Maler, ein Florentiner — es kann nur Giotto gemeint sein — die Capelle des königlichen Palastes geschmückt habe, und ebenso soll er die architektonisch interessante Marienkirche besuchen, in Alexandrien aber soll er die Grabmäler Alexander's d. Gr. und des Pompejus, falls sie noch erhalten seien, besichtigen.

Ueberall werden die historischen und mythologischen Bezüge angegeben: z. B. die Insel Elba war im Alterthume durch ihre Mineralschätze berühmt (Verg. Aen. X 174); in der Nähe von Corneto lag das alte Tarquinii und noch jetzt sind Ruinen davon zu schauen; auf dem Vorgebirge Circeii in Latium[1]) wohnte die Circe; die kleine Insel Procida war die Geburtsstätte jenes gewaltigen Mannes (Johann v. Procida), der Karl von Anjou einer Krone beraubte; am Vorgebirge Misenum soll Aeneas seinen Gefährten Misenus ermordet haben (sic!) und hier befand sich einst die eine der beiden römischen Flottenstationen, während die andere zu Ravenna war; Bajae hat von dem dort begrabenen Baius, einem Gefährten des Ulixes, seinen Namen erhalten; in Capri hauste einst der greise Tyrann Tiberius; in Tarent — doch wir brechen ab, denn wir laufen sonst Gefahr, das ganze Buch auszuschreiben. Auch unterlässt Petrarca nicht auf landschaftliche Schönheiten hinzudeuten, so verherrlicht er namentlich die Reize der Riviera und erwähnt, dass er dieselben auch in seiner „Africa" besungen habe, und ferner schildert er gar anmuthig, wie das Meeresufer bei Gaëta von immer grünenden und duftenden Lorbeer- und Citronenhainen bedeckt ist. — Durch alle diese Hinweise erhält die Schrift einen ungemein modernen Charakter und wird geradezu einem modernen Reisehandbuche nach Art der Bädeker'schen oder Gsell-Fels'schen ähnlich. Ganz un-

---

[1]) Durch einen lapsus calami haben wir oben S. 212, Anm. 2 Circeii an die campanische Küste versetzt, was hiermit berichtigt werden möge.

mittelbar drängt sich dem Leser die Empfindung auf, dass der Pilger im Begriff steht, sich in einen profanen Touristen umzuwandeln, dass das im Mittelalter fast allein herrschende religiöse Interesse von der Freude an Kunst- und Naturschönheiten und an historischen Reminiscenzen verdrängt wird. Die volle Luft der Neuzeit also weht uns aus diesem Buche entgegen, welches schon um desswillen grössere Beachtung beanspruchen darf, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Was Petrarca aber in dieser Schrift geben wollte, das hat er in Wahrheit gegeben: ein Abbild seines neue Bahnen des Denkens und des Fühlens suchenden und findenden Geistes.

Zwölftes Capitel.

Die Streitschriften. Petrarca und die Aerzte[1]).

Da wir von denjenigen Schriften, welche sich als Streitschriften bezeichnen lassen, zwei — die „Apologie gegen die Verleumdungen eines gewissen Franzosen“ und den „Tractat über die Unwissenheit seiner selbst und vieler Anderer“ — bereits gesprochen haben (S. 388 ff. u. 418 ff.), so bleiben uns nur noch die „vier Bücher Invectiven gegen einen Arzt“ zu besprechen übrig. Wir werden uns hierbei die grösste Kürze gestatten und namentlich auf eine Analyse des Inhaltes der Schrift verzichten dürfen, da dieselbe eine höhere litterargeschichtliche Bedeutung nicht besitzt, auf die Entwickelung der Renaissancecultur einen sonderlichen Einfluss nicht ausgeübt hat und, wie Petrarca's Streit gegen die Aerzte überhaupt, zu einem guten Theile mit dem Charakter der Bizarrerie, um nicht zu sagen der Verschrobenheit behaftet ist. Auch sind die Invectiven für sich allein nicht recht verständlich, sondern

[1]) vgl. K. Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde, 3. Aufl. (Halle, 1823), Bd. 2, p. 600 f. und Henschel im Janus, Zeitschr. f. Geschichte und Litteratur der Medicin, Bd. I (Breslau, 1846), p. 183 ff.

würden dies nur sein, wenn uns auch die Schriften der Gegenpartei erhalten wären, in welchem Falle wir in ähnlicher Weise, wie wir es bei dem Streite Petrarca's gegen die Verleumdungen eines gewissen Franzosen thaten, der litterarischen Fehde in allen ihren Einzelheiten würden folgen und ihr ein grösseres Interesse würden abgewinnen können. Endlich aber — und das ist der Hauptgrund, der uns zu möglichster Kürze nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet — enthalten die vier Bücher der Invectiven so gut wie gar nichts Sachliches, sondern eben nur Persönliches: nicht etwa gegen die Medicin an sich wird in ihnen gekämpft und nicht etwa gegen diese werden mehr oder weniger begründete Angriffe gerichtet, sondern es werden lediglich gegen einen bestimmten Arzt Verunglimpfungen und Schmähungen geschleudert und zwar zum Theil solche der gemeinsten Art. Den Inhalt eines solchen Buches zu reproduciren könnte höchstens für die Geschichte und Statistik des Schimpfens Werth besitzen, für uns aber hat es kein Interesse. Es ist ein höchst unerquicklicher Krieg, den Petrarca als Verfasser der Invectiven führte, ein Krieg, der seiner und seines Ruhmes völlig unwürdig war: gewinnt man doch, wenn man die Invectiven zu lesen beginnt, den Eindruck, als wenn der sonst so würdige und moraleifrige Petrarca, wie von einem plötzlichen Wahnsinn befallen, nach Art eines verwilderten Menschen mit Steinen und Scherben um sich würfe. Nimmt man nun noch hinzu, dass in dieser Schrift unter der Maske einer einstudirten Bescheidenheit die unglaublichste Eitelkeit sich selbstgefällig spreizt, so wird man aus ihr die nicht eben erfreuliche Ueberzeugung gewinnen, dass der grosse Mann, den wir so gern als ein Ideal verehren möchten, doch höchst bedenkliche sittliche Schwächen besass — es ist dies ein Beitrag zur psychologischen Pathologie, der uns daran gemahnen mag, dass eben in der irdischen Welt etwas Vollkommenes nicht existirt.

Besser als durch eine Analyse der Invectiven werden wir Petrarca's feindliches Verhältniss zu den Aerzten und zu der Heilkunde seiner Zeit durch eine gedrängte Wiedergabe des Inhaltes einiger seiner „Altersbriefe“ zu veranschaulichen und

zugleich auch zu erklären vermögen. Zunächst kommt da der vierte (b. Fracassetti dritte) Brief des fünften Buches in Betracht.

Boccaccio hatte einmal nach einer überstandenen Krankheit an Petrarca geschrieben, dass er durch Gottes Gnade und durch die Hülfe des Arztes genesen sei. Darauf äussert ihm Petrarca seine Verwunderung, dass ein so aufgeklärter Mann, wie Boccaccio, an Hülfe von Seiten eines Arztes glauben könne: Gott und die gute Natur hätten Alles gethan, der Arzt aber absolut gar Nichts, ausser dass er den Patienten durch sein fades Geschwätz gelangweilt hätte. Der beste Weg, zur Gesundheit zu gelangen, sei der, keinen Arzt zu haben, denn die meisten Aerzte befördern, gewissenlos genug, in ihrem Interesse die Krankheiten, die wenigen guten und gewissenhaften aber begnügen sich, die Zuschauer der Naturprocesse abzugeben und, wenn diese günstig enden, sich selbst den Sieg zuzuschreiben. Sodann rügt Petrarca die prunkende Tracht der Aerzte, die Gewänder von flammendem Purpur und mit buntem Besatze, die blitzenden Ringe und die goldenen Sporen, welche sie tragen, um die Augen der Menschen zu blenden. Solche Tracht zieme sich nicht für „Handwerker (mechanici)", wie sie seien, und die Obrigkeit sollte sie ihnen untersagen. Die Aerzte sind geradezu die Mörder ihrer Mitbürger. Seien doch einige von ihnen so thöricht, dass sie ihren Patienten den Genuss bestimmter Obstarten und Gemüse verbieten, ohne welche doch die Mahlzeiten unschmackhaft würden, andere seien wieder so albern, den Aderlass zu untersagen und zu lehren, dass das Blut ein kostbarer Schatz sei, den man zusammenhalten müsse. Er (Petrarca) würde von seinem Blute geradezu erdrückt werden, wenn er nicht regelmässig im Frühjahr und im Herbst eine reichliche Abzapfung vornehmen liesse. Wieder andere Aerzte verdammen — vielleicht weil sie selbst feurige Weine lieben — das Wasser, welches doch ein so gesundes Getränk sei. Er (Petrarca) würde gar nicht mehr leben, wenn er nicht in den Winternächten (sic!) grosse Massen kalten Wassers tränke. Uebrigens gestehen selbst auch renommirte

Aerzte in Privatgesprächen offen ein, dass ihre Kunst an sich werthlos sei und nur auf das Geldmachen hinauslaufe. Endlich lassen viele Leute den Arzt auch nur desshalb rufen, damit sie nicht für geizig gehalten werden. — Petrarca erwähnt sodann, um zu beweisen, wie er den tüchtigen Menschen auch im Arzte zu schätzen wisse, dass er gegenwärtig noch vier Aerzte zu seinen Freunden zähle, je einen von ihnen in Venedig und in Mailand und zwei in Padua: es seien das gelehrte und umgängliche Männer, welche wenigstens mit Anmuth („satis colorate") zu morden verständen (!) und dafür auch eine leidliche Entschuldigung vorzubringen wüssten. Diese, welche übrigens alles Andere besser verständen, als gerade die Medicin, lasse er denn auch in Krankheitsfällen zu sich, nicht als Aerzte, sondern als Freunde, denn Nichts befördere die Genesung mehr, als freundschaftlicher Besuch; wenn sie ihm etwas verordneten, was mit seinen eigenen Meinungen übereinstimme, so befolge er es, sonst aber kümmere er sich gar nicht darum und stelle vielmehr Alles Gott und der Natur anheim, da ja doch die von dem ersteren gesteckten Lebensgrenzen nicht überschritten werden könnten. Im ferneren Verlaufe des Briefes erzählt Petrarca mit vielem Humor, wie ein allgemein renommirter Wunderdoctor, als er Galeazzo Visconti von dem Podagra heilen sollte, sich gründlichst blamirte und schliesslich seine Zuflucht zur Magie nahm. Endlich aber werden die griechischen und arabischen Kunstausdrücke, deren sich die damaligen Aerzte zu bedienen pflegten, launig verspottet.

Ganz ähnlichen Inhaltes ist der dem eben analysirten folgende, an Donato gerichtete Brief (Ep. Sen. V 5, b. Frac. 4), und höchstens die eine nicht uninteressante Mittheilung fügt er dem Gesagten hinzu, dass Petrarca einmal als junger Mensch aus Freude, von einem hitzigen Fieber befreit worden zu sein, ein Dankgedicht auf seinen Arzt verfasste [1]), dass er also nicht immer ein so abgesagter Feind der ärztlichen Kunst war.

---

[1]) Das Gedicht scheint nicht erhalten zu sein, denn an Ep. poet. lat. III 12 kann man doch kaum denken.

Von höchstem Interesse dagegen sind die beiden Briefe, welche Petrarca am 13. Juli und am 17. November 1370 an den ihm befreundeten berühmten Arzt Giovanni Dondi von Padua — auch einer der bedeutendsten Mechaniker seiner Zeit und von einem Planetarium, welches er construirt hatte, „dall' Orologio" zubenannt [1]) — richtete. Giovanni hatte dem schon damals kränkelnden greisen Dichter brieflich empfohlen, die folgenden sechs diätetischen Vorschriften zu beobachten: Enthaltsamkeit von Salzfleisch, von Salzfischen, von Gemüsen, von Obst, von kaltem Wasser und schliesslich von dem kirchlichen Fasten. In seinem Antwortschreiben erklärt nun Petrarca, den ersten drei Vorschriften sich ohne weiteres fügen zu wollen, da er selbst schon beobachtet habe, dass die betreffenden Speisen ihm nicht mehr zusagten. Auf das Fasten aber könne er nicht verzichten, denn, möge auch eine Zweitheilung der Mahlzeiten [2]) an sich vielleicht vernünftiger sein, so führe eine solche doch nur allzu leicht zur Völlerei, und jedenfalls widerstreite ein derartiges Es-sich-bequem-machen dem göttlichen Gebote. Er glaube auch nicht, dass das von Gott gebotene Fasten der Gesundheit nachtheilig sein könne, denn Gott stehe dem Fastenden mit seiner Gnade bei, und Thatsache sei es, dass viele heilige Männer trotz eifrigen Fastens und kärglicher Nahrung ein hohes Alter erreicht hätten. — Wie könne ferner das Obst schädlich sein, jene köstliche Gabe der Natur, welche Augen, Geruch und Geschmack zugleich, erfreue? Dass freilich das Obst in Uebermaass genossen schade, sei unleugbar, aber dasselbe sei mit allen Speisen der Fall. — Das frische Wasser aber zu untersagen, sei geradezu Thorheit: sei doch das Wasser das gesündeste Getränk, und Menschen, die stets nur Wasser, niemals Wein genossen hätten, seien steinalt geworden. Er selbst sei immer ein Freund des Wassers gewesen und habe es dem Weine vorgezogen, habe sich auch in Bezug auf seine

[1]) vgl. über ihn Tiraboschi, a. a. O. V p. 315 ff.

[2]) An den kirchlich gebotenen Fasttagen der Katholiken darf nur einmal täglich eine sättigende Mahlzeit eingenommen werden.

Verdauung sehr wohl dabei befunden, wenn er sich aber doch einmal nicht ganz wohl gefühlt habe, dann sei ihm gerade ein Trunk frischen Wassers die beste Medicin gewesen. Wohl werde ihm jetzt immer von seinen Freunden vorgeworfen, dass er sich durch seinen Ungehorsam gegen die Aerzte das Leben kürzen werde, aber das wolle er gern verantworten, und übrigens sei er nicht nach längerem Leben begierig und gern bereit, von der Bühne der Welt abzutreten, wenn es Gott so gefalle: er habe genug gelebt und das Leben biete ihm keine Freude mehr, wohl aber den Schmerz, sehen zu müssen, wie das Laster sich immer mehr und mehr ausbreite und wie Italien die von Norden her eindringenden Barbarensitten immer willfähriger annehme.

Noch grössere Wichtigkeit besitzt der zweite, jetzt zu besprechende Brief.

Petrarca erklärt in ihm, er könne und wolle den Aerzten besonders um desswillen nicht vertrauen, weil er oft beobachtet habe, dass dieselben bei eigenen Erkrankungen sich selbst nicht zu helfen wissen, sondern ebenso, wie andere Menschen, sterben. — Die diätetischen Vorschriften der Aerzte aber halte er für persönliche Marotten, so habe z. B. ein ihm bekannter Arzt alle Obstsorten verabscheut mit Ausnahme der Feigen und in Folge dessen habe er nun allen seinen Patienten jegliches andere Obst streng verboten, die Feigen dagegen ihnen dringend anempfohlen. Falsch sei es auch durchaus, wenn die Aerzte nach dem Alter der Patienten generelle Vorschriften ertheilten, denn hier sei durchaus die Individualität der Kranken, nicht die Zahl ihrer Lebensjahre maassgebend: mancher Greis habe noch die Kräfte eines Jünglings und wiederum sei mancher junge Mann greisenhaft hinfällig. — Mit den Berufungen auf die Autorität der arabischen und griechischen Aerzte möge man ihn verschonen. Die Araber könne er nun einmal nicht leiden, das ganze Volk sei ihm verhasst, selbst die arabischen Dichter seien ihm zuwider, denn Nichts sei süsslicher, weibischer, weichlicher und sitten-

loser[1]), er vermöge nimmermehr zu glauben, dass aus Arabien irgend etwas Gutes gekommen sei. — Auf's Schärfste tadelt Petrarca sodann den Ausspruch eines Arztes (Giovanni di Parma), dass nach den arabischen Aerzten hinfort kein Lateiner (d. h. Italiener) über Medicin zu schreiben wagen dürfe, da er nimmermehr sie zu erreichen oder gar zu übertreffen vermögen würde. Hätten die Lateiner doch auch nach den Griechen noch mit Erfolg zu schreiben gewagt und diese erreicht oder übertroffen! Denn in der Philosophie kämen Varro und Cicero dem Platon und Aristoteles gleich, in der Beredtsamkeit Cicero dem Demosthenes, in der Poesie Virgil dem Homer, in der Geschichtsschreibung liessen Livius und Sallust den Herodot und Thukydides weit („quam longissime") hinter sich, in der Jurisprudenz hätten die Römer die Griechen bedeutend überholt, in der Mathematik habe Severinus mit ihnen gewetteifert, den vier griechischen Kirchenvätern endlich ständen vier grössere lateinische gegenüber.

Bemerkenswerth ist übrigens der milde, versöhnliche und freundschaftliche Ton, in welchem die beiden zuletzt besprochenen Briefe abgefasst sind und welcher wohlthuend absticht gegen die massive Kraftsprache der Invectiven. Es berührt in diesen Briefen sehr angenehm, zu bemerken, wie Petrarca hier einmal Person und Sache zu trennen, die erstere rücksichtsvoll und die letztere wenigstens einigermaassen objectiv zu behandeln sich bemüht. —

Man erkennt aus dem mitgetheilten Inhalte der obigen Episteln unschwer, auf welchen Gründen Petrarca's Abneigung gegen Medicin und Mediciner beruhte und dass sie weit mehr eine Sache des Gefühls als des Verstandes war. Die Medicin war ihm um desswillen verhasst, weil sie ihren Stütz- und Ausgangspunkt ausserhalb des von ihm so geliebten classischen

---

[1]) Woher mag Petrarca arabische Dichter kennen gelernt haben? oder soll man glauben, dass er nur nach Hörensagen urtheilte? Anzunehmen, dass er etwa Arabisch verstanden habe, scheint uns aus mehrfachen Gründen durchaus unstatthaft.

Alterthums bei den verabscheuten Arabern suchte, sie war ihm ferner verhasst, weil er in ihr — und für seine Zeit mochte dies nicht unbegründet sein — ein Conglomerat von jeder rationellen Basis entbehrenden Dogmen und subjectiven Schrullen erblickte, sie war ihm endlich auch verhasst, weil sie für sich eine Unfehlbarkeit in Anspruch nahm, welche ihm, dem Feinde eines jeden Autoritätsglaubens auf dem Gebiete der Wissenschaft, sinnlos und verderblich erscheinen musste. Andere Gründe mehr persönlicher Art traten hinzu: dem Dichter erschien das Geschäft der Aerzte mit seinen damals in rohester Weise geübten Verrichtungen des Schneidens und Brennens, des Schröpfens und Purgirens als unendlich prosaisch, handwerksmässig und ekelhaft; den Humanisten aber verdross es in tiefster Seele, dass nicht humanistisch gebildete und einem vermeintlich rein mechanischen Gewerbe lebende Leute, wie die Aerzte, gleichwol als den Humanisten ebenbürtige Gelehrte betrachtet zu werden in anspruchsvollster Weise forderten. Endlich aber wirkten wol auch noch zwei weitere Motive mit. Petrarca erfreute sich bis in sein Alter hinein einer festen und widerstandsfähigen Gesundheit. Kerngesunde Leute aber lassen sich nur gar zu leicht im Vollgefühle ihrer Lebenskraft von einer instinctiven Abneigung gegen die Aerzte bestimmen, indem sie, weil selbst der Hülfe derselben nicht bedürftig, in ihnen höchst überflüssige Persönlichkeiten und lästige Mahner an den doch einst unvermeidlichen Tod erblicken. In den Krankheitsjahren seines Alters aber, als keine Heilkunst mehr ihm Hülfe zu bringen vermochte, da konnten Petrarca die Aerzte gar leicht als unleidliche Quäler und Dränger erscheinen, die ohne Zweck noch Nutzen ihm seine persönliche Freiheit verkümmern und in liebgewordenen Gewohnheiten des Lebens ihn stören wollten. So waren ihm weder in der Jugend noch im Alter die Aerzte sympathisch, und er fühlte sich um so berechtigter, ihre Wissenschaft verachten zu dürfen, als er an einigen Stellen der lateinischen Autoren sehr abfällige Urtheile über dieselbe ausgesprochen fand.

Indessen in früheren Jahren war Petrarca's Abneigung

gegen die Aerzte gewissermaassen nur latent gewesen, und sie würde es vielleicht immer geblieben sein, wenn nicht ein unglücklicher Zufall dazwischen getreten wäre. Papst Clemens VI. war im Jahre 1352 lebensgefährlich erkrankt und Petrarca, offenbar ohne sich etwas Arges dabei zu denken, und nur von den besten Absichten beseelt, nahm die Gelegenheit wahr. seinen hochgestellten Gönner in einem Briefe vor der zweifelhaften Kunst der Aerzte zu warnen. Der Brief kam aber zur Kenntniss eines der päpstlichen Hofärzte und dieser hielt sich für verpflichtet, den gegen seine Wissenschaft und, wie er meinte. auch gegen seine persönliche Ehre gerichteten Angriff des Dichters durch eine Gegenschrift abzuwehren, in welcher er es — das darf man bei den damaligen litterarischen Zuständen als unzweifelhaft voraussetzen — an giftgetränkten Bemerkungen über Petrarca und dessen poetisches Schaffen nicht wird haben fehlen lassen. Nun wissen wir ja, wie überaus empfindlich Petrarca gegen litterarische Angriffe war (vgl. oben S. 429), und werden es demnach begreiflich finden, dass er gegen den „wahnsinnigen und frechen Arzt", der ihn zu verunglimpfen gewagt hatte, eine wuthschäumende Epistel schleuderte, welche, was nicht sonderlich zu beklagen sein wird, nicht mehr erhalten ist. Da nun der, wie es scheint, sehr streitbare und federgewandte Arzt nicht schwieg. so spann die litterarische Fehde sich weiter fort, und ihre Frucht sind eben die vier Bücher der Invectiven. Petrarca aber, je hartnäckiger er mit seinem medicinischen Gegner zu streiten hatte, ereiferte sich zu immer grösserer Wuth gegen die Aerzte überhaupt, und diese Wuth steigerte sich wirklich bis zu einer Idiosynkrasie, welche dem objectiv denkenden Beurtheiler wunderlich und verkehrt genug erscheinen muss, zumal wenn er bedenkt, dass Petrarca nach seinem eigenen Eingeständnisse [1]) nicht die geringsten positiven Kenntnisse in der Medicin besass.

Allerdings darf man, um Petrarca's Handlungsweise nicht gar zu verkehrt zu finden, zwei Dinge nicht übersehen. Einmal

---

[1]) Ep. Sen. XII 1.

ist zu erwägen, dass die Medicin des vierzehnten Jahrhunderts in der That einen sehr handwerksmässigen Charakter trug und der wahren Wissenschaftlichkeit durchaus entbehrte, dass somit Petrarca's Kampf gegen sie im letzten Grunde doch ein Kampf gegen ein verknöchertes und pedantisches Gelehrtenthum war und als solcher eine innere Begründung und Berechtigung besass. Petrarca's Streit gegen die Aerzte war, freilich ohne dass es den kämpfenden Parteien zum klaren Bewusstsein gekommen wäre, ein Streit der nach freier Wissenschaftlichkeit ringenden Neuzeit gegen das zunftmässig beengte und autoritative Wissen des Mittelalters. Sodann aber muss man auch berücksichtigen, dass Petrarca's ärztlicher Gegner die vergiftetsten Waffen der Schmähung und Verleumdung gegen ihn brauchte — indem er z. B. seine Rechtgläubigkeit verdächtigte und seine poetische Thätigkeit als kindische Tändelei darstellte — Waffen also, welche wol das Recht zu einer rücksichtslosen Gegenwehr verleihen konnten. Immerhin aber bildet Petrarca's Kampf gegen die Aerzte die unerfreulichste Episode seines Lebens, die seinen Nachruhm eher beeinträchtigt, als gefördert hat. Und wenn irgend etwas in Petrarca's Bestrebungen, so ist sein Streit gegen Medicin und Mediciner ergebnisslos gewesen und hat der Nachwirkung auf die Folgezeit entbehrt. Der Humanismus hat die von seinem Begründer so leidenschaftlich geführte Fehde fallen lassen und hat stillschweigend Frieden geschlossen mit der Medicin, diese aber hat sich ebenfalls mit dem Humanismus ausgesöhnt und hat ihm einen nicht unbedeutenden Einfluss auf ihre weitere Entwickelung gestattet. Nicht vernichtet oder auch nur geschwächt, sondern vielmehr gestärkt und verjüngt wurde die Heilkunde durch die Renaissancebildung, und während sie zu Petrarca's Zeit kaum den Anspruch auf den Namen einer wahren Wissenschaft erheben durfte, hat sie sich im Zeitalter der Renaissance die volle und unbestrittene Ebenbürtigkeit mit den übrigen Wissenschaften erworben und ist sogar manchen derselben in vielfacher Beziehung weit vorausgeeilt. Petrarca's Fehler war es gewesen, nicht erkannt zu haben, dass das

medicinische Wissen seiner Zeit trotz der wüsten und abstossenden Hülle, von welcher es bedeckt und entstellt war, doch einen werthvollen und höchst entwickelungsfähigen Kern in sich barg: wenn er dies erkannt hätte, würde er gewiss die wunderliche Fehde gegen die Aerzte, in welcher er doch ein klein wenig die seiner unwürdige Rolle eines Don Quijote gespielt hat, entweder gar nicht oder doch nicht in einer so zelotischen und in Folge dessen fast an das Burleske anstreifenden Form geführt haben.

Dreizehntes Capitel.

Die Bücher über die Weltverachtung.

Da wir von denjenigen Schriften Petrarca's, welche sich in Kürze als selbstbiographische d. h. als Beiträge zu der äusseren und inneren Geschichte seines Lebens bezeichnen lassen, die verschiedenen Briefsammlungen sowie „die Epistel an die Nachwelt“ und die Postille zum Handexemplar des Virgil bereits früher mit einer, wie wir meinen, hinreichenden Ausführlichkeit besprochen haben, so bleiben uns nur noch die „drei Bücher über die Weltverachtung“ zur Besprechung übrig.

Wir geben zunächst eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes der überaus merkwürdigen Schrift, wobei wir es entschuldigen zu wollen bitten, dass dies in einer etwas abgerissenen und wenig eleganten Form geschehen wird. Die Analyse gerade dieses Werkes Petrarca's bietet nämlich ganz eigenthümliche Schwierigkeiten dar, welche immer besiegt zu haben wir eben nicht hoffen dürfen. Ja, fast ist es geradezu unmöglich, eine einigermaassen verständliche Analyse zu geben, und wären nicht schliesslich äussere Rücksichten auf den schon allzu beträchtlich angewachsenen Umfang unseres Buches maassgebend gewesen, so würden wir es vorgezogen haben, nicht eine Inhaltsangabe, sondern eine vollständige Uebersetzung an dieser Stelle einzureihen.

Der Inhalt der dem Werke vorausgeschickten Vorrede ist, wenn wir Petrarca redend einführen dürfen, in Kürze folgender: Ich quälte mich viel mit dem Gedanken, wie ich in dieses Leben eingetreten sei und wie ich es wieder verlassen würde. Da, als ich einmal schlaflos lag, erschien mir eine herrliche Frauengestalt, welche ich an Gestalt und Kleidung als eine Jungfrau erkannte. „Fürchte dich nicht," sprach sie zu mir, „ich bin, mich deiner erbarmend und um dir Hülfe zu bringen, vom Himmel herabgestiegen, ich bin diejenige, welche du in deinem Gedichte „Africa" gefeiert und ihr einen Palast auf den Höhen des Atlas erbaut hast." An diesen Worten erkannte ich, dass es die Wahrheit sei, denn diese hatte ich besungen, und nun bemerkte ich auch, dass sich in ihrer Begleitung ein ehrwürdiger Mann befand, von dem es mir, noch ehe die Wahrheit mir seinen Namen genannt hatte, gewiss war, dass es kein anderer sein könne, als mein theurer Lehrer, der heilige Augustin. Die Wahrheit beauftragte ihn, sich mit mir zu unterhalten und durch seinen Zuspruch meine Seele zu beruhigen, und nach anfänglicher Weigerung erklärte er sich hierzu bereit. So verbrachten wir an einem einsamen Orte drei Tage in ernsten Gesprächen, und was in denselben mich persönlich betraf, habe ich in diesem Buche aufgezeichnet, dem ich, um die Rede nicht durch ein fortwährend eingeschobenes „sagte ich" und „sagte er" zu unterbrechen, die dialogische Form gegeben und welches ich nicht, wie meine anderen Werke, für die Veröffentlichung, sondern nur für meine eigene Erinnerung bestimmt habe.

Der Inhalt des nun zwischen Augustin und Petrarca beginnenden ersten Gespräches dürfte sich ungefähr folgendermaassen zusammenfassen lassen.

Als unzweifelhafte und feststehende Wahrheiten stellt Augustin folgende Sätze auf: Nur die Tugend kann glücklich, nur das Laster unglücklich machen. Daher kann Niemand ohne sein eigenes Wollen und Mitwirken glücklich oder unglücklich sein oder werden. — Um sich aus der Enge dieses sterblichen Lebens erheben zu können, müssen der Gedanke an den Tod

und an das menschliche Elend sowie die innige Sehnsucht nach Erhebung („desiderium vehemens studiumque surgendi") als Vorstufen vorausgehen. — Es ist ein überaus verderblicher Fehler der Menschen sich selbst zu täuschen.

Petrarca will diese Sätze in Bezug auf seine Person nicht gelten lassen und meint, dass er wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur Erhebung aus seinem Elend besessen habe — Zeuge dessen seien seine Thränen —, dass er also gegen sein Wollen und Streben unglücklich sei. Augustin behauptet nichtsdestoweniger, dass es Petrarca am rechten und energischen Wollen habe fehlen lassen, findet aber Petrarca's Irrthum entschuldbar, indem er sich daran erinnert, dass auch er selbst (Augustin) sich einst ebenso über sein Inneres getäuscht habe, bevor er unter dem Feigenbaume zu Mailand den ernsten Entschluss der inneren Bekehrung fasste[1]). Nach längerem Hin- und Herreden gesteht Petrarca endlich ein, dass er in seinem Streben nach Erhebung etwas lau gewesen sei, und bittet Augustin, ihm den Weg zu weisen, wie er ein guter Mensch werden könne. Augustin erklärt, dass dies allerdings ein schwieriges Unternehmen sei, denn, um davon zu schweigen, aus wie vielen positiven Elementen diese Sehnsucht sich zusammensetzen müsse, enthalte sie auch viele negative Elemente, d. h. fordere die Verzichtleistung auf viele Dinge des Lebens, denn wenn uns die Sehnsucht nach dem höchsten Glücke wirklich erfüllen soll, so müssen alle auf andere Dinge gerichteten Wünsche und Begierden aufgegeben werden, das aber hat noch Niemand im vollen Umfange zu thun vermocht, denn Niemand hat sich wol so gänzlich von allen irdischen Wünschen loslösen können. Die unerlässliche Vorbedingung hierzu sei die Erinnerung an den Tod, und dieser habe sich Petrarca — trotzdem dass er das Gegentheil versichere — bis jetzt viel zu saumselig hingegeben. Allerdings werden ja alle Menschen durch Krankheiten, durch Todesfälle in ihrem Bekanntenkreise und durch ungewöhnliche unglückliche Ereignisse oft genug, ja tagtäglich

[1]) Aug. Conf. VIII 8.

an den Tod erinnert, aber, verhärtet in ihren weltlichen Lebensgewohnheiten, lassen sie diesen Gedanken nicht tiefer in ihr Herz eindringen. Nur wer stets seiner Sterblichkeit eingedenk ist und demgemäss, das Irdische verschmähend, nach dem Ewigen trachtet, kann mit Recht auf den Namen eines guten Menschen Anspruch erheben, aber nur Wenige befinden sich in dieser glücklichen Lage. Petrarca erklärt, dass er bis jetzt geglaubt habe, zu diesen Wenigen zu gehören. Augustin gibt zu, dass Petrarca, schon in Folge seiner vielseitigen Lectüre, oft an den Tod gedacht haben möge, meint aber doch, dass der Gedanke nicht tief genug Wurzel in ihm gefasst habe. Petrarca frägt, was unter dem „tiefe Wurzeln fassen" zu verstehen sei. Augustin erklärt dies, indem er sagt, man müsse sich zunächst alle Einzelheiten des Todes, womöglich mit Zuhülfenahme von Erinnerungsbildern, vergegenwärtigen, und er entwirft hierbei in schauerlicher, ächt mittelalterlich realistischer Detaillirung eine Schilderung der Phänomene und Symptome des Sterbens. Petrarca bittet hierauf um ein Zeichen, an welchem er erkennen könne, ob der Todesgedanke bei ihm wirklich ein eindringender und nachhaltiger sei. Augustin antwortet, es werde dies daran erkannt, dass man, wenn man sich die Gewissheit des Todes und der ihm nachfolgenden ewigen und entsetzlichen Höllenqualen lebhaft vergegenwärtigt und an die Unabänderlichkeit des am jüngsten Gerichte zu fällenden göttlichen Urtheilsspruches denkt, dennoch ruhig zu bleiben und die Sehnsucht nach Erhebung sowie das Vertrauen auf die göttliche Gnade zu bewahren vermöge. Petrarca erzählt dann, er vergegenwärtige sich, namentlich in den Nächten, den Moment seines Sterbens oft so lebhaft, dass das Denken fast zur Vision sich steigere und dass er, wie im letzten Augenblicke, Christus um Hülfe anrufe [1]), trotzdem aber fühle er sich nicht glücklicher, als die anderen, derartiger Gedanken sich ent-

---

[1]) Er erzählt hierbei, dass er dies mit Versen des Virgil (Aen. VI 365 u. 370 f.) thue — welche seltsame Verquickung des Christlichen mit dem Heidnischen!

schlagenden Menschen, sondern vielmehr unglücklicher, denn der Todesgedanke verbittere ihm alle Lebensfreude und bringe ihm somit nur Mühsal und Schrecken: wodurch werde dies verursacht? was verhindere ihn, Freude aus diesem Gedanken zu gewinnen? Augustin antwortet, es liege dies vielleicht daran, dass Petrarca seinen Tod als etwas noch sehr Fernliegendes, als ein erst nach langen Jahren zu erwartendes Ereigniss betrachte, was eine sehr irrige und die Pein der Ungewissheit mit sich bringende Anschauung sei. Petrarca jedoch leugnet sehr entschieden, dieses Fehlers sich schuldig zu machen, und erklärt, wohl zu wissen und stets dessen eingedenk zu sein, dass ihn der Tod in jedem Augenblicke treffen könne. Augustin erklärt nun, dass die Schuld, wesshalb der Todesgedanke bei Petrarca keine erfreuliche Frucht trage, wol darin zu suchen sei, dass Petrarca sich zu vielen Beschäftigungen, zu verschiedenartigen Bestrebungen und Sorgen hingebe und unstät zwischen den einen und den anderen hin- und herschwanke, in Folge dessen werde der Todesgedanke, wenn er auch einmal Wurzel gefasst habe, immer wieder von anderen Gedanken überwuchert und unfruchtbar gemacht [1]).

Hiermit endet das erste Gespräch, und es beginnt, nachdem, wie fingirt wird, Augustin und Petrarca durch eine längere Pause sich genügend erholt haben, der zweite Dialog. Augustin setzt in längerer Rede die Werthlosigkeit der irdischen Güter auseinander. Das menschliche Wissen ist immer nur ein klägliches Stückwerk, da die Summe des Nichtgewussten diejenige des Gewussten stets bei weitem übersteigt. Die Beredtsamkeit bleibt ebenso stets unvollkommen, denn auch der Beredteste vermag nicht seine Gedanken ihrem ganzen Umfange nach in Worte zu kleiden. Haben sich doch selbst Rom und Griechenland, trotzdem dass sie das Höchste in der Beredtsamkeit erreichten, gegenseitig Wortarmuth vorgeworfen! Die Güter des Lebens aber (Kraft, Gesundheit, Schönheit) sind

[1]) Hier wird eine treffliche, psychologisch wahre Schilderung des Seelenzustandes Petrarca's entworfen.

im höchsten Grade hinfällig: ein Lufthauch, der Biss eines kleinen Insectes vermag sie zu zerstören. Petrarca stellt in Erwiderung des von Augustin Gesagten mit grosser Entschiedenheit in Abrede, dass er irgendwie auf seine Gelehrsamkeit oder seine Beredtsamkeit oder gar auf seine körperlichen Vorzüge stolz sei. er wisse vielmehr am besten, in wie geringem Grade er diese Eigenschaften besitze. Augustin jedoch klagt Petrarca der Selbsttäuschung an, wobei er Gelegenheit nimmt, die Thorheit derjenigen zu geisseln, welche ihr besseres Selbst bei der Pflege des sterblichen Leibes vergessen, er vergleicht dieselben mit Leuten, welche, in ein schmutziges und ekelhaftes Gefängniss hinabgestossen, auf dessen Ausschmückung die möglichste Mühe ganz zwecklos verschwenden, anstatt einzig auf ihre Befreiung zu sinnen. Als nun Petrarca nochmals seine Unschuld betheuert, bemerkt Augustin, es sei ein weit schlimmerer Fehler, auf Andere geringschätzend herabzublicken, als sich selbst hochmüthig zu erheben, das erstere habe Petrarca gethan, während doch sich selbst zu verachten das Richtige, Andere zu verachten aber gefährlich sei. Auch der Habsucht und des Ehrgeizes klagt Augustin den Petrarca an. Petrarca, über solche Anklage verwundert, betheuert, dass er sich von diesen Lastern ganz frei wisse, gibt aber zu, dass er sich seinen Freunden viel widme und dass er auch die Bücher sehr liebe. Augustin urtheilt, dass dies entweder eine thörichte Handlungsweise sei, indem Petrarca wegen seiner Freunde das eigene Beste vergesse, oder aber die ganze Angabe sei nur ein Vorwand; auch wirft er Petrarca heftig vor, dass er das stille und einfache Landleben, dessen Reize er doch aus eigener Erfahrung so gut kenne, aufgegeben habe und des Gelderwerbes wegen in eine grosse Stadt gezogen sei. Petrarca gesteht ein, dass er allerdings für sein Alter sich etwas zu erwerben bestrebe, und findet darin nichts Tadelnswerthes. Augustin aber rügt die Thorheit, sich im Voraus, höherer Ziele vergessend, für eine Zeit abzumühen, welche vielleicht nie kommen und, wenn sie komme, nur kurze Zeit währen werde. Petrarca fragt verwundert, ob denn Augustin damit die Armuth empfehlen

wolle, worauf Augustin entgegnet, zwischen Reichthum und Armuth gebe es eine richtige Mitte, und fern sei es von ihm, Petrarca's tägliche Kost etwa auf Brot und Wasser herabsetzen zu wollen. Zu einem bescheidenen und behaglichen Leben habe Petrarca bereits ein hinlängliches Vermögen besessen, er habe aber mehr erwerben wollen, und das eben sei tadelnswerth, denn lasse man der Habgier einmal ihren Lauf, so sei dann kein Ziel und keine Schranke abzusehen. Petrarca gibt an, sein Ziel sei, dahin zu gelangen, dass er, ohne in Ueberfluss zu leben, doch bedürfnisslos und Anderen weder über- noch untergeordnet sei. Augustin erklärt hierauf, um dies Ziel zu erreichen, müsse Petrarca Gott werden, denn als Mensch werde er immer Bedürfnisse haben. Daher möge Petrarca bescheiden und ruhig das allgemeine Loos der Menschlichkeit, welches zu Bedürfnissen und Wünschen nöthige, ertragen, Befreiung von dem Joche der Leidenschaften aber könne er nur durch die Tugend erlangen. Eben durch die Sorge um irdische Güter werde Petrarca immer von dem Gedanken an den Tod abgezogen, er möge also solche weltliche Sorgen abschütteln und lieber seiner eigenen Natur, welche zur stillen Betrachtung neige, Folge leisten. Petrarca verspricht, dass er dies gern thun werde, und verlangt, nachdem hiermit die Anklage der Habgier erledigt ist, zu erfahren, wesshalb Augustin ihn des Ehrgeizes anklage, sei er sich doch bewusst, sich von dem öffentlichen Leben zurückgezogen gehalten und immer die ländliche Stille aufgesucht zu haben. Augustin entgegnet, wenn Petrarca nicht nach Ehren im öffentlichen Leben getrachtet habe, so sei dies nur geschehen, weil er sich bewusst gewesen sei, die dazu erforderliche Geschicklichkeit nicht zu besitzen; keineswegs aber habe Petrarca, wie er vorgebe, den Ehrgeiz verachtet, sondern er habe vielmehr dem Ruhme nur auf einem Seitenwege statt auf der gewöhnlich betretenen Strasse nachgestrebt. Dagegen gesteht Augustin zu, dass Petrarca der Schlemmerei abhold sei und dass er, wenn er auch leicht heftig aufbrause, sich doch in Folge seiner natürlichen Herzensgüte leicht wieder besänftigen lasse. Andererseits aber klagt Augustin den

Petrarca grosser Sinnlichkeit an, und Petrarca wagt nicht, dem zu widersprechen. Das einzige Mittel gegen diese Sünde sei. bemerkt Augustin, Gott um die Kraft der Enthaltsamkeit zu bitten, denn man könne diese eben nur durch die göttliche Gnade erlangen. Petrarca antwortet, dass er dies schon oft. aber vergebens gethan habe. Dann könne das Gebet nicht ganz aufrichtig gewesen sein, entgegnete Augustin, sondern habe wahrscheinlich — er wisse dies aus eigener Erfahrung — den Hintergedanken gehabt, Gott möge mit der Verleihung der Enthaltsamkeit noch etwas zögern, da ja die kräftige Jugend noch nicht vorüber sei. Petrarca müsse ernstlich beten und stets des platonischen Ausspruches sich erinnern, dass der Gotteserkenntniss Nichts hinderlicher sei, als fleischliche Begierde und brünstige Wollust. Und nun bringt Augustin endlich die stärkste Anklage gegen Petrarca vor: Petrarca lasse sich von der geistigen Krankheit der „acidia"[1]) mit einer gewissen Freude überwältigen. Petrarca bekennt schaudernd diese Schuld und schildert selbst die Symptome der „acidia". eine Schilderung, welche uns lehrt, dass sich die „acidia" am besten und kürzesten als Weltschmerz bezeichnen lässt: sie ist ein selbstgefälliges Wühlen in allen Wunden des Herzens und in allen Zweifelsqualen des Verstandes, eine Art Melancholie. welche durch die Betrachtung alles dem Menschendasein anhaftenden Elendes, durch die Erinnerung an vergangene Leiden und durch die Furcht vor künftigem Unglück hervorgerufen wird und welche fast bis zur Verzweiflung sich steigert. Augustin erklärt, dass dies ein schwer auszurottendes, weil nach vorübergehender Heilung immer wiederkehrendes Uebel sei, und meint, dass dauernde Heilung wol nur dann erreicht werden könne, wenn die einzelnen Ursachen des geistigen

---

[1]) acidia = griech. ἀκήδεια, bedeutet eigentlich Sorglosigkeit. In der katholischen Moraltheologie bezeichnet acidia (oder acedia) das der Tugend „caritas" entgegengesetzte Laster, d. h. die Trägheit zum Guten und die Unlust und Gleichgültigkeit an demselben und gegen dasselbe (Thom. Aquin. s. th. 2. 2. qu. 35 a 3: „acedia est tristitia de bono spirituali, in quantum est bonum divinum", vgl. J. Schwane, Handbuch der katholischen Moraltheologie t. I p. 113).

Schmerzes erörtert und beseitigt würden, er frägt also Petrarca, was ihn zumeist bekümmere Alles, was er sehe und was er höre, antwortet Petrarca, sowol seine eigenen als die fremden Verhältnisse. Augustin beginnt mit Petrarca's persönlichen Verhältnissen. Wenn Petrarca sich über sein Geschick beklage, so solle er doch bedenken, dass Vielen ein weit schlimmeres Loos beschieden sei. Petrarca habe doch z. B. noch niemals Hunger oder Durst leiden müssen. Petrarca beklagt sich nun, dass ihm nicht einmal die Erreichung der ganz bescheidenen Ziele, die er sich vorgesetzt habe — denn nach hohen Stellungen habe er, der Sorgen, welche sie mit sich bringen, wohl eingedenk, nie gestrebt — vergönnt gewesen sei, dass er sich der „goldenen Mitte (aurea mediocritas)" nicht erfreuen dürfe. Augustin bemerkt hierauf, dass Petrarca vermuthlich eine zu hohe „mediocritas" im Sinne habe und in Folge dessen nicht bemerke, wie die wahre „mediocritas" von ihm längst erreicht, ja überschritten worden sei. Petrarca will eingestehen, dass er genug besitze, aber wer verbürge ihm, dass ihm dieser Besitz erhalten bleibe? Die Angst vor einem möglichen Verlust quäle ihn unaufhörlich. Augustin verweist Petrarca die Anmaassung, welche darin liege, dass er auf ein sorgenfreies Leben Anspruch erhebe und nur sich selbst leben zu können verlange: das sei noch Niemandem beschieden gewesen. Indem nun Augustin die Untersuchung auf andere Punkte ausdehnt, erklärt Petrarca, dass er mit seiner Leibesgesundheit recht zufrieden sein könne, höchstens könne er es bedauern, der Sterblichkeit, der Müdigkeit und anderen menschlichen Schwächen unterworfen zu sein, aber bitterlich müsse er es beklagen, dass die Grausamkeit des stiefmütterlichen Geschickes durch einen ruchlosen Schlag seinen Besitz und seine Hoffnungen niedergeschlagen habe [1]).

Wenn Königreiche und Königsburgen stürzen, erwidert

[1]) Nach dem Wortlaute des Textes kann es kaum zweifelhaft sein, dass an eine Feuersbrunst zu denken ist: im Winter, wahrscheinlich des Jahres 1353, wurde Petrarca's Häuschen in Vaucluse von Räubern geplündert und in Brand gesteckt, vgl. oben S. 141.

Augustin, so dürfe Petrarca sich nicht beschweren, dass sein Häuschen einmal abgebrannt sei. Nun bringt Petrarca den täglichen Lebensekel und Lebensüberdruss zur Sprache, der ihn quäle und der durch die Widerlichkeit und Unbehaglichkeit seiner Umgebung — im Einzelnen werden hier die lärmenden Menschenmassen, die wüthenden Hunde, die schmutzigen Schweine, die rasselnden Wagen und die durchgehenden Pferde als störende Elemente genannt — veranlasst wird. Mangel an innerer Ruhe sei es, antwortet Augustin, der diese äusseren Störungen für Petrarca so empfindlich mache. Wenn Petrarca die Seelenruhe besässe, würde er an den Lärm seiner Umgebung sich gewöhnen, wie an das Rauschen eines Wasserfalles. Um solche Seelenruhe zu erlangen, empfiehlt er Petrarca die Lectüre philosophischer Schriften, wie z. B. der Tusculanen des Cicero, und gibt ihm den Rath, sich aus denselben die Sentenzen nach bestimmten Rubriken zu excerpiren, um an einer derartigen Sammlung eine Waffe gegen den Trübsinn bereit zu haben. Petrarca bekennt hierauf, dass ihm die Vorstellungen und Mahnungen Augustin's Trost gebracht haben und dass er sich jetzt, wenn er mit anderen Menschen sich vergleiche, weniger elend vorkomme. — Was nun noch zu besprechen übrig bleibt, will Augustin der vorgerückten Zeit wegen auf eine dritte Unterhaltung verschieben, und Petrarca erklärt sich damit sehr einverstanden, da er für die Dreizahl aus religiösen Gründen eine besondere Verehrung habe. —

Noch zwei Ketten — so beginnt Augustin das dritte Gespräch — halten Petrarca gefesselt und hindern ihn an der Betrachtung des Lebens und des Todes. Augustin will diese Fesseln, wie die frühern, zerbrechen, befürchtet aber, dass Petrarca selbst von ihnen nicht befreit sein wolle, da er sie, ergötzt durch ihre Schönheit, nicht für Fesseln, sondern für Reichthümer halte und sich ihrer sogar rühme. Diese beiden Fesseln seien die Liebe und der Ruhm.

Petrarca gesteht, dass er Liebe und Ruhm allerdings für sehr edle Güter halte und sich ihrer nicht berauben lassen möchte. Augustin, um die von Petrarca ausgesprochene Meinung

zu widerlegen, unternimmt es, die Begriffe Liebe und Ruhm eingehender zu untersuchen; er beginnt mit der Liebe und frägt Petrarca, ob er dieselbe nicht für die grösste Raserei halte. Petrarca antwortet, dass allerdings die Liebe je nach der Verschiedenheit ihres Objectes entweder für die schlimmste Leidenschaft oder für die edelste Seelenthätigkeit gehalten werden könne, er selbst wenigstens kenne nichts Glückseligeres, als eine einem liebenswürdigen Gegenstande gewidmete und zur Tugend leitende Liebe, und wenn Augustin auch über eine solche ungünstig urtheile, so sei es wol am besten, dass ein Jeder seine eigene Ansicht behalte, denn es seien ja verschiedene Auffassungsweisen berechtigt: er wenigstens wolle sich seine Ansicht, und wenn sie auch ein Irrthum wäre, nicht entreissen lassen. Augustin besteht indessen darauf, dass Petrarca der Heilung bedürftig sei, und spricht sein Erstaunen darüber aus, dass ein Mann von Petrarca's Talent einen grossen Theil seines Lebens in der Bewunderung und Verehrung eines sterblichen Weibes habe hinbringen können. Petrarca antwortet nur mit einer begeisterten Lobpreisung seiner Geliebten. Augustin aber verkündet Petrarca, dass, wenn er seine Geliebte einst todt und starr sehen werde, er seiner Leidenschaft sich schämen werde. Petrarca entgegnet, er hoffe, dass ihm dieser entsetzliche Anblick erspart bleiben werde, da er ja der ältere sei. Augustin erinnert Petrarca daran, dass er (Petrarca) selbst einst anders gedacht und sogar bereits ein Lied auf den Tod der noch lebenden Geliebten gedichtet habe. Die damals von Petrarca gehegte bange Befürchtung könne sich nun aber um so leichter erfüllen, als der Leib der Geliebten durch Krankheiten und Bekümmernisse sehr geschwächt sei[1]. Petrarca

[1] Es ist dies die bekannte Stelle p. 399: „corpus illud egregium morbis ac crebris perturbationibus exhaustum multum pristini vigoris amisit", an welcher de Sade statt ‚perturbationibus' ‚partubus' lesen und daraus einen Beweis für Laura's häufige Mutterschaft gewinnen wollte. Die Lesart „partubus" wird indessen nur durch die Autorität zweier pariser Handschriften (welche die Abbreviatur ptbus zeigen) gestützt, alle übrigen Handschriften und Drucke haben „perturbationibus", und das letztere Wort ist das dem logischen Zusammenhange der Stelle einzig entsprechende.

entgegnet, auch seine Gesundheit sei durch Sorgen zerrüttet und somit habe er doch Hoffnung, früher als die Geliebte zu sterben. Augustin aber nennt dergleichen Berechnungen thöricht und weist darauf hin, wie es doch jedenfalls möglich und denkbar sei, dass Petrarca's Geliebte vor ihm sterbe; eine Thorheit sei es demnach, wenn Petrarca einer einem sterblichen Wesen gewidmeten Leidenschaft sich überlasse. Petrarca, welchem Augustin's Auseinandersetzungen höchst peinlich sind, betheuert, dass er in seiner Geliebten nicht den sterblichen Leib, sondern die unsterbliche Seele liebe und dass er daher, wenn (was schon zu hören ihm schmerzlich sei) die Geliebte vor ihm sterben sollte, er doch noch ihre Tugend und ihre Seele lieben werde. Augustin, da er einsieht, dass Petrarca es nicht erträgt, ihn gegen seine Geliebte reden zu hören, will einmal zugeben, dass dieselbe ganz vollkommen, ja eine Göttin sei, aber, meint er, auch das Schönste könne auf unziemliche Weise (turpiter) geliebt werden. Petrarca betheuert die Reinheit seiner Liebe und glaubt, dass in Nichts, als in ihrem Uebermaasse ihr eine Schuld anhafte. Alles, was er geworden sei, allen Ruhm, den er erworben habe, verdanke er seiner Geliebten, ihr verdanke er es, dass der schwache Tugendkeim, den die Natur in seine Brust gelegt, sich entfaltet habe, denn sie sei ja der Spiegel der Tugend, und Liebe besitze die Macht, den Liebenden dem geliebten Wesen ähnlich zu machen. Augustin erklärt Petrarca's Glauben an den wohlthätigen Einfluss der Liebe für eine grosse und gefährliche Täuschung. Nicht die Liebe, sondern die Natur habe Petrarca seine Begabung verliehen, wohl aber habe die Liebe ihn auf eine falsche Bahn geführt. Es möge sein, dass die Liebe ihn vor mancherlei Lockungen der Sünde bewahrt habe, dafür aber habe sie ihm eine tödtliche Wunde beigebracht, und endlich sei er dadurch, dass er einzig die Geliebte liebe, zur Verachtung aller übrigen Menschen und Dinge verführt und damit in einen gefährlichen Abgrund gestürzt worden. Irdische Liebe habe Petrarca von der Liebe zum Himmlischen entfernt, und statt des Schöpfers liebe er ein Geschöpf — das aber sei der gerade

Weg zum Tode. Petrarca betheuert dagegen, die Liebe zur Geliebten erst habe ihn Gott lieben gelehrt. Augustin aber behauptet, dies sei unmöglich, denn dann würde körperliche Schönheit die vollkommenste Schönheit sein. Petrarca betheuert hiergegen abermals, dass er nicht den Leib, sondern die Seele der Geliebten liebe, wie schon daraus hervorgehe, dass, je mehr mit dem zunehmenden Alter der Leib der Geliebten hinwelke, der Geist aber immer schöner sich entfalte, desto inniger auch seine Liebe werde. Dass dies keineswegs wahr sei, erweist Augustin, indem er an Petrarca die Frage richtet, ob er die Geliebte auch geliebt haben würde, wenn sie hässlich gewesen wäre. Petrarca ist aufrichtig genug, zu erwidern, dass er dies doch nur dann gethan haben würde, wenn die Schönheit des Geistes sich irgendwie in den Augen dargestellt hätte. „Also," folgert hieraus Augustin, „hast Du den den Augen sichtbaren Leib geliebt, wenn ich auch gern zugeben will, dass die geistigen Vorzüge deiner Geliebten zur Wahrung und Erhaltung der Liebe beigetragen haben und überdies ist für Dich auch schon der Name der Geliebten wegen seines Gleichklanges mit dem Lorbeer (Laura und lauro) sehr bestimmend gewesen. Petrarca gesteht denn nun endlich ein, dass er die Seele mit dem Leibe geliebt habe. Augustin fordert, dass er dann auch bekennen müsse, dass er weder Seele noch Leib maassvoll und geziemend geliebt habe, und dass er durch diese Liebe in grosses Elend gestürzt worden sei. Als Petrarca sich weigert, dies zuzugeben, erklärt Augustin, dass Petrarca bald genug es freiwillig eingestehen werde, und frägt ihn, ob er sich noch seiner Kindheit und Jugend erinnere. „Wie an den gestrigen Tag," antwortet Petrarca. Dann aber müsse er auch wissen, fährt Augustin fort, wie gross damals seine Gottesfurcht, sein Eingedenksein des Todes, seine Liebe zur Religion und zur Ehrenhaftigkeit gewesen sei, um wieviel grösser, als gegenwärtig. Petrarca gesteht seufzend, dass sein sittlicher Fall mit dem Entstehen seiner Liebe zeitlich zusammentreffe. Augustin frägt nun, wie es doch gekommen sei, dass die Geliebte ihn nicht zur Tugend emporgezogen habe. Petrarca

antwortet, sie habe gethan, was sie nur habe thun können, wie schon daraus hervorgehe, dass sie allen seinen Verführungsversuchen beharrlich widerstanden habe; jetzt aber sei er von seinen Verirrungen und unlauteren Wünschen zurückgekommen und wisse der Geliebten Dank für ihre Sprödigkeit. Augustin erwidert, gerade in Folge der Tugendhaftigkeit der Geliebten falle alle Schuld auf Petrarca allein und es sei also dieselbe eine um desto grössere, auch sei seine sinnliche Leidenschaft wol gemildert, aber noch keineswegs erloschen. In längerer Rede setzt nun Augustin auseinander, dass es keine heftigere Leidenschaft, als die Liebe gebe und dass keine mehr zur Gottverachtung und Gottvergessenheit führe, das habe sich an Petrarca vollkommen bewahrheitet: sei es doch so weit mit ihm gekommen, dass sogar sein körperliches Wohlbefinden von der An- oder Abwesenheit der Geliebten abhänge, dass er die Nächte schlaflos oder in unruhigen Träumen verbringe, dass er abmagere und sonst auch leiblich verfalle. Ja, Petrarca sei bis zu dem Grade der Thorheit vorgeschritten, dass er, um des Anblickes der Geliebten nie zu entbehren, sich ein Porträt derselben habe malen lassen und dasselbe immer bei sich trage, dass er sogar Alles liebe, was an ihren Namen anklinge, so namentlich den Lorbeerbaum. Wie könne man bei solcher Leidenschaft noch Gottes eingedenk sein? Petrarca gibt, tief erschüttert, die Wahrheit alles dessen zu, was Augustin ihm vorgehalten, und frägt, was er nun thun solle, ob er nicht vielleicht gar an seinem Heile verzweifeln müsse. Augustin antwortet, bevor man verzweifeln dürfe, müsse man alle anderen Mittel versuchen. Petrarca möge sich doch zu Nutze machen, was er selbst in den alten Schriftstellern gelesen, da gebe es ja mancherlei Recepte gegen die Liebe. Cicero z. B. bemerke, dass Liebe am ehesten durch Gegenliebe vertrieben werde, was nun freilich eben kein schönes und würdiges Mittel sei. Petrarca beeilt sich denn auch zu erklären, dass er zur Anwendung dieses Mittels unmöglich sich würde verstehen können. Als ein anderes Mittel, fährt Augustin fort, empfehle Cicero die Ortsveränderung. „Ach!" entgegnet Petrarca, „ver-

gebens habe ich den Westen und den Norden bis zu des Oceans Grenzen weit und breit durchwandert, dem verwundeten Hirsche gleich trug ich meine Wunde immer mit mir, und sie heilte nimmer.“ Augustin findet das sehr begreiflich, da Petrarca die Reisen eben ohne die nöthige Vorbereitung angetreten habe, denn Reisen können nur dann nützen, wenn man sie mit dem festen Entschlusse unternimmt, nicht rückwärts zu schauen und mit der Vergangenheit zu brechen, eben dann nur sei das Reisen förderlich und schütze vor Rückfällen. Er empfiehlt daher Petrarca nochmals dringend eine Ortsveränderung, und dieser erklärt, dass er selbst von deren Nothwendigkeit überzeugt sei und sie auszuführen beabsichtige. Auf die Frage, wohin er sich wenden solle, räth Augustin eine Reise nach Italien an, denn ein schöneres Land gebe es nicht[1], doch solle er sich nicht an einen Ort binden und so lange er sich nicht völlig geheilt fühle, die Einsamkeit meiden und sich in den Städten aufhalten. Hierauf frägt Petrarca, ob es nicht noch andere Heilmittel der Liebe gebe. Augustin entgegnet, Cicero nenne als solche den Ueberdruss, die Schaam und die Ueberlegung (satietas, pudor, cogitatio). Der erstere freilich könne, wie er wohl wisse, bei Petrarca nicht eintreten, dagegen lasse sich über die beiden anderen vielleicht sprechen. Er frägt hierauf Petrarca plötzlich, ob er sich öfters im Spiegel gesehen habe, und als Petrarca dies, ein wenig verwundert über die Frage, bejaht hat, fügt er hinzu, ob Petrarca keine Veränderungen an sich wahrgenommen habe. Petrarca gesteht, dass er an seinen Schläfen graue Haare bemerkt habe, ohne dass er indessen darüber erstaunt gewesen sei, da er bei seinen Altersgenossen die gleiche Beobachtung gemacht hätte und da überdies graue Haare kein Anzeichen des Alters seien, wie ja z. B. Numa Pompilius von Jugend an grau gewesen sein solle. Augustin tadelt es sehr, dass Petrarca durch derartige Betrachtungen sich über sein zunehmendes Alter zu täuschen suche, besser wäre es, dass er sich durch den Spiegel recht eindringlich an sein Alter erinnern liesse und dann bedächte,

[1]) Im Texte folgt hier eine begeisterte Lobpreisung Italiens (p. 406).

wie er zur Rolle des Verliebten bereits zu alt sei. Wenn Petrarca, wie er sage, darin einen Trost finde, dass die Geliebte mit ihm altere, so bessere das die Sache keineswegs, denn es sei jedenfalls schimpflich, wenn der Geist mit den Wandlungen des Leibes nicht Schritt halten könne, und es müsse sich daher ohne Zweifel Petrarca seiner unzeitgemässen Leidenschaft schämen. Noch stärkere Gründe gegen dieselbe müsse aber Petrarca in der „Ueberlegung" finden. Er möge die Hoheit des Geistes, die Hinfälligkeit des Leibes, die Kürze des Lebens bedenken, er möge sich der Rücksichten erinnern, welche er seiner äusseren Stellung schuldig sei, er möge ferner erwägen, wie spröde die Geliebte sich gegen ihn erwiesen, er möge endlich auch beherzigen, dass er seine Zeit zu besseren Dingen, als zu Liebeständeleien verwenden könne, zumal er noch so viele Werke unvollendet daliegen habe, vor allen Dingen aber möge er darauf Bedacht nehmen, dass er, wenn er einmal der Leidenschaft entsagt habe, nicht wieder in dieselbe zurückfalle, sondern dass er entschlossen und völlig mit der Vergangenheit und seinem bisherigen Denken und Fühlen breche.

Augustin, nun zu einem anderen Seelenleiden Petrarca's übergehend, wirft ihm vor, dass er allzu sehr nach Ruhm und Unsterblichkeit des Namens trachte und dass zu befürchten sei, er werde über diese irdische die wahre Unsterblichkeit vergessen. Petrarca gesteht dies unumwunden ein. Uebrigens, fährt Augustin fort, scheine Petrarca nur den Namen, nicht aber das Wesen des Ruhmes zu kennen, da er ihn sonst gewiss nicht so heftig begehren würde. Der Ruhm sei Nichts, als das über Jemanden verbreitete und durch viele Zungen ausgestreute Gerücht. Daraus ergebe sich seine Unbeständigkeit und Werthlosigkeit, und Petrarca's Handeln stehe demnach mit seinem Denken in einem seltsamen Widerspruche, denn während er theoretisch das Urtheil des grossen Haufens verachte, mühe er praktisch sich ab, dessen Beifall zu gewinnen und pflücke, um den Ohren seiner Hörer zu schmeicheln, alle Blümlein (flosculi) aus dem Garten der römischen Wohlreden-

heit und Dichtkunst. Grosse Werke, wie eine römische Geschichte von Romulus bis auf Titus, und eine Dichtung, wie die „Africa", beginne er, des Todes uneingedenk. Petrarca gesteht ein, dass ihn allerdings die Beschäftigung mit seiner „Africa" ganz erfülle und dass ihm, wenn sich ihm der Tod bald nahen sollte, der Gedanke, das Gedicht unvollendet lassen zu müssen, quälend sein würde. Augustin will es nun unternehmen, die Nichtigkeit eines solchen litterarischen Strebens darzulegen. Petrarca bittet ihn im Voraus, dass er ihn mit Argumenten verschonen möge, welche die Werthlosigkeit des Ruhmes aus der Kleinheit der Erde und der Vergänglichkeit der Menschen und des Menschengeschlechtes beweisen sollen: ihm sei der gewöhnliche Menschenruhm gerade genügend und er habe eifrige Sehnsucht, ihn zu erlangen, wenn er auch um desswillen nicht, wie Augustin meine, das Streben nach dem Ewigen aufgebe, sondern es höchstens verschiebe. Augustin aber erwidert, eine solche Handlungsweise schliesse die höchste Thorheit in sich, denn das Leben sei kurz und stets vom Tode bedroht, aber selbst wenn es sehr lang wäre, sei es unverantwortlich, die besten Jahre nichtigen Eitelkeiten zu widmen. Petrarca will sein Verfahren entschuldigen, indem er behauptet, es sei logisch, dass man in der irdischen Welt sich zunächst um das Irdische, also auch um den irdischen Ruhm sorge und dann erst das Ewige nachfolgen lasse. Hierauf entgegnet Augustin, das heisse sehr verkehrt handeln und unzählige Menschen seien bei solchen Versuchen, den einen Fuss im Himmel und den anderen auf der Erde zu haben, in den Orcus hinabgestürzt. Auch möge Petrarca nicht allzu sehr auf die göttliche Gnade vertrauen, denn Gott hasse die leichtsinnig Hoffenden. Augustin setzt hierauf in längerer Rede die Vergänglichkeit des Ruhmes auseinander, wobei er sich im Wesentlichen der von Cicero im „Traum des Scipio" entwickelten Beweise bedient (Kleinheit und nur theilweise Bewohnbarkeit der Erde, kurze Dauer des Daseins der Menschheit u. dgl.), derselben also, welche Petrarca im Voraus sich verbeten hatte. Petrarca frägt, nachdem Augustin geendet hat, ob denn nun

Augustin im vollen Ernste von ihm fordere, dass er ruhmlos durch's Leben gehen solle oder ob er nicht vielleicht einen Mittelweg anzurathen wisse. Augustin entgegnet, keineswegs fordere er die Ruhmlosigkeit, er verlange nur, dass Petrarca nicht den Ruhm der Tugend vorziehe, der wahre Ruhm sei der Schatten der Tugend, erwerbe also Petrarca die letztere, so werde ihm auch der erstere ganz sicher zu Theil werden. Durch irdische Bestrebungen aber, wie z. B. durch das Bücherschreiben, werde nur ein klägliches und nichtiges Scheinbild des Ruhmes erlangt und thöricht sei es, einem solchen nachzujagen; Petrarca solle daher ruhig sein Geschichtswerk und seine „Africa“ unvollendet liegen lassen und endlich einmal beginnen, über den unausweichbar nahenden Tod und über die Vergänglichkeit alles Irdischen Betrachtungen anzustellen.

Hiermit endet das Gespräch, nur dankt Petrarca noch der Wahrheit und Augustin für die ertheilten Belehrungen und gelobt, ihnen Folge leisten zu wollen, doch wolle er zuvor die irdischen Geschäfte erledigen, um sich dann desto ungestörter der Betrachtung des Ewigen widmen zu können.

Wir haben nicht nöthig, über das merkwürdige Buch, dessen Inhalt wir so eben skizzirt haben, weitläufige Betrachtungen anzustellen. Ein Jeder wird unschwer erkennen, worin des Buches Bedeutung zu suchen ist. Wir sehen — so darf man vielleicht in Kürze sich ausdrücken — in diesem Buche die schweren Geburtswehen sich vollziehen, unter denen der moderne Mensch von dem mittelalterlichen sich losrang. Wir schauen als Leser dieses Buches dem gewaltigen Kampfe zu, der zwischen zwei einander schroff gegenüberstehenden Cultur- und Denkformen im Innern der Menschenbrust gekämpft werden musste, wir sehen, wie das moderne Streben nach Lebensgenuss und irdischem Lebensglück sich seine Berechtigung erstreiten will gegen das mittelalterliche Streben nach Weltentsagung und nach der Seligkeit im Jenseits. Man könnte das Buch geradezu die Gründungsurkunde des Humanismus und der Renaissance und einen Absagebrief an das Mittelalter nennen. Scheinen möchte es freilich, als trete Petrarca, der Begründer

des Humanismus, indem er den Mahnungen Augustin's Folge zu leisten gelobt, auf den Boden der mittelalterlich-asketischen Anschauungsweise zurück, aber es ist dies eben nur ein Schein, denn man erkennt deutlich, wie das Gelöbniss Petrarca's nur ein mit der Zunge, nicht mit dem Herzen gegebenes ist, wie er denn ja auch ausdrücklich erklärt, sich zunächst dem Irdischen und erst später, d. h. in einer ganz unbestimmten und nicht herbeigewünschten Zukunft, dem Ewigen widmen zu wollen. Petrarca entsagt trotz aller seiner Zerknirschung nicht seiner Liebe und nicht dem Streben nach Ruhm, und wenn er auch aus persönlicher Schwäche zu einem äusserlichen Zugeständnisse an das mittelalterliche Denken und Empfinden sich versteht, so bleibt er doch in seinem Innern dem modernen Denken und Empfinden, dessen erster Vertreter er ist, getreu. Das wird schon durch die Thatsache selbst bezeugt, dass er dieses Büchlein geschrieben hat. Denn der Gedanke sowol wie die Ausführung desselben sind durchaus modern. Nur ein moderner, d. h. seiner Individualität sich vollbewusster und derselben sich freuender Mensch konnte den Gedanken fassen, sein eigenes Ich zum Objecte einer halb kritischen halb selbstgefälligen Betrachtung zu machen, nur ein moderner Mensch konnte Befriedigung darin finden, die Gefühle und Strebungen seines Inneren zu belauschen und sie bis in ihre feinsten Fasern hinein anatomisch zu zergliedern. Ein Mensch des Mittelaltors wäre zu solchem Thun unfähig gewesen. Auch durch die Einzelheiten, welche wir in dem Buche lesen, wird der moderne Charakter des Denkens und Empfindens Petrarca's bestätigt. So erkennen wir namentlich an den von ihm so anschaulich geschilderten Symptomen, dass sein Seelenleiden, die „acidia“, nichts Anderes, als der Weltschmerz ist, also jene für die moderne Cultur geradezu charakteristische Krankheit des seelischen Lebens. Und interessant ist es hierbei zu beobachten, wie er eben ganz augenscheinlich das erste Opfer dieser Krankheit ist und wie er selbst das deutliche Bewusstsein hat, von einem Seelenleiden gequält zu werden, welches neu und eigenartig und keinem der mitlebenden Menschen bekannt ist, daher legt er ihm auch so

grosse Bedeutung bei und verweilt so lange bei seiner Beschreibung: er stellt sich eben selbst die Diagnose und verschreibt sich als sein eigener Arzt die psychischen Recepte, wobei man freilich erkennt, dass die von ihm angewandte Therapie noch eine sehr unvollkommene ist.

Es war ein überaus glücklicher und einer wirklich genialen Intuition entsprungener Gedanke Petrarca's, dem heiligen Augustin seine Seelenbeichte abzulegen. Kein Anderer, als der Verfasser der Confessionen war geeigneter, das Amt des Beichtigers an dem Begründer der Renaissancecultur zu vollziehen. Hatte doch Augustin einst ebenso, wie damals Petrarca, auf der Grenzscheide zweier innerlich scharf geschiedener Zeitalter gestanden und hatte er doch einen ähnlichen, nur freilich noch gewaltigeren Seelenkampf, wie Petrarca, durchkämpfen müssen. In Augustin's Confessionen vollzog sich die Wandelung des antiken in den mittelalterlichen Menschen, in Petrarca's Selbstgesprächen aber die Entwandelung des mittelalterlichen Menschen in den modernen. In den Confessionen strebt das letzte bedeutende Individuum des Alterthums nach Ertödtung der Individualität und nach weltentsagender Beschaulichkeit, in den Dialogen über die Weltverachtung ringt der erste moderne Mensch nach Lösung der Individualität und nach irdischem Lebensglück. So stehen diese beiden Bücher, gleich gewaltigen Denkmalen der Menschheitsgeschichte, an den Eingangspforten zweier bedeutungsvoller Culturperioden.

Keiner Darlegung bedarf es, wie wichtig die „Gespräche über die Weltverachtung“ für die Erkenntniss des Charakters Petrarca's sind. Das innerste Denken und Fühlen des grossen Mannes erscheint uns hier rückhaltslos bloss gelegt. Vielleicht allerdings dürfte das psychologische Secirmesser mit etwas einstudirter Kunst und mit dem Bestreben, die Präparate recht zierlich und interessant zuzuschneiden, gehandhabt worden sein, aber unmöglich ist es doch, zu verkennen, dass der Seelenanatom die Wahrheit ergründen und die Selbstzergliederung mit Aufrichtigkeit vollziehen wollte. Wahrlich, eine solche Schrift, in welcher die verborgensten Falten seines Herzens aufgedeckt

wurden, konnte der Verfasser mit Recht „sein Geheimniss“, oder „das Buch von dem Widerstreite seiner Sorgen (de conflictu curarum suarum)“ nennen. —

Die Frage, wann und wo die merkwürdige Schrift abgefasst worden sei, lässt eine doppelte Beantwortung zu. Die ausdrückliche Angabe im zweiten Gespräche (p. 398), dass Petrarca's Liebe zu Laura nun bereits in das sechszehnte Jahr hinein — so viele Jahre, als einst Hannibal in Italien weilte — währte, führt uns, da Petrarca's Leidenschaft mit dem 6. April 1327 begann, in das Jahr 1342 und Petrarca würde demnach die Schrift in Vaucluse abgefasst haben, womit gut übereinstimmt, dass ihm von Augustin als ein Heilmittel gegen seine Leidenschaft eine Reise nach Italien anempfohlen wird (vgl. oben S. 643). Wenn dagegen auf den frühestens im Winter 1353 stattgefundenen Brand des Häuschens Petrarca's in Vaucluse Bezug genommen wird (vgl. oben S. 637) und wenn Augustin Petrarca tadelt, dass er das Landleben aufgegeben habe und des Gelderwerbes wegen in einer grossen Stadt sich aufhalte (vgl. oben S. 634), so können wir frühestens das Jahr 1354 als Zeit und Mailand als Ort der Abfassung annehmen. Wie mag dieser Widerspruch zu lösen sein? Wol nur dadurch, dass man annimmt, die Schrift sei ursprünglich im Jahre 1342 zu Vaucluse verfasst und dann später, vielleicht 1354, zu Mailand überarbeitet worden, wie ja Petrarca an allen seinen Schriften Jahrzehende hindurch gearbeitet und gebessert hat. Auffallend muss es freilich erscheinen, dass Petrarca bei der präsumtiven Ueberarbeitung keinen Bezug auf den inzwischen erfolgten Tod Laura's genommen hat, indessen muss andererseits berücksichtigt werden, dass er dies nicht thun konnte, ohne die ganze Anlage der Schrift zu zerstören. Vielleicht auch beschränkte sich die Ueberarbeitung eben nur auf den Einschub des betreffenden Passus über die Habgier, welchen hinzuzufügen Petrarca bei aufrichtiger Selbstprüfung wol in Mailand, nicht aber in Vaucluse sich veranlasst fühlen musste.

Wir schliessen hiermit die Betrachtung der Prosaschriften Petrarca's und wenden uns seinen Dichtungen zu.

Vierzehntes Capitel.

Die lateinischen Dichtungen.

Petrarca fasste, und es ist dies ausserordentlich wichtig für die Beurtheilung seiner Poesien, die Aufgabe und das Wesen der Dichtung anders auf, als wir modernen Menschen es zu thun pflegen. Die Dichtung sollte nach seiner Meinung durchaus allegorisch sein und moralischen Tendenzen dienen. „Die Aufgabe des Dichters", sagt er[1]) „ist zu täuschen, d. h. zusammenzusetzen und auszuschmücken und die Realität der irdischen oder allgemein natürlichen oder irgend welcher Dinge mit kunstvollen Schilderungen zu umschreiben und mit dem Schleier anmuthiger Täuschung zu verhüllen, so dass, wenn derselbe entfernt wird, die Wahrheit leuchtend hervortritt und um so lieblicher erscheint, je schwieriger sie zu finden war". Ganz ähnlich sagt er ein anderes Mal[2]): „Das Bestreben des Dichters ist es, die Wahrheit der Dinge mit lieblichen Hüllen

---

[1]) Ep. Sen. XII 2: „officium (poetae) est fingere id est componere atque ornare et veritatem rerum vel mortalium vel naturalium vel quarumlibet aliarum artificiosis adumbrare coloribus, velo amoenae fictionis obnubere, quo remoto veritas elucescat, eo gratior inventu quo difficilior sit quaesitu." Ganz ähnlich de remed. utr. fort. I 46. Man vgl. auch Ep. poet. lat. II 11 v. 155 ff. u. 190 ff., sowie II 2 v. 24 ff. Vgl. oben S. 180 f.

[2]) Invect. in med. I p. 1205 u. III p. 1219, an welcher letzteren Stelle eine ziemlich ausführliche Erörterung gegeben wird.

auszuschmücken, so dass sie der ungebildeten grossen Masse (vulgus insulsum) verborgen bleibt, den geistvollen und strebsamen Lesern aber um so reizender aufzufinden ist, als sie schwierig zu suchen war". Petrarca hat diese Definition nicht geschaffen, er fand sie bereits fast wörtlich bei den christlich-lateinischen Autoren, namentlich bei Lactanz (Inst. I. p. 36 ed. Bipont.) und von dort her hat er sie sich angeeignet. Und er mochte um so mehr an ihre Richtigkeit glauben, als er die allegorische Tendenz bereits in der späteren römischen Poesie, ja selbst schon bei Virgil (besonders in den Eklogen), herrschen sah und also meinen konnte, dass die Allegorie wirklich ein nothwendiges Erforderniss der Poesie sei. Ueberdies lebte er, um so zu sagen, in der vollen Atmosphäre der Allegorie. Die Dichtkunst seines Zeitalters war durch und durch allegorisch. Sein nächster Vorgänger auf dem italienischen Parnasse hatte in der „Divina Commedia" das vollendete Meisterwerk allegorisirender Dichtung geschaffen, in Frankreich herrschte der von Allegorie geradezu strotzende Roman von der Rose, selbst im fernen England hatte die Allegorie durch William Langley's tiefsinnige Dichtung von Peter dem Pflüger (Piers Ploughman) die unbestrittene Vorherrschaft auf dem poetischen Gebiete errungen.

Zwei Factoren hatten zusammengewirkt, um während des späteren Mittelalters der Allegorie eine so hervorragende und allgemeine Geltung zu verleihen. Der eine war der noch mächtige Einfluss der christlichen Weltanschauung, welche in allem Irdischen, selbst in der Thier- und Pflanzenwelt[1]), nur ein Symbol des Ewigen erblickte und allüberall Hindeutungen auf die Heilsgeschichte fand. Der andere aber bestand in einer psychologischen Thatsache, welche auch anderwärts, namentlich aber im Römerthume, sich geltend gemacht hat. Wenn die

[1]) Ueber die hochinteressante und namentlich auch für das Verständniss der bildenden Kunst des Mittelalters wichtige christliche Thiersymbolik vgl. man den schönen Aufsatz von E. Kollof „die sagenhafte und symbolische Thiergeschichte des Mittelalters" in Raumers histor. Taschenbuche. 4. Folge. Bd. VII (1867) p. 177 ff.

dichterische Phantasie aus irgend welchem Grunde sich nicht voll zu entwickeln vermag, wie dies bei den Römern geschehen ist, oder wenn sie, wie bei den alternden Völkern des späteren Mittelalters, zu erlahmen beginnt, so verbindet sie sich mit dem reflectirenden Verstande und die Frucht dieses Bundes ist die Allegorie: der reflectirende und nach bestimmten, meist ethischen Zielen strebende Verstand ist ihr Vater, die nicht zur Vollreife gelangte oder nach angestrengter Thätigkeit ermattete Phantasie ist ihre Mutter. Wohl ist auch in der Allegorie die Phantasie noch thätig, aber sie vermag nur noch unter der Leitung des Verstandes zu arbeiten, oder wenn sie ja zuweilen noch selbstthätig zu sein wagt, da vermag sie nur noch unklare, verschwommene und nebelhafte, höchstens ungeheuerliche und verzerrte Gestalten zu erzeugen, die aller Plastik und Harmonie entbehren und die Gesetze der Schönheit verhöhnen. — Es möge hier genügen, dies angedeutet zu haben, denn eine eingehendere Untersuchung darüber zu führen, würde, so sehr der Gegenstand auch reizen mag, doch nicht hier der geeignete Ort sein.

So verblieb denn Petrarca in seiner Anschauung von der Poesie, wenigstens in der Theorie, durchaus und grundsätzlich auf dem Standpunkte des späteren Mittelalters: es waren für ihn Poesie und Allegorie zu einer Art von mystischer, nur den Eingeweihten verständlicher Einheit verbunden und in letzter Instanz war ihm die Poesie nur das Mittel für den Zweck der Belehrung, nur die Hülle, mit welcher die Lehren der Weisheit in geistvollem Spiele umgeben werden sollten, um in anmuthiger Form dem Gemüthe sich einzuprägen. Er, der Wiederbeleber des classischen Alterthums, er, der Begründer der modernen Cultur, er, der begeisterte Freund der ländlichen Natur, erkannte nicht, dass Natürlichkeit die Grundbedingung und das Grundwesen jeder wahren Poesie sein müsse und dass die wahre Poesie ertödtet wird, sobald sie aufhört, sich Selbstzweck zu sein, und anderen, ausser ihrer selbst liegenden Zwecken zu dienen beginnt. Der grosse und unleugbar poetisch hochbegabte Mann hat hier eine merkwürdige und für seine

eigene dichterische Thätigkeit höchst nachtheilig gewordene Befangenheit des Blickes gezeigt, welche sich nur dadurch erklären lässt, dass er in den fast immer bestimmte Tendenzen verfolgenden und oft auch schon allegorisirenden Kunstpoeten des Römerthums seine Muster und Meister erblickte und nicht in den die Natur als ihre erhabene Lehrerin verehrenden Dichtern des Hellenenthums — es zeigt sich eben auch hier wieder das nachtheilige Vorwiegen des römischen Einflusses in der Renaissancebildung. Aber auch durch seinen Hang zur unbedingten kirchlichen Gläubigkeit und zur religiösen Mystik mochte Petrarca bestärkt und festgehalten werden in seiner Meinung von dem unlöslichen Verbundensein der Poesie mit der Allegorie. Indessen blieb diese Meinung — es darf dies durchaus nicht übersehen werden — in ihrer vollen Schärfe nur eine theoretische, in der Praxis hat er sie, wie ja in einem gesünden Geiste die Natur stets die Fesseln einer vermeintlichen Kunst zu durchbrechen vermag, oft genug verläugnet, und gar manche poetische Episteln, gar manche Lieder hat er gedichtet, welche durchweht sind von dem Hauche einer frischen und gesunden Natürlichkeit. Auch in der Theorie ging er in dem Verlangen, dass die Poesie Wahrheit schildern solle, keineswegs so weit, dass er einem geistlosen Copiren der Natur, einem nüchternen Realismus das Wort geredet hätte, sondern er forderte vielmehr ausdrücklich, dass der Dichter, wie der Maler die Natur idealisiren und dass die poetische Wahrheit der realen zwar ähnlich, jedoch nicht congruent sein solle [1]). Von der Würde der Poesie aber besass er eine sehr hohe Meinung und vertheidigte sie mit warmer Beredtsamkeit gegen gelegentliche Anfechtungen [2]), nur die dramatische Dichtkunst wagte er, da Platon, wie Augustin (de civ. Dei II. 14) auseinandersetze, sie verurtheilt habe, nicht zu vertheidigen, sondern erklärte sie für eine unwürdige und selbst unsittliche Kunst [3]),

---

[1]) Ep. Fam. XXIII 19.
[2]) Ep. Sen. XIV 11. Invect. in med. II p. 1215 ff.
[3]) Man sehe die eben citirte, sehr ausführliche Stelle in den Invectiven.

wobei man berücksichtigen muss, dass zu seiner Zeit die dramatische Poesie der Italiener in der That kaum ein besseres Urtheil verdiente.

Indem wir nun Petrarca's lateinische Dichtungen näher betrachten wollen, tritt uns zunächst sein grosses Epos „Africa" entgegen, durch welches er sich die Unsterblichkeit erringen zu können gehofft hatte. Zum Helden dieser Dichtung, welcher er den Namen „Africa" in Erinnerung dessen beilegte, dass einst der Kaiser Augustus ein Epos „Sicilia" verfasst hatte [1], erkor er sich den „Sternenjüngling" Scipio Africanus, den hochherzigen Besieger Hannibal's und Carthago's. Wir haben früher erzählt, wie er einst an einem Charfreitage, wahrscheinlich des Jahres 1339, den ersten Gedanken dieser Dichtung gefasst (vgl. oben S. 158) und wie er dann, als er im Jahre 1341 auf der Rückkehr von der Dichterkrönung im lieblichen Selvapiana weilte, sie vollendet zu haben gemeint hatte (vgl. oben S. 199). Es war dies ein Wahn gewesen, die Dichtung blieb, innerlich wenigstens, unvollendet, obwol Petrarca noch lange Jahre sich mit ihr beschäftigte und noch im Jahre 1352 den Gedanken an ihre Vollendung festhielt [2]. Schliesslich aber musste der Dichter doch erkennen, dass er der Aufgabe, die er sich gestellt, nicht gewachsen oder auch dass diese Aufgabe falsch gewählt sei, und er entsagte seinem Werke, das er einst für das Lieblingskind seiner Muse gehalten hatte. Ja, die frühere Liebe zu der Dichtung verwandelte sich in Abneigung, und in den Jahren seines Alters schämte er sich sogar des Jugendwerkes und wurde peinlich berührt, wenn man davon sprach [3]. So wurde die „Africa" während des Dichters Lebenszeit, mit der gleich zu besprechenden Ausnahme eines geringfügigen Bruchtheiles, nie veröffentlicht, doch kaum hatte Petrarca die Augen geschlossen, als Boccaccio und Coluccio Salutato, später auch Paolo Vergerio sich um eine Abschrift

---

[1] Suet. Aug. c. 85, cf. Rer. mem. I 2.
[2] Ep. Fam. XIII 11.
[3] Vergerius b. Tomasini, Petr. Rediv. p. 183.

bemühten [1]), nachdem die Befürchtung, dass der Verfasser, dem Beispiele Virgil's folgend, die Vernichtung des unbeendeten Werkes testamentarisch verfügt habe [2]), sich als unbegründet erwiesen hatte.

Als Petrarca im Jahre 1343 als Gesandter des Papstes in Neapel weilte, hatte er seinem Freunde Barbato da Sulmona auf dessen dringende Bitten eine Abschrift von 34 Versen des sechsten Buches (v. 885—919, Tod des Mago) zu nehmen gestattet. Er sollte diese freundschaftliche Willfährigkeit bitter zu bereuen haben. Barbato blieb dem Versprechen, die Verse in keiner Weise weiter verbreiten zu wollen, nicht treu und bald gelangten Abschriften des Bruchstückes allüberallhin, soweit der jugendliche Humanismus vorgedrungen war. Natürlich wurde es auch in Florenz bekannt, und einige der dortigen Kunstrichter erlaubten sich, ungeblendet von dem Ruhme des lorbeergekrönten Dichters, das Fragment zum Gegenstande einer scharfen Kritik zu machen. Sie warfen es Petrarca als eine Ungereimtheit vor, dass er den sterbenden Mago eine so lange und weisheittriefende Rede halten lasse, die ein Sterbender aus physischem Unvermögen und ein junger Mann (iuvenis), als welcher Mago bezeichnet werde, aus psychologischen Gründen gar nicht halten könne; sie tadelten es ferner als einen Anachronismus, dass diese Rede ein christliches Colorit trage. Man kann sich denken, wie heftig der gegen alle litterarische Angriffe so überaus empfindliche Dichter aufbrauste, als er von dieser Kritik Kenntniss erhielt. Trotzdem dass er damals — es war im Jahre 1363 — gewiss schon längst selbst Zweifel an der Vortrefflichkeit seiner „Africa“ hegte, hielt er es doch für nöthig, in einer geharnischten Epistel an seinen florentiner Freund Francesco Bruni die erhobenen kritischen Bedenken zurückzuweisen, freilich ohne dass ihm dies sonder-

---

[1]) Das Nähere hierüber und über die Handschrift der „Africa“ überhaupt sehe man b. Mehus, p. 337 u. b. Corradini in dem prooemium zu seiner Ausgabe (in ‚Padova a Petrarca‘ p. 83 ff.).

[2]) Villani b. Mehus, p. 196.

lich gelungen wäre [1]). Jene 34 Verse sollten übrigens noch nach vier Jahrhunderten für Petrarca verhängnissvoll werden. Der französische Philologe J. B. Lefebvre de Villebrune, welcher im Jahre 1781 eine Ausgabe der „Punica" des Silius Italicus mit französischer Uebersetzung veranstaltete, hatte dies Bruchstück der „Africa" in einem pariser Miscellancodex entdeckt, für einen Bestandtheil der „Punica" gehalten, sie in das 16. Buch derselben nach v. 28 eingereiht und Petrarca kühn des Plagiates bezüchtigt [2]). Schon am Style hatte er zu erkennen vermeint — und man möge daraus ersehen, wie trüglich solche ästhetische Urtheile sein können —, dass diese Verse nicht von Petrarca geschrieben seien, denn er fand, dass sie unter den übrigen Versen desselben hervorragten „wie Cypressen unter trägem Gesträuche." [3]) Es genügt, um Lefebvre's leichtfertige Anklage zu widerlegen, auf die Thatsache hinzuweisen, dass erst im Jahre 1417 von Poggio oder vielmehr von Bartholomaeus Politianus zu St. Gallen eine Handschrift der „Punica" aufgefunden worden ist [4]).

Wir geben nun im Folgenden zunächst eine Uebersicht des Inhaltes der „Africa" [5]), wobei wir uns jedoch im Interesse unserer Leser der kürzesten, registerartigen Form bedienen und auch nur in einzelnen Fällen auf die Quellen der Dichtung hinweisen werden, denn selbstverständlich ist es ja, dass Petrarca, soweit er historischen Stoff reproducirte, sich auf die römischen Geschichtsschreiber des zweiten punischen Krieges, vor allen auf Livius und Florus, stützen musste; eingehende Quellennachweise würden, wie wir meinen, sowol an sich

---

1) Diese ganze Erzählung nach Ep. Sen. II 1.

2) vgl. Corradini in ‚Padova a Petrarca' p. 455 und Fracassetti, Lett. fam. V p. 290 ff.

3) „quantum lenta solent inter viburna cupressi" Verg. Ecl. I 25.

4) vgl. Teuffel, a. a. O. § 320, 5 u. Occioni, Cajo Silio Italico e il suo poëma (2. ed. Florenz 1871), p. 116 ff.

5) Eine eingehende Analyse der „Africa" hat Bruce-Whyte im dritten Bande seines wunderlichen Werkes Hist. des lang. rom. et de leur litt. (Paris, 1841) gegeben.

ziemlich zwecklos als auch dem allgemein litterargeschichtlichen Charakter unseres Buches unangemessen sein.

Erstes Buch. Anrufung der Musen (v. 1—10) und Christi (v. 10—18). Schön motivirte und in die eleganteste Form gekleidete Widmung des Werkes an König Robert (v. 19—70). Die Ursachen des zweiten punischen Krieges (v. 71—109, vgl. Liv. XXI 1 und Flor. I 22); kurze Charakteristik der drei punischen Kriege (v. 110—114, vgl. Flor. I 31 [II 15]).

Scipio („sidereus iuvenis") hat Hispanien von den Carthagern befreit. Hasdrubal ist vor ihm entflohen und glaubt sich erst in Sicherheit, als er das maurische Gestade erreicht hat (v. 115—126). Scipio, an den Ufern des Oceans genöthigt, die Verfolgung des Feindes aufzugeben, beklagt diese ihm von der Natur auferlegte Nothwendigkeit um so mehr, als, während er in Spanien Siege erficht, Rom selbst von Hannibal noch bedrängt wird, und Carthago noch aufrecht steht (v. 127—153). Nach einer sorgenvollen Nacht ist er bei Anbruch der Morgendämmerung endlich eingeschlafen. Im Traume erscheint ihm sein Vater, zeigt ihm die Stadt Carthago und verheisst ihm, dass er sie einst zerstören werde (v. 154—198, vgl. Cic. de republ. VI 11 = Somn. Scip. 2). Scipio kann sich bei dem Anblicke seines wundenbedeckten Vaters der Thränen nicht enthalten und bricht in Klagen aus. Der Chor der Seligen — denn in deren Wohnstätte ist Scipio an der Hand seines Vaters versetzt worden — staunt über diese ihm längst fremd gewordenen irdischen Klagetöne (v. 199—223). Der ältere Scipio erzählt seinem Sohne seinen und seines Bruders (Gnaeus) Tod (v. 224 bis 330, vgl. Liv. XXV 33—36, doch ist die Erzählung von Petrarca sehr beträchtlich und sehr selbständig erweitert und ausgeschmückt worden). Scipio frägt seinen Vater, ob er denn wirklich, nachdem er doch auf Erden gestorben, noch lebe, worauf dieser ihn belehrt, dass eben erst das Leben nach dem irdischen Tode in der Wohnstätte der Seligen das wahre Leben sei, und deutet zum Beweise auf die sich nahenden Schaaren

der Verklärten hin. Der jüngere Scipio bittet seinen Vater, ihm die Namen der Verklärten, von denen viele ihm bekannt erscheinen, nennen zu wollen (v. 331—359, vgl. Cic. de republ. VI 14 = Somn. Scip. 3). Der ältere Scipio zeigt seinem Sohne die verklärten Gestalten des Marcellus, des Crispinus, des Fabius Maximus Cunctator und des Aemilius Paulus (v. 360—418). Der ältere Scipio lehrt seinen Sohn, dass das irdische Leben nicht freiwillig verlassen werden dürfe, wenn man zu dem Sitze der Seligen gelangen wolle, sondern dass nur die beharrliche und ausdauernde Uebung der Tugend, zumal im Dienste des Vaterlandes[1], den Weg zum Himmel bahne (v. 419 bis 500, vgl. Cic. de republ. VI 13 und 15 = Somn. Scip. 3 von „quaeso inquam quem video" und von „nihil est — appellantur"). Der ältere Scipio zeigt seinem Sohne die verklärten Gestalten der sechs ersten römischen Könige (v. 501—536), indem er hinzufügt, dass der siebente König (Tarquinius Superbus), der in der Reihe vermisst werde, seiner Laster wegen nicht in den Himmel aufgenommen, sondern in die Unterwelt hinabgestossen worden sei (v. 537—548), ferner zeigt er ihm die verklärten Gestalten der drei Horatier und des Valerius Publicola. Als nun der jüngere Scipio noch über andere Persönlichkeiten unterrichtet sein will, bricht sein Vater unter Hinweis auf den anbrechenden Tag das Gespräch ab, womit auch das Buch beschlossen wird (v. 549—594).

Zweites Buch. Das Gespräch zwischen den beiden Scipionen wird auf des jüngeren Bitten nochmals aufgenommen, und der ältere prophezeiht nun seinem Sohne, der Enthüllungen über die Zukunft zu erlangen wünscht, zunächst die ihm bevorstehenden eigenen Schicksale, namentlich den Sieg über Hannibal, sodann entwirft er ihm in gedrängten Zügen ein Bild der römischen Geschichte bis zum Triumphe des Vespasian und Titus über das besiegte Judäa (v. 1—278, als Vorbild hat natürlich die bekannte Prophetie des Anchises im 6. Buche

[1]) Indessen schränkt Petrarca dies ein: „— quae debita virtus Magna patri, patriae maior, sed maxima summo Ac perfecta Deo."

der Aeneis gedient).[1] Hiernach weissagt er (der ältere Scipio) den einstigen Verfall Roms und den Uebergang des Imperiums an syrische, gallische, griechische und schliesslich an deutsche Herrscher: es werde eine Zeit kommen, in welcher es keinen wahren römischen Bürger mehr geben[2] und in welcher Rom altersschwach dahinsiechen werde, nichtsdestoweniger aber werde auch das alternde Rom noch die Königin der Welt bleiben und diesen heiligen Titel immer bewahren (v. 279—383). Der ältere Scipio erinnert seinen Sohn unter Hinweis auf die Kleinheit des bewohnbaren Erdenraumes und auf die Hinfälligkeit alles Irdischen an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Nachruhmes und lehrt ihn, dass er einzig nach der Seligkeit des Himmels, welche allein durch die Tugend erlangt werden könne, streben müsse, bei welchem Handeln ihm übrigens der Ruhm ganz von selbst, wie ein Schatten, nachfolgen werde. Schliesslich macht Scipio den Sohn noch mit den ihm bevorstehenden späteren Lebensschicksalen, namentlich mit seiner Verbannung, bekannt, ermahnt ihn jedoch zugleich, seine undankbaren Mitbürger nicht anders zu bestrafen, als durch die Weigerung, sein Grab auf dem Boden der Heimath zu suchen. Hierauf erwacht der jüngere Scipio aus seinem Traume (v. 334—557, vgl. Cic. de republ. VI 20 = Somn. Scip. 6 und Schlusssatz von de republ. VI 16 = Somn. Scip. 3).

Der Dichter hat es sich in diesem Abschnitte nicht versagen können, sich selbst zu verherrlichen: er lässt den älteren Scipio

---

[1] Im Einzelnen werden in diesem Abschnitte genannt: Scipio Asiaticus, Glabrio, Mummius, Flamininus, die Scauri, Drusi und Metelli, die Neronen und die Aemilier (von denen der jüngere Scipio Africanus besonders hervorgehoben wird, v. 145 ff.), Sulla, Marius (v. 156—165), Pompejus Magnus (v. 166—218), Caesar (v. 218—240), dessen Streben nach Alleinherrschaft getadelt wird (v. 228 ff.), Augustus (v. 240—260), Vespasian und Titus. Wir haben hier vermuthlich die Liste derjenigen „viri illustres" vor uns, welche Petrarca nach seinem ersten Plane in seinem Geschichtswerke zu behandeln beabsichtigte, (während er später wahrscheinlich bis zu Trajan zu gehen beabsichtigte, vgl. oben S. 598 u. 607).

[2] v. 305 ff.: „tempus adhuc veniet, cum vix romanus in urbe
civis erit verus, sed terras lecta per omnes
faex hominum."

verkünden, dass einst er, Petrarca, in Etrurien (Toscana) werde geboren werden und als ein zweiter Ennius die schon aus Italien fliehenden Musen dorthin zurückrufen und die Thaten der Scipionen besingen werde (v. 441 ff.).

Drittes Buch. Scipio erwacht und beklagt das Entschwinden des schönen Traumes; er erwägt sodann die Bedeutung der von ihm bisher in Spanien errungenen Erfolge und findet, dass sie werthlos seien, so lange als Hannibal in Italien Rom selbst noch bedrohe. Er beräth daher mit seinem herbeigerufenen Freunde Lälius die Möglichkeit einer Landung in Africa und beschliesst, um die Ausführung derselben vorzubereiten, den Lälius zu dem Könige Syphax von Numidien zu senden (v. 1–82). Lälius durchfährt die Meerenge und gelangt zu dem Königspalaste des Syphax. Schilderung des reichen Aussenschmuckes desselben Sieben Edelsteine, von Atlas dem Baue eingefügt, sind das Symbol der sieben Planeten. Die zwölf Zeichen des Thierkreises sind an dem Palaste bildlich dargestellt, ebenso die folgenden Götter, Heroen und Fabelwesen sammt den traditionellen Attributen: Jupiter, Saturn, Neptun mit den Tritonen und Nymphen, Apollo, die Musen, Mercur mit seiner jungen Gattin (d. h. mit der Philologie nach Martianus Capella), die Gorgo, Perseus, der Pegasus, Mars, Vulcan, Pan, Juno, Venus, Diana, Pluto und Proserpina mit ihrer unterweltlichen Umgebung; ausserdem noch, als Begleiter des Apollo, ein räthselhaftes, aus Hund, Wolf, Löwe und Schlange sich zusammensetzendes Monstrum [1]) (v. 83–262; Vorbilder zu dieser ganz allegorisch gehaltenen Bilderschilderung boten das 1. und 6. Buch der Aeneide und die Beschreibung des Palastes des Sonnengottes im zweiten Buche der Metamorphosen Ovid's) [2]). Lälius richtet Scipio's Botschaft an Syphax

[1]) v. 160 ff. Nach Corradini, p. 427, soll es die drei Zeitalter darstellen, was doch sehr fraglich erscheint.

[2]) Derartige allegorische Schilderungen phantastischer Prachtbauten sind ein Lieblingsthema der mittelalterlichen Poesie, namentlich der späteren (vgl. Roman de Troie, Roman de la Rose, les Echecs Amoureux, Chaucer's House of Fame u. Assemble of Fowls u. v. a.).

aus, trägt ihm unter dem Versprechen einer bedeutenden Gebietserweiterung das Bündniss mit den Römern an, wobei er besonders die römische Treue hervorhebt und preist, und überbringt ihm zugleich die Geschenke Scipio's, ein apulisches Ross und eine prächtige Rüstung (v. 263—332). Syphax antwortet gütig, erklärt aber, ein Bündniss nur mit Scipio selbst abschliessen zu wollen, wenn dieser persönlich zu ihm komme (v. 333—363). Hiernach lässt Syphax ein prachtvolles Mahl rüsten, welches durch das Lied eines Sängers verschönt wird. Inhalt des Liedes: Preis des Hercules, der durch die Besiegung des Antäus Nordafrica erst wieder bewohnbar machte und als Denkmal seiner Wanderung die Säulen an der Meerenge aufrichtete. Atlas, von Hercules im Tragen des Himmelsgewölbes abgelöst, wird durch den Anblick des Medusenhauptes in einen Berg versteinert. Perseus erlegt die Medusa, das Blut, welches von ihrem Haupte herabträufelt, vergiftet den libyschen Boden. Dido gründet Carthago und tödtet sich, um der Ehe mit einem Nachbarfürsten zu entgehen und ihrem verstorbenen Gatten die Treue zu bewahren [1]). Wachsthum Carthago's. Opfertod der philänischen Brüder, welche unter die Götter versetzt werden. Preis des Hannibal, der die Alpen zu überschreiten wagte und die Römer in Italien selbst bedrängt. Ihm steht „der von den Sternen herabgesandte Jüngling" entgegen, der allein den Sturz seines Vaterlandes aufhält. Noch ist das Geschick der beiden Feldherren nicht erfüllt, aber das Schicksal bereitet eine nahe, gewaltige Entscheidung vor (v. 364 bis 451, das Vorbild für dieses Lied fand Petrarca gewiss in dem Gesange des Jopas b. Verg. Aen. I. 740 ff.). Lälius, von Syphax aufgefordert, die Geschichte der Römer zu erzählen, lehnt dies ab, da der Stoff ein zu umfangreicher und grossartiger sei, indem er jedoch ablehnt, berichtet er doch die Anfänge Roms und erzählt, um ein Seitenstück zu dem Opfertode der philänischen Brüder zu geben, ausführlich die Selbst-

---

[1]) Hierbei v. 474 ff. Polemik gegen Virgil, der Dido den Ruhm der Keuschheit habe entreissen wollen, vgl. oben S. 505.

aufopferung der drei Decier, des Curtius und des Regulus (v. 452—642)[1]. Auf Syphax' Verlangen erzählt Lälius hierauf noch die Vertreibung der Könige, den Tod der Lucretia, die Strenge des Brutus gegen seine Söhne und seinen Heldentod in der Schlacht (v. 643—802).

Viertes Buch. Dies ganze, nur aus 388 Versen bestehende Buch bildet inhaltlich einen einzigen Abschnitt: Lälius gibt, einer Aufforderung des Syphax folgend, eine — natürlich ganz panegyrische Schilderung der Persönlichkeit und des Charakters Scipio's und seiner hauptsächlichsten bisherigen Thaten. [Scipio ein Sohn Jupiters, wesshalb er auch oft einsam lange Zeit in dessen Tempel verweilt v. 104—147; sein Plan, Carthago selbst anzugreifen v. 148—165; Scipio rettet seinen Vater v. 166—179; er zwingt nach der Schlacht bei Cannae den Q Metellus und dessen Genossen, dem feigen Gedanken an eine Auswanderung zu entsagen v. 180—240; er erobert Neucarthago v. 259—329; er schlichtet auf kluge Weise einen durch einen Streit um die Ehre der Mauerkrone entstandenen Zwist unter seinen Kriegern v. 330—374; er gibt einen glänzenden Beweis seiner Keuschheit und Enthaltsamkeit v. 375—388.]

Zwischen diesem Fragmente des vierten und dem Beginne des fünften Buches klafft nun, wie der Zusammenhang sofort zeigt, eine sehr beträchtliche Lücke, welche aber bereits in der von Francesco da Brossano an Coluccio übersandten ersten Abschrift vorhanden war und demnach zweifellos auf Petrarca selbst zurückgeführt werden muss. Der hiermit fehlende Theil der Dichtung dürfte sich auf etwa $3^1/_2$ Bücher bemessen lassen, denn wir meinen, dass Petrarca seinen Stoff nach dem Vorbilde der Aeneis in 12 Bücher zu gliedern beabsichtigt hatte, und der Inhalt der fehlenden Bücher müsste natürlich in der Erzählung der Ereignisse von der Rückkehr des Lälius bis zur

[1] Diese Erzählung des Lälius bildet einen hervorragenden Glanzpunkt der ganzen Dichtung, besonders schön aber ist die Charakteristik der Römer v. 484 ff. u. v. 637 ff.

Eroberung Cirta's durch Massinissa bestanden haben [1]). Die Frage, ob Petrarca die fehlenden Bücher gar nicht gedichtet habe, oder ob er sie, wie Coluccio annahm und auch Corradini zu glauben geneigt ist, zwar gedichtet, aber zum Behufe einer Umarbeitung wieder aus dem handschriftlichen Convolute des Gesammtwerkes herausgenommen habe, wodurch dann, da die Ueberarbeitung unterblieb, ihr Abhandenkommen verursacht worden sei, diese Frage dünkt uns müssig zu sein, da uns alle Handhaben für ihre Beantwortung fehlen. Denn wenn Petrarca auch im Briefe an die Nachwelt (p. 10) sagt, dass er während der Villeggiatur zu Selvapiana (1341) die Dichtung zu Ende geführt habe, so scheint uns damit kein Beweis für die wirklich erfolgte Vollendung gegeben zu werden, da er sich dieses Ausdrucks füglich auch bedienen konnte, wenn er das Gedicht bis zu seinem beabsichtigten Endpunkte führte, aber einstweilen in der Mitte eine später auszufüllende, jedoch nie ausgefüllte Lücke bestehen liess [2]).

Wir nehmen hiernach die Inhaltsangabe wieder auf.

Fünftes Buch. Massinissa zieht als Sieger in das eroberte Cirta ein. Nachdem er Wachen an den Thoren zurückgelassen hat, begibt er sich in die Königsburg des Syphax. Hier tritt ihm Sophonisbe, Syphax' Gattin, entgegen und fleht ihn an, ihr den Tod geben zu wollen, damit sie nicht in die Gewalt der Römer falle. Massinissa wird sofort von glühender Liebe zu dem wunderbar schönen Weibe ergriffen und wirbt um ihre Hand. Sophonisbe antwortet ausweichend unter Hindeutung auf ihre unglückliche Lage und bittet abermals um den Tod. Massinissa zieht sich in die inneren Gemächer des Palastes zurück und erwägt dort seine Lage: so sehr er auch den Zorn des Scipio fürchtet, so ist es ihm doch unmöglich, gegen seine Leidenschaft anzukämpfen, und da er schliesslich hofft, dass Scipio, weil selbst noch ein jugendfrischer Mann, eine

---

[1]) Eine Aufzählung derselben gibt Coluccio b. Corradini, p. 435.

[2]) Noch weniger lässt sich unseres Erachtens aus Ep. poet. lat. II 17 u. Ep. Fam. XII 7 die wirkliche Vollendung folgern.

rasche Jünglingsthat verzeihen werde, so fasst er den Entschluss, sich ungesäumt mit Sophonisbe zu vermählen, was denn auch wirklich mit Anbruch der Nacht geschieht (v. 1 bis 252)[1]. Massinissa feiert mit Sophonisbe die Brautnacht: er wagt eine glückliche Zukunft zu erhoffen, während sie von bangen Befürchtungen und Todesahnungen gequält und in denselben durch unglückverheissende Träume bestärkt wird. Das Gerücht von Massinissa's rascher und pflichtwidriger Vermählung dringt in die Oeffentlichkeit und kommt auch zu Scipio's Kenntniss, der es mit Unwillen vernimmt (v 253—292). Der gefangene Syphax wird, mit Ketten belastet, in das römische Lager gebracht Alle staunen über den erschütternden Glückswechsel, der ihn betroffen. Scipio empfängt den Gefangenen gütig und frägt ihn, wesshalb er, das geschlossene Bündniss brechend, die Römer bekriegt habe. Syphax antwortet, er habe dies lediglich auf den Antrieb seiner Gattin Sophonisbe gethan (v. 293—379). Massinissa und Lälius kommen in das römische Lager. Scipio macht Massinissa auf das Unwürdige seiner Handlungsweise aufmerksam und fordert von ihm, dass er die Sophonisbe, da sie nach Kriegsrecht Eigenthum der Römer sei, ausliefere. Massinissa entschliesst sich nach einer bangen, in schwerstem Seelenkampfe[2]) verbrachten Nacht, da er keinen andern Weg der Rettung findet, seiner Gattin Gift zu senden, um sie so der Auslieferung an die Römer zu entziehen. Sophonisbe empfängt die Todesbotschaft mit Ruhe und Würde und leert gefasst den Giftbecher, nachdem sie die Götter gebeten hat, dem Scipio ein freudloses Alter und den Tod in der Verbannung, dem Massinissa aber, wenn er bei dem Bündnisse mit den Römern beharre, Gram und eine un-

[1]) In der Schilderung der Schönheit Sophonisbe's ist Petrarca sehr ausführlich und manche Einzelheiten gemahnen dabei an ähnliche Stellen in den „Rime" (Corradini hat in den Noten diese Parallelstellen gesammelt), ein recht plastisches Bild wird jedoch nicht gegeben. Trefflich sind einzelne psychologische Schilderungen in diesem Abschnitte (v. 154 ff., 226 ff.).

[2]) Die Schilderung dieses Seelenkampfes (v. 534—718) ist ein Meisterwerk sowol der Poesie als der psychologischen Kunst.

würdige Nachkommenschaft zu Theil werden zu lassen (v. 380 bis 773).

Sechstes Buch. Sophonisbe kommt in die Unterwelt. Alle Schatten bewundern ihre Schönheit. Minos und Rhadamanthus wollen ihr den zweiten Kerker, den Aufenthalt der Selbstmörder, anweisen, aber Aeacus erinnert daran, dass ihr, da sie das Leben nur gezwungen und der Liebe wegen verlassen habe, das dritte, mildere Gefängniss gebühre, und dringt mit seiner Ansicht durch (v. 1—36). Sophonisbe kommt nun in die dritte, für die unglücklich Liebenden bestimmte Abtheilung der Unterwelt, wo sie Iphis, Byblis, Myrrha, Orpheus, Paris, Achilles, Oenone, Turnus, Lavinia und deren Mutter erblickt (v. 37—80; dieser und der vorhergehende Abschnitt Nachahmung von Verg. Aen. VI. 442 ff). Scipio tröstet den Massinissa über den erlittenen Verlust und sucht ihn von unheilvollen Entschlüssen abzuhalten. Am folgenden Tage versammelt Scipio das Heer und erklärt in längerer Rede, dass die Liebe zum Vaterlande der einzige Beweggrund seiner Handlungen sei und dass er Carthago selbst anzugreifen und Hannibal zu vernichten beabsichtige. Hierauf verleiht er dem Massinissa zum Dank für seine treue und tapfere Hülfe die triumphalischen Ehren und dem Lälius einen goldenen Kranz; den letzteren beauftragt er zugleich, die Gefangenen nach Rom zu geleiten (v. 81—207). Die römische Flotte unter des Lälius Befehl macht sich zur Fahrt nach Rom segelfertig. Der gefangene Syphax bricht in heftige Klagen über sein Geschick aus und schleudert Verwünschungen gegen Dido, die Gründerin Carthago's, gegen Hamilkar, den Vater Hannibal's, gegen Hannibal selbst und endlich auch gegen Sophonisbe (v. 208 bis 287). Scipio bricht mit seinem Heere gegen Carthago auf und nimmt bei Tunes eine feste Stellung ein. Die Carthager senden Gesandte ab, um Hannibal aus Unteritalien, Mago aus Ligurien herbeizurufen. Der letztere bricht sogleich auf (v. 288—306). Die Carthager schicken dreissig Gesandte an Scipio, um den Frieden zu erbitten, indem sie die Urheberschaft des Krieges auf Hannibal abzuwälzen suchen. Scipio

theilt die Bedingungen mit, unter denen er den Frieden bewilligen wolle (v. 307—372, getreu nach Liv. XXX 16). Das carthagische Volk erklärt sich mit den Friedensbedingungen einverstanden, um bis zu Hannibal's Ankunft Zeit zu gewinnen (v. 373—387). Die carthagischen Gesandten bitten Hannibal, nach Africa zurückzukehren. Dieser gibt nothgedrungen ihren Bitten nach und segelt ab, nachdem er im Tempel der Juno Lacinia zu Croton[1]) eine grosse Anzahl Italer, welche ihm nicht folgen wollten, hat ermorden lassen (v. 388—560, getreu nach Liv. XXX 20). Hannibal's Rückfahrt; seine Gespräche mit seinen Begleitern während der Nacht. Ein alter Steuermann erzählt den Sieg des Xanthippus über den Regulus, Xanthippus' Ermordung durch die treulosen Carthager und die unglückliche Seeschlacht bei den ägatischen Inseln, welche Erzählung in Hannibal und seinen Gefährten trübe Ahnungen erweckt (v. 561—700, über Xanthippus' Tod vergl. Val. Max. IX 6 ext. 1). Carthagische Gesandte kommen, um Frieden bittend, nach Rom. In Folge dessen wird Lälius, der bereits wieder auf der Reise nach Africa begriffen war, zurückgerufen. Senatssitzung im Tempel der Bellona. Dreifache Meinungsverschiedenheit der Senatoren. Auf Antrag des Lälius werden endlich die Gesandten ohne Antwort entlassen und wird Scipio mit der Fortführung des Krieges beauftragt (v. 701—751, getreu nach Liv. XXX 21. 22. 23). Die Carthager bemächtigen sich trotz des Waffenstillstandes der Transportschiffe von der Flotte des Consuls Cn. Octavius, welche ein Sturm an ihre Küste verschlagen hatte (v. 752—784, sachlich getreu, aber beträchtlich gekürzt nach Liv. XXX 24). Scipio sendet, um Genugthuung zu fordern, drei Gesandte nach Carthago, diese

[1]) Petrarca benutzt hier die Gelegenheit, des von Zeuxis gemalten, in diesem Tempel befindlichen Bildes zu gedenken, in welchem der Künstler die Schönheit von fünf Mädchen zu einem Ganzen verschmolzen hatte. Nach Petrarca stellte dieses Bild die Juno dar, nach Cicero (de invent. II init.) die Helena, Plinius (H. N. IX 33 u. 36) nennt keinen Namen und Livius (XXIV 3) erwähnt das Gemälde gar nicht. Petrarca wählte vermuthlich die Juno, weil der Tempel ihr gewidmet war.

aber werden in der Stadt verhöhnt und auf der Rückfahrt zur See von carthaginiensischen Schiffen angegriffen, denen sie nur mit grosser Mühe zu entrinnen vermögen (v. 785–816, getreu nach Liv. XXX 25). Lälius und die carthaginiensischen Gesandten kehren aus Rom nach Africa zurück; letztere werden von Scipio gütig empfangen und erhalten sicheres Geleit (v. 817 bis 838, vgl. Liv. XXX 25). Mago, obgleich schwer verwundet, verlässt Italien. Ausführliche Schilderung der Küsten (Riviera) von Sestri di Levante bis zur Tibermündung, an denen seine Fahrt ihn vorbeiführt. Mago stirbt; sterbend beklagt er die Nichtigkeit des irdischen Lebens und die Erfolglosigkeit der menschlichen Bestrebungen (v. 839 - 913)[1].

Siebentes Buch. Hannibal, das Schicksal des Mago nicht ahnend und mit Plänen und Sorgen um ihn beschäftigt, segelt nach Africa und landet unter einem ungünstigen Vorzeichen — das Schiff nimmt die Richtung nach einem Grabmale — bei Leptis (v. 1–30, vgl. Liv. XXX 25 extr.). Die Römer freuen sich über den Abzug der Carthager aus Italien, besorgen aber zugleich, dass Hannibal in Africa erst recht furchtbar und gefährlich werden werde, wie Fabius es vorausgesagt hatte. So schweben sie zwischen Furcht und Hoffnung, doch bringen sie den Göttern ein fünftägiges Dankfest dar (v. 31—89, vgl. Liv. XXX 21 und 28). Scipio lässt gefangen genommene Spione der Carthager in seinem Lager herumführen und ihnen Alles zeigen, worauf er sie an Hannibal zurücksendet (v. 90 – 123, vgl. Liv. XXX 29 init.). Zusammenkunft Hannibal's mit Scipio. Die beiderseitigen Reden (v. 124—458, vgl. Liv. XXX 29, 30 und 31, Petrarca's Darstellung ist jedoch etwas erweitert und ausgeschmückt; der Rede des Scipio ist vom Dichter eigenthümlicher Weise durch die wiederholte Berufung auf Gott, cf. v. 377 ff., und einmal auch auf die Unsterblichkeit der Seele eine gewisse religiöse Färbung gegeben worden. Zusatz des Dichters sind die von Hannibal für die

[1]) Diese Episode bietet eine Fülle schöner und hochpoetischer Stellen dar, namentlich sind v. 898 ff. wahrhaft ergreifend.

Wandelbarkeit des Glückes angeführten Beispiele: Cyrus, Pyrrhus, Regulus und Hannibal selbst v. 300—325. Einmal hat Petrarca den lateinischen Text seltsam missverstanden, indem er den Satz des Livius XXX 30 sub fin.: „vestri quoque patres [i. e. senatores] nonnihil etiam ob hoc, quia parum dignitatis in legatione erat, negaverant pacem" übersetzt v. 335 ff.: „Et vos, nisi falsa relatu Audivi, pactum foedus sprevistis avorum Tempore, quod minime dignis auctoribus ictum Esse videretur."). Beide Feldherren berichten ihren Kriegern das Ergebniss der Unterredung und machen sie auf die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes aufmerksam. Die Krieger rüsten sich zur Schlacht (459—499, vgl. Liv. XXX 31 extr. und 32 init.). Die Göttinnen Rom und Carthago (Personificationen der Städte) steigen in der Nacht vor dem Entscheidungskampfe in den Himmelssaal empor und flehen Jupiter (welcher als der christliche Gott aufzufassen ist) um Schutz und Hülfe an, Rom mit Hinweis darauf, dass die Enkel der jetzigen Römer Gott einst im wahren Glauben verehren würden. Jupiter enthüllt hierauf die Zukunft, indem er erklärt, dass das Treiben fast aller Menschen ein sündhaftes und ihm missfälliges sei, und dass er, bevor noch das zehnte Saturnjahr vergehen werde, zur Erlösung der Menschheit Menschengestalt annehmen und sogar den Tod erdulden wolle. Jetzt aber sei Rom der Sieg beschieden und dort werde auch künftig für alle Zeiten derselbe seinen bevorzugten Sitz sich erwählen (v. 500 bis 728). Scipio stellt sein Heer in Schlachtordnung und feuert es durch eine siegverheissende Rede an (v. 728—833. vgl. Liv. XXX 32 extr. und 33 init.). Hannibal ordnet sein Heer und ermuthigt es ebenfalls durch eine Rede (v. 834—915. vgl. Liv. XXX 33, die Rede Hannibal's ist zum Theile Erfindung des Dichters). Beschreibung der Schlacht von Zama. Lange wogt der Kampf unentschieden hin und her, da beide Feldherren alle Kunst aufbieten, den Sieg zu erringen. Endlich weichen die Carthager. Hannibal selbst flieht nach Hadrumetum, von wo er sich, vom Senate herbeigerufen, nach Carthago begibt (v. 916—1080, vgl. Liv. XXX 33, 34, 35).

Achtes Buch. Scipio erobert das carthaginiensische Lager und bemächtigt sich der daselbst aufgehäuften Schätze (v. 1—38, vgl. Liv. XXX 36 init.). Scipio, Massinissa und Lälius bringen einen grossen Theil der Nacht in vertraulichen Gesprächen hin, deren Inhalt die Wechselfälle der geschlagenen Schlacht, die Flucht Hannibal's und die Beurtheilung desselben als Feldherrn bilden. Scipio wird nicht müde, die Tüchtigkeit und die hohe Begabung seines Gegners, für welche namentlich auch noch seine Disposition für die Schlacht Zeugniss ablege (dies nach Liv. XXX 35) zu preisen und ihn für selbst dem grossen Alexander, der doch nur verweichlichte Orientalen besiegt und nie Gelegenheit zur Erprobung seines Talentes auch im Unglück gehabt habe, weit überlegen zu erklären. Endlich begeben sie sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen reist Lälius als Siegesbote nach Rom ab (v. 39—247, vgl. Liv. XXX 36, doch ist im Wesentlichen diese Episode ein Werk selbständiger Schöpfung des Dichters). Bestürzung in Carthago, Berathu ngdes dortigen Senates. Hannibal, um sein Gutachten befragt, räth dringend zum Frieden. Hierauf entflieht er mit seinen Schätzen nach Ephesus zum Könige Antiochus von Syrien. Genaue geographische Beschreibung des Weges, den er nimmt. An der sicilischen Küste tödtet Hannibal seinen Steuermann Pelorus, weil er sich von ihm verrathen glaubt (v. 248—358, vgl. Liv. XXX 35 und Val. Max. IX 8 ext. 1). Scipio und Octavius rücken gegen Carthago vor. Friedensgesandtschaft der Carthager. Scipio recognoscirt die Lage und die Befestigungen Carthago's. Besiegung des Vermina, Sohnes des Syphax. Abermalige Friedensgesandtschaft der Carthager (v. 359—458, vgl. Liv. XXX 36). Wunderzeichen geschehen in Rom und ganz Italien. Der Consul Ti. Claudius, auf Scipio's Kriegsruhm eifersüchtig und begierig, denselben mit ihm zu theilen, rüstet sich, nach Africa überzusetzen. Ein gewaltiger Sturm aber zerstreut und vernichtet zum Theil seine Flotte, er selbst wird mit wenigen Schiffen nach Sardinien verschlagen und muss dort den Winter verbringen, so dass während dessen sein Amtsjahr abläuft (v. 459—546, vgl. Liv. XXX 38, 39 und

44 init.). Die Kunde von dem bei Zama erfochtenen Siege gelangt nach Rom. Allgemeine Freude daselbst. Der neue Consul Corn. Lentulus strebt darnach, Africa als Provinz zugewiesen zu erhalten und sich dann den Ruhm der Beendigung des Krieges zu erwerben (v. 547—611, vgl. Liv. XXX 40)[1]. Abermalige Friedensbotschaft der Carthager an Scipio. Dieser bewilligt endlich den Frieden unter den bekannten Bedingungen. zu denen noch die (unmöglich gewordene) Auslieferung Hannibal's hinzugefügt und motivirt wird. Die Carthager nehmen nothgedrungen diese Bedingungen an [da Petrarca oben, v. 248—358, die von Liv. XXX 35 extr. gegebene Variante von der Flucht Hannibal's reproducirt und mit der bei Liv. XXX 37 med. gegebenen Erzählung verschmolzen hat, so kann er in diesem Abschnitte Hannibal nicht mehr, wie bei Livius. als zum Frieden rathend auftreten lassen]. Reise der carthagischen Gesandten nach Rom. Rede des Hasdrubal Haedus im Senate (vgl. Liv. XXX 42). Der Senat bewilligt den Frieden. Dank der Gesandten. Hasdrubal erhält die Erlaubniss, die Stadt Rom zu betreten, um die carthagischen Kriegsgefangenen zu besuchen (vgl. Liv. XXX 43)[2]. Zusammenkunft Hasdrubal's, nachdem er die Stadt durchwandert, mit den Kriegsgefangenen. Zweihundert der letzteren werden vom Senate bedingungsweise freigegeben. Rückreise der Gesandten nach Africa (v. 612 bis 1004). Die Gesandten kehren zu Scipio zurück. Der Friede wird feierlich geschlossen, Scipio belohnt den Massinissa, bestraft die Ueberläufer; kommt nach Carthago, richtet an die

---

[1]) Der Dichter nimmt hier Anlass, über die Nachtheile zu klagen, welche die römische Verfassung durch die Theilung der Macht unter zwei, oft auf einander eifersüchtige und überdies schon nach Jahresfrist von anderen abzulösende Consuln für die Staatsverwaltung und die Kriegführung mit sich brachte. Besser als die Doppelherrschaft sei die Monarchie, in welcher nur ein Wille herrsche. Vgl. oben S. 319.

[2]) Dies gibt dem Dichter Gelegenheit, eine ausführliche Beschreibung des antiken Roms zu entwerfen (v. 862—951), welche, wenn auch manche Irrthümer und Anachronismen aufweisend, im Wesentlichen doch richtig ist und ein ehrendes Zeugniss von Petrarca's topographischen Studien ablegt.

Carthager — ziemlich naive - Ermahnungen, sich künftig mit ihrem Landbesitze zu begnügen und auf die Seefahrt und Seeherrschaft zu verzichten, wesshalb auch zu ihrem eigenen Heile ihre Flotte verbrannt werden solle. Die Verbrennung der Flotte wird ausgeführt (v. 1005—1084, vgl. Liv. XXX 43, die Rede des Scipio ist Zusatz des Dichters).

Neuntes Buch. Scipio segelt heimwärts, das Meer ist ruhig, der Himmel heiter. Auf dem Decke des Schiffes sitzt schweigend Ennius, Scipio's steter Begleiter. Scipio redet ihn freundlich an und fordert ihn auf, ihm die sorgenbeladene Brust durch den Vortrag eines Liedes zu erleichtern (v. 1—22). Ennius preist die Grösse der Thaten Scipio's und verheisst ihm ewigen Ruhm, aber er beklagt, dass nur er (Ennius), der des Lateinischen nicht völlig Kundige, der Herold dieser grossen Thaten sein solle, doch werde in später Zukunft ein begabterer Dichter (d. i. Petrarca selbst) ihn besingen (v. 23—64). Scipio wünscht von Ennius zu erfahren, wesshalb der Lorbeer das Ehrenzeichen der Sieger und Dichter sei. Bevor Ennius hierauf antwortet, erörtert er, von welchen Grundsätzen in seinem Schaffen der Dichter sich leiten lassen müsse — Grundsätze, welche mit den im Eingange dieses Capitels (S. 650 f.) dargelegten vollkommen übereinstimmen —, und dann legt er dar, aus welchen Gründen der Lorbeer als Auszeichnung der Helden und Dichter gewählt worden sei — es sind dieselben Gründe, welche auch in der Krönungsrede (vgl. oben S. 181 f.) ausführlich entwickelt worden sind (v. 65—123). Nun erzählt Ennius den wunderbaren Traum, den er in der Nacht vor der Schlacht bei Zama gehabt habe: Homer, den er über alle Männer der Vorzeit verehre, sei ihm als blinder Greis erschienen, habe ihm den bevorstehenden Sieg der Römer verkündet und zugleich — es ist aber zwischen dem Vorhergehenden und dem Folgenden (v. 215 u. 216) sicherlich eine beträchtliche Lücke anzunehmen — ihm auch prophezeiht, dass einst Petrarca den Scipio besingen und mit dem Lorbeer sich krönen werde, eine Prophezeihung, bei welcher der Dichter es an einer, allerdings mit grosser Naivetät vorgenommenen, starken

Selbstberäucherung nicht fehlen lässt und namentlich nicht darauf hinzuweisen vergisst, welch' ein unsterbliches Werk er einst in dem Buche über die berühmten Männer schreiben werde (v. 124—289, die auf Petrarca selbst bezüglichen Stellen sind v. 216—268 und v. 273—283). Beschreibung der Fahrt nach Italien und des von Scipio in Rom gefeierten, glänzenden Triumphes (v. 290—409, vgl. Liv. XXX 45). Hinweis auf die späteren traurigen Schicksale Scipio's, die der Dichter nicht besingen will (v. 410—420). Schluss des Gedichtes: Klage um König Robert's Tod. Mahnung an die Dichtung, sich, so lange die gegenwärtigen trüben und den Musen abholden Zeiten währen, möglichst verborgen zu halten und erst, wenn ein besseres Jahrhundert gekommen sein wird, an die Oeffentlichkeit zu treten (v. 421—477).

Welches Urtheil sollen wir nun über die eben skizzirte, umfangreiche [1]) epische Dichtung fällen? Vielleicht dürften folgende Bemerkungen nicht allzuweit von der Wahrheit sich entfernen.

Als Ganzes, als eine einheitliche Composition betrachtet, ist das Gedicht als ein durchaus verfehltes Werk zu bezeichnen, und gewiss würde dies Urtheil auch abgegeben werden müssen, wenn wir das Epos in einer lückenlosen und vollständig abgeschlossenen Gestalt besässen (vgl. oben S. 662 f.), denn die fehlenden Bücher hätten gerade den sprödesten Stoff behandeln müssen, dessen Bewältigung dem Dichter noch weniger gelungen sein würde, als die Verarbeitung der verhältnissmässig gefügigen Materien, welche die erhaltenen Gesänge zum Gegenstande haben. Die Schuld, dass das Epos als Ganzes so wenig befriedigt, liegt keineswegs hauptsächlich etwa daran, dass der Dichter Virgil's Aeneis allzu ängstlich nachgeahmt hätte. Nachgeahmt hat er sie allerdings, aber die Nachahmung ist keine sklavische und wird nirgends zur geschmacklosen Copie, der Dichter hat es vollkommen verstanden, sich eine genügende Originalität zu wahren und nimmt neben Virgil doch ungefähr

[1]) Die „Africa" zählt 6723 Verse (Virgil's Aeneis 10098 Verse).

dieselbe Stellung ein, wie dieser neben Homer. Auch hat man ja zu berücksichtigen, dass der Begriff der „Nachahmung“ nicht allzuweit ausgedehnt werden darf[1]), dass man nicht berechtigt ist, einen jeden Vers der „Africa“, welcher an einen Vers Virgil's anklingt, ohne Weiteres für nachgeahmt zu halten, sondern zu erwägen hat, dass diese Aehnlichkeit auch vielfach eine in der Natur der Sache selbst begründete sein kann. Die Schuld des Misslingens der „Africa“ ist anderwärts zu suchen. Zunächst in dem Dichter selbst. Es war eine arge Selbsttäuschung Petrarca's, dass er sich zur epischen Dichtung berufen glaubte, denn ihm, der so durch und durch subjectiv angelegt war und so sehr der Objectivität entbehrte, fehlte für das Epos jede Begabung und überdies war sein unleugbares poetisches Talent doch bei weitem nicht ausreichend, um eine grosse Composition beherrschen zu können. Sodann aber, wie wäre es überhaupt möglich gewesen, dass der Begründer des Humanismus und der Renaissance ein wahres Epos zu schaffen vermocht hätte? Das wahre Epos hat seine Wurzeln im Volksleben, ist ein Product des Volksgeistes, ja die bedeutendsten Epen sind dies in einem solchen Grade, dass sie geradezu Werke eines Volkes und nicht eines Individuums sind und dass wir eben einfach um desswillen die Namen ihrer Verfasser nicht kennen, weil sie nicht durch die Hand individualer Dichter, sondern nur durch diejenige ordnender Redactoren die Gestalt, in welcher sie uns vorliegen, erhalten haben. Wahre Epen können nur da entstehen, wo ein lebenskräftiges, seiner Vergangenheit sich freuendes und des Zusammenhanges mit derselben sich bewusstes Volksthum besteht, nur da, wo eine einschneidende Störung und Unterbrechung der volksthümlichen Culturentwickelung nicht stattgefunden hat. Humanismus und Renaissance aber brachen grundsätzlich mit der Vergangenheit, sie wollten die bestehende Culturform möglichst

---

[1]) vgl. den inhaltsreichen Aufsatz (Recension der Dissertation Wezel's „de C. Silii Italici cum fontibus tum exemplis“ von Blass in Fleckeisen's Jahrbüchern für Philologie, Bd. 109 (1874), p. 471—512.

vollständig zerstören und eine neue oder vielmehr eine neubelebte alte an ihre Stelle setzen, sie wollten die Culturentwickelung der Völker in andere, von den bisherigen durchaus divergirende Bahnen leiten. Dadurch ward jede volksthümliche Poesie immer mehr und mehr untergraben, je festeren Boden die Renaissancebildung gewann und je weiter sie ihre Kreise zog, dadurch ward namentlich dem Epos die Axt an die Wurzel gelegt. Ein wahres Epos konnte im Bereich der Renaissance nicht existiren, nur das Kunstepos, welches mehr ein Product der Gelehrsamkeit, als der Poesie ist, vermochte fortan seine Blüthen zu treiben, an deren exotischem Dufte und Farbenglanze nur wenige Auserwählte sich zu erfreuen befähigt waren. Man wende nicht ein, dass doch auch Bojardo's und Ariost's entschieden volksthümliche Rolandsdichtungen und Tasso's befreites Jerusalem Schöpfungen der Renaissance seien. Diese Werke treten, obwol chronologisch der Renaissancezeit angehörig (und selbst dies könnte man bei Tasso's Dichtung vielleicht bezweifeln), doch aus der Renaissance heraus, indem sie sich die von der strengen Renaissance verpönte Mischung mit mittelalterlich-romantischen Elementen gestattet haben, und überdies sind die Rolandsdichtungen eher Cyclen an einander gereihter anmuthiger Episoden, als Epen im eigentlichen Sinne des Wortes zu nennen, Tasso's Jerusalem aber ist recht eigentlich die poetische Verherrlichung der beginnenden katholischen Reaktion gegen die Renaissancebildung und erhält hauptsächlich dadurch seine hervorragende litterargeschichtliche Bedeutung. Die wirklichen Renaissanceepen sind durchaus Kunstdichtungen gewesen und haben als solche nie volksthümlich werden können. Das wurde schon durch die Natur ihrer Stoffe zur Nothwendigkeit gemacht. Der Epiker der Renaissance musste nothgedrungen nur antike Stoffe behandeln. oder wenn er ja etwa über das eigentliche Alterthum hinausreichende historische Stoffe zu behandeln wagte, wie z. B. Trissino gethan hat, so musste er dieselben mit einem antikisirenden Gewande bekleiden und sie dadurch kläglichst verunstalten, alle wirklich volksthümlichen Stoffe aber waren ihm

ein verbotenes Gebiet und aus dem reichen Borne der Sage durfte er nicht schöpfen, höchstens wahrte er sich noch das an sich so ergiebige Feld der christlichen Legende, aber für eine fruchtbringende Behandlung desselben fehlte wieder ihm und seinem Publicum die nothwendigste Vorbedingung, der naive Glaube. So tragen denn mit Naturnothwendigkeit die Renaissanceepen den Charakter des Frostigen, Akademischen und Reflectirenden an sich, es fehlt ihnen Wärme, Lebendigkeit und Frische, denn, so begeistert der humanistische Dichter auch für die Antike sein mochte, diese Begeisterung war doch immer nur, um so zu sagen, eine angelernte und verstandsmässig erzeugte, und das gelangt denn auch in ihren Schöpfungen zum Ausdruck.

Auch Petrarca's „Africa“ erhebt sich, als Ganzes betrachtet, nicht über den allgemeinen Charakter der Renaissanceepen, deren lange Reihe sie eröffnet. Die Wahl ihres Stoffes war eine verhältnissmässig sehr geschickte, zu nennen, und es ist nicht zu bezweifeln, dass, wenn das Römerthum einen wirklichen Epiker hervorgebracht hätte, derselbe in der Wahl der Schlussepisode des gewaltigen zweiten punischen Krieges einen überaus glücklichen Griff gethan und ein wahrhaft nationales Epos zu schaffen vermocht haben würde. Aber ein solcher Epiker hätte nicht allzu lange Zeit nach den von ihm zu besingenden Ereignissen leben dürfen, noch inmitten der lebendigen Tradition stehen müssen. Schon Silius Italicus, übrigens ein sehr mittelmässiges Talent, kam viel zu spät und vermochte — was freilich auch aus anderen Gründen das einzig Mögliche war — eben nur ein Kunstepos ohne Leben und Farbenfrische zu schaffen. Und in wieviel höherem Grade musste dies nun bei Petrarca der Fall sein, zwischen dessen Zeitalter und demjenigen des Scipio die gewaltige Kluft von fünfzehn Jahrhunderten gähnte! Mochte der Dichter der „Africa“ sich noch so sehr bemühen, das Römerthum sich zu assimiliren, als Römer zu denken und zu fühlen, es konnte ihm dies natürlich nicht gelingen und vollends nicht, da er weder den Willen noch die Kraft besass, von der christlichen Lebensanschauung zu abstrahiren und ihr

die römisch-heidnische zu substituiren. So musste das Werk von vornherein eine Fehl- und Missgeburt werden und das hat schliesslich ohne Zweifel auch der Verfasser selbst begriffen und schmerzlich empfunden.

Wir brechen also über die „Africa", insofern sie den Anspruch erhebt, ein wirkliches Epos zu sein, unbedenklich den Stab. Keineswegs indessen wollen wir damit die Dichtung in ihrer Totalität in Bausch und Bogen verdammen: als ein Ganzes ist sie misslungen, aber viele ihrer einzelnen Theile sind vortrefflich. Es besitzt die „Africa" eine grosse Anzahl von Episoden, welche geradezu Meisterwerke der poetischen Kunst genannt werden müssen[1]), sie weist eine Fülle von Naturschilderungen und Gleichnissen[2]) auf, deren sich auch der bedeutendste Epiker nicht zu schämen haben würde. Jedenfalls war der Dichter der „Africa" ein hochbegabter Dichter, wenn auch eben nicht ein Epiker ersten Ranges, und die „Africa" ist trotz der fundamentalen Fehler ihrer Composition doch eine bedeutende und des Lesens wohl würdige Dichtung, ja es wird sie ein Jeder lesen müssen und übrigens auch mit vielem Genusse lesen können, dem daran gelegen ist, sich ein Gesammturtheil über Petrarca's poetische Befähigung zu bilden. Wenn in früheren Zeiten über die „Africa" so äusserst ungünstige Urtheile gefällt worden sind und dieselbe als ein in jeder Beziehung misslungenes und ungeniessbares Machwerk bezeichnet worden ist, so dürfte die Schuld zum grossen Theile daran gelegen haben, dass die Dichtung bis auf die neueste Zeit nur in entsetzlich verwahrlosten Ausgaben vorlag, in denen sie

[1]) Wir erinnern nochmals an die Episode der Liebe Massinissa's und Sophonisbe's, welche eingehend zu würdigen schon um desswillen interessant ist, als an dem gleichen Stoffe sich bekanntlich auch das Renaissancedrama versucht hat.

[2]) Eine eingehende Betrachtung der zahlreichen von Petrarca in der „Africa" gebrauchten Gleichnisse und Bilder würde sehr mannigfache und interessante Ergebnisse liefern, wir müssen sie uns indessen hier aus Rücksicht auf den Raum versagen. Nur kurz hinweisen wollen wir auf einige der originellsten Gleichnisse: I 209 ff. 266 ff. 401 ff. III 668 ff. V 6 ff. 189 ff. 498 ff. VII 15 ff. 450 ff. VIII 1081 ff. IX 290 ff. u. v. a

wirklich als geradezu unlesbar bezeichnet werden muss. Selbst die Ausgabe von Pingaud (Paris, 1872) liess noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Erst Corradini's Bemühungen ist es gelungen, einen, wenn auch wol nicht überall unanfechtbaren, so doch im Allgemeinen correcten und lesbaren Text herzustellen, und es darf nun wol gehofft werden, dass dasjenige Gedicht, auf welches zumeist Petrarca seinen Ruhm begründen wollte, fortan fleissiger gelesen und richtiger gewürdigt werde, als bisher geschehen ist. —

Haben wir uns, wie billig, bei der „Africa" etwas länger verweilt, so dürfen und können wir die übrigen lateinischen Dichtungen um so kürzer besprechen.

Die zwölf Eklogen müssen als das unerquicklichste Erzeugniss der Muse Petrarca's bezeichnet werden. In ihnen hat sich der Dichter der Allegorie in der maasslosesten Weise bedient und dadurch den poetischen Gedanken oft geradezu erstickt, fast immer aber bis zur Unkenntlichkeit verschleiert, so dass er selbst einen Commentar zu schreiben sich veranlasst sah [1]). Es ist dies um so mehr zu beklagen, als Petrarca gerade in diesen Gedichten häufig sein innerstes Denken und Fühlen aussprechen und seine Handlungen rechtfertigen wollte. Man erkennt an diesen Dichtungen recht deutlich, wie unheilvoll die Allegorie zu wirken, wie arg sie die wahre Poesie zu überwuchern vermag. Bekanntlich geben schon Virgil's Eklogen Anlass zu solcher Beobachtung und Klage, diejenigen Petrarca's aber, welcher, wie ein Nachahmer meist, den Fehler seines Vorbildes in's Ungemessene steigert, thuen dies in noch weit höherem Grade. — Der Inhalt der einzelnen Eklogen, welche übrigens fast alle und zwar in rascher Aufeinanderfolge in Vaucluse geschrieben wurden [2]), ist in Kürze folgender:

---

[1]) Ueber den dunkeln Styl der Eklogen hat Petrarca sich selbst Ep. Fam. X 4 u. Ep. Sen. II 1 ausgesprochen; er fühlte wohl den Fehler, den er begangen, wollte aber, befangen in einer falschen Theorie, ihn nicht eingestehen.

[2]) Ep. Fam. VIII 3.

Ekl. 1 (124 Verse). Petrarca (= Silvius) erklärt, wesshalb er nicht, wie sein Bruder Gherardo (= Monicus), dem beschaulichen geistlichen Leben sich widmen könne, sondern den Musen dienen und den göttergleichen Jüngling (Scipio) besingen wolle.

Ekl. 2 (124 Verse). Klage über den Tod des Königs Robert.

Ekl. 3 (164 Verse). Allegorische Schilderung der Liebe Petrarca's zur Poesie und Erzählung der Dichterkrönung.

Ekl. 4 (75 Verse). Erörterung der Frage, wesshalb die Italiener in der Poesie die Franzosen übertreffen (nahezu unverständlich, vgl. aber die Epitome b. Hortis, Scritti inediti p. 361; im Einzelnen finden sich manche sehr poetische Stellen, wie z. B. die Verherrlichung der Dichtkunst in v. 45 ff. u. 56 ff.).

Ekl. 5 (141 Verse). Polemik gegen die Colonna und Orsini, Verherrlichung des römischen Volkes und seines Befreiers Cola di Rienzo.

Ekl. 6 (210 Verse) und Ekl. 7 (144 Verse). Heftige Polemik gegen das avignonesische Papstthum.

Ekl. 8 (128 Verse). Petrarca nimmt Abschied von dem Cardinale Giovanni Colonna (vgl. oben S. 232).

Ekl. 9 (111 Verse). Klage über die Verwüstungen der Pest des Jahres 1348.

Ekl. 10 (401 Verse). Klage über den Sturz eines dem Dichter lieben Lorbeerbaumes; der Lorbeerbaum ist hier, wie so oft, sowol das Symbol für die Dichtkunst als auch für Laura. Der Dichter beklagt also zugleich den Verfall der Poesie und den Tod Laura's. Der Grundgedanke des Gedichtes ist tief poetisch, aber leider vermag er unter dem Wuste der Allegorie nicht zu seiner Geltung zu gelangen[1]).

Ekl. 11 (102 Verse). Klage um Laura's Tod.

[1]) Ein besonderes Interesse erhält diese Ekloge noch dadurch, dass Petrarca in ihr, freilich zum Theil unter den seltsamsten Umschreibungen, 105 Dichter des Alterthums aufzählt, die ihm dem Namen nach bekannt waren.

Ekl. 12 (160 Verse). Betrachtungen über den Krieg zwischen König Johann dem Guten von Frankreich und Eduard III. von England; kurzer Bericht über die Schlacht von Poitiers.

Wie aus einer dunkelen Grotte in ein sonnenhelles und blumengeschmücktes Gemach treten wir von den Eklogen zu den poetischen Episteln. Diese sieben und sechzig kleinen Dichtungen [1]) bilden einen Blüthenstrauss von Poesien, der sich an Duft und Lieblichkeit kühn mit dem „Canzoniere" vergleichen darf, ja vielleicht sogar denselben an Frische und natürlichem Reize übertreffen mag. Aus diesen poetischen Episteln ist die Allegorie verbannt oder, wo sie erscheint, erscheint sie doch nur in anmuthig leichter, nicht in mystisch dunkler Form, und gerade um desswillen sind sie so schön und so erfüllt vom Hauche wahrer Poesie. Hier wollte der Dichter nicht prunken mit tiefsinnigen Gedanken, geistvollen Antithesen und gelehrtem Wissen, hier wollte er die Wahrheit nicht mit einem kunstvollen und nur von dem Eingeweihten zu durchschauenden Schleier der Fiction verhüllen, hier wagte er es, Mensch zu sein und, unbeirrt von einer abstrusen Theorie, seinem natürlichen Genius zu folgen: er wagte dies, weil er in diesen Episteln nur poetisch spielen, nur seinem Mittheilungsdrange, der in den Prosabriefen noch nicht genügende Befriedigung fand, auch in dem melodischen Klange der Verse Ausdruck geben, nicht aber ein für die Unsterblichkeit berechnetes, grosses poetisches Werk schaffen wollte. Wir meinen gerade aus diesen Episteln, in denen der Dichter die augenblicklichen Eingebungen seiner Muse, ungetrübt und unbeschwert von verstandesmässigen Reflexionen, fixirt hat, lässt sich am besten, besser noch als aus dem „Canzoniere", erkennen, welch' hohe poetische Begabung Petrarca besass, und wenn man dies erkennt, so kann man nicht umhin, zu beklagen, dass dieser Dichtergenius in seinen umfangreicheren Schöpfungen sich beengen und beirren liess von wunderlichen theoretischen

---

[1]) Buch I: 14 Episteln; Buch II: 19 Episteln; Buch III: 34 Episteln.

Vorstellungen über das Wesen der Poesie. Was würde Petrarca zu leisten vermocht haben, wenn er immer so natürlich gedichtet hätte, wie in seinen Episteln! wie ungleich poetisch werthvoller würden dann namentlich seine Liebeslieder geworden sein! Den grössten Lyrikern aller Zeiten, selbst einem Goethe, wäre er dann ebenbürtig geworden und auf eine weit höhere Stellung in der Geschichte der Weltpoesie, als ihm jetzt zuerkannt werden kann, würde er dann berechtigten Anspruch besitzen.

Auch das hat wesentlich dazu beigetragen, die Episteln zu poetischen Meisterwerken zu gestalten, dass der Dichter sich in ihnen eng begrenzte Themata zur Behandlung erwählt hat und Themata, welche stets in Beziehung standen zu seinem persönlichen Denken und Empfinden. Für weit umfassende Aufgaben reichte Petrarca's Talent nicht aus — wir sahen dies bei der Betrachtung der „Africa" —, am wenigsten aber vermochte er Themata zu behandeln, welche Objectivität und Ruhe der Darstellung erforderten. Petrarca in seiner durch und durch subjectiven Natur war nicht für das Epos, sondern nur für die Lyrik geschaffen, er scheiterte stets, wenn er grossartige und kühne Compositionen entwerfen wollte, aber bewährte sich als ein Meister, wenn er sich begnügte, Stimmungsbilder zu zeichnen und Seelenzustände zu schildern. Wäre er ein Maler gewesen, so würde er nur in der Landschafts- und Genremalerei Grosses zu schaffen vermocht haben, während ihm Historiengemälde ohne Zweifel missglückt sein würden. Man wende hiergegen nicht ein, dass doch auch die Episteln, weil in dem heroischen Verse der Lateiner geschrieben, dem epischen Gebiete angehören, denn nicht die Form kann hier das Entscheidende sein. Mögen immerhin die Episteln das metrische Gewand der Epik tragen, in ihrem Wesen sind sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchaus lyrisch.

Ein wesentlicher Vorzug der Episteln, dem sie zum grossen Theile ihre Vollendung verdanken, ist die Verschiedenartigkeit ihres Inhaltes. Es wird in ihnen nicht, wie dies im Grossen und Ganzen im „Canzoniere" geschehen ist, immer ein und

dasselbe Thema in zahlreichen und, wenn auch an sich anziehenden und reizvollen, so doch auf die Länge ermüdenden Variationen abgehandelt, sondern in buntem und anmuthigem Wechsel lassen sie die mannigfachsten Bilder an unserem Auge vorüberziehen: bald sind es alle möglichen Scenen aus des Dichters Privatleben in Vaucluse, Parma und Mailand, welche uns vorgeführt werden, bald wieder werden uns die Schilderungen staats- und kirchenpolitischer Situationen entrollt, und andere Dichtungen endlich versetzen uns in die litterarischen Zustände und Fehden des Zeitalters der beginnenden Renaissance; in der einen Epistel finden wir ein flüchtig hingeworfenes Billet, das etwa eine Einladung zu einem Mittagsmahle enthält, in einer anderen einen vertraulichen und ausführlichen Freundesbrief, in einer dritten eine in poetische Form gekleidete Staatsschrift, in einer vierten endlich eine geharnischte metrische Streitschrift, die einen böswilligen Kritiker vernichten soll. Es muss genügen, hingedeutet zu haben, auf diese Vielseitigkeit des poetischen Epistolariums, denn allzuweit würde ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand uns führen, und wir dürfen auch um so eher uns desselben für überhoben erachten, als wir bereits in unserer Biographie des Dichters an geeigneten Stellen den Inhalt so mancher Epistel reproducirt haben [1]).

Es erübrigt noch ein Wort über die metrische Form der lateinischen Dichtungen Petrarca's zu sagen. Es muss hier Aehnliches bemerkt werden, wie über die lateinische Prosa (vgl. oben S. 537 f.) bemerkt worden ist. Petrarca's lateinische Versification ist, vom philologischen Standpunkte aus be-

---

[1]) Hier wollen wir wenigstens die schönsten und interessantesten Episteln bezeichnen: I 2 u. 5 (Ermahnung an Benedict XII. zur Rückkehr nach Rom), I 7 (Geschichte der Liebe Petrarca's zu Laura), I 14 (Verwüstungen der Pest), II 1 (Dichterkrönung), II 11 u. 18 (gegen „Zoilus" über den Werth der Poesie), II 17 (Aufenthalt in Selvapiana), II 19 (Aufenthalt in Parma), II 26 (Rechtfertigung wegen eines prosodischen Fehlers), III 3 (Zusammensein mit Guglielmo da Pastrengo), III 24 (schönes patriotisches Gedicht, ebenso II 12), III 27 (Aufenthalt in Parma), III 29 (Pathenbrief an Marco Visconti).

urtheilt, keineswegs eine tadellose und correcte, sondern weist Verstösse gegen Prosodie und Metrik in ziemlicher Zahl auf, selbst auch principiell durchgeführte Solöcismen[1]), aber sie muss nichtsdestoweniger als glatt, gewandt und elegant bezeichnet werden. Die Verse machen nie den Eindruck des Gekünstelten und mühsam Hervorgebrachten, sondern strömen in natürlichem und freiem Flusse dahin und lassen dadurch erkennen, wie sie nicht das Product einer ängstlich arbeitenden Gelehrsamkeit, sondern die leicht von statten gehende Schöpfung einer keine sprachlichen Schwierigkeiten kennenden poetischen Thätigkeit sind. Dass Ausnahmen vorkommen — sie sind namentlich in der „Africa" zu finden —, ist nahezu selbstverständlich, aber sie sind doch immer nur vereinzelt und vermögen den allgemeinen Eindruck der Anmuth und Formenvollendung, den wir aus den lateinischen Dichtungen gewinnen, nicht abzuschwächen.

Seltsam genug ist es, dass Petrarca sich für seine lateinische Poesie ausschliesslich des Hexameters bedient, den Gebrauch des Distichons dagegen, welches doch dem lyrischen Grundcharakter der meisten Episteln und Eklogen weit angemessener gewesen wäre, consequent verschmäht und ebenso die eigentlich lyrischen Metren nie angewandt hat[2]). Vielleicht glaubte er sich in der poetischen Form von Virgil nicht entfernen zu dürfen. Im Baue des Hexameters hat er sich, und das ist sehr beachtenswerth, die beliebten mittelalterlichen Spielereien des End- und Binnenreimes, des Akrostichons u. dgl., von einer einzigen Ausnahme abgesehen[3]), niemals gestattet, sondern sich der classischen Einfachheit befleissigt. Zuweilen hat er — aber auch hierin sind ihm die classischen Dichter Roms vorangegangen — von der Allitteration Gebrauch gemacht (z. B. Afr III 348, IV 163). — In der „Africa" finden sich in nicht ganz unbeträchtlicher Zahl Halbverse (z. B. III 630,

[1]) Das Nähere sehe man b. Corradini, p. 92 f

[2]) Nur der Brief an Horaz (Ep. Fam. XXIV 7) ist in asklepiadeischem Metrum geschrieben.

[3]) Ep. I 6 ist in gereimten Hexametern geschrieben.

IV 58 u. 388, VI 396, 741 u. 830), wol in Nachahmung der bekannten Halbverse in der Aeneis und vermuthlich dazu bestimmt, Sinnespausen in nachdrucksvoller Weise zu kennzeichnen.

Wir scheiden hiermit von den lateinischen Dichtungen [1]), indem wir hoffen, es werde uns gelungen sein, nachzuweisen, dass auch diese einen hohen poetischen und litterargeschichtlichen Werth besitzen und dass die absprechenden Urtheile, welche man über sie oft fällen zu müssen gemeint hat [2]), durchaus der Berechtigung entbehren.

---

[1]) Von einer Besprechung der „sieben Busspsalmen" dürfen wir absehen, da dieselben nur aus aneinander gereihten Reminiscenzen der biblischen Busspsalmen bestehen. Ebenso haben wir keinen Anlass, die „Gebete" Petrarca's (b. Hortis, p. 367 ff.) zu besprechen.

[2]) Es haben dies z. B. Grillparzer in den „Aesthetischen Studien" (Sämmtl. Werke, Bd. 9, Abth. 2) und noch neuerdings K. Frenzel in seinem Buche „Renaissance und Rococo" (Berlin, 1876), welches auch ein Essay über Petrarca enthält, gethan.

Fünfzehntes Capitel.

Die italienischen Dichtungen.

In der Architektur geschieht es zuweilen, dass die Rücksichten auf die Symmetrie mit denen auf das praktische Bedürfniss in Widerspruch gerathen, dass z. B. die ersteren das Vorhandensein eines Fensters an einer Stelle erfordern, an welcher die letzteren das ununterbrochene Fortlaufen des Mauerwerkes als nothwendig erscheinen lassen. In einem derartigen Falle hilft sich dann der Baumeister wol mit dem Auswege, dass er ein Scheinfenster anbringen lässt und dadurch, ohne die Rücksicht auf das praktische Bedürfniss zu schädigen, doch auch den Anforderungen der Symmetrie wenigstens äusserlich Genüge leistet.

Zu einem ähnlichen Verfahren sehen wir uns in diesem Capitel veranlasst. Eine Betrachtung auch der italienischen Dichtungen Petrarca's durfte diesem Buche nicht gänzlich fehlen, wenn wir uns nicht dem Vorwurfe sträflicher Unvollständigkeit, der vermuthlich von jedem Leser sofort erhoben worden wäre, aussetzen wollten, andererseits aber konnten wir uns nicht entschliessen, dieses Capitel mit der gleichen Ausführlichkeit, wie die früheren, zu behandeln. Mehrfache theils innere theils äussere Gründe liessen es uns vielmehr als

rathsam und gerechtfertigt erscheinen, uns im Folgenden mit einigen kurzen und aphoristischen Bemerkungen zu begnügen.

Ueber Petrarca's italienische Dichtungen, über seine Liebe zu Laura und über Laura's Persönlichkeit ist, namentlich seitdem durch de Sade's grosses Werk die Erörterung dieser Fragen in ein neues Stadium getreten war, bereits so unendlich Vieles und darunter so Vortreffliches gesagt worden, dass wir, wie wir gern eingestehen, uns unvermögend fühlen, etwas wesentlich Neues zu sagen, mit der Wiederholung aber des bereits von Anderen Gesagten sowol die Leser zu ermüden als auch nutzlos den bereits nahezu übermässigen Umfang dieses Buches noch mehr zu erweitern befürchten.

Es kommt hinzu, dass die Kenntniss der in unzähligen Ausgaben und trefflichen Uebersetzungen verbreiteten italienischen Poesien eine so allgemeine geworden ist, dass ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt und die ausführliche Begründung eines aesthetischen Urtheiles über sie, wenigstens an diesem Orte, geradezu Raumverschwendung zu nennen sein würde.

Und überdies werden wir, wenn wir im weiteren Verlaufe unserer litterargeschichtlichen Erzählung die Lyrik der späteren Renaissance eingehend besprechen werden, noch einmal auf Petrarca's Bedeutung für die italienische Dichtkunst zurückkommen müssen und wir meinen, dass wir dann erst dieselbe richtig zu würdigen vermögen werden. Bei der Beurtheilung der „Petrarkisten" erst werden wir den Maassstab auch für die Beurtheilung des italienischen Lyrikers Petrarca finden, denn in den Poesien der ersteren werden wir die charakteristischen Elemente der Poesie des letzteren im Zustande der vollen Entwickelung erblicken. Petrarca als italienischer Dichter darf, wenn der Beurtheiler nicht in Einseitigkeit und schweren Irrthum verfallen will, nicht für sich allein, sondern nur im Zusammenhange mit seinen Nachfolgern und Nachahmern betrachtet werden. Das Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" gilt in seiner vollen Schärfe auch für Petrarca's italienische Poesie: nur an ihren Früchten kann sie richtig erkannt werden, diese Früchte aber reiften erst später im

Petrarkismus, und es würde also, ehe wir nicht zu dessen Betrachtung gelangt sind, unser Erkennen nur ein sehr mangelhaftes sein können. — Endlich aber sei auch noch an Eins erinnert, was wir bereits im Eingange dieses Buches dargelegt haben. Nicht durch den „Canzoniere“ noch durch die „Trionfi“, sondern durch seine lateinischen Schriften ist Petrarca der Begründer des Humanismus und der Renaissance geworden, und es besitzen demnach für den Litterarhistoriker der Renaissance die erstgenannten italienischen Dichtungen nur eine verhältnissmässig untergeordnete Bedeutung.

In Erwägung also der soeben dargelegten Gründe, welche man hoffentlich als berechtigt anerkennen wird, verzichten wir, wenigstens an dieser Stelle, auf eine eingehende Beschäftigung mit den italienischen Poesien Petrarca's und beschränken uns auf die nothwendigsten Bemerkungen. Bei anderen Humanisten, welche zugleich auch italienische Dichter waren, selbst schon bei Boccaccio, werden wir uns der gleichen Einseitigkeit nicht schuldig machen und nicht schuldig machen dürfen, denn bei diesen würden wir nicht das Recht besitzen, einfach auf die Arbeiten Anderer verweisen zu können: wie Vieles und Herrliches ist über Petrarca's „Rime“ und „Trionfi“ geschrieben worden, wie vergleichsweise Weniges und wenig Erschöpfendes aber etwa über Boccaccio's „Fiammetta“, „Teseide“ und „Filostrato“! —

Die unter dem Gesammtnamen des „Canzoniere“ oder der „Rime“ vereinigten lyrischen Dichtungen Petrarca's zerfallen in 317 Sonette, 29 Canzonen, 9 Sestinen, 7 Ballaten und 4 Madrigale. Von dieser ansehnlichen Gedichtmasse behandeln nur 26 Sonette und 5 Canzonen[1]) nicht-erotische Themata, alle übrigen Lieder aber sowie überdies noch die epischen Gesänge der „Trionfi“ sind der Verherrlichung Laura's geweiht[2]). Petrarca's Lyrik ist also ganz vorzugsweise eine

---

[1]) Nach Carducci's Ausg. der „Rime sopra argomenti storici, morali e diversi.“

[2]) Hier mögen auch die besten deutschen Uebersetzungen des „Canzoniere“ genannt werden: 1. von Förster (3. Aufl., Leipzig, 1851). 2. von

Lyrik der Liebe und er selbst wird, insofern er italienischer Dichter ist, sehr passend der Sänger der Liebe genannt. Seltsamer Widerspruch, welcher, anscheinend wenigstens, uns hier entgegentritt! Derselbe Mann, der sich uns in so manchem seiner lateinischen Werke als ein bis zur Askese strenger Moralist zeigt und einen bis zur Rohheit sich steigernden Frauenhass bekennt, er preist in zärtlichen Weisen eines Weibes Schönheit und Liebreiz! und derselbe Mann, der mit redlichem Mühen und angestrengtestem Fleisse den höchsten Zielen des Wissens nachstrebt und ernste, grundgelehrte Bücher schreibt, er findet Zeit, Liebessehnen und Liebesschmerz zu empfinden und in harmonischen Versen sie austönen zu lassen! Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? welcher Art war die Liebe, welche Petrarca zu seiner Laura empfand? und vor allen Dingen, wer war diese Laura, welche den gewaltigen Mann ein und zwanzig Jahre hindurch zu fesseln vermochte und welche selbst noch nach ihrem Tode lange Jahre hindurch sein innerstes Empfinden beherrschte? Denn dass diese Laura wirklich und leibhaftig existirt hat, dass sie nicht bloss eine Abstraction der dichterischen Phantasie, ein allegorisches Bild des Lorbeerbaumes (laurus) und der Poesie, oder auch der Tugend oder der Philosophie gewesen ist, das darf als ganz unzweifelhaft vorausgesetzt werden. Petrarca selbst hat einmal, als sein Freund Giacomo Colonna, aber wol auch nur im Scherze, Laura's reale Existenz angezweifelt hatte, sehr entschieden gegen die Annahme protestirt, dass er nur eine Schöpfung der eigenen Phantasie so begeistert liebe[1]). Aber freilich er, der sonst so Gesprächige und in zahlreichen Episteln so gern und so beredtsam sich Mittheilende, ist überaus zurückhaltend mit Mittheilungen über seine Liebe und deren Gegenstand. Kaum dass sich in seinen Freundesbriefen einzelne halb verstohlene Andeutungen finden, so karg und allgemein gehalten, dass sie

---

Krigar (2. Aufl., Hannover, 1866). 3. von Kekulé u. Biegeleben (Stuttgart, 1844). 4. J. Hübner, Hundert ausgewählte Sonette Petrarca's (Berlin, 1868).

[1]) Ep. Fam. II 9.

uns irgend welche Aufklärung nicht gewähren. Auch das in einigen Eklogen Ausgesprochene geht im Wesentlichen über vage Allgemeinheiten nicht hinaus und ist überdies so mit Allegorie durchwoben und verquickt, dass eine Ausschälung des Sachlichen vielfach ganz unmöglich ist. Verschiedene Gründe mochten den Dichter zu solcher Zurückhaltung bestimmen. In den früheren Jahren, so lange Laura noch lebte, mochte es zumeist eine leicht erklärliche Rücksicht auf die Geliebte selbst und deren Familie sein, welche ihm Schweigen auferlegte, zumal wenn Laura, wie wir annehmen zu müssen glauben, verheirathet war; in den späteren Jahren aber, nach Laura's Tode, mochte noch hinzutreten, dass für ihn selbst Laura immer mehr und mehr von ihrer irdischen Leibhaftigkeit verlor und sich ihm zu einem Idealwesen verklärte, wobei ihm dann die Erinnerung an alles Persönliche als unwesentlich und für seine nunmehrige Auffassung störend erscheinen musste. Auch hat man nicht ausser Acht zu lassen, dass kein sittlicher Mensch seine Jugendliebe dem Publicum in ihrer nackten Realität enthüllen, sondern bestrebt sein wird, den Schleier des Mysteriums über sie zu breiten, in ein gewisses geheimnissvolles Dunkel sie zu hüllen und sie als etwas Heiliges darzustellen, das man profanen Blicken nicht offenbaren dürfe. Unseres Wissens wenigstens hat noch kein wahrer Dichter weder des Alterthums noch der Neuzeit der Mit- und Nachwelt rückhaltslose Angaben über die Lebens- und Familienverhältnisse seiner Geliebten gemacht. Dinge, welche das zarteste Empfinden betreffen und dasselbe mit der Realität des Lebens verbinden, bewahrt überhaupt gern ein Jeder in der eigenen Brust, und oftmals würde er selbst gern darauf verzichten, sie zu wissen und sich dadurch an die Prosa der Alltäglichkeit erinnern zu lassen.

Nur zweimal hat Petrarca sein Schweigen gebrochen und ausführlichere, wenn auch immerhin sehr vorsichtig bemessene Mittheilungen über Laura's Persönlichkeit und über die wahre Natur seines Verhältnisses zu der Geliebten gemacht. Das eine Mal, wie wir sahen, in seiner dem heiligen Augustin ab-

gelegten Seelenbeichte (vgl. oben S. 639 ff.), das andere Mal aber in einer für die Kenntniss seines inneren Lebens überaus wichtigen poetischen Epistel an seinen vertrauten Jugendfreund Giacomo Colonna[1]), welche seltsamerweise von den bisherigen Biographen des Dichters noch nicht nach Gebühr berücksichtigt worden ist.

„Ueberaus theuer ist mir," sagt er in dieser Epistel (v. 37 ff.)[2]), „eine Frau (mulier), welche bekannt ist durch ihre Tugend und ihr altes Geschlecht (sanguine vetusto), meine Lieder haben sie verherrlicht und weithin ihren Ruhm verbreitet. Immer wieder kehrt mein Sinn zu ihr zurück und mit immer neuem Liebesschmerze bestürmt sie mich und nicht scheint es, als werde sie auf die Herrschaft über mich verzichten. Nicht durch Künste der Gefallsucht[3]), sondern durch natürliche Anmuth und seltene Schönheit der Gestalt hatte sie mich einst gefesselt. Schon hatte ich ein Jahrzehend mit ermattetem Nacken die schwere Kette getragen, zürnend, so lange Jahre das Joch einer Frau erduldet zu haben, schon war ich durch die schleichende Krankheit der Seele abgezehrt und zu einem Anderen geworden, schon war die Liebesgluth mir bis in das innerste Mark gedrungen, schon wünschte ich den Tod herbei und vermochte kaum noch die entkräfteten Glieder zu schleppen, da ergriff die Sehnsucht nach Freiheit des unglücklich Liebenden Herz: ich raffte mich auf und versuchte, gewaltsam das Joch abzuschütteln. Ein schweres Unter-

---

[1]) Ep. poet. I 7; für unseren Zweck kommen namentlich die Verse 37—116 in Betracht. Als Abfassungszeit der Epistel, deren Text übrigens, wie er in den baseler Ausgaben vorliegt, ein arg entstellter ist, muss mit grösster Wahrscheinlichkeit das Jahr 1338 (das Jahr nach Petrarca's Rückkehr von der ersten Romreise und seiner Uebersiedelung nach Vaucluse) angesetzt werden.

[2]) Wir übersetzen absichtlich nicht wortgetreu, was bei der Wiedergabe lateinischer Verse bekanntlich leicht zu Entstellungen des Sinnes, jedenfalls aber zu einer überaus unbeholfenen Ausdrucksweise führen kann, indessen hoffen wir, den Sinn getreu wiederzugeben.

[3]) Im Texte (v. 40) steht artibus haec ullis, dass aber dafür artibus haec nullis zu lesen sei, ist geradezu selbstverständlich.

nehmen wahrlich war es, die Herrin aus dem zehn Jahre innegehabten Sitze des Herzens zu vertreiben und die mächtige Feindin anzugreifen mit schon geschwächten Kräften. Dennoch wagt' ich den Angriff, und Gott selbst stand mir bei und verlieh es mir, den Nacken aus der alten Fessel zu befreien und aus dem gewaltigen Kampfe als Sieger hervorzugehen. Die Geliebte aber eilt mir nach wie einem entlaufenen Sklaven und stürmt trauernd auf mich ein, verborgene Fackeln und lockende Waffen gebrauchend — ach! wie oft brachte sie den Schwankenden auf dem betretenen Pfade zu Falle! was sollte ich nun thun? mit welcher Kunst mich vertheidigen? wie mich der drohenden, noch härteren Fesseln, die sie für mich rüstet, erwehren? Ich fliehe, unstät durchirre ich den ganzen Erdkreis, wage die stürmischen Wellen der adriatischen und tuscischen See zu durchfurchen und scheue mich nicht, dies dem Joche der Liebe entrissene Haupt der gebrechlichen Barke anzuvertrauen, denn warum sollte ich einen vorzeitigen Tod fürchten, der ich durch Seelenqualen erschöpft und des Lebens müde bin? Nach dem Westen wende ich mich, und es erblickte mich, den im sonnigen Grase sich bergenden, der hochragende Scheitel des Pyrenäengebirges; es erblickte mich auch der Ocean dort, wo der von seiner Bahn ermattete Sonnengott den Feuerwagen abspült in der hesperischen Fluth und wo er, herabschauend auf den durch der Medusa Anblick zu Stein verhärteten Atlas, die steilen Berggipfel lange Schatten werfen lässt und die Mauren in eilender Nacht verbirgt. Von hier wandere ich dem Norden und dem Boreas zu und durchwandle einsam jene Länder, erfüllt von misstönender Sprachen Gewirr, wo des britannischen Meeres trübe Welle nur erst halb bekannte Küsten mit wechselnder Woge bespült und wo der eisige Boden dem befreundeten Pfluge den Gehorsam versagt und den Weinstock von den Hügeln fern hält[1]). Allmählich besänftigte sich mir auf der Reise der Leidenschaft Woge;

[1]) Diese Stelle („unstät durchirre ich — fern hält") haben wir bereits oben (S. 119 f.) in einem anderen Zusammenhange citirt und besprochen.

Schmerz, Zorn und Furcht begannen zu schwinden, zuweilen schon schloss mir ein ruhiger Schlummer die feuchten Augenlider und ein ungewohntes Lächeln erhellte mein Antlitz, schon lebte in meiner Erinnerung weniger bedrohend und weniger gebietend der verlassenen Geliebten Bild. Ach! was soll ich das berichten? Doch Du zwingst mich dazu. Schon glaubte ich, vor der sinnbethörenden Liebe gesichert zu sein und die schmerzende Wunde und den Stachel der Leidenschaft verachten zu dürfen: es täuschte mich die oberflächlich vernarbte Wunde und die ungewohnte Unterbrechung des Schmerzes. Zum sicheren Tode kehrt' ich zurück: so wollte es das grausame Verhängniss, so stürzte mein Irren meinen Geist in's Verderben. Kaum hatte ich das Gebiet der theuren Stadt wieder betreten, als die frühere Sorgenlast wieder die freie Brust umfing, als die rasende Krankheit auf's Neue mich befiel. Was soll ich sagen? womit soll ich Elender des zweiten thränenreichen Leides Erzählung beginnen? denn wer würde mir es glauben und durch welche Kunst des Gesanges vermöchte ich es zu berichten, wie oft der Schmerz mich antrieb, den Tod herbeizuflehen und auf Schlimmeres noch zu sinnen, und welche Pein mir das abermalige Ringen nach Erlösung schuf? Ich halte also inne — aber nachdem ich endlich die letzten Fesseln von meinem Nacken abgestreift, ist meine ganze Hoffnung einzig auf die Flucht gewandt, und nicht fürchtet mit solchem Entsetzen der Schiffer in der Nacht eine Klippe, wie ich jetzt der Geliebten Antlitz und ihr herzbewegendes Sprechen, ihr goldgelocktes Haupt und ihren schneeweissen Hals, den eine Kette schmückt, ihren reizenden Nacken und ihre süssen Tod spendenden Augen. Denn was sollte ich beginnen und welcher erzürnten Gottheit zum dritten Male vergebliche Gelübde weihen? Während ich von solchen Sorgen belastet im Gemüthe Alles bedachte, erschaute ich von fern an verborgenem Gestade diesen Fels und glaubte hier in meinem Schiffbruch Sicherheit zu finden. Hierher also richtete ich die Fahrt und beweine nun im abgeschiedenen Thale die Jahre der vergangenen Zeit. Doch die Geliebte verfolgt mich auch hier und

mich als ihr Gebiet beanspruchend[1]), erscheint sie bald des Wachenden Augen und bald wieder scheucht sie in traumhaftem Schrecken mit drohendem Antlitz den flüchtigen Schlummer. Oft auch tritt sie — wunderbar! — trotz der dreifach verschlossenen Pforte[2]) um Mitternacht in mein Schlafgemach und fordert siegesbewusst mich als ihren Sklaven zurück. Dann erstarren mir die Glieder und aus allen Adern strömt mein Blut zum Schutze des Herzens zusammen, und ich zweifle nicht, dass, wenn Jemand mit einer Leuchte an mich heranträte, er in meinem Angesichte grauenhafte Blässe entdecken würde und wahrnehmen, wie die Seele das Nahen neuen Unheiles schaudernd empfindet. Erschreckt erwache ich, in Thränen gebadet, und springe vom Lager empor und, bevor noch die Morgenröthe den Himmel erleuchtet, verlasse ich das mir furchtbar gewordene Haus, durchirre Berge und Haine und blicke immer scheu mich um, ob nicht etwa die, welche den Schlummernden aufscheuchte, auch dem Wandelnden begegene. Kaum wird man es glauben dürfen, wenn ich dieser Verfolgung jemals entrinnen sollte! Oft, wenn ich in unwegsamen Wäldern ganz allein zu sein vermeine, da zeigen mir die im Lufthauch schwankenden Gebüsche und der Stamm der einsam stehenden Eiche ihr Angesicht, aus der Fluth der Quelle taucht mir ihr Bild empor, in den Wolken, in der leeren Luft und selbst im harten Gesteine glaube ich sie zu erblicken, und Furcht hemmt meinen zweifelnden Schritt. Solche Netze stellt Amor mir und keine Hoffnung darf ich ferner hegen, wenn nicht der allmächtige Gott mich, den in der wirbelnden Fluth Ermatteten, erlöst und, nachdem er der Macht des Feindes mich entrissen, mir wenigstens in diesem Verstecke Sicherheit vergönnt."

Wer war nun diese schöne Feindin des Dichters, aus deren Fesseln er so vergebens sich zu lösen strebte?

---

[1]) So darf man vielleicht „sua rura retentans" übersetzen, denn unter „sua rura" Vaucluse verstehen zu wollen, was an sich näher läge, würde unstatthaft sein, da uns Nichts zu der Annahme berechtigt, dass Laura, bezw. ihr Gatte, in Vaucluse Landbesitz gehabt habe.

[2]) Für „ter lumine clauso" des Textes lesen wir „ter limine clauso".

Mannigfache Vermuthungen, welche hier zu wiederholen ebenso zwecklos als ermüdend sein würde, sind hierüber von den früheren Biographen und Erklärern Petrarca's aufgestellt worden, Vermuthungen, welche schon um desswillen unhaltbar sein mussten, weil sie sich lediglich entweder auf jeder Beglaubigung entbehrende Localtraditionen in Avignon-Vaucluse oder auf mehr oder minder willkürliche Deutungen einzelner Stellen des „Canzoniere“ und vielleicht auch der Eklogen und Episteln stützten. Eine wirklich begründete Beantwortung der Frage hat zuerst de Sade in seinem bekannten Werke über Petrarca (1764—67, vergl. oben S. 39) zu geben versucht. Die von ihm aufgestellte Hypothese lässt sich etwa folgendermaassen kurz zusammenfassen.

Laura wurde als Tochter eines Edelmannes Audibert de Noves [1]) und dessen Gattin Ermessende ungefähr im Jahre 1307 geboren. Am 16. Januar 1325 vermählte sie sich mit einem gewissen Hugo de Sade, dem Sohne eines angesehenen und wiederholt mit dem Amte eines städtischen Syndicus betrauten Mannes zu Avignon. Die Trauung erfolgte in der Marienkirche zu Avignon, und als Mitgift erhielt Laura in Folge testamentarischer Verfügung ihres bereits etwa im Jahre 1320 verstorbenen Vaters die erkleckliche Summe von „6000 tournois à l'o rond“ [2]) sowie zwei Anzüge (einen grünen und einen scharlachfarbenen), einen silbernen Kranz im Werthe von 20 Goldgulden, ein Bett und Alles, was sonst zur standesgemässen Ausstattung gehörte. Laura gebar ihrem Gatten 11 Kinder und starb nach einer 23jährigen Ehe am 6. April 1348 zu Avignon als ein Opfer der damals grassirenden Pest, nachdem sie am 3. April ihr Testament gemacht hatte. Begraben wurde sie in der vorstädtischen Franciscanerkirche [3]).

---

[1]) Noves „gros bourg situé en Provence, à deux lieues d'Avignon, dont il est séparé par la Durance“. de Sade I p. 128.

[2]) de Sade setzt diese Summe derjenigen von 80,000 Livres gleich (es würden dies ungefähr 60,000 Mark sein).

[3]) Auf das letztere deutet auch Petrarca selbst Ekl. 11, v. 10 ff. hin. Im Jahre 1533 soll Laura's Grab von dem Florentiner Geronimo Manelli

Den Beweis seiner Behauptungen gründet de Sade auf zahlreiche Urkunden, welche er in dem Archive seiner Familie aufgefunden zu haben versichert und welche er in den seinem Werke beigegebenen „pièces justificatives" im Wortlaute mittheilt. Es ist aber mit diesen Urkunden eine sehr missliche Sache: man kann ihre Aechtheit nicht gerade mit ganz positiven und unwiderleglichen Gründen anzweifeln, schon desshalb nicht, weil die Originale nicht mehr vorhanden sind, aber ebensowenig lässt sich ihre Authenticität irgendwie erhärten und beweisen, denn dass de Sade selbst die Documente von Rechtsgelehrten und angesehenen Bürgern Avignons als ächt beglaubigen liess, ist weit eher geeignet, Misstrauen, als Vertrauen zu erwecken, oder kann uns, wenn wir den Stand der Urkundenkritik im achtzehnten Jahrhunderte bedenken, doch mindestens nicht als eine genügende Gewähr erscheinen. Verdächtig ist gerade die grosse Ausführlichkeit der Documente und ihre schöne Uebereinstimmung mit allen den Angaben über Laura's Persönlichkeit und Schicksale, welche man — es bleibe dahingestellt, mit welchem Rechte — aus dem „Canzoniere" und den „Trionfi" hat herauslesen wollen. Argwöhnisch muss auch der Umstand machen, dass de Sade eingestandenermaassen in dem Nachweise, dass Petrarca's Laura die Aeltermutter seines eigenen Geschlechtes sei, die Befriedigung eines persönlichen Ehrgeizes suchte und fand. Verdachtsgründe liegen also gewiss vor, und so hart es auch scheinen mag, zu argwöhnen, dass ein ohne allen Zweifel hochgelehrter und jedenfalls auch um die Wissenschaft sehr verdienter Mann, wie de Sade, gleichwol ein Betrüger gewesen sein könnte, so muss man andererseits doch bedenken, dass die historische Kritik sich eben nur von sachlichen Gründen und nicht von

---

wieder entdeckt und geöffnet worden sein. Im Inneren fand man angeblich ein auf einem Pergamentstreifen geschriebenes Sonett, dessen poetischer und sprachlicher Werth ein überaus fragwürdiger ist. In demselben Jahre soll auch König Franz I. das Grab wieder haben eröffnen lassen und bei dieser Gelegenheit das bekannte kleine Gedicht zu Ehren Laura's verfasst haben. Das Nähere sehe man bei Blanc, a. a. O. p. 231.

Gefühlen leiten lassen darf, mögen diese an sich auch noch so löblich und ehrenwerth sein, und ferner hat man zu erwägen, dass Beispiele von zu Betrügern gewordenen Gelehrten leider in der Geschichte der Wissenschaft keineswegs so selten sind, und dass demnach de Sade's Tugend mindestens nicht als ein Axiom und als etwas über jeden Zweifel Erhabenes vorausgesetzt werden darf. Wir nehmen indessen, so wenig wir auch an die Aechtheit der de Sade'schen Documente zu glauben vermögen, doch aus zwei Gründen davon Abstand, eine Anklage auf Fälschung gegen de Sade zu richten. Einmal, weil es uns sehr wohl möglich erscheint, dass de Sade nicht der Betrüger, sondern der Betrogene war. Die Tradition nämlich, dass Laura der Familie der de Sade angehört habe, ist eine sehr alte — bereits im Beginne des sechszehnten Jahrhunderts fand sie Alessandro Vellutello in Avignon festgewurzelt — und denkbar ist es also, dass, um sie zu stützen, bereits frühzeitig Documente, vielleicht mit Zugrundelegung vorhandener ächter, geschmiedet wurden, welche dann der Petrarcabiograph de Sade in der That in seinem Familienarchive finden und in gutem Glauben für authentisch halten konnte. Sodann aber ist die Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit der betreffenden Urkunden im letzten Grunde für die Sache ganz gegenstandslos. Denn im Falle der unzweifelhaften Aechtheit der Documente wird durch diese doch nichts weiter bewiesen, als dass eine gewisse Laura de Sade, geborene de Noves, als Mutter von elf Kindern (sieben Söhnen und vier Töchtern) am 6. April 1348 im Alter von 41 Jahren zu Avignon starb, dass aber diese Laura oder Laurette de Sade mit der von Petrarca besungenen identisch sei, ist damit noch durchaus nicht festgestellt, so gern man auch zugeben mag, dass eine solche Annahme sehr naheliegend und selbst bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich sei, zumal, wie bereits erwähnt ward, eine alte Tradition Laura zu einer de Sade macht, obschon dabei doch auch zu bedenken ist, dass bekanntlich sehr häufig in einer und derselben Familie der gleiche Vorname von verschiedenen Gliedern getragen wird.

Die Hypothese de Sade's ist, weil sie die einzige war, welche wenigstens den Schein einer urkundlichen Begründung für sich hatte, bis auf die neueste Zeit hin so ziemlich allgemein — selbst von Männern wie Tiraboschi, Baldelli, Fracassetti, Zefirino Rè und Mézières — angenommen worden, indessen hat es ihr doch auch an Widerspruch nicht gefehlt. Namentlich haben mehrere der bedeutendsten Forscher, vorzugsweise wol durch ein gewisses ästhetisches Gefühl bestimmt, daran Anstoss genommen, dass Laura eine verheirathete Frau und Mutter zahlreicher Kinder gewesen sein soll, und sind in Folge dessen mit scharfen und gewandt geführten Waffen für die Jungfräulichkeit Laura's in die Schranken getreten, so namentlich der Engländer Lord Woodhouselee [1]), der grosse Petrarcakenner und Petrarcabibliograph Marsand [2]), Blanc in seiner vortrefflichen biographischen Skizze (Ersch und Gruber's Encycl. S. III. Th. 19 S. 228 ff.) und ganz neuerdings noch L. Geiger in seinem trefflichen Buche über Petrarca (S. 215 ff. u. 274 f.) [3]); wir meinen indessen doch, dass dieser zu Gunsten der Jungfräulichkeit unternommene Feldzug ein ergebnissloser gewesen ist, und wenn von irgend einer der von de Sade aufgestellten Thatsachen, so sind wir davon überzeugt, dass Laura verheirathet war. Wir verzichten bei der Begründung dieser unserer Ueberzeugung gern darauf, uns auf die oben (S. 639) besprochene Stelle des dritten Gespräches über die Weltverachtung zu berufen, durch welche, wenn die Lesart „partubus“ als die richtige angenommen werden könnte, wenigstens Laura's Mutterschaft unwiderleglich bewiesen sein würde, wir verzichten auch darauf, in den Kränzen, edlen Steinen und Perlen, mit denen Petrarca in verschiedenen Sonetten seine Geliebte geschmückt sein lässt, einen Beweis ihres Frauenthums zu erblicken, wie in sehr anfechtbarer Weise

---

[1]) In der Schrift „An historical and critical essay on the life and character of Petrarch“ (Edinburgh, 1810).

[2]) Biblioteca petrarchesca (Mailand, 1826), p. 231 ff.

[3]) Ausserdem seien noch genannt Costaing de Pusignan und Salvator Betti (La Laura del P., Modena, 1866).

de Sade es gethan hat, und wir verzichten endlich darauf, aus der Begleitung Laura's im „trionfo della castità“ irgend welche Folgerungen ziehen zu wollen. Für entscheidend dagegen halten wir die wiederholt[1]) ausgesprochene Klage des Dichters, dass die Eifersucht eines Anderen ihm des Anblicks der Geliebten beraube, denn wer könnte dieser Andere wol sonst sein, als eben ein eifersüchtiger Gatte? Von grossem Gewichte scheint es uns ferner zu sein, dass Laura an mehreren Stellen, besonders aber in der oben (S. 689) mitgetheilten Epistel an Giacomo Colonna, von Petrarca ausdrücklich als „mulier“ bezeichnet wird. Allerdings braucht Petrarca mehrfach auch Bezeichnungen, welche für die Jungfräulichkeit zu sprechen scheinen, aber, ganz abgesehen davon, dass Renaissancedichter oft genug verheirathete Frauen als Jungfrauen bezeichnet haben, so lassen die betreffenden einzelnen Stellen sämmtlich eine leichte Erklärung zu[2]), so dass auf sie der Beweis für Laura's Jungfräulichkeit sich schwerlich fernerhin wird stützen können. Wir glauben demnach, dass Laura in der That vermählt gewesen ist, und können darin auch Nichts erblicken, was irgendwie auffällig oder anstössig wäre. Nach unserer gegenwärtigen deutschen Auffassung und Anschauungsweise mag es uns ja allerdings seltsam genug erscheinen, dass ein Dichter eine verheirathete Frau und nicht ein junges Mädchen zum Gegenstande seiner Verehrung macht und unver-

[1]) Son. 144. 162 u. 167.

[2]) Wenn in Ekl. VIII v. 75 der Hirt Amyclas (= Petrarca) seine Geliebte (= Laura) „puella“ nennt, so geschieht das eben der Fiction zu Liebe und nach dem Vorgange Virgil's, der in seinen Eklogen die Hirten stets nur Mädchen, nicht Frauen lieben lässt. In Ekl. III konnte, wenn der Dichter nicht gegen alle Mythologie sich versündigen wollte, Daphne selbstverständlich nur als Mädchen dargestellt werden. Wenn im dritten Gespräche über die Weltverachtung Augustin die jugendliche Laura „adolescentula“ nennt, so geschieht dies offenbar nur, weil ein anderer Gegensatz zu dem vorhergehenden „anus“ nicht vorhanden war, denn „muliercula“ hätte einen komischen Beigeschmack gehabt. Die Hindin in Sonett 138 (157) soll nur frei von der Liebe sein, nicht von der Ehe. In Canzone 12 (15) v. 49 ff. aber sagt Petrarca nur, dass er Laura's Schönheit besser als irgend ein Anderer erkannt habe.

drossen Liebeslieder an sie richtet, denn wir müssen sofort daran denken, dass eine solche Liebe unter normalen Verhältnissen und unter der Voraussetzung der Sittlichkeit auf beiden Seiten von vornherein eine hoffnungslose ist und bleiben muss. Aber man erinnere sich, dass Petrarca und Laura nicht in Deutschland und nicht im neunzehnten Jahrhundert, sondern in Frankreich und im vierzehnten Jahrhundert lebten, und das Räthsel wird sich mühelos lösen. In Frankreich und überhaupt in den romanischen Ländern ist es, wenigstens in den sogenannten besseren Ständen, noch gegenwärtig herrschende Sitte, dass die jungen Mädchen ihre Erziehung in einem Kloster erhalten und, wenn sie nach Beendigung derselben das Kloster verlassen, oft sehr bald eine Convenienzehe eingehen. Die jungen Mädchen werden hierdurch von dem gesellschaftlichen Leben fern gehalten und treten erst als junge Frauen in dieses ein. Die natürliche Folge hiervon ist, dass die Huldigungen der Männerwelt vorzugsweise den jungen Frauen gewidmet werden, welche denn auch, da sie nicht nach eigener Wahl und Neigung sich vermählen durften, oft nur allzu bereit sind, Liebesanträge zu erhören. Das Herz will eben sein Recht haben, und wird ihm dieses vor der Ehe nicht gewährt, so erhebt es später nur um so lauter seine Ansprüche. Bekannt ist ja, dass, während der deutsche Roman meist mit der Heirath abzuschliessen pflegt, der französische in der Regel damit beginnt und dann freilich den Ehebruch erzählt. So ist es in der Gegenwart und so war es, nur in noch erhöhtem Grade, im Mittelalter. Die Troubadours und die Minnesänger haben fast ausnahmslos nur den Frauen, nicht den Mädchen, ihr Herz und ihr Lied geweiht. Vielfach freilich war dieser Minnedienst nur eine conventionelle Form, oft genug aber war er auch ernsthaft gemeint, im letzteren Falle steigerte er sich bei idealen Naturen zum schwärmerischen Platonismus, während er bei leidenschaftlichen Sinnesmenschen einfach mit dem Ehebruche endete und enden musste.

Wenn also Petrarca für eine verheirathete Frau glühte, so war dies ganz angemessen dem Geiste und den Verhältnissen

der Zeit und des Landes, in welcher und in welchem er lebte, und weit entfernt, dass seine Handlungsweise etwas Auffälliges gehabt hätte, würde sie vielmehr auffällig gewesen sein, wenn sie anders gewesen wäre, wenn seine Liebe einem Mädchen gegolten hätte. Er selbst scheint sich darüber, dass er die Gattin eines Anderen liebte, nie irgend welche Gewissensbedenken gemacht zu haben, nur die Liebe selbst erschien ihm in melancholischen Stunden als etwas Sündiges, von dem er sich seines Seelenheiles wegen befreien müsse. Den Gedanken aber, Laura etwa ihrem Gatten zu entreissen und selbst mit ihr die Ehe einzugehen — was er vielleicht, trotzdem dass er dem geistlichen Stande angehörte, bei den damaligen kirchlichen Zuständen durch die Vermittelung der Curie hätte ermöglichen können —, diesen Gedanken hat er ganz sicherlich nie gehegt, ja man darf wol mit der grössten Zuversicht behaupten, dass, wenn etwa eine gütige Fee ihm seine angebetete Laura als Gattin hätte zuführen wollen, er dagegen eifrig und entschieden protestirt haben würde. Er war viel zu sehr Egoist, als dass er in der Ehe, welche ja stets eine gewisse Selbstverleugnung und Selbstaufopferungsfähigkeit zur Pflicht macht, ein Glück hätte erblicken können, und er betrachtete dieselbe vielmehr als unvereinbar mit einem der Wissenschaft und idealen Bestrebungen gewidmeten Leben und als eine überaus lästige Beschränkung der persönlichen Freiheit [1]. Er war ein begeisterter, ja geradezu fanatischer Cölibatär.

Beklagt muss es aber doch werden, dass Petrarca, der in so vielen und wesentlichen Beziehungen aus den Anschauungen seines Zeitalters heraustrat, dies nicht auch in Beziehung auf die Liebe gethan hat. Seine hoffnungslose Liebe zu der verheiratheten Laura war doch im letzten Grunde eine unnatürliche und selbst unsittliche Leidenschaft, deren Einwirkung auf ihn und sein poetisches Schaffen vielfach keine heilsame sein konnte: diese Leidenschaft musste, und das gerade um so

---

[1] vgl. oben S. 549 f. u. 555 f.; man vgl. ferner Ep. Fam. V 14 XX 4. XXII 1. Sen. X 3 u. XIV 4.

mehr, je aufrichtiger sie war, ihn mit sich selbst in Zwiespalt bringen, sein Inneres zerreissen und ihm die Möglichkeit benehmen, zu einem wirklich harmonischen und ihn selbst befriedigenden Abschlusse seiner Entwickelung zu gelangen. Eine reine Liebe zu einem Mädchen würde, selbst wenn sie ohne Gegenliebe geblieben wäre und ihr naturgemässes Ziel, die Ehe, nicht erreicht hätte, läuternd und versöhnend auf ihn eingewirkt und ihn noch mehr, als er selbst ohne dies es zu thun vermocht hat, zu der Höhe der Menschheit erhoben haben. —

Wir kehren zu Laura's Persönlichkeit zurück. Was wir über dieselbe wirklich wissen, lässt sich nach dem früher Erörterten in folgende, wenige Worte zusammenfassen: sie stammte aus vornehmem Geschlecht, sie war verheirathet — doch lässt sich weder angeben, wer ihr Gatte, noch ob sie Mutter war —, Petrarca sah sie zum ersten Male am 6. April 1327, welcher Tag aber, wie chronologisch feststeht, kein Charfreitag war, in der St. Clarakirche zu Avignon und widmete ihr bis zu ihrem Tode, einundzwanzig Jahre hindurch, seine Liebe; sie bewies sich gegen den Dichter freundlich und verkehrte mit ihm zwanglos in den damals üblichen geselligen Formen, aber ohne jemals ihm Gegenliebe zu gewähren oder doch ihm dieselbe einzugestehen, wenn sie auch mindestens freundschaftliche Zuneigung für ihn gefühlt und ihm dies auch nicht verheimlicht hat; sie starb am 6. April 1348 zu Avignon und wurde noch am Abend desselben Tages in der Minoritenkirche begraben[1]). Hierzu kommen noch vereinzelte und zum Theil widerspruchsvolle, jedenfalls aber für die Litteraturgeschichte höchst gleichgültige Angaben über die Farbe ihrer Haare und Augen, über ihren Kopfschmuck und ihre Kleidung, über die Lage ihres Wohn-

[1]) Laura's Geburtsort nennt Petrarca niemals ausdrücklich, aber er bezeichnet ihn Son. 4 als „picciol borgo" u. Trionf. della morte II v. 165 als „troppo umil terren". Wir meinen, dass dies verächtliche Bezeichnungen für das dem Dichter so verhasste Avignon sein sollen: es missfiel Petrarca, dass die Geliebte dort und nicht in Rom oder doch in Italien geboren worden war.

hauses, über gelegentliche kleine Erkrankungen u. dgl., Angaben, welche sämmtlich im „Canzoniere“ sich finden und auf welche näher einzugehen hier, wo wir nicht einen Commentar zu demselben schreiben wollen, unsere Aufgabe nicht sein kann. Petrarca hatte sich von dem berühmten Maler Simone Memmi aus Siena, als dieser im Jahre 1336 oder 1339, mit Aufträgen des Papstes betraut, in Avignon sich aufhielt, ein Bildniss Laura's malen lassen, welches er immer bei sich trug (vgl. Son. 49, 50 u. 86, und oben S. 642). Von den drei gegenwärtig noch erhaltenen Bildnissen Laura's — ein grösseres Gemälde auf einer Holztafel, jetzt im Besitz der Signora Isabella Bellanti zu Florenz befindlich, ein der Familie Peruzzi gehöriges Marmorbasrelief und endlich ein Miniaturbild in einem Canzoniere-Codex der florentiner Laurenziana — kann, schon aus leicht ersichtlichen äusseren Gründen, keins mit dem von Memmi gefertigten identisch sein und folglich auch keins darauf Anspruch erheben, uns die Züge der gefeierten Frau in authentischer Weise zu vergegenwärtigen [1]).

Die Geschichte der Liebe Petrarca's würde mit grosser Ausführlichkeit sich erzählen lassen, wenn es nur möglich wäre, die ursprüngliche chronologische Ordnung der einzelnen Lieder wiederherzustellen. Dies aber muss, trotzdem dass eine nicht geringe Anzahl vom Dichter selbst datirt ist, als völlig unmöglich bezeichnet werden, wenigstens haben alle Versuche, welche bis jetzt dazu gemacht worden sind, nur zu phantastischen Hypothesen geführt und den Ausgangspunkt für ganz romanhafte Erzählungen abgegeben.

Höchst wahrscheinlich hat der Dichter selbst, der lange Jahre an diesen Liedern feilte, die chronologische Reihenfolge derselben verschoben, zum Theil vielleicht absichtlich, um dem Gesammtwerke eine grössere innere Einheit zu geben und es nicht als ein blosses poetisches Tagebuch erscheinen zu lassen, zum Theil aber vielleicht auch unwissentlich, da ihm in späteren Jahren die Erinnerung an alle die kleinen Einzelheiten seines

[1]) vgl. Fracassetti, Lett. Fam. II 383 ff. und die dort citirten Bücher.

längst abgeschlossen hinter ihm liegenden Liebeslebens nicht mehr durchgängig treu sein konnte.

Wir müssen demnach darauf verzichten, die Geschichte der Liebe Petrarca's zu schreiben, nicht jedoch darauf, diese Liebe in Kürze zu charakterisiren [1]).

Petrarca liebte Laura wahr und aufrichtig und mit jener vollen sinnlichen Leidenschaft, welche wir bei einem Manne, der so oft über sein heisses Blut und seinen Hang zur Sinnlichkeit geklagt hat [2]), als selbstverständlich voraussetzen dürfen. Nicht sein Verdienst wahrlich ist es gewesen, dass das Liebesverhältniss ein platonisches blieb und nicht zu einem verbrecherischen wurde, sondern allein Laura's Tugend hatte er, wie er selbst offen bekannt hat (vgl. oben S. 642), die Erhaltung der eigenen Tugend zu danken und nur nothgedrungen und sehr gegen seinen Willen musste er am Platonismus der Neigung sich genügen lassen. Aber nicht ungestraft widerstrebt man der Natur. Indem Petrarca's Leidenschaft, wie er von vornherein erkennen musste, weder in der Ehe ihren naturgemässesten und sittlichsten Abschluss erreichen, noch auch, wie er nach langem, vergeblichen Hoffen sich doch endlich überzeugen musste, ausser der Ehe eine wenigstens natürliche Befriedigung finden konnte, wurde sie ihm zur inneren Qual und Pein. Die Liebe war für ihn, so lange er noch nicht jeden Wunsch unterdrückt hatte, nicht die mild erwärmende, das Leben freudvoll erleuchtende Flamme, sondern eine sein Inneres brennende und verzehrende Gluth, die ihm nicht Ruh' noch Rast gönnte und vor welcher er vergebens in die Einsamkeit sich flüchtete, welche vergebens auf weiten Reisen zu kühlen und zu verlöschen er sich bemühte. Angstvoll strebte er immer nach

[1]) Ueber die Art der Liebe Petrarca's vgl. u. A. namentlich Mézières, p. 40—41, Geiger, p. 220—231, u. Henri Blaze de Bury, „Laure de Noves" in der Revue des Deux Mondes v. 15. Juli 1874; selbstverständlich auch de Sade, Ginguené u. Meneghelli (Opere t. III Padua, 1831). Am besten hat aber das Thema wol behandelt F. de Sanctis in seinem „Saggio critico sul Petrarca" (Neapel, 1869), nur ist leider die Form dieses Buches etwas wunderlich und verworren.

[2]) vgl. besonders Ep. ad post. p. 2 f.

Heilung, aber immer, wenn er gewähnt hatte, dass sie ihm beschieden worden sei, musste er erkennen, wie trügerisch sein Glaube gewesen, und musste fühlen, wie die Wunde, kaum oberflächlich vernarbt, bei der geringsten Berührung wieder aufriss und um so empfindlicher schmerzte. Anderes noch kam hinzu, seine Qual zu steigern. Die Liebe zu dem sterblichen Weibe erschien ihm, dem in mittelalterlicher Gläubigkeit Befangenen, als eine Sünde, als ein Verbrechen gegen Gott, der allein ein Recht auf seine Liebe und auf seinen Dienst besitze. So rang er mit der ganzen Verzweiflung eines von Gewissenspein gequälten Herzens nach Erlösung von seiner Leidenschaft, und doch wurde diese Erlösung ihm nie zu Theil und konnte ihm nicht zu Theil werden, denn so gläubig er auch war und sein wollte, er war doch nicht gläubig genug, um die menschliche Natur in sich besiegen, um das eigene Ich ertödten zu können. Es kämpften in ihm der mittelalterliche und der moderne Mensch und keiner durfte des vollen Sieges sich rühmen, und gerade das machte den Kampf so schwer und schmerzensreich. Auch in seiner Liebe, in seinem innersten Fühlen, stand Petrarca auf der Grenze zweier Zeitalter, und auch in seiner Liebe mischten sich seltsam die mittelalterlichen und die modernen Elemente. Daher das Räthselhafte, Dunkele und Vieldeutige, welches Petrarca's Liebesleben, wie es im „Canzoniere“ sich offenbart, an sich trägt: viele Lieder sind so klar und durchsichtig, sie reden so unmittelbar zu unserem Herzen und leihen nur solchen Gefühlen Ausdruck, welche auch wir in der eigenen Brust empfinden, wenn wir je geliebt; in anderen Liedern dagegen ist der Gedanke für uns wie mit einem dichten Schleier umsponnen, und wenn es uns gelingt, diesen Schleier zu heben, so erscheint uns der Gedanke so fremdartig und seltsam, lässt uns so kalt und theilnahmlos und kann uns sogar fast irre machen an dem bewunderten Dichter. Der „Canzoniere“ ist eben ein zwiespältiges Werk, an welchem der mittelalterliche und der moderne Mensch in Petrarca gleichen Antheil haben. Gewiss wird durch diese Zwiespältigkeit das ästhetische Behagen an Petrarca's „Rime“

verkümmert — es wird kaum einen Petrarcaverehrer geben, dem alle Sonette und Canzonen sympathisch sind, sondern es trifft eben ein Jeder seine Auswahl —, aber andererseits gewinnen dieselben eben dadurch eine eminente Wichtigkeit für die Geistesgeschichte der abendländischen Menschheit: sie sind das einzige poetische Denkmal einer hochbedeutenden Uebergangszeit. Wir sehen im „Canzoniere“ den Uebergangsprocess vom mittelalterlichen zum modernen Empfinden vor unsern Augen sich vollziehen.

In die Unmöglichkeit versetzt, ihren naturgemässen Zielen nachstreben zu dürfen, wurde Petrarca's Liebe auf Bahnen abgelenkt, welche geradezu als ungesund bezeichnet werden müssen. Wo berechtigte physische Strebungen gewaltsam unterdrückt werden, da krankt dann auch das psychische Empfinden. So steigerte sich Petrarca's ursprünglich gesundes und natürliches Fühlen allmählich zu einer hyperidealen und mystischen Schwärmerei, welche nur gar zu sehr an den in Klosterzellen so üppig gedeihenden schwärmerischen und visionären Mysticismus erinnert. Die Geliebte hörte für ihn auf ein Weib und ein Mensch zu sein, sie wurde zur Göttin, zur Heiligen, zu einer Abstraction alles Guten und Schönen erhoben, und als sie gestorben war, da lebte sie als überirdisches Wesen für den Dichter fort, sie erschien ihm in verklärter Gestalt, sie stieg gleich einem Schutzengel aus dem Himmel zu ihm nieder und spendete ihm mit liebevollem Zuspruch Trost und Mahnung. Das war eine Apotheose, welche, wenn sie auch vielleicht Einigen hochpoetisch erscheinen mag, in Wirklichkeit doch eine arge psychische und poetische Verirrung war. Die mystische Schwärmerei zeugte aber noch anderes Unheil, indem sie sich einerseits mit der Allegorie und andererseits mit dem reflectirenden Verstande verband. Dadurch wurden Elemente in Petrarca's Liebespoesie hineingetragen, welche sie mit dem Fluche der Unnatur behaften und sie zu einem frostigen Spiele mit Bildern, Sentenzen und Worten herabwürdigen mussten. Eben hierdurch ist die Gesammtwirkung Petrarca's auf die Renaissancelyrik eine so nachtheilige gewor-

den, denn die Nachahmung lehnte sich, wie dies stets geschieht, ganz vorwiegend an die Schwächen des Originals an und steigerte diese bis zur ärgsten und widerlichsten Verzerrung. Und auch schon bei Petrarca selbst wirkt das Uebermaass von Allegorie und Reflexion, an welchem so viele Gedichte leiden, auf den natürlich empfindenden Leser störend und abstossend genug. Denn nimmermehr wird man es schön und poetisch finden können, wenn in einzelnen Sonetten ein geistvoll sein sollendes, in Wahrheit aber nahezu läppisches Spiel mit dem Namen Laura getrieben wird, oder wenn in anderen Laura und der Lorbeerbaum (lauro), der Dichtkunst und des Dichterruhmes Symbol, dermaassen mit einander verschmolzen und durch einander gewirrt werden, dass man oft in der That nicht weiss, ob die Geliebte oder der Baum besungen werden sollte, ob die erstere oder der letztere dem Dichter theuerer war, oder wenn endlich in noch anderen Dichtungen Laura in den seltsamsten Gestalten, etwa als Hindin, erscheint oder auch ihrerseits an dem Dichter die wunderlichsten Verwandlungen vollzieht, ihn zum Schwane, zum Felsen, zum Kiesel, zur Quelle werden lässt. Dergleichen ist eben einfach Unnatur und Unnatur ist niemals schön und wenn sie auch mit dem schönsten poetischen Schleier umwoben ist[1]).

So wurde Petrarca's Liebe krankhaft, doch war sie es durchaus nicht immer, sondern oft genug gewann der Dichter sich zeitweise die Gesundheit seines Empfindens zurück. Namentlich gelang ihm dies in seinen späteren Jahren nach Laura's Tod. Da sänftigte und verklärte sich in glücklichen Stunden seine Leidenschaft und sein Schmerz zur milden Wehmuth, deren wahre Natürlichkeit sich nicht beirren liess durch phantastische Allegorien oder verstandeskühle Abstractionen und Reflexionen. In solchen glücklichen Stunden sind die schönsten der Sonette und Canzonen auf Laura's Tod gedichtet,

---

[1]) Wir geben hier absichtlich keine Belege, da dieselben, selbst auch nur bei einem flüchtigen Durchblättern des „Canzoniere“, von einem Jeden leicht gefunden werden können.

in solchen Stunden hat Petrarca es verstanden, Töne anzuschlagen, welche in jeder fühlenden Brust sympathisch und ergreifend wiederhallen, in solchen Stunden endlich hat er Unvergängliches und Unvergleichliches gesungen.

Ob Laura die ihr gewidmete Liebe mit, wenn auch uneingestandener, Gegenliebe lohnte? Wir wissen es nicht, der Dichter aber hat es geglaubt [1]), so oft auch sein Glaube durch Zweifel erschüttert wurde. Ob er sich aber nicht dennoch getäuscht hat? Wer mag es sagen? Vermuthen möchte man indessen doch, dass Laura, da sie den Dichter mit manchem freundlichen Blick und manchem huldreichen Worte beglückt hat, für ihn ein wärmeres Gefühl, als nur das freundschaftlicher Zuneigung empfand. Wenn dies der Fall gewesen sein sollte, so werden wir unsere hohe Achtung der Frau nicht versagen können, welche die Kraft ernster und strenger Sittlichkeit besass, und wir werden bekennen müssen, dass sie des Ruhmes würdig war, mit welchem Petrarca's Liebe sie für alle Zeiten umstrahlt hat. Aber auch den Dichter werden wir ehren müssen, der eine so sittlich strenge Frau zu seinem Ideale erkor und auch dann noch ihr treu seine Neigung bewahrte, als er hatte erkennen müssen, dass er nie auf eine Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe.

Die Liebe zu Laura war Petrarca's einzige Liebe, denn das Verhältniss zu jener Frau, welche die Mutter seiner Kinder ward, war, wenn nicht Alles trügt, keine Sache des Herzens, sondern nur ein Tribut an die gemeine Schwäche der Menschlichkeit. Kein Lied findet sich im „Canzoniere“. keine Stelle in den zahlreichen Episteln, woraus wir entnehmen könnten, dass der Dichter sich jemals noch von anderen Reizen, als denen Laura's habe fesseln lassen. Nur eine Ausnahme ist allerdings zuzugestehen. In einem Sonette [2]) bekennt der Dichter, dass nach Laura's Tode Amor ihn in neue Bande habe schlagen wollen, dass aber der Tod (der Geliebten) den

---

[1]) Beweisend hierfür ist namentlich Trionfo della Morte II, v. 88 ff.

[2]) „l'ardente nodo, ov'io fui d'ora in ora.“

entstehenden Liebesbund gelöst habe, noch ehe er eigentlich geknüpft worden sei. Auf jede Vermuthung, wer etwa diese eventuelle Nachfolgerin Laura's gewesen sei, muss man verzichten. —

Dass der ästhetische Werth der einzelnen Lieder des „Canzoniere" ein sehr ungleicher ist, geht sowol aus dem oben Erörterten hervor als auch ist es geradezu selbstverständlich. Wenn nach Horaz' bekannter und treffender Bemerkung zuweilen selbst der „gute Vater Homer" schläft, so muss es dem Lyriker, der in mehr als dreihundert Gedichten immer nur eine und dieselbe Frau besingt, noch leichter und häufiger begegnen, dass er ermattet. Das Thema der Liebe mag immerhin für unerschöpflich gelten, aber wenn es immer nur nach einer Richtung hin behandelt wird, so ist es nicht anders denkbar, als dass es, zeitweise wenigstens, aufhört, ergiebig zu sein, dass der Dichter unfähig wird, etwas Neues zu sagen, und sich in endlosen Variationen und Wiederholungen bewegt, ja dass er selbst trivial oder noch öfters, im krampfhaften Streben nach einer unmöglichen Originalität, manierirt wird. Und in einem lange Jahrzehende hindurch fortgesetzten Minnedienste, zumal wenn diesem die Hoffnung auf endlichen Lohn versagt bleibt, kann unmöglich die Leidenschaft immer eine wahre und natürliche sein, sondern oft genug wird ein erkünsteltes Spiel mit Gefühlen, ein Anempfinden an ihre Stelle treten, und auf einem solchen Boden können dann keine natürlichen, sondern nur künstliche Blumen der Poesie emporspriessen, ja fast wäre man versucht, von Eisblumen zu sprechen. Das ist denn auch bei Petrarca nicht selten geschehen, und daher machen so manche seiner Lieder einen so frostigen Eindruck und lassen uns so theilnahmlos: man merkt ihnen eben an, dass der Dichter hier mit seinem Herzen spielt und dass er sich künstlich in Gefühle hineinredet, welche er in Wahrheit gar nicht empfindet, ja man kann dann geneigt sein, humoristische Parallelen zu ziehen zwischen dem Dichter Petrarca, der, weil er es sich nun einmal so angewöhnt hat, in seinen Versen so verzweifelnd sich geberdet, und dem Menschen Petrarca, der, wie man vielleicht in gleichzeitigen Briefen lesen kann, in seiner Villeggiatur

zu Vaucluse sich höchst behaglich befindet und nicht entfernt daran denkt, verzweifelnd und lebensmüde zu sein.

Unerreichbar gross und schön aber ist Petrarca da, wo er wahr und natürlich ist, wo er nur das ausspricht, was er wirklich empfindet. Durch diese empfindungswahren Lieder hat er sich als poetischer Genius bewährt, durch sie hat er die Lyrik von dem mittelalterlichen Formalismus, in welchem sie erstarrt war, zurückgeleitet zu dem Borne der Natur, durch sie eben hat er die Lyrik neu erschaffen. Die Poesie der Troubadours und Minnesänger pflegt man bewundernd zu preisen, und gewiss auch ist sie in vieler Beziehung solcher Bewunderung werth, aber verkennen darf man doch nicht, dass diese Poesie, namentlich in ihrer späteren Gestaltung, der Naturwahrheit und Naturfrische entbehrte, dass sie nur ein Spiel der Galanterie war und dass ihr die seelische Tiefe fehlte. Nur allzu oft betete der Liebessänger des Mittelalters seine Dame bloss mit den Lippen, nicht mit dem Herzen an, so dass dieses letztere Nichts wusste von dem Inhalte der zärtlichen Verse, welche die ersteren sangen. Petrarca zuerst brach in seinen besseren Liedern mit dieser Unnatur, er zuerst wieder hat, wie Hettner so schön und treffend sagt, „sein Herz entdeckt", er zuerst stieg wieder zu den Tiefen der eigenen Brust und fand dort das lautere Gold wahrer Empfindung, das er dann ausprägte in ergreifenden und melodischen Tönen. Es verschlägt Nichts, dass solcher Lieder nicht allzu viele im „Canzoniere" sich finden, es genügt, dass sie darin gefunden werden, um Petrarca's Anspruch auf den immergrünenden Dichterlorbeer als vollberechtigt erscheinen zu lassen. Und übrigens gründet sich nicht eines jeden Dichters Unsterblichkeit nur auf einen verhältnissmässig kleinen Theil dessen, was er geschaffen?

Im Allgemeinen wird man urtheilen müssen, dass, im Grossen und Ganzen genommen, die der gestorbenen Laura gewidmeten Lieder diejenigen, in denen die lebende besungen wurde, an innerem Werthe beträchtlich übertreffen. Auch ist leicht einzusehen, wesshalb: die Trauer des Dichters um die Dahingeschiedene war eine aufrichtige, und in den Schmerz

um die verlorene Geliebte mischte sich die wehmuthsvolle Betrachtung, dass nun auch die eigene Jugend entschwunden sei und dass das eigene Leben dem Abende sich nahe. Das waren natürliche Gefühle, welche leicht auch den natürlichen Ausdruck zu finden vermochten. Wer findet die Klage um die gestorbene Laura nicht natürlicher und erklärlicher, als das aussichtslose und desshalb schliesslich gar nicht mehr ernst gemeinte Werben um die Lebende?

Indessen, wie man auch über den inneren Werth der Lieder des „Canzoniere“ urtheilen möge, einen Ruhm wird man ihnen allen uneingeschränkt zugestehen müssen, den Ruhm vollendeter Formenschönheit. Petrarca hat sich in dem sprachlichen und metrischen Baue seiner Sonette und Canzonen, Sestinen und Balladen als ein Künstler ersten Ranges gezeigt: ein jedes Lied ist in formaler Beziehung ein Kunstwerk im vollsten Sinne des Wortes. Man vergleiche einmal ein Sonett oder eine Canzone Petrarca's mit einer gleichen Dichtung eines der früheren italienischen Poeten — wir möchten selbst Dante nicht ausnehmen, der in der Form seiner Lyrik uns mehr als gelehrter Theoretiker, denn als wirklicher Künstler erscheint — und man wird sofort den ungeheueren Abstand merken. Eher lassen die späteren Troubadours, deren Schüler Petrarca in Bezug auf die poetische Form unleugbar ist, zum Vergleiche sich heranziehen, aber bei ihnen wird die Kunst zu oft und zu sehr zur Künstelei, während Petrarca die Grenzen der wahren Kunst nie überschreitet, wenn er auch zuweilen sich ihnen bedenklich nähert. Die Nachahmer freilich, die Petrarkisten, wurden, wie das die Natur der Verhältnisse mit sich brachte, sofort über diese Grenzen hinausgedrängt und fielen wieder in künstlichen Formalismus zurück. Als besonders bewundernswerth muss der Bau der Sonette Petrarca's bezeichnet werden, denn seine Canzone ist meist zu ausgedehnt, als dass sie eine künstlerische Einheit bilden könnte, und löst sich in die Kunsteinheiten der einzelnen Strophen auf. Selbstverständlich gewinnt das Sonett noch an Werth, wenn mit der schönen Form ein entsprechender Inhalt sich paart, es entstehen dann,

nach Ebert's [1]) treffendem Ausdrucke, „kleine architektonische Kunstwerke, von einem entsprechenden Inhalt erfüllt: indem die Idee, oder das Bild, symmetrisch mit dem fliehenden und wieder zurückkehrenden Reime, in Antithesen sich auflöst, diese aber nur zu einem volleren Accorde schliesslich verschmelzen." — Wir müssen es hier bei diesen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen, denn wollten wir sie näher begründen, so müssten wir eingehende sprachliche und metrische Untersuchungen führen, welche, so interessant und wichtig sie auch sein würden, doch in den Rahmen dieses unseres Werkes nicht gehören, sondern an einem anderen Orte gegeben werden müssen [2]).

Nicht unwesentlich ist die gemachte Beobachtung der künstlerischen Formvollendung der lyrischen Dichtungen Petrarca's. Wir erkennen darin nicht nur die künstlerische Beanlagung des Dichters, sondern auch ein Anzeichen für die bedeutungsvolle Rolle, welche die Kunst in der gesammten Cultur der Renaissance zu spielen berufen war. Formenvollendung ist ja auf allen Gebieten, selbst auf dem des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, das Ideal der Renaissancebildung gewesen, und vielfach hat sie wirklich dieses Ideal erreicht. Darin ist der Zauber begründet, den sie in ihren Schöpfungen auch auf die nachgeborenen Geschlechter noch ausübt, darin aber zugleich auch unleugbar ihre Schwäche, denn wo die Form gepflegt und entwickelt wird, da wird nur gar zu leicht verabsäumt, auch für den entsprechenden Gedankeninhalt zu sorgen, und es tritt dadurch oftmals ein Missverhältniss zwischen Form und Gedanken ein: die erstere wird zur Herrin, während sie eigentlich dem letzteren dienen sollte,

---

[1]) Handbuch der italienischen Nationallitteratur (Frankfurt a. M. 1864), p. 18.

[2]) So viel auch über Petrarca als italienischen Dichter geschrieben worden ist, so fehlen doch leider noch immer eingehende und philologisch exacte Untersuchungen über Petrarca's Sprache und Metrik und selbst zu einer kritischen Ausgabe des „Canzoniere" ist von Carducci nur eben erst ein Anfang gemacht worden. Möchten doch allerwärts sich fleissige und geschickte Hände rühren, um endlich diese alte Schuld abzutragen!

und statt von ihm bestimmt zu werden, bestimmt sie ihn. So besteht denn Formenreichthum und Gedankendürftigkeit neben einander, wir bewundern gleichzeitig die eine und beklagen die andere. Nur einigen wenigen auserwählten Geistern der Renaissancecultur ist es gelungen, der Hellenen unsterblichen Ruhm zu erneuen und den erhabenen Gedanken mit der erhabenen Form zu vermählen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, dass Petrarca nur durch musikalische Begabung zu dem melodischen Baue seiner Lieder befähigt war. Und in der That hat er sich wiederholt als einen begeisterten Freund der Musik bekannt [1]), und seine zeitgenössischen Biographen haben ihm nachgerühmt, dass er ein Freund der Musik und des Gesanges und auch selbst ein vortrefflicher Lautenspieler gewesen sei [2]). Und die Renaissancebildung hat ihres Begründers Freude an der Kunst der Töne beibehalten, hat die Pflege der kunstmässigen Musik zu einem integrirenden Bestandtheile der Jugenderziehung und des gesellschaftlichen Lebens erhoben [3]) und hat in der Ausbildung der Tonkunst nicht Geringeres, als in derjenigen der bildenden Künste geleistet, wie eine noch zu schreibende Geschichte der Musik im Zeitalter der Renaissance gewiss mit Leichtigkeit würde nachweisen können. Man darf, will man die Renaissancecultur gerecht würdigen, das musikalische Element in derselben nicht übersehen und nicht unterschätzen.

Wie schon früher bemerkt ward, enthält der „Canzoniere“ nur wenige Lieder nicht-erotischen Inhaltes, aber gerade diese Lieder — wir denken besonders an die patriotischen Canzonen „Spirto gentil“ und „Italia mia“ — gehören nach dem Urtheile Aller zu den schönsten Perlen der ganzen Sammlung, und tief muss man es beklagen, dass der Dichter lateinische Dichtungen

---

[1]) Ep. Fam. XIII 8; de remed. utr. fort. I 23, vgl. Test. b. Fracassetti, Ep. Fam. III p. 542.

[2]) vgl. Boccaccio bei Rossetti, a. a. O. p. 323 u. Villani bei Mehus, p. 196.

[3]) Man lese z. B., welche wichtige Rolle der Musik in Castiglione's „Cortegiano“ zugetheilt wird.

ähnlichen Inhaltes nicht ebenfalls in der Muttersprache verfasst hat. Hätte Petrarca auch nur seine poetischen Episteln statt in das lateinische in das italienische Gewand gekleidet, so würde die italienische Litteratur ein Werk besitzen, das dem „Canzoniere" völlig ebenbürtig wäre, und ein Stern erster Grösse mehr würde am Himmel der Poesie Italiens erglänzen.

Man hat Petrarca oft vorgeworfen, die Troubadours sklavisch copirt zu haben. Kein Vorwurf kann unberechtigter sein. Wohl hat Petrarca — und wie wäre dies bei seinem langen Aufenthalte auf dem Boden der Provence anders möglich gewesen? — die Gesänge der Troubadours gekannt [1]) und wohl hat er zum guten Theile seine Formenkunst ihrer Schule zu danken, aber in allen höheren Beziehungen ist er nicht ihr Nachahmer gewesen, sondern er hat selbständige Bahnen des poetischen Schaffens gesucht und gefunden. Dass hier und da im „Canzoniere" einmal ein Gedanke sich findet, den bereits ein Troubadour ausgesprochen, oder ein Bild, das bereits ein Troubadour gebraucht hat, das kann dabei bereitwillig zugestanden werden, aber es braucht um desswillen noch keine bewusste oder unbewusste Entlehnung von Seiten Petrarca's angenommen zu werden, und selbst wenn auch die Entlehnung sich sollte nachweisen lassen, so würde dadurch die dichterische Originalität Petrarca's noch lange nicht zweifelhaft werden. —

Ebenso selbständig wie den Troubadours steht Petrarca auch den ihm entweder vorangegangenen oder zeitgenössischen italienischen Lyrikern gegenüber: er hat keinen von ihnen zu seinem Vorbilde genommen, keinen nachgeahmt, und man darf wol sagen, dass er ganz ebenso, wie er wirklich gedichtet hat, auch dann gedichtet haben würde, wenn er überhaupt der zeitlich erste Lyriker gewesen wäre. Er nahm eben neue Ausgangspunkte und Ziele, abweichend von denen der lyrischen Poeten Italiens vor ihm, er bediente sich neuer Kunstmittel und selbst einer neuen Sprache, denn die seine trug nicht, wie die der früheren

---

[1]) Trionf. d'am. III v. 40—54 gibt er eine ausführliche Aufzählung der bedeutendsten Troubadours.

Sänger, eine dialektische Färbung. Daher ist es gekommen, dass Petrarca für die gewöhnliche, nicht gelehrte Litteraturgeschichte auch wirklich für den zeitlich ersten italienischen Lyriker gilt und dass die Namen und Lieder der Lyriker vor ihm dem Volksbewusstsein längst entschwunden sind. Daher ist es auch möglich und statthaft, Petrarca's poetische Werke zu besprechen und zu würdigen, ohne vorher die Geschichte der italienischen Lyrik von ihren Anfängen bis auf seine Zeit erzählt zu haben. Er trat eben aus der bisherigen Entwickelung heraus und eröffnete eine von der früheren genetisch verschiedene Bahn der Entwickelung: er hat allerdings nicht die italienische Lyrik im allgemeinen Sinne des Wortes, aber die nationale und moderne Lyrik Italiens begründet: vor ihm gab es nur provinziale und nach mittelalterlicher Schablone dichtende Lyriker, wenn auch gern bekannt werden soll, dass manche ihrer Lieder noch heute mit Genuss sich lesen lassen; höchstens der grosse Dante nimmt unter den Lyrikern vor Petrarca eine Ausnahmestellung ein, aber er war zu sehr Theoretiker und Mystiker in seinen lyrischen Poesien, als dass er ein ächter Lyriker, und zu universal angelegt, als dass er national hätte sein können.

Die einzelnen Lieder des „Canzoniere“ wurden jedenfalls, wenigstens zum grösseren Theile, der Oeffentlichkeit übergeben, sobald sie entstanden waren. Schon zur Zeit der Dichterkrönung sind ganz sicher zahlreiche Lieder Petrarca's in Umlauf gewesen, wie z. B. durch die Anekdote von dem Blinden von Pontremoli (vgl. oben S. 196 f.) bewiesen wird[1]. In späteren Jahren waren so viele Gedichte in zum Theil sehr entstellten Exemplaren verbreitet, dass Petrarca selbst bezweifelte, ob es einem Sammler gelingen würde, seiner sämmtlichen Dichtungen habhaft zu werden[2]. Selbst untergeschobene italienische Gedichte (ebenso wie untergeschobene lateinische Werke) cursirten bereits während seines Lebens[3]. Das war

[1]) vgl. auch Ep. poet. lat. I 1 v. 30 ff.
[2]) Ep. Sen. XIII 4.
[3]) Ep. Sen. II 4.

auch leicht erklärlich. War doch ein Lied oder eine Schrift des berühmten Petrarca ein Besitz, der sich unter Umständen auch materiell gut verwerthen liess. Wenigstens kamen wiederholt fahrende Sänger zu Petrarca und bettelten ihn um ein Lied an, mit dessen Vortrag sie so viel sich zu erwerben verstanden, dass sie, die arm und zerlumpt zu ihm gekommen waren, sich nach kurzer Zeit als wohlhabende und feingekleidete Männer ihm wieder zeigen konnten [1]). Den Gedanken, seine Lieder selbst zu einer Sammlung zu vereinigen, scheint Petrarca erst in seinen letzten Lebensjahren gefasst zu haben, wenigstens wissen wir nur einen einzigen Fall, dass er einen Freund mit der Uebersendung einer italienischen Gedichtsammlung beehrte: es geschah dies aber am 4. Januar 1373 [2]) und der so reich Beschenkte war Pandolfo Malatesta [3]).

Durch die Veröffentlichung seiner Gedichte meinte übrigens Petrarca der Pflicht, dieselben zu verbessern, keineswegs überhoben zu sein, sondern feilte unverdrossen mit einer Sorgfalt an ihnen herum, welche beinahe kleinlich genannt werden muss und vielleicht nicht immer den Dichtungen zum Vortheil gereicht hat. Es wird uns dies bewiesen durch das Fragment einer Originalhandschrift, welches sich in der Vaticana befindet und von Ubaldini herausgegeben worden ist [4]). Hier sind einzelne Verse und Worte oft mehrfach corrigirt und umgestellt, und es sind diesen Emendationen immer kurze lateinische Bemerkungen beigefügt mit genauer Angabe des Tages und der Stunde ihrer Niederschrift. Man sieht, Petrarca war auch als Dichter Philolog, und man sieht ferner, dass seine Dichtungen das Werk nicht bloss des Genius, sondern auch des ange-

---

[1]) Ep. Sen. V 3.

[2]) Ueber die Zeitbestimmung vgl. Fracassetti, Lett. fam. V p. 281.

[3]) Ep. Sen. XIII 10 (u. Var. 9, letztere Epistel ist nur ein Brouillon der ersteren).

[4]) Rime di M. Fr. P. estratte da un suo originale (Rom, 1642), vgl. Carducci's Mittheilungen daraus in der prefazione. Die letzte Note des Fragmentes ist vom Jahre 1369.

strengten Fleisses, dass sie nicht Kunstwerke aus einem Gusse, sondern Mosaikarbeiten der feinsten und saubersten Art sind.

Diese den italienischen Liedern gewidmete Sorgfalt beweist unwiderleglich, dass Petrarca die Kinder seiner Muse, selbst noch in späteren Jahren, liebte und sie nach Verdienst zu schätzen wusste. Wir werden ihm daher nicht glauben dürfen, wenn er einmal seine italienischen Gedichte für werthlos erklärt und den Wunsch ausspricht, sie verbrennen zu können, falls damit noch die Vernichtung zu erreichen wäre[1]). Es war das eben eine Redensart der Bescheidenheit, welche gelegentlich wol jeder Dichter einmal braucht, oder es war doch höchstens der ihn zeitweilig befallende Stolz des auf alles Nichtlateinische verächtlich herabblickenden Humanisten, der ihn so sprechen liess. Weit eher werden wir ihm glauben können, wenn er uns einmal erzählt, dass er in seiner Jugend den Wunsch und die Absicht gehabt habe, sich ausschliesslich der italienischen Poesie zu widmen, aber davon durch die Erwägung der für ein solches Vorhaben ungünstigen Zeitverhältnisse abgebracht worden sei[2]).

Es lässt sich die Frage aufwerfen, ob Petrarca noch andere, im „Canzoniere" nicht aufgenommene lyrische Gedichte verfasst habe. Diese Frage ist wol unbedenklich zu bejahen, da Petrarca, als er, wie oben erwähnt, seine Gedichtsammlung an Pandolfo Malatesta übersandte, ausdrücklich in dem Begleitschreiben erwähnte, dass er noch viele, nicht in die Sammlung aufgenommene Lieder, zum Theil freilich in verwahrlosten und altersgrauen Manuscripten, besitze und vielleicht später einmal das eine oder andere derselben zur Herausgabe zurecht machen wolle, wie er dies auch bisher dann und wann gethan habe. Eine ganz andere Frage aber ist, ob derartige Dichtungen auf unsere Zeit gekommen sind. Wir bezweifeln es sehr und stehen nicht an, alle die zahlreichen Sonette und Canzonen, welche vom sechszehnten Jahrhundert ab bis auf diesen Tag — neuerdings

---

[1]) Ep. Sen. XIII 10 (vgl. V 3).
[2]) Ep. Sen. V. 3.

namentlich von Thomas[1]), Ferrato[2]) und Capparozzo[3]) — Petrarca beigelegt worden sind, für die wenig glücklichen Schöpfungen von Petrarkisten und nicht Petrarca's zu halten. Den Beweis freilich für diese Behauptung müssen wir, weil er nur auf hier nicht mittheilbare sprachliche, metrische und sachliche Beobachtungen sich stützen kann, einstweilen noch schuldig bleiben, hoffen aber, an geeigneter Stelle ihn nachtragen zu können.

Es erübrigt noch ein Wort über die „Trionfi" zu sagen, denn näher auf diese Dichtung einzugehen erscheint unnöthig, einmal, weil sie für die Litteraturgeschichte keine sonderliche Bedeutung besitzt, und dann, weil sie in einer trefflichen deutschen Uebersetzung[4]) vorliegt, auf Grund deren sich ein Jeder leicht mit ihrem Inhalte bekannt machen kann. Auch diese Dichtung, das Werk des alternden Petrarca — denn es wurde vermuthlich nicht vor dem Jahre 1356 begonnen und erst kurz vor des Dichters Tode im Jahre 1374 äusserlich abgeschlossen[5]) — und ein unverkennbar nach dem Vorbilde der „Divina Commedia", auch in dem gleichen Metrum, wie diese, geschriebenes[6]) allegorisches Epos, soll Laura verherrlichen: so fest hielt der Greis an dem Ideale seiner Jugend! Man pflegt über diese Dichtung, welche freilich ganz offenbar in

---

[1]) In den ‚Monumenta Saecularia' der königl. bayerischen Academie der Wissenschaften (München, 1859). Für die Unächtheit der darin mitgetheilten Sonette dürfte schon das Eine entscheidend sein, dass sich in ihnen vielfach Anklänge an Dante finden (vgl. Thomas, p. X). Nichts ist aber bei dem Verhältnisse Petrarca's zu Dante (vgl. oben S. 499 ff.) unwahrscheinlicher, als dass der erstere sich von dem letzteren habe beeinflussen lassen.

[2]) Rime attribuite a Fr. P. ed. Ferrato (Padova, 1874).

[3]) Rime (d. h. 3 Sonette) del P. etc. ed. (per le nozze Mangilli-Lampertico) Capparozzo (Vicenza, 1876).

[4]) Als Anhang zur Uebersetzung des „Canzoniere" von Kekulé und Biegeleben (Tübingen und Stuttgart, 1844).

[5]) vgl. I. Trionfi etc. ed. Pasqualigo (Venedig, 1874), p. 6 u. 10 (Mittheilungen aus dem vaticanischen Fragmente). NB. Eine andere neuere Ausgabe der „Trionfi" ist die von Cr. Giannini (Ferrara, 1874).

[6]) vgl. oben S. 502.

einer innerlich unfertigen Gestalt uns vorliegt, oft ein sehr geringschätziges Urtheil zu fällen, aber, wie es uns scheinen will, sehr mit Unrecht. Es ist in ihr ein würdiger und erhabener Gedanke[1]) durchgeführt — Laura's (und unter Laura darf man auch die Menschenseele verstehen) Sieg über die Lockungen der Sinnlichkeit und über den Tod und ihre Erhebung aus der Nichtigkeit des Erdendaseins zur Verklärung der Ewigkeit — und diesem Gedanken ist als Gewand eine würdige poetische Form gegeben worden. Wenn irgendwo, so besass hier die Anwendung der Allegorie ihre volle Berechtigung, und übrigens hat sich der Dichter derselben in maassvoller Weise bedient und ist niemals, wie ihm dies in seiner Lyrik zuweilen begegnet ist, in Geschmacklosigkeit und Uebertreibung verfallen. Einzelne Episoden aber (wie z. B. das zweite Capitel des Trionfo della Morte) sind von ergreifender Schönheit und gehören zu dem Herrlichsten, was Petrarca je geschrieben. Besonders ist jedoch die künstlerische Anlage der einzelnen Triumphzüge zu beachten: es werden uns hier eine Reihe von Idealgruppen vorgeführt, welche, wenn man sie sich als Gemälde oder Reliefbilder versinnlicht denkt, eine gewaltige Wirkung ausüben und uns recht deutlich erkennen lassen, welche hohe künstlerische Begabung der Begründer der Renaissance besass und wie diese letztere von ihrem Ursprunge an der bildenden Kunst als demjenigen Gebiete zustrebte, in welchem sie sich zu dem edelsten und eigenartigsten Schaffen befähigt fühlte. Auch haben in der That die „Trionfi" auf die Entwickelung der bildenden Kunst einen nicht zu unterschätzenden Einfluss ausgeübt, welchen im Einzelnen darzulegen wir freilich gern und willig dem berufenen Kunsthistoriker überlassen.

---

[1]) Angeregt zu der Dichtung und speciell zu dem Trionfo dell' amore wurde Petrarca vermuthlich durch eine Stelle des Lactanz (Instit. I 11), vgl. Liebrecht im Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. VIII p. 354 ff.

Wir stehen am Ende der langen Bahn, welche wir in diesem Buche durchmessen haben. Möge der Leser es nachsichtig beurtheilen, wenn Einiges allzu ausführlich und Anderes wieder zu wenig ausführlich erzählt worden sein sollte! Ein gewaltiger Stoff, wie der in diesem Buche bearbeitete es war, fügt sich schwer dem künstlerischen Ebenmaasse, und vielleicht lassen überhaupt nur bei einer wiederholten Bearbeitung sich die richtigen Proportionen gewinnen. Seinen höchsten Lohn aber würde der Verfasser in der Anerkennung finden, dass es ihm gelungen sei, auch schon in diesem ersten Bande seines Werkes neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance zu erschliessen.

Register.

Die Zahlen verweisen auf die Seiten. — P. = Petrarca; R. = Renaissance. Die lateinischen Werke Petrarca's sind mit ihrem lateinischen Titel aufgeführt.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 37, Z. 7 v. oben ff. Hierzu mag ausdrücklich bemerkt werden, dass es allerdings einige mittelalterliche Autobiographen gibt (z. B. Giraldus Cambrensis), dass dieselben aber nicht sowol die Verewigung des eigenen Ich erstrebten als vielmehr nur die Erzählung interessanter Selbsterlebnisse beabsichtigten.

S. 38, Anm. 2. In der hier gegebenen Aufzählung der Petrarcabiographen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ist keine Vollständigkeit beabsichtigt worden — es hätten sonst weit mehr Namen genannt werden müssen — sondern es sollten nur die wichtigsten hervorgehoben werden.

S. 25, Z. 15 v. oben streiche „es“ am Schlusse der Zeile.

S. 28, Z. 11 v. unten (im Texte) statt Petrarca's lies Petrarca.

S. 46, Z. 10 v. oben für Parenzo's lies Parenzo.

S. 64. Ueber Convennole's Gedicht vgl. den Aufsatz von d' Ancona in der Riv. ital. 15. April 1874.

S. 213, Z. 1 v. oben für Pozzuoli lies Puzzuoli.

S. 251, Z. 17 v. oben statt religiösere lies religiöse.

S. 302, Z. 16 v. oben für Villegiatur lies Villeggiatur.

S. 456, Anm. Das hier Gesagte ist einzuschränken: Petrarca war nach seinem sechzigsten Jahre allerdings einer Brille benöthigt, vgl. Ep. ad post. p. 2.

S. 458. Zu diesem Capitel vgl. noch: Villari, Niccolò Machiavelli, Bd. I (Florenz, 1877), p. 88—100.

S. 481, vgl. A. Zingerle, Petrarca's Verhältniss zu den römischen Dichtern (in „Kleine philologische Abhandlungen.“ Innsbruck, 1871).

S. 499 ff. Ueber Petrarca's Verhältniss zu Dante vgl. Cipolla im Arch. Ven. t. VII, p. II.

S. 511, Z. 2 v. oben für Verdienste lies Verdienst.

S. 700 ff. Ueber Laura vgl. noch: Nardi, Petrarca e Laura (Mailand, 1873) u. G. Grion in den Atli del R. Ist. Ven. S. IV t. 3.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





